SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

JAN 30 1914

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von George Cleinow

73. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Volksleistung und Volkswille. Ein Rück- und Ausblick. Von George Cleinow 1

Für Indien den Preis! Von Heinrich Lilienfein in Berlin . . . 10

Der Angelpunkt des österreichisch-russischen Gegensatzes. Von einem Österreicher 19

Die Hexe von Mayen. Roman. Von Charlotte Niese 32

Victor Blüthgen. Zu seinem siebzigsten Geburtstage am 4. Januar 1914. Von Hanns Martin Elster in Berlin 38

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen: Die Gesundbeter und das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Von Landgerichtsrat Dr. Ernst Sontag in Berlin (S. 44)

Frauenbewegung: Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner, „Jahrbuch der Frauenbewegung" Von * (S. 47)

Ausgegeben am 7. Januar 1914.

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

6 Mark vierteljährlich

GERMANIA

Lebens-Versicherung-s Aktiengesellschaft zu Stettin

Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluss der Invaliditätsgefahr.

Sicherheitsfonds: 406 Millionen Mark

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.

Aussteuerversicherung :: Leibrentenversicherungen :: Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung

Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft.
Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

J. A. Henckels. Zwillingswerk in Solingen

fabriziert und empfiehlt: Messer und Gabeln für Küche und Haus — Messer für alle Gewerbe und Künste — Hirschfänger u. Jagdmesser — Scheren f. alle Zwecke.

Hauptniederlage: BERLIN W., Leipzigerstraße 118.

Eigene VERKAUFS-Niederlagen:
CÖLN a. Rh. — DRESDEN. — FRANKFURT a. M. — HAMBURG. — MÜNCHEN. — WIEN I.

Entwicklung und Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie?

Von Dr. Schweighoffer

Geschäftsführer des Zentralverbandes Deutscher Industrieller.

— Preis 50 Pf. —

Die vorliegende Arbeit gibt eine Darstellung der Rechtsverhältnisse, wie sie durch die Vorschriften der Gewerbeordnung, des Handelsgesetzbuchs und durch die Judikatur des Reichsgerichts im Laufe der Zeit gestaltet worden sind. Im weiteren Verlauf der Abhandlung werden den Bestrebungen von Handwerk und Industrie eingehende Erörterungen gewidmet, die den Verfasser zu dem Ergebnis bringen, es sollte — namentlich seitens der gesetzgebenden Faktoren — „vor einer Entschließung über einen gesetzlichen Eingriff die Frage sehr ernstlich geprüft werden, ob durch eine einseitige Förderung des Handwerks auf Kosten der Industrie der dem Handwerk erwachsende Vorteil den Schaden überwiegt, den unsere Volkswirtschaft durch eine Verschärfung der Gegensätze zwischen beiden Berufsständen erleiden müßte". Der praktische Vorschlag des Verfassers geht dahin, eine Instanz zu schaffen, welche einheitlich über alle Streitfälle zu entscheiden hätte, in denen eine Abgrenzung der Gebiete „Fabrik und Handwerk" erforderlich ist. (Kreuz-Ztg.)

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Kapital u. Reserven Mark 281 300 000

Direction der

Disconto-Gesellschaft

BERLIN

Filialen in BREMEN · ESSEN a. d. Ruhr · FRANKFURT a. M. · LONDON · MAINZ · SAARBRÜCKEN
CÜSTRIN · FRANKFURT a. O. · HÖCHST a. M. · HOMBURG v. d. H.
OFFENBACH a. M. · POTSDAM · WIESBADEN

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen

Die Grenzboten

75. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber

George Cleinow

73. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

Verlag der Grenzboten G. m. b. H.

1914

HP30
.G7
v.13:1

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1914. Erstes Vierteljahr

(R. bedeutet Reichsspiegel)

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

	Heft	Seite
Armee, Presse und —, von G. Cleinow R.	9,	419
Ausländerfrage in der Schweiz (Vgl. Schweizer Jahrbuch der süddeutschen Monatshefte), von Richard Meßleny	11,	525
Balkanpolitik, Die österreichische —	12,	535
Belgische Heeresreform 1913, Frankreich und die —	9,	385
Bismarcks Staatsstreichplan, von Maximilian von Hagen	5,	198
Bismarck und Prokesch-Osten. Eine Ehrenrettung, von Ludwig Schemann . 12, 543;	13,	590
Britische Heeresprobleme	13,	577
Bürgertum, Das einige —, von G. Cleinow R.	11,	522
China auf dem Wege zur Monarchie?	13,	582
Diplomatie und internationales Vertrauen, von G. Cleinow R.	10,	468
Elsaß-lothringische Parteien, Zabern und die Verfassungsbewegung der —, von M. Winterberg	2,	49
England im Mittelmeer	6,	265
Frankreich und die belgische Heeresreform 1913	9,	385
Frankreich und England, Der geplante Kanaltunnel zwischen —	3,	112
Frankreich, Weltpolitik, von — aus gesehen	7,	289
Goremykin, Iwan Logginowitsch —, von George Cleinow	8,	337
Grundteilgesetz, Das preußische —	12,	529
Herrenhaus, Ein deutsches —?, von Otto Brandt	10,	471
Innere Fragen, von G. Cleinow R.	7,	328
Juden, Der Sprachenstreit der — in Palästina, von G. Cleinow R.	7,	331
Kabinettsorder, Die — vom Jahre 1798. Ein Epilog, von Dr. Richard Wolff	8,	349
Kanaltunnel, Der geplante — zwischen Frankreich und England	3,	112
Krise, die innere —, von G. Cleinow R.	3,	133
Mittelmeer, England im —	6,	265
Mittelmeer, Realpolitik im —	2,	64
Nachwahlen, von G. Cleinow R.	13,	610
Österreichisch-russischen Gegensatzes, Der Angelpunkt des —, von einem Österreicher	1,	19
Parlamentarismus, Zukunftsfragen des —, von W. von Massow 6, 241,	7,	294
Presse und Armee, von G. Cleinow R.	9,	419
Presse, Von der Pariser —, von Dr. N. Hansen	13,	607
Preußenbund, s. den Aufsatz „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Epilog zum Preußentag, von George Cleinow	4,	145
Reichsgedanke, Der —, von Heinrich Freiherr von Gleichen	5,	193
Rückwärts oder vorwärts? R.	12,	566
Rumänenfrage, Die — in Ungarn, von Paul Samassa	11,	481
Russische, Das — Problem, von G. Cleinow R.	13,	615
Russische Dinge, von G. Cleinow R.	7,	329
Rußland, Der Pressestreit mit —, von G. Cleinow R.	11,	521
Rußland, Ministerwechsel in —, von G. Cleinow R.	7,	329
Rüstungen, die —, von J. J. Ruedorffer	10,	433
Türkei, Die deutsche Militärmission in der —, von G. Cleinow R.	5,	231
Volksleistung und Volkswille. Ein Rück- und Ausblick, von George Cleinow	1,	1
Weltpolitik, von Frankreich aus gesehen	7,	289
Zabern, Die Rechtsfrage von —, von Privatdozent Dr. Karl Kormann	3,	97
Zabern und die Verfassungsbewegung der elsaß-lothringischen Parteien, von M. Winterberg	2,	49
Zabernkommission, Auflösung der sogenannten —, s. „Presse und Armee", von G. Cleinow R.	9,	419
Zionisten und Hilfsverein deutscher Juden R.	7,	331

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

	Heft	Seite
Arbeiterzentrale, Deutsche — und innere Kolonisation, von Dr. Keup	6,	286
Besoldungsreform, Die — im Auswärtigen Amt, von G. Cleinow R.	13,	610
Einfuhrscheine, von G. Cleinow R.	5,	234
Erbschaftssteuerfragen, von Carl Jentsch. Mit einem Nachwort von B.	2,	93
Gewerkschaften. Der Kampf der christlichen — R.	8,	377
Gewinnbeteiligung. Über die — der Arbeiter in der englischen Industrie, von Dr. C. R. Hennings	9,	403
Inseratenagentur, Telegraphenbureau und —, von ***	7,	334
Kinderschutzes, Grundfragen des —, von Prof. Dr. Klumker	11,	501
Landarbeiterfrage, von G. Cleinow R.	5,	234
Landarbeiterfrage. Zur —, von Regierungsrat Arnold Gaebe	4,	161
Männer, die wir brauchen, von B. Jaroslaw	10,	450
Telegraphenbureau und Inseratenagentur, von ***	7,	334
Werkbund-Ausstellung, Die — in Köln 1914, von Walter Haas	7,	324

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

	Heft	Seite
Duellfrage, Die — im Reichstag, von G. Cleinow R.	11,	523
Gesundbeter, Die — und das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch, von Landgerichtsrat Dr. Ernst Sontag	1,	44
Mielczynski, Glossen zum Urteil gegen den Grafen —, von Landgerichtsrat Dr. Sontag R.	9,	422
Pfadfinderbewegung, Die — in der Schweiz, von Professor Broßmer	8,	140
Seminar, Orientalisches — und Genealogie, von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz	9,	424
Siegfried oder Achill? von R. Schacht	18,	602
Unterricht, Zur Geschichte des staatsbürgerlichen —, von H. Schwanold. (Vgl. 1913, H. 34)	11,	526
Zabern, Die Rechtsfrage von —, von Privatdozent Dr. Karl Kormann	3,	97

278467

Heft Seite

Zivilprozesses, Die Neugestaltung des deutschen —. Anregungen aus Anlaß des Richter- und Anwaltstages. Von Amtsrichter Karl Häuschkel 4, 149; 5, 211; 7, 306

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Genealogie verschiedener Adelsgeschlechter, von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz. (Vgl. 1912, H. 27, 29, 31, 32, 34, 38, 42; 1913, H. 2, 5, 31) 2, 94

Hellenentum, Modernes —, von Costa de Condoyanni 6, 280

Russische Eindrücke eines Kroaten, von Dr. Dragutin Prohaska 4, 157

Steffens, Heinrich, Von * 6, 287

Stil, Sprachlicher — und bildende Kunst, von W. Nettin 10, 474

Volksetymologie und Volksmythologie, Ein Streifzug in die —, von Adolf Stölzel (s. auch 1913, H. 45, 47, 49) 2, 53; 8, 360; 9, 390

Werkbund-Ausstellung, Die — in Köln 1914, von Walter Haas 7, 324

Zweifellos, von B. 6, 288

Literatur, Kunst, Philosophie

Blüthgen, Victor. Zu seinem siebzigsten Geburtstage am 4. Januar 1914, von Hanns Martin Elster 1, 38

Claudians Lobgesänge, von Fritz Reck-Malleczewen 5, 227

Entwicklung Jugendlicher, Beziehungen zwischen der intellektuellen und moralischen —. Preisausschreiben der Psychologischen Gesellschaft zu Berlin 3, 142

Fichte, J. G. † 27. Januar 1814, von K. Bruchmann 3, 138

„Gang nach dem Eisenhammer." Ergänzung zu der Sage vom — in einer altnordischen Überlieferung des vierzehnten Jahrhunderts, von Witz (s. 1913, H. 44, 212 und 45, 282) . . 2, 95

Gluck, von Dr. H. Schlüchterer 8, 355

Goethes Vater, von Dr. phil. Rudolf Glaser 6, 247

Indien, Für — den Preis! Von Heinrich Lilienfein 1, 10

Individualität, Das Studium der —, von Dr. W. Warstat 12, 575

Kinoreform. Aus dem Kampfe um die —, von Dr. W. Warstat 3, 127

Kulturpsychologie, Ein Beitrag zur —, siehe „Das romantische Bedürfnis unserer Zeit," von Dr. W. Warstat 5, 204

Kunstbetrachtung, Alte und neue —, von Dr. R. Schacht 12, 569

Kunst, Wahrheit und Schönheit in der —, von Richard Müller-Freienfels 3, 104

Lemonnier, s. den Aufsatz: Ein Lebendiger. Über die Werke des toten —, von Dr. Armin T. Wegner 9, 414

Naturalismus, Die Wende des deutschen —, von Fritz Reck-Malleczewen . . 10, 463; 11, 517

Philosophische Literatur, Ein Streifzug durch die neueste —, von Professor Dr. Richard Herbertz 10, 438

Schlegel, Aug. Wilh., Briefe an — Mitg. v. Otto Fiebiger. (Vgl. Berichtigung 12, 576) 11, 489

Tagore, Rabindranath, s. d. Aufsatz „Für Indien den Preis!" von Heinrich Lilienfein 1, 10

Tagore, Rabindranath, Zwei Dichtungen von —. Aus dem Französischen übersetzt von Beatrice Sacks 2, 78

Theaterkritik, Vom Elend deutscher —, von Dr. Fritz Reck-Malleczewen 2, 80

Theatermarkt, Vom Berliner —, von Dr. Arthur Westphal 4, 176

Traumdeuterei der Wissenschaft, Eine Auseinandersetzung mit der —, s. d. Aufsatz „Hütet Euch zu träumen und zu dichten!" von Heinrich Lilienfein 7, 297

Wackenroder, Wilhelm Heinrich —, von Ernst Ludwig Schellenberg 4, 182

Heft Seite

Novellen, Romane, Gedichte

Die Hexe von Mayen, Roman, von Charlotte Niese 1, 32; 2, 70; 3, 118; 4, 167; 5, 220; 6, 272; 7, 317; 8, 366; 9, 408; 10, 456; 11, 510; 12, 552; 18, 595

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes.

Allesch, G. v.: Die Renaissance in Italien (R. Schacht) 12, 561

Altmann-Gottheiner, Dr. Elisabeth: Jahrbuch der Frauenbewegung (*) 1, 47

Baumgartner, Alexander: Goethe (beard. von Stockmann) (H. Gürtler) 10, 477

Biró, Ludwig: Die Lebensretterin. Julchen 1, B

Bohnenblust, Gottfried: Gedichte . . . . . 2, B

Borussicus: Eine Schicksalsstunde des preußischen Staates (G. Cleinow) 3, 134

Boshart, Jakob: Erdschollen (Dr. Richard Meßlény) 4, 189

Branford, B.: Betrachtungen über mathematische Erziehung (Dr. K. Schmitt-Wendel) . . . 4, 188

Brieger, L.: Altmeister deutscher Malerei (R. Schacht) 12, 564

Brümmer, Franz: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten (Dr. Wolfgang Stammler). 5, 237

Bund, Hugo: Kant als Philosoph des Katholizismus (Prof. Dr. Herbertz) 10, 444

Burger, Fr.: Handbuch der Kunstwissenschaft (R. Schacht) 12, 562

Dalcroze, E. Jaques: Das Frühlingsfest (*) 8, B

Delbrück, Hans: Regierung und Volkswille (G. Cleinow) 1, 6

Deutscher Camera-Almanach (Sch.) . . . . 5, B

Die Kunst in Bildern (R. Schacht) 12, 563

Enders, E.: Friedrich Schlegel (W. Stammler) 12, 573

Engel, Eduard: Volks-Goethe (Dr. Karl Freye) 2, 86

Federer, Heinrich: Pilatus (Dr. Richard Meßlény) 4, 190

Finger, R.: Heinrich von Kleists Geheimnis (W. Stammler) 12, 574

Fischer, Otto: Das neue Bild (Dr. Meßlény) 8, 374

Foerster, F. W.: Strafe und Erziehung (*) . 1, B

Förster-Nietzsche, Elisabeth: Der einsame Nietzsche (Dr. W. Warstat) 9, 429

Frey, Adolf: Die Jungfer von Wattenwyl (E. P.) 10, 479

Frey, Adolf, Festspiele (E. P.) 10, 478

Frischeisen-Köhler: Jahrbücher der Philosophie (Prof. Dr. Herbertz) 10, 439

Funck, Heinrich: Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg (B. Seuffert) . 5, 236

Gide und Rist: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen (Heinrich Freiherr von Gleichen) 9, 425

Gleichen-Rußwurm, Alex. v.: Schiller. Die Geschichte seines Lebens (W. Stammler) . 12, 574

Goebel, Otto: Vom Ural bis Sachalin (*) . 3, 142

Godet, Philippe: Frédéric Godet (R. M.) . 9, 430

Hamann, R.: Deutsche Malerei im 19. Jahrhundert (R. Schacht) 12, 561

Hart, Julius: Das Kleistbuch (Tr. Friedemann) 3, 141

Hinneberg, Kultur der Gegenwart (Prof. Dr. Herbertz) 10, 438

Helfferich, Dr. Karl: Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913 (G. Cleinow) 1, 2

Heltai, Eugen: Meine zweite Frau . . . . 3, B

Hinrichsen, Otto: Sexualität und Dichtung. Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters (E. Lilienfein) 7, 304

Hippel, H. von: Der unbekannte Gott (*) . . 1, B

Hofmann, Hermann: Fürst Bismarck 1890—1898 (W. von Massow) 2, 89

Holtzmann, Adolf: Indische Sagen (Heinr. Lilienfein) 1, 15

Jaroslaw, Benno: Ideal und Geschäft (G. Cleinow) 1, 5

	Heft	Seite
Jodl, Friedrich: Ethik und Moralpädagogik gegen Ende des 19. Jahrhunderts	10,	445
Ilg, Paul: Die Brüder Moor (Dr. Richard Meßlény)	4,	191
Kino-Literatur (siehe den Aufsatz „Aus dem Kampfe um die Kinoreform", von Dr. Warstat)	3,	127
Lamarck: Die Lehre vom Leben (Dr. K. Schmitt-Wendel)	4,	189
Lauriski, A.: Über das Studium der Individualität (Dr. W. Warstat)	12,	575
Lázár, B.: Die Maler des Impressionismus (R. Schacht)	12,	561
Lipps, G.: Das Problem der Willensfreiheit (Prof. Dr. Herbertz)	10,	445
Manow, W. von: Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II. (G. Cleinow)	1,	4
Müller, Maler: Idyllen (Dr. Karl Freye)	9,	431
Niemann, Walter: Die Musik seit Richard Wagner (G. Seeliger)	10,	475
Ostwald, Wilhelm: Der energetische Imperativ	10,	447
Ostwald, Wilhelm: Die Philosophie der Werte	10,	448
Raabe, Wilhelm: Gesamtausgabe (H. M. Elster)	10,	478
Raphael, Max: Von Monet zu Picasso (Dr. Meßlény)	8,	373
Reik, Theodor: Arthur Schnitzler als Psycholog (H. Lilienstein)	7,	305
Richter, Raoul: Einführung in die Philosophie (Prof. Dr. Herbertz)	10,	439
Riehl, Alois: Einführung in die Philosophie der Gegenwart (Prof. Dr. Herbertz)	10,	439
Roepke und Cornu, P.: Les Français, leur pays et leur civilisation	11,	B
Roscher, Dr. jur. G.: Großstadtpolizei (Heinrich Reuß)	9,	428
Rour, Wilhelm: Über kausale und konditionale Weltanschauung und deren Stellung zur Entwicklungsmechanik (Prof. Dr. Herbertz)	10,	441
Saraçon, D.: Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung (Hermann Schurig)	4,	187
Schrecker, Paul: Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit (Prof. Dr. Herbertz)	10,	440
Schröder, L. von: Bhagavadgita (Heinr. Lilienstein)	1,	17
Schubring, P.: Hilfsbuch zur Kunstgeschichte (R. Schacht)	12,	561
Schweizer Jahrbuch der süddeutschen Monatshefte. Von Dr. Richard Meßleny	11,	525
Semi'otha, 2. Jahrgang (Dr. Stephan Kekule von Stradonitz)	2,	94
Simmel, Georg: Vorlesungen über Kant (Prof. Dr. Herbertz)	10,	443
Stekel: Dichtung und Neurose. Die Träume der Dichter (H. Lilienstein)	7,	303
Stenzel, Wilhelm: Paul Verlaine (E. L. Schellenberg)	7,	335
Stolberg-Wernigerode, Albrecht Graf zu —: Eine Reform des preußischen Wahlrechts (W. von Manow)	6, 241; 7,	296
Sudermann: Die Lobgesänge des Claudian (Fritz Reck-Malleczewen)	5,	227
Tagore, Rabindranath: Gitanjali (Heinr. Lilienstein)	1,	17
Ubde-Bernays, Hermann: Carl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk, seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst (Dr. Meßlény)	8,	372
Verweyen, Joh. M.: Philosophie des Möglichen	10,	446
Werner, Heinrich, Professor: Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur (*)	9,	B
Winckelmann, J. J.: Kleine Schriften (R. Schacht)	12,	559
Winther, Fritz: Körperbildung als Kunst und Pflicht (Prof. Broßmer)	10,	B
Worringer, W.: Die altdeutsche Buchillustration (R. Schacht)	12,	565
Worringer, W.: Formprobleme der Gotik (R. Schacht)	12,	564
Zenker, Ernst Viktor: Der Parlamentarismus, sein Wesen und seine Entwicklung	1,	7

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
B.: Zweifellos	6,	288
Brandt, Otto: Ein deutsches Herrenhaus?	10,	471
Broßmer, Professor: Die Pfadfinderbewegung in der Schweiz	3,	140
Bruchmann, K.: J. G. Fichte, † 27. Januar 1814	3,	188
Cl., G.: Die Besoldungsreform im Auswärtigen Amt	R. 13,	612
— —: Nachwahlen	R. 13,	610
Cleinow, George: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Epilog zum Preußentag	4,	145
— Das einige Bürgertum!	R. 11,	522
— Das russische Problem	R. 13,	615
— Der Pressestreit mit Rußland	R. 11,	521
— Die Duellfrage im Reichstag	R. 11,	523
— Die innere Krise	R. 3,	133
— Diplomatie und internationales Vertrauen	R. 10,	468
— Einfuhrscheine	R. 5,	231
— Innere Fragen	R. 7,	328
— Iwan Logginowitsch Goremykin	8,	337
— Militärmission	R. 5,	231
— Presse und Armee	R. 9,	419
— Russische Dinge	R. 7,	329
— Volksleistung und Volkswille. Ein Rück- und Ausblick	1,	1
Costa de Condonanni: Modernes Hellenentum	6,	280
Elster, Hanns Martin: Die Gesamtausgabe der Werke Wilhelm Raabes	10,	478
— Victor Blüthgen zu seinem siebzigsten Geburtstage am 4. Januar 1914	1,	38
E. P.: „Die Jungfer von Wattenwyl", „Festspiele" von Adolf Frey	10,	478
Fiebiger, Otto: Briefe an Aug. Wilh. Schlegel	11,	489
Freye, Dr. Karl: Eduard Engels „Volks-Goethe"	2,	86
— „Idyllen" von Maler Müller	9,	431
Friedemann, Dr.: „Das Kleistbuch" von Julius Hart	3,	141
Glaser, Rudolf: Goethes Vater	6,	247
Gleichen, Heinrich Freiherr von: Der Reichsgedanke	5,	193
— Volkswirtschaftliche Umrisse	9,	425
Gaede, Regierungsrat Arnold: Zur Landarbeiterfrage	4,	161
Gürtler, H.: „Goethe-Biographie" von Alexander Baumgartner	10,	477
Haas, Walter: Die deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln 1914	7,	324
Hagen, Maximilian von: Bismarcks Staatsstreichplan	5,	198
Hansen, Dr. R.: Von der Pariser Presse	R. 13,	607
Häuschkel, Karl, Amtsrichter: Die Neugestaltung des deutschen Zivilprozesses	4, 149; 5, 211;	7, 306
Henninge, Dr. C. R.: Über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter in der englischen Industrie	9,	403
Herbertz, Professor Dr Richard: Ein Streifzug durch die neueste philosophische Literatur	10,	438
Jaroslaw, B.: Männer, die wir brauchen	10,	450
Jentsch, Carl: Erbschaftssteuerfragen	2,	93
Kekule von Stradonitz, Dr. Stephan: Orientalisches Seminar und Genealogie	9,	424
Keup, Dr.: Deutsche Arbeiterzentrale und innere Kolonisation	6,	286
Klumker, Prof. Dr.: Grundfragen des Kinderschutzes	11,	501
Kormann, Privatdozent, Dr. Karl: Die Rechtsfrage von Zabern	3,	97
Kuhn, Franz: China auf dem Wege zur Monarchie?	13,	582
Lilienstein, Heinrich: Hütet Euch zu träumen und zu dichten! Eine Auseinandersetzung mit der Traumdeuterei der Wissenschaft	7,	297
— Für Indien den Preis!	1,	10
Manow, W. von: Ein neues Bismarckbuch („Fürst Bismarck 1890—1898" von Hermann Hofmann)	2,	89
— Zukunftsfragen des Parlamentarismus	6, 241;	7, 294

	Heft	Seite
Meßlény, Dr. Richard: Neue Kunstbücher (Sammelbericht)	8,	372
— „Schweizer Jahrbuch" der Süddeutschen Monatshefte	11,	525
Mettin, W.: Sprachlicher Stil und bildende Kunst	10,	474
Michel: Ein demokratischer Leitfaden . R	8,	380
Müller-Freienfels, Richard: Wahrheit und Schönheit in der Kunst	3,	104
Niese, Charlotte: Die Hexe von Mayen, Roman 1, 32; 2, 70; 3, 118; 4, 167; 5, 220; 6, 272; 7, 317; 8, 386; 9, 408; 10, 456; 11, 510; 12, 552;	13,	595
Österreicher: Der Angelpunkt des österreichisch-russischen Gegensatzes	1,	19
Prohaska, Dr. Dragutin: Russische Eindrücke eines Kroaten	4,	157
Reck-Malleczewen, Dr. Fritz: Claudians Lobgesänge	5,	227
— Die Wende des deutschen Naturalismus 10, 463;	11,	517
— Vom Elend deutscher Theaterkritik	2,	80
Reuß, Heinrich: „Großstadtpolizei" von Dr. jur. G. Roscher	9,	428
R. M.: „Frédéric Godet" von Philippe Godet	9,	430
Ruedorffer, J. J.: Die Rüstungen	10,	433
Sacks, Beatrice: Zwei Dichtungen von Rabindranath Tagore. Aus dem Französischen übersetzt	2,	78
Samassa, Paul: Die Rumänenfrage in Ungarn	11,	481
Schacht, R.: Alte und neue Kunstbetrachtung	12,	559
— Siegfried oder Achill?	13,	602
Schellenberg, E. L.: „Paul Verlaine" von Wilhelm Stenzel	7,	335
Schellenberg, Ernst Ludwig: Wilhelm Heinrich Wackenroder	4,	182
Schemann, Ludwig: Bismarck und Professch-Osten. Eine Ehrenrettung . . . 12, 543;	13,	590
Schlichterer, Dr. H.: Gluck	8,	355
Schmitt-Wendel, Dr. K.: „Betrachtungen über mathematische Erziehung" von B. Branford. „Die Lehre vom Leben" von Lamarck	4,	188
Schurig, Hermann: „Das Jahr 1913" von Dr. D. Sarajon	4,	187
Schwanold, H.: Zur Geschichte des staatsbürgerlichen Unterrichts	11,	526
Seeliger, H.: „Die Musik seit Richard Wagner" von Walter Niemann	10,	475
Seuffert, B.: „Die schöne Seele." Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg, herausgeg. von Heinrich Funck	5,	236
Sontag, Landgerichtsrat Dr. Ernst: Die Gesundbeter und das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch	1,	44
— Glossen zum Urteil gegen den Grafen Mielczynski R.	9,	422
Stammler, Dr. Wolfgang: Der „Meusel" des neunzehnten Jahrhunderts	5,	237
— „Friedrich Schlegel" von Carl Enders	12,	573
— „Heinrich von Kleists Geheimnis" von Rich. Finger	12,	574
— „Schiller, die Geschichte seines Lebens" von Alex. v. Gleichen Rußwurm	12,	574
Stölzel, Adolf: Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie (s. auch 1913, H. 45, 47, 49) . . . 2, 53; 8, 360;	9,	390
Warstat, Dr. W.: Aus dem Kampfe um die Kinoreform. (Kritische Würdigung der neuesten Kino-Literatur)	3,	127
— Das romantische Bedürfnis unserer Zeit. Ein Beitrag zur Kulturpsychologie	5,	204
— „Das Studium der Individualität"	12,	576
— „Der einsame Nietzsche" von Elisabeth Förster-Nietzsche	9,	429
Wegner, Dr. Armin T.: Ein Lebendiger. Über die Werke des toten Lemonnier	9,	414
Westphal, Dr. Arthur: Vom Berliner Theatermarkt	4,	176
Winterberg, M.: Zabern und die Verfassungsbewegung der elsaß-lothringischen Parteien	2,	49
Witz: Ergänzung zu der Geschichte von Hakon, Hareks Sohn	2,	95
Wolff, Dr. Richard: Die Kabinettsorder vom Jahre 1798. Ein Epilog	8,	349
* Heinrich Steffens	6,	287
* „Jahrbuch der Frauenbewegung" von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner	1,	47
* „Vom Ural bis Sachalin" von Otto Goebel	3,	142
„ Telegraphenbureau und Inseratenagentur	7,	334

Volksleiſtung und Volkswille

Ein Rück- und Ausblick

Von George Cleinow

Wer es über ſich gewinnt, in dieſen Tagen des Unmutes wegen Zabern, den Blick prüfend über das ganze Jahr ſchweifen zu laſſen, ohne durch den Lärm der letzten Wochen irre zu werden, dem muß es zum Bewußtſein kommen, welche tiefe Disharmonie unſer nationales Leben durchzittert, dem muß es aber auch klar werden, daß es nicht wirtſchaftliche Erfolge allein ſind, die das Wohlbefinden eines Volkes und eines Menſchen bewirken, und daß auch eine Menge ethiſcher Faktoren dazu gehören, um uns zufrieden und ſicher zu machen.

So viel auch von einzelnen geklagt wird über die augenblickliche Depreſſion in der Wirtſchaftslage, ſo ſehr ſich tatſächlich an allen Orten im Reich ein Stagnieren gewerblicher Betätigung bemerkbar macht, iſt das Jahr 1913 für die Geſamtheit des Volkes ein gutes Wirtſchaftsjahr geweſen. Deutſchland iſt in der Weltwirtſchaft gut abgeſchnitten. „Vom Januar bis Oktober erreichte die deutſche Ausfuhr einen Wert von 8318 Millionen Mark gegen 7223 Millionen Mark in den erſten zehn Monaten des Jahres 1912; die Zunahme beträgt alſo 1095 Millionen Mark. Dagegen war die Einfuhr mit 8804 Millionen Mark um 22 Millionen Mark niedriger als im Vorjahr. Daraus ergibt ſich für die erſten zehn Monate des laufenden Jahres eine Beſſerung der deutſchen Handels-

bilanz um rund 1120 Millionen Mark. Es ist klar, daß in allererster Reihe diese außerordentlich günstige Gestaltung unserer Handelsbilanz uns geholfen hat, die Schwierigkeiten der jüngsten Zeit verhältnismäßig so gut zu überwinden. Es ist aber auch weiter klar, daß nur eine hochentwickelte Leistungsfähigkeit der wirtschaftlichen Produktion zu einer Kraftleistung imstande ist, wie sie eine Verbesserung der Handelsbilanz um mehr als eine Million Mark in nur zehn Monaten darstellt."

Auch unsere Finanzpolitik hat sich bewährt. „Heute, nachdem die zweijährige politische Krisis an den Geld- und Kreditverhältnissen aller europäischen Großmächte gerüttelt hat, können wir feststellen, daß Deutschland aus dieser Krisis zum mindesten in ebenso guter Verfassung hervorgegangen ist, wie die anderen großen Länder. Deutschland hat in diesen Jahren die Auslandsgelder, deren Bedeutung so maßlos übertrieben worden ist, glatt zurückgezahlt." So kann Helfferich in der dritten Auflage seiner viel beachteten Studie „Deutschlands Volkswohlstand von 1888 bis 1913"*) heute schreiben, nachdem ihm beim Erscheinen der ersten Auflage gar zu weitfliegender Optimismus vorgeworfen worden war. „Die Reichsbank, fährt er fort, verfügt heute über einen um 500 Millionen Mark höheren Goldbestand als vor wenigen Jahren; sie konnte im Oktober — in der Zeit des starken Herbstbedarfs — als erste und bisher außer der Österreichisch-Ungarischen Bank einzige von allen großen Notenbanken ihren Diskontsatz herabsetzen und im Dezember eine weitere Herabsetzung folgen lassen. Der Privatdiskont des Berliner Marktes ist seit vielen Wochen niedriger als in London. Die Lage des deutschen Geld- und Kapitalmarktes ist heute im Vergleich mit den ausländischen Märkteu eine solche, daß der noch vor kurzem hier und dort genährte Gedanke, uns durch den Druck einer finanziellen Übermacht politisch matt zu setzen, sich fürs nächste von selbst verbieten dürfte."

Weder die Balkankriege noch die neue Richtung, die Nordamerika in handelspolitischer Beziehung eingeschlagen hat, noch die Revolution in Mexiko und die große Wirtschaftskrise in Südamerika haben vermocht, den deutschen Welthandel zu treffen. Ja, es stehen sogar im Zusammenhang mit der Weltpolitik gut praktische Erfolge neben uns, die eigentlich zu einem gewissen Optimismus anreizen sollten. Unsere Stellung in China ist durch erhöhte Beteiligung am Eisenbahnbau wesentlich gefestigt. Das gleiche gilt von unseren Interessen im nahen Orient. Die Berufung deutscher Offiziere zur Reorganisation

*) Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank „Deutschlands Volkswohlstand 1888 bis 1913". Verlag von Georg Stilke, Berlin 1914.

der türkischen Armee ist der glänzendste Beweis für das Vertrauen in die gute Arbeit, die die deutschen Offiziere bisher in der Türkei geleistet haben, und sie ist zweifellos ein Moment der Stärkung unseres wirtschaftlichen Interesses in der Türkei.

Rein politisch können wir die langsam voranschreitende Verständigung mit England als ein Plus verbuchen und wenn wir auch überzeugt sind, daß die alten, durch Jahre schärfster Propaganda von hüben und drüben genährten Reibungen nicht so bald verschwinden werden, so hat uns das abgelaufene Jahr doch gelehrt, daß neben alten Rivalitäten die Zahl der gemeinsamen Interessen wächst, woraus wir denn die Hoffnung schöpfen können, daß sich allmählich sowohl bei den Engländern wie bei den Deutschen freundschaftlichere Gefühle für einander einbürgern mögen. Als ein erfreuliches Ergebnis der deutschen Politik, diesmal im Zusammenhang mit dem Dreibund, dürfen wir auch die Abwicklung der Balkankrise verzeichnen, wobei daran erinnert werden muß, daß nur wenige glaubten, diese Krise könne ohne einen europäischen Krieg vorübergehen. Ein wesentliches Ergebnis ist auch, daß die sogenannten kleinen Balkanstaaten ihre Interessen heutzutage mehr an der Seite des Dreibundes als an der Rußlands und der Tripelentente erkennen, namentlich, da eine der Ententenmächte, eben England, gerade in den wichtigsten Balkanproblemen an unserer Seite steht. So hat denn der Dreibund gegen das Vorjahr eine Stärkung erfahren durch die Gemeinsamkeit verschiedener Interessen mit England und den Balkanstaaten und der Türkei. Diese Erkenntnis läßt uns hoffen, daß die nächste Zukunft den Frieden in Europa verbürgt und daß sich infolgedessen die Mehrheit des deutschen gewerblichen Bürgertums unverdrossen an die Arbeit machen kann, um die Lasten des abgelaufenen Jahres wieder auszugleichen.

Denn ohne Lasten ist es nicht abgegangen. Hat die Leitung unserer auswärtigen Politik vermocht, uns vor einem Kriege zu bewahren, so wurden wir doch genötigt, einen Preis dafür zu zahlen, in Gestalt des einmaligen Wehrbeitrages von einer Milliarde Mark und durch Erhöhung der ständigen Heeresausgaben um jährlich 300 Millionen Mark. Dieses Zusammenhanges zwischen unseren eigenen Leistungen und den tatsächlichen diplomatischen Erfolgen müssen wir uns bewußt bleiben, um erkennen zu können, daß wir so außerordentlich glimpflich durch die letzte Krise gekommen sind, nur weil ein harmonisches Zusammenarbeiten aller Kräfte in der Nation hierin stattgefunden hat. Unsere Einigkeit vor der Welt hat uns unantastbar gemacht.

* * *

Nun ist es eigentümlich beobachten zu müssen, daß sich trotz dieser doch im ganzen erfreulichen Ergebnisse der Reichspolitik im Innern des Reichs eine Streitsucht offenbart, daß sich zwischen den bürgerlichen Parteien im Reiche Gegensätze geöffnet haben, als stünden wir vor einer Ära innerer Konflikte. Seit dem Mißlingen der Bülowschen Finanzreform von 1909 haben sich die Beziehungen der bürgerlichen Parteien zueinander in nichts gebessert. Die Behandlung der Vorgänge in Zabern zeigt uns eine entsetzliche Zerrissenheit. Viele theoretische und praktische Politiker haben sich den Kopf darüber zerbrochen, woher diese Zerrissenheit wohl käme. Wilhelm von Massow hat in einem höchst beachtenswerten Werke*), das wegen der Sachlichkeit und ansprechenden Art der Darstellung verdiente, als Volksausgabe in Hunderttausenden von Exemplaren in der Nation verbreitet zu werden, versucht, diese heutige Parteizerrissenheit zurückzuführen auf den deutschen Volkscharakter, auf die alte, im Schoße der Jahrhunderte gewachsene Zersplitterung, auf den Partikularismus unter den deutschen Stämmen, auf den Bruch, der uns in kirchlicher Beziehung durchzieht. Ich glaube, daß Massow, der sich selbst als ein Anhänger der Reichspartei bezeichnet, in seinen Auffassungen doch zu sehr im Historischen wurzelt. Er berücksichtigt die Einflüsse der jüngsten Entwicklung zu wenig.

Die heutige Zerrissenheit im deutschen Volk hat nach meiner Auffassung neben den von Massow herangezogenen Gründen einen erheblich stärkeren Grund, der letzten Endes in dem liegt, worauf wir so stolz sein können; in dem wachsenden Reichtum der Gesamtheit, zu der jeder einzelne Staatsbürger sein gerüttelt Maß tüchtiger Arbeit beigetragen hat. Der Streit, an dem sich nur eine ganz dünne Schicht vornehm zurückhaltender Akademiker, Beamten und Offiziere nicht beteiligt, — die Aerzte z. B. sind schon in ihn hineingezwungen worden — geht aus nicht von den Weltanschauungen, sondern von dem gesunden Begehren, das jeder in sich trägt, von dem gemeinsam erzielten Gewinn, so viel wie möglich persönlich einzuheimsen. Hieraus erklärt sich die Macht der wirtschaftlichen Verbände. Arbeiter, Industrielle, Landwirte, Angestellte, alle, in sich wieder vielfach gespalten, kämpfen um das Futter in der Krippe. Hierauf basieren die Kämpfe um die Macht zwischen den sogenannten Liberalen, Demokraten und Konservativen. Die Parteiführer selbst wollen solches natürlich nicht zugeben und so entsteht innerhalb der einzelnen Parteien eine Atmosphäre des gegenseitigen

*) W. von Massow: „Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II," Sechster Band des Jubiläumswerks „Das Weltbild der Gegenwart". Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin 1913. IX und 342 S.

Mißtrauens, die gelegentlich der Wahlen durch nicht immer lautere Kampfesweise und weitherzige Versprechungen vorübergehend geklärt wird.

Die große politische und kulturelle Gefahr, die in dieser Entwicklung steckt, wird vielfach übersehen. Der Kampf um die wirtschaftlichen Interessen, der doch darauf ausgeht sich den Nachbarn zu überjochen, ist nirgends geeignet Vertrauen auszubreiten und so ist es auch er, der das Vertrauen gegen die Führer der sogenannten politischen Parteien schwinden macht. Unsere Handelsgesetzgebung, mit allem was dazu zu rechnen ist (G. m. b. H.- und Aktienrecht u. a. m.) hat zwar wirtschaftliche Kräfte entfaltet, aber ethische nicht genügend gepflegt. Trotz allen Beteuerungen, wie sehr man die Gesundheit des Mittelstandes im Auge habe, haben Konservative und Liberale Gesetze geschaffen, die in erster Linie den kapitalkräftigen Elementen zugute kommen und unter ihnen naturgemäß denjenigen, die über die allergrößten Kapitalien verfügen. Mit dem Anwachsen der Kapitalmacht sind aber weder die Vertrauenswürdigkeit und das Pflichtbewußtsein der Kapitalverwalter gewachsen, noch sind den Machthabern zugunsten der Allgemeinheit ausgleichende Beschränkungen auferlegt. Infolge dessen kann sich ein krasser Egoismus breit machen, der unter schärfster Herausschiebung der dem Gesetz gegenüber zulässigen Grenzen nur eine Parole kennt: Geld verdienen! Geld verdienen um jeden Preis! Das „Geschäft" verwandelt sich vielfach in „Raub". Das Prinzip der Beratung und Betreuung vertrauensvoller, aber unkundiger Geldgeber tritt dahinter durchaus zurück. Wie weit infolge dieser Entwicklung das Mißbehagen geht, zeigt die in den letzten Jahren aufgekommene Literatur, zeigen auch die Versuche, die von klugen Männern und Frauen unternommen werden, um die Gefahren der wirtschaftlichen Entwicklung zu verringern*). Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich noch ein zweites Buch zur weitesten Verbreitung empfehlen und zwar das eines Kaufmannes Benno Jaroslaw „Ideal und Geschäft"**). Es zeigt uns auf 240

*) Es bedurfte keiner sozialdemokratischen Propaganda dazu, um wahren Freunden der Nation die Gefahren einer solchen Entwicklung vor Augen zu führen. Carl Jentsch hat seit mehr als drei Jahrzehnten in den Grenzboten gewarnt und geraten; Adolf Damaschke und seine Bodenreformer haben manches Unheil verhütet; seit einigen Jahren haben der Verein Recht und Wirtschaft, vom Freiburger Professor Rumpf geleitet, und neuerdings auch der deutsche Käuferbund, an dessen Spitze die Gattin des Herrn von Bethmann Hollweg steht, praktische Wege zur Abwehr der Gefahr aufgesucht.

**) Benno Jaroslaw, „Ideal und Geschäft". Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1912. IV. u. 240 Seiten. Preis 5 M.

Seiten in glänzend geschriebener Form, welche Manipulationen heute angewendet werden, um die Gutgläubigkeit auszunützen und auszubeuten und wie gering entwickelt demgegenüber das Pflichtgefühl gegen die Vertrauenden ist, mögen diese als Gesellschafter, Aktionäre, Abnehmer oder Verbraucher auftreten. Jaroslaw sieht in dieser Entwicklung nicht nur eine Gefahr für das Volk ganz allgemein, sondern ausdrücklich auch für das deutsche Geschäft im In- und Auslande und er gibt eine ganze Reihe von Einzelheiten und Wege an, auf denen der fortschreitenden Demoralisierung unseres Geschäftslebens Einhalt geboten werden könnte. Sicher würde diejenige bürgerliche Partei, die in Anlehnung an die vorher genannten Privatversuche, aus diesem Dilemma herauszukommen, die Gesetzgebung zu beeinflussen versuchte, außerordentliches Vertrauen bei der Bevölkerung gewinnen, freilich unter Zurücksetzung solcher, die bisher unter dem Schutz derselben Parteien erheblich an der Ausbeutung ihrer lieben Nächsten mitgewirkt haben.

Angesichts solcher unterirdisch schwälenden, politisch schwer erfaßbaren Unzufriedenheit, von der niemand vorauszusagen vermag, in welcher Richtung sie in schweren Zeiten zum Durchbruch kommen könnte, ist es gelegentlich recht nützlich, wenn verhältnismäßig geringfügige Einzelfälle Veranlassung zu scharfer Stellungnahme und kühler Prüfung bieten. Bei der energischen Ablehnung, die Gerhart Hauptmann im Sommer 1913 mit seinem Festspiel im ganzen Reich fand, konnte man mit Genugtuung feststellen, daß das gesamte Volk zusammengehalten wird durch einen gesunden, Leben bejahenden Instinkt, der bereit ist Entgleisungen eines überkultivierten Dichterhirns zu korrigieren. Infolge der Vorfälle in Zabern offenbaren sich mehr die politischen Anschauungen. Ganz allgemein, auch die Kruppprozesse enthalten dieselbe Lehre, hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß die Regierungsautorität einer Stärkung bedarf; nur über die Wege, wie solches zu erreichen wäre, bestehen tiefgehende Meinungsverschiedenheiten. Hie Freiheit des Volkswillens, — hie Unterwerfung des Volkswillens! so lauten die Parolen, während die Staatsleiter einen Mittelweg ausfindig machen müssen, um die beiden einander ausschließenden Forderungen auszugleichen. Der Ruf nach Erweiterung der Parlamentsrechte, ja nach Übergang zum Parlamentarismus ertönt lauter als je. Darum erregt auch eine Schrift des Berliner Geschichtsprofessors Hans Delbrück lebhafte Beachtung*), die, ebenso wie eine solche des österreichischen Reichsratsmitglieds

*) Hans Delbrück, „Regierung und Volkswille", eine akademische Vorlesung, Verlag von Georg Stilke, Berlin 1914, nebst ausführlichem Register 205 Seiten. Preis 1,20 Mark.

Ernst Viktor Zenker*), sich mit dem Problem des Parlamentarismus beschäftigt. Während Zenker den Parlamentarismus in der habsburgischen Monarchie in seiner heutigen Form als ein Instrument zur „Entlastung des persönlichen Regiments" darstellt, sucht Delbrück nachzuweisen, daß der Parlamentarismus, das ist die Parteiregierung, nur einen Vorteil „neben schwerwiegenden Nachteilen" habe: die Möglichkeit, daß politische Talente „leichter hochkommen". Während Zenker aber einer gründlichen Reform das Wort redet, um den Parlamentarismus zu einem „Organ der Freiheit und des Volkswillens" zu machen, warnt Delbrück vor dem Parlamentarismus überhaupt. Er sieht in dem jetzt schon vorhandenen Dualismus, bei dem der Volkswille bereits zum Ausdruck komme, die beste Form einer deutschen Verfassung. Die Kölnische Zeitung aber sagt dazu:

„Delbrücks Buch vertritt einen Optimismus, der in deutschen verfassungsmäßigen Zuständen, verglichen mit denjenigen anderer Länder, soviel Vorzüge sieht, daß ihnen gegenüber alle Fehler unbedeutend erscheinen. Die mangelhafte Durchführung des Verantwortlichkeitsgedankens der Volksvertretung gegenüber, die Verewigung der von ihm selbst so zutreffend geschilderten Unzufriedenheit der nie zu verantwortlicher Tätigkeit zugelassenen Politiker und Parteien, schlägt er gegenüber den technischen Vorzügen unseres bestehenden Zustandes gering an. Die Gefahr des Gegensatzes zwischen der Meinung der ständig von der Presse bearbeiteten großen Masse des Volkes mit seiner unaufhaltsam wachsenden demokratischen Grundstimmung und der Haltung der Regierung, der, wenn er einmal vorhanden ist, verfassungsmäßig unlösbar ist, eben wegen unseres Dualismus, erörtert er nicht. Und doch wird das in Zukunft unser wichtigstes Problem werden, weil die großen Aufgaben nur mit der inneren Zustimmung der großen Masse gelöst werden können, lösbar nur im Sinne des Liberalismus, wenn Erschütterungen vermieden werden sollen. Ihm erscheint das, was ist, so vernünftig, daß er keinen Wunsch der Weiterbildung hat. Die geschichtliche Entwicklung indes wird bei uns so wenig stillstehen wie in anderen Ländern. Jeder Fortschritt in der preußischen Wahlrechtsfrage wird die Weiterentwicklung in Fluß bringen."

* * *

*) „Der Parlamentarismus, sein Wesen und seine Entwicklung", Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag, 1914, nebst Register. 5 Mark.

Wie steht nun die Regierung des Herrn von Bethmann Hollweg zu allen solchen Erscheinungen, wie findet sie sich mit der Unzufriedenheit und Zerrissenheit ab? Das Jahr 1913 hat erneut gezeigt, daß Herr von Bethmann sich Volksstimmungen gegenüber die größte Zurückhaltung auferlegt. Weder nach rechts oder links blickend läßt er Parlament und Presse lärmen und macht — anders wie sein Vorgänger — auch nicht den geringsten Versuch, sie zu beeinflussen, es sei denn durch die Macht der Tatsachen. In den rein politischen Fragen erschwert er sich dadurch seine Stellung außerordentlich, da er von allen Parteien beargwohnt und angegriffen und im Lande in Mißkredit gebracht wird und das Feld der öffentlichen Meinung anderen zur Beackerung überläßt. In einzelnen Angelegenheiten hat Herr von Bethmann während des abgelaufenen Jahres im allgemeinen eine glückliche Hand bewiesen; so vor allen Dingen bei der Durchbringung der großen Militärvorlage, der größten, die bisher im deutschen Reichstage zur Behandlung gestanden hatte. In Dingen, die der öffentlichen Erörterung wegen ihrer Nüchternheit ziemlich entzogen bleiben, in denen lediglich noch die Ressorts mitzusprechen haben, hat Herr von Bethmann sogar eine starke Hand bewiesen. Die Herren Regierungspräsident von Schwerin und Oberpräsident von Hegel könnten bei dem hartnäckigen Widerstande des Herrn von Schorlemer-Lieser und der Großagrarier trotz ihres unermüdlichen Eifers kaum so bedeutende Erfolge in der inneren Kolonisation erzielen, wenn ihnen der Reichskanzler nicht sehr energisch die Stange hielte. In der Behandlung der Zabernangelegenheit ist er weniger glücklich gewesen. Aber es will mir scheinen, daß formale Eigentümlichkeiten seines Wesens und mächtige Einflüsse von außerhalb die Schuld tragen, nicht Mißgriffe. Herrn von Bethmanns Ehrlichkeit liegt die Pose gar nicht und doch hätte er mit ihr im Augenblick wahrscheinlich mehr erreicht, als mit den schlichten, sachlichen Ausführungen seiner ersten Zabernrede. Die Reichstagsmehrheit, die sich selbst im Zustande höchster Erregung befand, wünschte sich auch den Reichskanzler ergriffen. Statt dessen trat ihr ein äußerlich ruhiger Sprecher gegenüber, der auch für diese Stunde nur den kühlen, belehrenden Ton zur Verfügung hatte. Neben solcher Kühle erzeugte das Auftreten des Kriegsministers, der bei der Verteidigung der ihm anvertrauten Truppe warme Töne fand, den Anschein, als bestehe zwischen Reichskanzler und Kriegsminister eine tiefe Meinungsverschiedenheit, und draußen im Lande, besonders im Heere selbst, konnte sich die Auffassung verbreiten, als habe der Reichskanzler die Armee nicht genügend in Schutz genommen. In Wirklichkeit hat Herr von Bethmann lediglich das getan, was er im Angesicht der schwe-

benden gerichtlichen Untersuchungen tun konnte: er hat sich Zurückhaltung auferlegt und solche auch von den Parteien gefordert, die sie aber aus taktischen Gründen nicht üben wollten.

Kann nun ein Staatsmann, der sich in seinem äußeren Auftreten scheinbar den Forderungen der Stunde gar nicht anzupassen versteht, der zwischen sich und der öffentlichen Meinung keine Verbindung herzustellen vermag, — kann ein solcher Staatsmann ernstlich ein Bollwerk gegen stürmisch und stürmischer zum Ausdruck gebrachte politische Forderungen darstellen? Kann Herr von Bethmann mit seinen Vorzügen und Fehlern, wie er es gelegentlich des ihm gewordenen Mißtrauensvotums ankündigte, ernsthaft als ein Verteidiger der Kronrechte gegen den herandrängenden Parlamentarismus angesprochen werden?

Nein, Persönlichkeiten, wie die des fünften Kanzlers, scheinen von der Geschichte nur dazu ausersehen zu sein, den Völkern den Übergang zu größeren politischen Freiheiten zu erleichtern. Sie überlassen die Strömungen im Volk sich selbst und vertrauen im übrigen auf den gesunden Sinn der Nation der die Formel, deren sie und ihr Staat bedarf, finden möge.

Für Indien den Preis!

Von Heinrich Lilienfein in Berlin

Die schwedische Akademie in Stockholm hat bekanntlich den letzten Nobelpreis für Literatur, allen Mutmaßungen zum Trotz, dem indischen Dichter Rabindranath Tagore verliehen. Diese Entscheidung erzeugte besonders in Deutschland und Österreich, wo man bereits einen deutschen Dichter als Preisträger ausgerufen hatte, lebhafte Enttäuschung und sogar Entrüstung. Es mag dahingestellt bleiben, ob es geschmackvoll war, solchen Gefühlen lauten, fast lärmenden Ausdruck zu geben. Bedenklicher scheint mir, daß der unerwartet erkorene indische Preisträger, dessen Werke bis dahin bei uns unbekannt waren, von vornherein mit der Geste überlegener Geringschätzung oder doch herablassender Nachsicht begrüßt wurde. Seit Jahrzehnten sind Gelehrte von Ruf damit beschäftigt, uns die Schätze indischer Kultur durch Übersetzungen und geschichtliche Darstellungen immer näher zu bringen. Sie bauen vor uns eine Welt auf, so gedankengroß und schönheitsvoll, an wesentlichen, durch die arische Stammverwandtschaft erklärten Beziehungen zu unserer Geisteswelt so reich und bedeutsam, daß jeder halbwegs Kundige in staunender Ehrfurcht zu jenen Denkmälern östlicher Vergangenheit emporsieht. Indien ist, wie kaum ein anderes Land, das Land geheiligter Tradition. Selbst wenn wir alle durch die Geschichte geschaffenen Unterschiede des Indien von heute und von einst in Rechnung stellen, — was berechtigt zu der vorwitzigen Annahme, daß das indische Volk der Gegenwart nicht hätte einen preiswürdigen Dichter hervorbringen können? Schon die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß in Tagore, als einem Inder von Bildung und bevorzugter Klasse, jene gewaltige Tradition lebendig sei. Das mahnte zum mindesten zu achtungsvoller Vorsicht. Sollte es sich überdies herausstellen, daß es sich in dem Preisgekrönten um einen echten, einen namhaften Dichter handelt, würde nicht alles dreiste und törichte Absprechen doppelt gerichtet sein? Um dem einen wie dem anderen auf die Spur zu kommen, ist einige Einsicht in die Vergangenheit des indischen Geisteslebens die Voraussetzung.

Im Kopf des Naturmenschen, der an der Pforte zu aller Kultur steht, pflegen sich die Vorstellungen über das Leben und seinen Sinn, über Natur und Gottheit wunderlich zu mengen. Dieses naive, urtümliche Gemenge von

Instinkten, Empfindungen, halbwachen Gefühlen und Gedanken tritt erst im Lauf einer längeren Entwicklung als Religion und Philosophie, als Ethik, Kunst und Wissenschaft auseinander. Von der unbewußten und ungeschiedenen Einheit des Elementarmenschen führt der Weg über die Entfaltung zu geschiedenen Geistesbereichen einer neuen bewußten Einheit entgegen, in der eben jene Mächte zu reifem, hohem Leben frei gebunden sind. Nur diese letzte Stufe der Entwicklung ist es, die mit voller Berechtigung „Kultur" genannt werden darf. Sie ist, bedingt wie alles Menschliche, ein Ideal. Es muß genügen, jede Kultur nach der größten Annäherung an das Ideal zu messen, und nach solchem Maßstab kennt die uns bisher erschlossene Geschichte nur zwei Kulturen ersten Grades: die hellenische und die altindische.

Will die altindische Kultur recht verstanden und gewürdigt sein, so muß von vornherein die bezeichnete reifste Einheit als ihr Grundcharakter festgehalten werden. Von nicht bestimmbarer Vorzeit bis etwa auf das Jahr 500 v. Chr. ist die einzige Quelle, aus der wir die Kenntnis dieser Kultur schöpfen, der Veda — bekanntlich kein einzelnes Buch, sondern ein großer Schriftenkomplex, der, an Umfang wohl mehr als sechsmal die Bibel übertreffend, das gesamte Wissen (= Veda) jener Vergangenheit umfaßt. Der orthodoxe Inder schreibt dieser Sammlung übermenschlichen Ursprung und göttliche Autorität zu; ihre Form ist vorwiegend poetisch und sie zerfällt in vier Abteilungen, die zunächst als Handbücher der brahmanischen Priester zu denken sind, „welche diesen das zum Opferkultus erforderliche Material an Hymnen und Sprüchen an die Hand geben, sowie den rechten Gebrauch desselben lehren sollen". Bei jedem der vier Veden sind drei verschiedene Untergattungen zu unterscheiden, je nachdem ihr Inhalt eine Sammlung von Versen, Gesängen, Opfersprüchen (Samhita), ferner deren Erklärung und Deutung (Brahmanam), endlich einen kurzen Leitfaden, die gedrängte Zusammenfassung des Brahmanam (Sutram) darstellt. Für die Kenntnis der indischen Philosophie sind begreiflicherweise die der Erklärung und Deutung dienenden Brahmanas am wichtigsten, und von ihnen wiederum am bedeutsamsten sind ihre Nachträge, da sich in ihnen vielfach eine „wundersame Vergeistigung des Opferkults" findet: „an die Stelle der praktischen Ausführung der Zeremonie tritt die Meditation über dieselbe und mit ihr eine symbolische Umdeutung, welche dann weiter zu den erhabensten Gedanken hinüberleitet." Die wertvollsten Stücke der Nachträge wurden später unter dem Namen Upanishad (= Geheimsinn, Geheimlehre) aus ihnen herausgehoben und zu einem Ganzen zusammengefaßt. Die Upanishads bilden somit die reifste Frucht des Vedabaumes. Es ist das unvergängliche Verdienst von Paul Deussen, daß uns Entwicklung und Gehalt der Upanishadphilosophie erschlossen wurde, sowohl durch seine für alle Zukunft grundlegende Darstellung in seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie", als durch die monumentale Übertragung von „Sechzig Upanishads des Veda". Das Wort Geheimlehre deutet schon an, daß es sich in den Upanishads um einen Kern handelt, eine

esoterische Weisheit, die eingeschalt ist in eine exoterische. Es ist nun bezeichnend für das Wesen des Veda, daß in ihm religiöse Gemeinvorstellungen neben tiefsten philosophischen Erkenntnissen herlaufen, die einen und die andern sich gegenseitig wandeln und durchdringen. Diese Entwicklung von Religion und Philosophie kann hier nur gestreift werden. Die Hymnen des Rigveda haben als das älteste Denkmal des vedischen Literaturkreises, ja als „das älteste literarische Denkmal der Menschheit überhaupt" zu gelten. Die Religion, der wir hier begegnen, ist mythologisch so reich und interessant wie keine andere der Welt: „In dieser Hinsicht ist das Studium des Rigveda die hohe Schule der Religionswissenschaft, und niemand kann, ohne ihn zu kennen, über diese Dinge mitreden." Die Götter, zu denken als personifizierte Naturgewalten, scheiden sich in solche des Lichthimmels, des Luftraums und der Erde. Sie sind unsterbliche, übermächtige aber doch menschenähnliche Wesen, zu denen man redet, die man beschenkt und durch Gebet und Opfer beeinflußt. Neben dem mythologischen Element tritt das ethische zunächst auffallend zurück. Wohl sind die altvedischen Götter Hüter der Ordnung von Natur und Sitte, „aber immer wieder verfließt der Begriff des Guten mit dem des frommen Verehrers und reichlichen Spenders, der des Bösen mit dem des opferlosen Nichtariers und des kärglich spendenden Geizigen". Wie die griechischen Götter, so werden die indischen Gegenstand des Zweifels, ja des Spottes. Schon im Rigveda dämmert der Gedanke auf, daß hinter der Vielheit des Göttlichen und Menschlichen eine Einheit verborgen sei; die Brahmanazeit, wie Deussen eine neue Periode der Entwicklung (etwa 1000 bis 500 v. Chr.) nennt, findet nach mancherlei Um- und Abwegen das Ziel ihres Suchens in der Weisheit der eben erwähnten Upanishads. Als kosmisches Prinzip hatte sich dem indischen Denken das Brahman enthüllt, d. i. „die Kraft, welche in allen Wesen verkörpert vor uns steht, welche alle Welten schafft, trägt, erhält und wieder in sich zurücknimmt", als psychisches Prinzip entdeckt es den Atman, d. i. die Kraft, die wir „nach Abzug alles Äußerlichen als unser innerstes und wahres Wesen, als unser eigentliches Selbst, als die Seele in uns finden". Die Upanishadlehre vollzieht nun die Gleichsetzung von Brahman und Atman, von Gott und Seele: das ist ihr Grundgedanke und ihr innerstes Geheimnis. Sie tritt am reinsten hervor in den Reden des Yajnavalkya, die in immer neuen herrlichen Gleichnissen darlegen, daß das Subjekt des Erkennens (der Atman) „nicht nur das Wesen der Seele, sondern in und mit ihr das Wesen der Gottheit ausmacht", oder wie es in einer der Reden heißt: „Nicht sehen kannst du den Seher des Sehens, nicht hören kannst du den Hörer des Hörens, nicht verstehen kannst du den Versteher des Verstehens, nicht erkennen kannst du den Erkenner des Erkennens. Er ist deine Seele, die allem innerlich ist." Der Atman als Subjekt des Erkennens ist selbst unerkennbar, und doch ist er die alleinige Realität, neben der die Welt der Erscheinung mit ihrer Vielheit zum Scheinbild, zur Täuschung herabsinkt. Die Erlösung wird durch diese Erkenntnis vom Wesen des Atman nicht bewirkt:

„diese Erkenntnis selbst ist schon die Erlösung.“ So treffen wir auf dem Gipfel indischen Denkens einen kühnen, großgearteten Idealismus, der Ergebnisse der Kantischen nnd Schopenhauerschen Philosophie um Jahrtausende vorausnimmt. Eine metaphysische Erkenntnis wie diese — von der Deussen mit Recht sagt: „Soll eine Lösung des großen Rätsels, als welches die Natur der Dinge, je mehr wir davon erkennen, nur um so deutlicher sich dem Philosophen darstellt, überhaupt möglich sein, so kann der Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels nur da liegen, wo allein das Naturgeheimnis sich uns von innen öffnet, das heißt in unserem eigenen Innern. Hier fanden ihn zum ersten Male die ewig preiswürdigen Urheber der Upanishadgedanken“ — eine solche Erkenntnis war nicht dazu angetan, sich ohne Zugeständnisse und Angleichungen an bestehende Vorstellungen zu halten. Die Welt außer uns in ihrer sinnenhaften Vielheit erzwang sich ihr Recht. Es ist unendlich lehrreich, aber viel zu weit führend, die Abwandlung dieses Idealismus in ihren verschiedenen Stadien, die in der europäischen Geistesgeschichte späterer Jahrhunderte Parallelen genug haben, näher zu verfolgen. Sie beginnt mit der Gleichsetzung von Atman und Welt, dem Pantheismus; sie bildet diese mißverstandene Identität, die ja auch in so vielen europäischen Köpfen heimisch ist, kausal um und macht den Atman zur Welturſache; der nächste Schritt ist die Verpersönlichung des Atman zum Weltschöpfer im Theismus; von da gelangt sie zur Sankhyalehre, die die schöpferischen und beweglichen Kräfte von Gott in die Materie verlegt, also atheistisch und materialistisch ist, und endigt im Buddhismus, der auch der Seele und ihrer Unsterblichkeit nicht mehr bedarf. Alle diese und zahlreiche andere Systeme der Weltanschauung entwickeln sich teils neben- teils nacheinander. Will man sich einen Begriff vom Umfang der gesamten, nicht nur vedischen, philosophischen Literatur der Inder machen, so muß man sich vergegenwärtigen, daß ein orthodoxer Brahmane, etwa aus dem siebzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, achtzehn Wissenschaftsmethoden der positiven, sechs der negativen Denker aufzählt, die in sich alles befassen, von den tiefsinnigsten Philosophemen des Veda über alle Wissenszweige, als da sind Musik und Grammatik, Anatomie und Pferdebehandlung usw., bis zu den Lehrbüchern der Erotik.

Poesie und Prosa sind in der indischen Literatur nicht eigentlich geschieden. Jeder Gegenstand, mag er der Dichtung oder irgendeiner Wissenschaft zugehören, wird in der einen wie in der anderen Form behandelt. Die deutsche Teilnahme für indische Literatur und im besonderen indische Dichtkunst ist zuerst von den Romantikern, voran den Brüdern Schlegel, geweckt worden; sie erhielten an Wilhelm von Humboldt einen begeisterten Bundesgenossen. Bei dem Umfang des Materials müssen auch hier einige Richtlinien, Hinweise, Stichproben genügen. Auf die Bedeutung des Rigveda, als des ältesten Denkmals indischer Literatur, ist schon hingewiesen worden. In seinen Liedern spiegelt sich der alte Volksglaube der arischen Inder. Die Sänger sind wohl

in alten Priesterfamilien, „über, aber nicht außer dem Volke“ zu suchen. Nicht nur religionsgeschichtlich, sondern auch künstlerisch nehmen diese Dichtungen einen hohen Rang ein. Es sind Lobpreisungen und Anrufungen für einzelne Götter wie Varuna, Indra, Agni. Hochbeschwingte Kraft wechselt mit schlichter Innigkeit. An die Morgenröte richten sich ihre Verse:

„Als wäre nach dem Bad der Schönheit ihres Leibs
Sie sich bewußt, steht sie hoch aufgerichtet da,
Daß wir sie schau'n. Den Feind, das Dunkel, hat verscheucht
Die Himmelstochter, die mit Licht gekommen ist.“

(Winternitz)

Oder sie gelten der Sonne, dem Regengott, dem Wind, von dem es heißt:

„Der Wucht von Vatas Wagen Preis und Ehre!
Mit Donnerhall fährt er dahin zerschmetternd.
Bald streift den Himmel er und färbt ihn rötlich,
Bald stürmt er erdenwärts und wühlt den Staub auf.

So stürmen Vatas Scharen durch die Lande,
Wie Bräute zu des Bräutigams Empfange.
Mit seinen Freunden auf demselben Wagen
Saust er dahin, des Weltenalls Beherrscher . . .“

(Brunnhofer)

Daneben stehen philosophische Hymnen von großer Schönheit, wie der berühmte Schöpfungshymnus an Prajapati, der mit den Versen schließt:

„Doch, wem ist auszuforschen es gelungen,
Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
Die Götter sind diesseits von ihr entsprungen!
Wer sagt es also, wo sie hergekommen?

Er, der die Schöpfung hat hervorgebracht,
Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
Der weiß es! — oder weiß auch er es nicht?“

(Deussen)

Bereits im Rigveda finden sich auch Bruchstücke von Erzählungen, die zur epischen Kunst der Inder, zu ihren großen Volksepen hinüberführen. Die beiden epischen Nationalwerke größten Stils, die die Inder neben, ja teilweise über die Veden stellen, sind das Mahabharata („die Erzählung von dem großen Kampf der Bharatas“) und das Ramajana („das Lied vom Rama“). Das Ramajana ist wahrscheinlich im vierten oder dritten Jahrhundert vor Chr. von Valmiki gedichtet worden und ist ein Mittelding zwischen Volksepos und Kunstdichtung, das sich ziemlich einheitlich auf die Taten des Helden Rama konzentriert. Für das Mahabharata (in seiner jetzigen Gestalt zwischem dem vierten Jahrhundert v. Chr. und dem vierten Jahrhundert n. Chr. anzusetzen) nennt die Überlieferung einen mythischen Sammler; als Träger der den eigentlichen Kern

bildenden Heldendichtung sind Barden zu denken, „die an den Höfen der Könige lebten und bei großen Festen ihre Lieder vortrugen." Schon frühzeitig wurde dieses Riesenwerk, das aus achtzehn Büchern mit über 90 000 Doppelversen besteht, mit brahmanischen Mythen und Legenden und mit philosophischen Reflexionen üppig durchsetzt. Die Inder betrachten es „zwar immer als ein Epos, als ein Werk der Dichtkunst, aber zugleich auch als ein auf uralter Überlieferung beruhendes und daher mit unanfechtbarer Autorität ausgestattetes Lehrbuch der Moral, des Rechts und der Philosophie". Wiederum Paul Deussen verdanken wir „Vier philosophische Texte des Mahabharatam" in vorzüglicher deutscher Übersetzung. Wie diese philosophischen Gedichte gleichsam den Kampf der ursprünglichen Upanishadlehre mit den Anschauungen des atheistischen Sankhjam und des theistischen Yoga versinnbildlichen, so hat die eigentliche Heldendichtung zum Gegenstand das Ringen zweier arischer verwandter Stämme, der Kuru's und der Pandava's, und beruht wohl auf Erinnerungen an die indische Völkerwanderung, das Eindringen der Arier in das Gangesland und die damit verbundenen Kämpfe. Die schönsten Stücke indischer Heldendichtung hat Adolf Holtzmann, zum Teil ziemlich frei, ja willkürlich, aber immer mit Geschmack und dichterischem Schwung ins Deutsche übertragen und seine „Indischen Sagen" sind eben jetzt in wertvollem Buchgewand von M. Winternitz neu herausgegeben worden (Diederichs, Jena 1913). Die Bewunderung, die schon Hebbel und Richard Wagner dieser Nachschöpfung zollten, ist noch heute in vollem Maße verdient. Es lebt eine Dichtung vor uns auf, so machtvoll in ihrer Phantasieanschauung und ihren Ausdrucksmitteln, so tief und ergreifend in ihrem rein menschlichen wie geistigen und ethischen Gehalt, daß sich ihr, unter Berücksichtigung natürlich anderer Verhältnisse und Bedingungen, nur die homerische gegenüberstellen läßt. Einzelne Episoden wie „Savitri" und „Nal und Damajanti" sind durch Rückertsche Übertragungen lange schon bekannt geworden. Welche männliche Kraft, welche zarte Weichheit, welcher Tiefsinn wirkt und webt in ihnen allen! Von packender Gewalt ist der Heldenkampf der Kuru- und Panduſöhne. Gleich der erste Gesang, in dem Judhischthira, der Panduing, an Durjodhana, den Kuruing alles, zuletzt auch sein Weib verspielt, und der siegreiche Gegner, von Judhischthiras klagender Gattin zum Richter aufgerufen, diese großmütig zurückgiebt, ist voll dramatischer Spannung, voll Adel der Gesinnung. Meisterhaft ist die Zeichnung der einzelnen Helden, die Schilderung der todbringenden Kämpfe. Wie eine Reihe schwärmender Bienen, wie aus der Wetterwolke die Blitze, wie Donnerkeile alles zerreißend, wie zornigzüngelnde giftige Schlangen folgen sich die zischenden Pfeile. Der Panzer von schwarzem Eisen, verziert mit Gold, gleicht der Wolke, auf deren dunkler Fläche die Blitze hellzuckend hin und herfahren; der Speer durchschneidet mit Sausen die Luft und glänzt wie ein Meteor; der getroffene Held, dem das Blut am ganzen Leib entrieselt, gleicht dem Asokastrauch, „den bei des Winters Ende die Menge der roten Knospen ganz bedeckt". Alle Wesen des Himmels und der Erde nehmen Partei im tobenden

Streit. Die Muschelhörner tönen, die Wagen, von weißen Rossen bespannt, donnern dahin, die Elefanten verbeißen sich in brünstigem Kampf.

„Ruhm vor der Welt ist's, was ich erwähle, selbst für das Leben, Strahlender!
Denn Ruhm gewährt die Wonne des Himmels, und ruhmlos ist das Leben nichts.
Die Ehre, wie eine Mutter, verleiht dem Menschen Leben in der Welt,
Ehrlosigkeit verzehret das Leben, wenn auch des Leibes Wohl gedeiht.
Drum hat auch Brahma selber gesungen, daß Ruhm des Mannes Leben sei."

und:

„Ich fürchte vor dem Tode mich nicht, nur vor der Sünde fürcht' ich mich."

Die Schilderung der Natur hält Schritt mit der des Menschenkampfs. So ist z. B. die Reise des Pandu und Dhritaraschtra in den Himmel mit den Versen besungen:

„Nordwärts gerichtet wanderten sie durch Tal und Schlucht den Berg hinan
und über die ewig weißen Gefilde des Königs der Felsen, des Himawat,
wo nichts mehr blüht, kein Gräschen grünt, und durch die Luft kein Vogel mehr
sich schwingt, wo nichts Lebendiges sich reget, als der Wind allein,
dort immer nordwärts, immer empor still wandernd, bis der Leib erstarrt
zurückblieb und die Seele befreit sich in der Götter Gefilde schwang . ."

Neben den lauten, dröhnenden Kampfszenen stehen Episoden von leisem, duftigem Zauber, so die Geschichte von Rischjasringa, dem weltfremden Brahmanenknaben, den die Königstochter Santa die Liebe lehrt und in das vom Fluch der Trockenheit getroffene Land des Vaters lockt, so daß der Himmel wieder mit Regenmassen die Gefilde segnet. Überall begegnen wir einer hohen Sittlichkeit, die von ernsten religiösen und philosophischen Anschauungen getragen wird: hier ragt besonders die Erzählung von König Usinara hervor, in dessen Schoß eine schüchterne Taube vor dem verfolgenden Habicht Schutz sucht. Vergeblich wendet der Habicht alle Künste der Überredung an, um den König zur Preisgabe seines Schützlings zu bewegen; Usinara ist bereit, ihm sein ganzes Reich zu überlassen — nur die heilige Pflicht gegen den Schützling will er nicht verletzen. Schließlich fordert der Habicht, daß der König ihm die Taube mit dem eigenen Fleisch aufwiege; auch vor diesem Opfer schrickt Usinara nicht zurück und stellt sich, als es immer nicht genügt, selbst auf die Wage. Der Habicht, überwältigt von solcher Opferwilligkeit, entpuppt sich als Indra, des Himmels König und verheißt dem Usinara unvergänglichen Ruhm in dieser und jener Welt. — Das Gebot der Pflicht, die um ihrer selbst willen erfüllt wird, steht über allem andern:

„Gebricht uns auch des Himmels Gunst,
Wir müssen bis zum Tode getreu, so handeln wie die Pflicht gebeut."

und an anderer Stelle:

„Es passet eine schimpfliche Tat zu deinem ganzen Wesen nicht
So wie ein Flecken ein weißes Gewand verunziert . . ."

Die Götter und Menschen verbindet eine edle Bedingtheit: die einen wie die andern sind berufen, sich gegenseitig zu fördern; sie bestehen nur durch und

für einander, und „alle Welt bestehet nur durch Frömmigkeit". Von den philosophischen Stücken des Mahabharata ist das berühmteste und vollendetste die Bhagavadgita (der Sang des Erhabenen). Sie ist vielfach übersetzt worden; zuletzt von L. von Schröder, sehr korrekt, wie mir scheint, aber sprachlich nicht immer glücklich (Diederichs, Jena 1912). Auch dieser Sang gipfelt in der Forderung der „fruchtfreien Tat", in dem Ideal des „in Andacht Vollendeten" . . . Bekanntlich hat die indische Literatur der späteren Zeit, nicht nur im Volksepos, sondern auch im Kunstepos Hervorragendes geleistet; sie hat Lyrik, Spruch- und Fabeldichtung zu hoher Blüte gebracht, und um auf die Größe und Eigenart ihres Dramas hinzudeuten, genügt es, den Namen Kalidasa zu nennen. In einem gewissen Sinn bleibt alles Spätere Nachklang und Abklang jener großen Anschauungs- und Gedankenwelt, die hier nur flüchtig in Erinnerung gebracht werden konnte — nicht als ob damit irgend eine Herabminderung der weiteren Entwicklung ausgesprochen werden sollte; vielmehr ist diese geheiligte Tradition gerade das, was der indischen Kultur ihren Reiz und unvergänglichen Wert verleiht. Wer sich eingehender mit ihr befassen will, sei, außer auf die Werke Deussens, auf die eines Leopold von Schröder, Oldenberg, Garbe verwiesen. Zu ihnen gesellt sich neuerdings die gründliche und flüssig geschriebene „Geschichte der indischen Literatur" von M. Winternitz (C. F. Amelangs Verlag, Leipzig, 1904—1913). Eine anziehende, formgewandte Sammlung „Indische Lyrik" hat Joh. Hertel herausgegeben (Cotta 1900); eine Reihe von Dramen enthält die Reclamsche Universalbibliothek.

„In Andacht fest tu deine Tat!" und „alle Welt besteht durch Frömmigkeit," so tönt es als Grundklang herüber aus altindischer Zeit. Von dem gleichen Grundklang getragen sind die Lieder auch des indischen Dichters der Gegenwart, des Rabindranath Tagore. Zu guter Stunde werden uns seine „Gitanjali" (Hohe Lieder), die er selbst aus dem Bengali, seiner Muttersprache, ins Englische übertrug, in einer geschmackvollen deutschen Nachdichtung (von Marie Luise Gothein, Kurt Wolff Verlag, Leipzig, 1914) vorgelegt. Eine weltbezwingende und weltbeglückende Frömmigkeit atmet aus jedem dieser Lieder. Die innige Nähe des unbekannten und doch so bekannten Gottes, die erhabene Gleichung von Atman und Brahman wirkt in ihnen — mit bezaubernder Einfachheit, mit begeisternder Wärme. Es sind lauter Zwiegespräche mit der eigenen, mit der Gottesseele. „Trunken von Freude des Singens vergess' ich mich ganz und nenne dich Freund, der du mein Herr bist" und „Immer werd ich mich mühen, von meinem Herzen die Übel zu treiben und meine Liebe in Blüte zu halten, wissend: du thronest im Allerheiligsten meines Herzens. Und es soll immer mein Streben sein: dich offenbaren in meinem Tun, wissend, daß deine Macht mir Kraft gibt zum Handeln." Der Dichterhochmut stirbt in Scham vor dem Meisterdichter. „Laß mich mein Leben grad und einfach machen, gleich einer Flöte, die du füllst mit deinen Tönen." Nicht im Dunkel des Tempels, hinter

verschlossenem Tor findet Tagore seinen Gott: „Er ist dort, wo der Pflüger den harten Grund pflügt, wo der Steinklopfer Steine bricht. Er ist mit ihnen in Sonne und Regen und wo sein Kleid bedeckt ist mit Staub. Leg ab deinen heiligen Mantel und komme herab mit ihm auf den staubigen Boden." Mensch und Gottheit bedingen sich: „Wo wäre deine Liebe, wenn ich nicht wäre?" Liebe ist das Wesen des Gesuchten und Gefundenen: „Der Markttag ist vorüber, alle Arbeit ist getan für die Geschäftigen. Die da kamen umsonst mich zu rufen, gingen voll Zorn. Ich aber warte nur auf die Liebe, um endlich in seine Hände mich aufzugeben." Auch das Leiden, den unfruchtbaren Weltschmerz, die Todesfurcht überwindet dies freudige Geborgensein und Einssein in Gott. Statt aller weiteren Beschreibung möge der Dichter in zwei charakteristischen Proben selbst sprechen. Die erste mutet wie ein inbrünstiges Gebet an und lautet:

„Daß ich dich brauche, nur dich, soll mein Herz wiederholen endlos. Alle Wünsche, die mich zerreißen Tag und Nacht sind nichtig bis auf den Grund.

Wie die Nacht in ihrem Dunkel den Drang nach Licht birgt, so erklingt aus der Tiefe des Unbewußten der Schrei: Ich brauche dich, nur dich!

Wie der Sturm sein Ziel im Frieden sucht, wenn er den Frieden bekämpft mit all seiner Macht, so schlägt mein Aufruhr gegen deine Liebe, und doch ist mein Schrei: Ich brauche dich, nur dich!"

Die zweite Probe, die ich herausgreife, kleidet sich in gleichnisartiges Erzählungsgewand:

„Ich ging als Bettler von Tür zu Tür am Dorfweg. Da erschien in der Ferne dein goldener Wagen, und ich wunderte mich, wer dieser König der Könige sei.

Meine Hoffnung stieg hoch, und mir deuchten die schlimmen Tage vorbei, ich stand Almosen erwartend, die ungebeten verschenkt, und Reichtum, rings in den Staub geschüttet.

Der Wagen hielt, wo ich stand. Dein Blick fiel auf mich, du stiegst nieder mit Lächeln. Ich fühlte, das Glück meines Lebens sei endlich gekommen. Da plötzlich streckteſt du deine Rechte aus und sprachst: ‚Was hast du mir zu geben?'

O, welch ein Königscherz war es, die Hand zu öffnen, dem Bettler zu betteln! Ich war verwirrt, stand unentschlossen, und aus dem Quersack nahm ich langsam das kleinste Korn und gab es dir.

Doch wie groß war mein Erstaunen, als am Ende des Tages den Sack ich geleert auf dem Boden, zuletzt ein kleines Korn von Gold unter dem armen Haufen zu finden. Und bitterlich weint' ich, und wünschte, ich hätte das Herz gehabt, dir mein Alles zu geben."

Braucht es noch mehr, um zu beweisen, daß der Preis, den Europa zu vergeben hat, einem Würdigen zugesprochen wurde? Wenn nicht diesem einzelnen Inder — dem ganzen heiligen Indien gebührt die Krone in ihm. Im Eingang

dieser Ausführungen wurden nur zwei Kulturen als solche ersten Grades bezeichnet: die indische und hellenische. In beiden hat sich der Bund der Religion, Philosophie und Kunst, der Großmächte des geistigen Lebens, dem Ideal am meisten genähert. Allen Einwendungen gegenüber, die sich dagegen erheben möchten, muß festgehalten werden, daß wir bis heute weder eine europäische noch eine deutsche Kultur besitzen, die sich zu solcher Höhe der Einheit emporgerungen hat. Niemals hat sich Germanisches und Christliches zu ähnlicher Vollendung durchdrungen — außer vielleicht in dem einen, der seiner Weisheit letzten Schluß in dem Wort aussprach: „Jedes Ereignis mit Ehrfurcht betrachten." Wunderseltsam klingt diese Forderung Goethes zusammen mit jener andern: „In Andacht fest tu deine Tat!" und jenem Spruch: „Alle Welt bestehet nur durch Frömmigkeit." Dieses Ziel, arischen Ursprung mit arischem Ausgang verbindend, wäre deutsche Kultur . . .

Der Angelpunkt des österreichisch-russischen Gegensatzes

Von einem Österreicher

In einer Unterredung mit dem Berliner Korrespondenten der Neuen Freien Presse über die österreichisch-russischen Beziehungen äußerte sich der russische Ministerpräsident Kokowzow, jede unnötige Reizung, alles müsse vermieden werden, was die Regierung und die öffentliche Meinung in Rußland irgendwie in Anspannung setzen kann, und . . . „ich möchte nun nochmals darauf hinweisen, wie wichtig es ist, daß auch in Österreich-Ungarn alles vermieden wird, was diese Beziehungen ungünstig beeinflussen könnte". Was reizt aber Rußland so sehr? Ist es die Unterstützung der österreichfreundlichen Politiker im gegenwärtigen bulgarischen Kabinette? Ist es die nicht gerade serbenfreundlich orientierte auswärtige Politik der Monarchie? Kokowzow führt den Fall eines russischen Arztes (eines ehemaligen österreichischen Staatsangehörigen) an, der auf einer Reise durch Galizien aufgefordert wurde, seinen Reisepaß vorzuweisen. Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus? O, nein! Kokowzows Beschwerde hat symptomatische Bedeutung. Noch ist jedem Lande, das in die russische Freundschaft zu tief geblickt hat, das Schicksal nicht erspart geblieben, wie ein türkisches Paschalik behandelt zu werden. Die Worte Kokowzows zeigen die Aussichten, die sich Österreich auf dem Hintergrunde einer Entente mit Rußland eröffnen . . .

Das Feld, auf welchem die österreichisch-russischen Gegensätze ausgetragen wurden, war bisher der Balkan. Aber es könnte ein folgenschwerer, verhängnisvoller Irrtum werden, wenn die Staatsmänner, die so sehr um Rußland werben, glauben machen wollen, daß die österreichisch-russische Spannung in Balkanangelegenheiten ihre Quelle habe. Gewiß, spielen auch diese eine Rolle, sie sind jedoch mehr Wirkung denn Ursache des Zwiespaltes. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß Österreich ein mit Rußland konkurrierender slawischer Staat ist, in welchem die nichtrussischen Slawen die Möglichkeit haben, sich national auszuleben. Erst kürzlich wurde im österreichischen Parlamente ausgeführt, die Abneigung, der Haß Rußlands gegen Österreich habe seine Triebfedern in der Stellung, die die Polen und Ruthenen in der Monarchie einnehmen und die die Stammesgenossen dieser Völker in Rußland sehr leicht zu Vergleichen anregen könnte. Solche Vergleiche nicht aufkommen zu lassen, ist ein eminentes Interesse Rußlands, und daraus erklären sich die panslawistischen Klagen über die Unterdrückung der Slawen in der österreichisch-ungarischen Monarchie und die heftige russophile und orthodoxe Propaganda in Galizien und in Nordungarn. Selbst wenn die anläßlich der Debatte über die auswärtige Politik vom Grafen Andrassy in der ungarischen Delegation verteidigte These, gerade in bezug auf die Orientfrage sei der Zeitpunkt gekommen, die österreichisch-russischen Beziehungen durch die Erkenntnis zu klären, daß im gegenwärtigen Stadium der Dinge ein reeller Interessengegensatz zwischen uns und Rußland nicht bestehe, selbst wenn diese These zutreffend wäre, so bleibt noch immer der gefährlichste Konfliktsstoff zwischen beiden Staaten zurück, der in der ukrainischen Frage liegt.

Was ist nun die ukrainische Frage? Die eigentlichen Träger des russischen Staates sind die sogenannten Großrussen, welche das Gebiet zwischen der Wolga und dem Don bewohnen. Zwischen ihnen und den Bewohnern des Bug- und Dnjeprgebietes (der Ukraine), den Kleinrussen, zu welchen ethnographisch auch die Ruthenen Galiziens und einiger Komitate Nordungarns gehören, besteht trotz aller Ähnlichkeit der Sprache und der allgemeinen Kulturstufe ein gewisser Unterschied, der historisch bedingt ist. Das alte Zentrum der russischen Kultur, die Wiege und Metropole Rußlands, das kleinrussische Kiew, ist erst im Laufe der Zeit hinter das großrussische Moskau zurückgetreten. Großrußland war das Produkt einer stetigen Kolonisationstätigkeit, die von Kleinrußland ausging. Unter dem Einflusse der benachbarten Völker mongolischer Rasse, mit denen die Ansiedler teilweise verschmolzen, nahm dieses nordöstliche Rußland gewisse individuelle Züge an, die es bereits im dreizehnten Jahrhundert von dem südlichen kleinrussischen Gebiete deutlich unterschieden. Jedoch kann zu dieser Zeit noch nicht von einer nationalen Besonderheit gesprochen werden. Die Verschiedenheit der Schicksale beider Gebiete und die dadurch bedingte abweichende geschichtliche Entwicklung — die großrussischen Fürsten huldigten dem Chan der Tataren, Kleinrußland geriet unter die Herrschaft Polens und wurde dadurch der west-

lichen Kultur näher gebracht — trug dazu bei, den Unterschied zwischen Groß- und Kleinrußland zu vergrößern, der im fünfzehnten Jahrhundert bereits zu einem offenen Gegensatze geworden war. Er äußerte sich auch hier, wie überall im Mittelalter, in der Religion. Zwar war sowohl die Kirche von Moskau als auch die von Kiew orthodox; erstere sah jedoch letztere als eine nicht im strengen Sinne rechtgläubige an — sie verhielt sich zu ihr als zu einer schismatischen, und Kleinrussen, die sich in Moskau ansiedelten, wurden noch einmal getauft. — Unter den Kleinrussen war das Bewußtsein ihrer nationalen Eigenart nie geschwunden. Nach der Union (mit der römisch-katholischen Kirche), die die Polen in der Hoffnung auf eine vollständige Verschmelzung des Kleinrussentums mit der polnischen Nation durchgesetzt haben (vgl. den bekannten Ausspruch „natione Polonus, gente Ruthenus"), fand das nationale Selbstbewußtsein der Kleinrussen seine letzte Zuflucht im Kosakentum, einer Art militärisch-kommunistischen Gemeinwesens, das sich in der „Zaporoger Sicz" am Dnjepr eine gewisse Autonomie unter eigenen Hetmanen zu bewahren wußte, und bekannt ist der Aufstand der Kosaken unter Bohdan Chmelnicki, der den Charakter eines Nationalkampfes zwischen dem ruthenischen und polnischen, dem orthodoxen und katholischen Elemente angenommen und die Selbständigkeit der Ukraine zum Ziele hatte. Ein tragisches Schicksal hatte es gefügt, daß jener ukrainische Nationalheld sich zur Erreichung dieses Zieles zuletzt an Rußland um Hilfe wandte und dem Zaren unterwarf — ein Schritt, der in der Folge zur Vernichtung des letzten Restes der nationalen Unabhängigkeit der Kleinrussen, des Kosakentums geführt hat. Das freie Kosakentum wird immer unfreier, die Versuche verschiedener Hetmane, zuletzt des Hetmans Mazeppa, mit Hilfe des Schwedenkönigs Karls des Zwölften die alte Stellung wiederzugewinnen, scheiterten, und Katharina die Zweite hob die Autonomie der Kosaken gänzlich auf. Noch im Jahre 1791 versuchte Wassil Kapnist in einer geheimen Mission den preußischen Minister Hertzberg für die Sache der Kosaken und der Ukraine zu interessieren. Vergebens. Ihr Schicksal war besiegelt. Es trat eine Zeit vollständiger nationaler Ohnmacht der Ukrainer ein. Schule und Kirche arbeiteten dem Russifizierungswerke in die Hände, auf daß „sich das kleinrussische Volk mit dem großrussischen eins fühle", und noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konnte ein Minister dem Zaren versichern, „es gebe und werde auch keine ukrainische Nation geben".

Am 24. November d. J. fand in Poltawa unter Teilnahme der Intelligenz, der Geistlichkeit, einer Bauerndeputation und eines zahlreichen Publikums eine Feier zur Erinnerung an den fünfundsiebzigsten Todestag des ersten ukrainischen Dichters, Iwan Kotlarewski, statt. Vor dem Denkmal des Dichters, das dreißig Kränze, darunter sechs silberne mit ukrainischen Widmungen schmückten, setzte der Erzpriester des Ortes in einer in russischer Sprache gehaltenen Rede den Unterschied zwischen der urkrainischen und russischen Nationalität auseinander. Reden in ukrainischer Sprache waren vor dem Denkmal verboten; es gab jedoch

deren kein Ende im Theater, wo das Schauspiel des Dichters „Natalka Poltawka“ gegeben wurde, und hier erreichte die Begeisterung den Höhepunkt, als die Bauerndeputation auf der Szene erschienen war. Iwan Kotlarewski ist der Vater der modernen ukrainischen Literatur, und mit ihm beginnen die Bestrebungen der kleinrussischen Intelligenz nach einer nationalen Wiedergeburt des Ukrainertums. Dichter und Kritiker, wie Kwitka, Hrebinka und Taras Schewtschenko, vertraten die Idee eines ukrainischen Volkstums, sie waren sich jedoch nicht ganz klar über Tendenzen und Ziele der von ihnen ins Leben gerufenen Bewegung und schrieben auch russisch. Die russische Regierung war jedoch nicht gewillt, diese ursprünglich rein kulturelle Strömung zu dulden, und Ukase vom Jahre 1863 und 1876 verpönten die Verbreitung von Schriften in ukrainischer Sprache. Aus dem öffentlichen Leben, aus Kirche und Schule, Literatur und Wissenschaft schwand das volkstümliche ukrainische Wort, und die gebildeten Schichten kehrten reuig in den Schoß des Russentums zurück oder — wanderten nach Galizien aus, wo sie ihre Tätigkeit frei entfalten durften. Die Polen hatten nämlich in der ukrainischen Bewegung ein vorzügliches Mittel erkannt, sowohl Rußland als auch die ruthenische Nationalpartei, die mit ihnen in heftigem Kampfe stand und die die literarische und kulturelle Einheit der Ruthenen mit den Russen verkündete, zu schwächen, und begünstigten die Fraktion der Jung-Ruthenen oder Ukrainer, die von Rußland nichts wissen wollten und einem Ausgleiche mit den Polen geneigt waren. Es beginnen die Träume von einer dreißig Millionen zählenden Ukraine von den Karpathen bis zum Ural, allmählich bildet sich eine wissenschaftliche ruthenische Literatur, und in den neunziger Jahren wird eine phonetische Rechtschreibung eingeführt. Mit der Zeit gewann die ukrainische Strömung die Oberhand und wurde auch von den Polen unabhängig. Heute führt sie den nationalen Kampf nach zwei Fronten, sowohl gegen das Polentum als auch gegen Rußland.

Das ist in Kürze die Genesis der ukrainischen Frage. In ihr kommt der alte Gegensatz zwischen Norden und Süden, zwischen Moskau und Kiew, zum Ausdruck und sie zeigt, daß er noch nicht endgültig zugunsten des ersteren entschieden ist. Dank dem konstitutionellen Leben in Österreich konnte die ukrainische Bewegung in Galizien einen politischen Charakter annehmen, in Rußland sich höchstens als kulturelle Strömung behaupten. Diesen kulturellen Separatismus der Kleinrussen empfindet aber Rußland als eine Gefahr. Es befürchtet, daß er zu einem politischen werden und in der Folge zu einer Ablösung der Ukraine von Rußland und zur Bildung eines „Königreiches Kiew“ mit 30 Millionen Kleinrussen oder zu einem Anschluß dieses Gebietes an Österreich führen könnte. Diese Befürchtung teilen sowohl die offiziellen als auch die oppositionellen Kreise in Rußland, und alle geben Österreich die Schuld an dem Entstehen dieser Frage, die die kulturelle und politische Einheit Rußlands zu zerreißen drohe. „Nicht bei uns,“ führte der konstitionelle Demokrat

Miljukow in der Duma aus, „sondern in Österreich wurde ein kulturelles Zentrum geschaffen, welches mit jedem Jahre größeren Einfluß auf das nationale Leben in unserer Ukraine gewinnen muß." „Von Österreich fliegen die Funken des Separatismus in die russische Ukraine herüber," klagte ein anderer, und der Liberale, Peter Struve, wies in seiner Zeitschrift auf die Notwendigkeit hin, „energisch, unzweideutig und unnachsichtig den Ideenkampf gegen das Ukrainertum aufzunehmen." Es ist selbstverständlich, daß die reaktionären Stimmen an Schärfe hinter den liberalen nicht zurückstehen.

Die ukrainische Frage ist im Sommer des vergangenen Jahres in eine neue Phase getreten. Eine kaiserliche Botschaft an die parlamentarische Vertretung der Ruthenen Galiziens verhieß diesen eine eigene Universität. Die Haltung der Regierung in der Universitätsfrage und die zum ersten Male erfolgte Anwendung des Terminus „Ukrainischer Verband" in der kaiserlichen Botschaft hatten gezeigt, daß sich eine Neuorientierung unserer inneren Politik vorbereite, durch welche die Ruthenen, die Stammesgenossen der Ukrainer, an die österreichisch-ungarische Monarchie enger gefesselt werden sollen. Die Worte des Kaisers, der im jüngsten Delegationszerkle dem ruthenischen Delegierten gegenüber die Erwartung aussprach, daß die Wahlreform für den galizischen Landtag in einer die ruthenischen Wünsche berücksichtigenden Weise zustande kommen werde, scheinen diesen Kurs bekräftigen zu wollen. Der Gegensatz zu Rußland, wo die Verbreitung von in ruthenischer Sprache gedruckten Bibeln heute noch strafbar ist, springt in die Augen. Ukrainische Vereine in Rußland forderten in Telegrammen das Präsidium des Ruthenenklubs auf, im Kampfe um die Universität auszuharren, und dieses wandte sich nun mit folgendem Manifeste an die Nation: „Die ukrainische Universitätsfrage ist nicht bloß eine Angelegenheit der österreichischen Ukraine. Diese Frage ist deshalb mit einer solchen Wucht in den Vordergrund getreten, weil sie die ganze Ukraine von den Karpathen bis zum Don betrifft. Ganz Europa, die ganze zivilisierte Welt werden solange nicht in Sicherheit sein, bis dem räuberischen Vormarsche des Zarentums gegen den Westen ein Damm entgegengesetzt wird, bis die vom Zarentum in Sklavenketten geschmiedeten Nationen die Kraft gewinnen, das zarische imperium — dieses schrecklichste Gefängnis der Völker, zu sprengen. Indem wir für die ukrainische Universität kämpfen, die ein Zentrum des geistigen Lebens der ganzen Ukraine bilden wird, kämpfen wir nicht nur für unsere gerechte Sache, für die eigene Sprache und eine schöne Zukunft der Ukraine, sondern auch für den Fortschritt und die Freiheit der Welt, für die allgemeine Kultur." Eine ruthenische (kleinrussische) Universität in Galizien, so kalkulieren die Ruthenenführer, müßte auf alle Kleinrussen eine mächtige Anziehungskraft ausüben, der Mittelpunkt der ukrainisch-nationalen Aspirationen werden, alle Gelüste Rußlands nach einer Annexion Galiziens ersticken, Österreich aber im Falle eines kriegerischen Konfliktes mit Rußland wertvolle Bundesgenossen in der Ukraine schaffen. Sie machen den angeblich im Jahre 1886 (als

unsere Beziehungen zu Rußland wegen der bulgarischen Frage aufs äußerste gespannt waren und sich das Gerücht verbreitet hatte, das in Sokal stationierte Dragonerregiment des Obersten Zaleski werde in der Ukraine einem Einfalle der Kosaken in Galizien zuvorzukommen suchen) als strategische Operation in Aussicht genommenen „Zug gegen Kiew" zur Grundlage einer großukrainischen Ideologie, indem sie Österreich auf die Expansion zum Schwarzen Meere verweisen. Im Falle eines Krieges mit Rußland wäre es demnach Aufgabe unserer Armee als Befreierin in der Ukraine zu erscheinen. —

Der bekannte Czechenführer Kramarz warf im Jahre 1911 der österreichischen Regierung vor, daß sie sich der ukrainischen Bewegung für weitreichende Ziele bediene. Der Panslawist Menschikow hinwieder meinte, die russische Regierung sei zu liberal, als daß sie die große Gefahr seitens dieser revolutionären Strömung für den Staat gehörig einschätzte. Beide haben Unrecht. Die friedlichen Ziele unserer auswärtigen Politik sind bekannt und mit den realen Interessen der Monarchie zu sehr verknüpft, um großukrainische Bestrebungen zu fördern und dadurch Rußland Verlegenheiten zu bereiten — wir wären schon froh, wenn es uns in Ruhe ließe. Das ukrainische Element bedeutet jedoch für Österreich den Schutz seiner östlichen Grenze, ein Schutz, wichtiger als fünf Armeekorps und ein stattlicher Festungsgürtel. Daß ein solcher Schutz Österreich-Ungarn wirklich not tut, lehrt die russophile und orthodoxe Propaganda, die von Rußland aus unter der ruthenischen Bevölkerung systematisch betrieben wird. Mitten in die österreichisch-russischen Freundschaftsbemühungen fällt der Prozeß gegen russische Agitatoren in Marmaros-Sziget, denen Aufreizung der ruthenischen Bevölkerung in einigen Komitaten Nordungarns gegen die griechisch-katholische Religion, ferner Aufwieglung gegen die territoriale Integrität des ungarischen Staates sowie gegen das gesetzliche Herrscherrecht des ungarischen Königs zur Last gelegt wurde. Es fehlte nicht an Bemühungen, diesen Prozeß der zukünftigen Freundschaft mit Rußland zuliebe niederzuschlagen; die Eröffnungen, die der ungarische Justizminister im ungarischen Reichstage darüber machte, lassen jedoch die Größe der Gefahr, die von dieser Seite droht, mit aller Deutlichkeit erkennen. In manchen Gemeinden sind 400 bis 500 Personen zum orthodoxen Glauben übergetreten. Es wurden Broschüren verteilt, in denen der heilige Zar angerufen wird, hierher zu kommen und die Ruthenen zu befreien; die Ruthenen würden dann ihre Waffen wegwerfen, die Armee verlassen und eine Katastrophe herbeiführen. Die Agitatoren standen, wie festgestellt wurde, mit vermögenden und einflußreichen russischen Persönlichkeiten in Verbindung und erfreuten sich der materiellen Unterstützung russischer Bischöfe und Klostervorstände. Den Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei stellten sie der Bevölkerung als einen Angriff Rußlands gegen die Türkei hin und verbreiteten die Nachricht, daß sich Rußland nach Beendigung dieses Krieges gegen Österreich-Ungarn wenden wird, um die Ruthenen zu befreien.

Man könnte einwenden, daß bei den bekannten magyarischen Regierungsmethoden eine Anklage wegen Aufreizung gegen die Staatsgewalt leicht konstruiert

ist. Aber auch in Österreich wird seit Jahren über die russische Propaganda in Galizien geklagt, und sie hat bereits im Jahre 1909 das österreichische Parlament beschäftigt. Seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts in Österreich, das den „Ukrainern" zu fast sämtlichen ruthenischen Mandaten verhalf, wimmelt es in Galizien von russischen Spionen, und die nationalistischen Blätter in Rußland widmen den „durch die Dummheit der russischen Diplomatie unter das germanische (will sagen: österreichische) Joch geratenen Russen" ein bedenkliches Interesse. Schon hat einmal das Organ des Ministeriums des Äußeren, das Wiener Fremdenblatt der Nowoje Wremja den Rat erteilt, an der Klinke der österreichischen Tür nicht zu rütteln, sonst müßte die freche Hand mit der ganzen Wucht der Macht der rechtmäßigen Besitzer zurückgeschlagen werden. Ein Zeichen der russischen Wühlarbeit ist der in Nr. 30 869 der Times erschienene wehklagende und jammernde Artikel des Grafen Bobrinski über die Verfolgung des orthodoxen Glaubens in Galizien. Auf dem „VI. slawischen Bankette" in Petersburg, das im Mai 1912 unter dem Vorsitze des Generals Skugarewski stattfand, wurde beschlossen, ein Memorandum über die Handhabung der österreichischen Verfassung an die europäische Presse zu versenden. In einer Denkschrift, die im Juni 1912 unter den Dumaabgeordneten zirkulierte, wurde über die „Unterdrückung" der „Russen" in Galizien Klage geführt und die Zentralregierung in Wien beschuldigt, die „ukrainischen" Bestrebungen zu fördern, die das Ziel verfolgen, „das Jagellonische Königreich von Meer zu Meer wieder aufzurichten". Ist dies auch Unsinn — gerade gegen die „jagellonische Idee" richtet sich in erster Reihe die ukrainische Nationalbewegung, die von einer Wiederherstellung Polens in den alten Grenzen nichts wissen will — so steckt darin Methode. Hat doch der Referent der Kommission des russischen Reichsrates über die Chelmvorlage ausgeführt, das Chelmgebiet sowie auch das Gebiet von Kiew, Podolien und Ostgalizien sei vor der Teilung Polens russisches Gebiet gewesen.

Die Leiden des „Karpathenrußlands" sind gegenwärtig ein beliebtes Thema, das in nationalistischen russischen Kreisen erörtert wird. Die Petersburger Wjedomosti veröffentlichen einen Aufruf des russophilen Agrarvereines in Lemberg „Rilniczyj Sojuz" über den Notstand in Galizien. In dem Aufrufe heißt es, die österreichische Regierung habe den russischen Bauern jede Unterstützung verweigert, um diese für die Anhänglichkeit an die Tradition der Väter und für die Treue gegen die „russische Staatsidee" zu bestrafen. „Die russischen Bauern sind jetzt ganz verlassen. Nur die eine Hoffnung blieb ihnen, daß dem russischen Volke in Galizien (Rus' halicka) die Brüder des großmächtigen Rußland helfen werden, um es vom Hungertode zu erretten und zu verhüten, daß die uralte russische Erde in die Hände der Feinde falle." Der „Galizisch-russische Verein" veranstaltete in dieser Angelegenheit eine Versammlung, in welcher der russophile österreichische Reichstagsabgeordnete Markow und der Parteichef Dudykiewicz, der in Galizien unter dem Spitznamen „russischer Ambassador"

bekannt ist, als Redner auftraten und die einen durchaus agitatorischen Charakter hatte.

Von einem Chore wurde das Lied des galizisch-russischen Dichters Wergun, „Beim Reliquienschein eines heiligen Landsmannes", d. i. des Metropoliten Peter von Moskau, gesungen. Es ist dies ein Gebet zum heiligen Peter um Befreiung Galiziens von fremdem Joche. Und Stolypin, der Bruder des verstorbenen Ministerpräsidenten, benutzte die Anwesenheit der österreichischen Abgeordneten in Petersburg dazu, um in der Nowoje Wremja auf eine im Petersburger Adelskasino veranstaltete Kinovorstellung „Die Leiden der Ruthenen in Galizien" aufmerksam zu machen, und schrieb: „Wollt ihr hören, wie Rechtgläubige gemartert werden, wollt ihr sehen, wie vor Rußland sich tief diejenigen unserer Brüder neigen, die das wiedererstandene, mächtige Rußland nicht unter seine Flügel nehmen und mit seinem Schutze schirmen konnte? Geht Sonntag am Tage in die Adelsversammlung. Was ihr an der Vorstellung nicht verstehen werdet, das werden euch Bobrinski, Rakowitsch und der Abgeordnete des österreichischen Parlaments, Markow, in eine zivilisierte Sprache übertragen. Versäumt nicht das seltene Schauspiel: ein Stiergefecht ist im Vergleich zu ihm — nichts, ein Zeitvertreib von Kindern. Hier wird auf der Arena weder Pferde- noch Stierblut zu sehen sein, dafür aber werdet ihr bis zum Entsetzen fühlen, wie dort bei den Karpathen Menschen im ungleichen Kampf dahinschwinden und Leben verlöschen in der letzten Hoffnung auf die Gnade Gottes und den schmerzvollen Trost der Märtyrerkrone im Jenseits." Den Märtyrern und Bekennern der orthodoxen Kirche in Galizien und Ungarisch-Ruthenien hatte bereits im Frühjahr eine Versammlung des Galizisch-russischen Vereins die Gefühle ihrer innigsten Bruderliebe ausgedrückt und in einer Resolution verlangt, der Heilige Synod in Petersburg möge in allen orthodoxen Kirchen Rußlands und Amerikas Gebete für den seligen Frieden der in Galizien und Ungarn zum Tode gemarterten und Erleichterung der Leiden der dortselbst gequälten und eingekerkerten Bekenner der Orthodoxie anordnen; die gleiche Bitte sei an alle Patriarchen und Vorstände autokephaler orthodoxer Kirchen zu richten. Die russische Regierung wurde ferner aufgefordert, sie möge unter Voranhaltung der historischen Mission Rußlands Mittel und Wege zur Hintanhaltung der unmenschlichen Leiden der Bekenner des orthodoxen Glaubens und Herstellung der Glaubensfreiheit für diesen in dem Maße, als sich derselben die Lateiner im russischen Rußland erfreuen, ausfindig machen. Jetzt hat der Heilige Synod in allen Kirchen Rußlands Sammlungen für die leidenden Russen Galiziens angeordnet, und der Rubel wird nun unter der Maske der Wohltätigkeit offen rollen dürfen und Sympathien für den russischen Staat unter den Rutheneu werben. Der nämliche Verein gibt eine Zeitschrift Rotrußland heraus, die die „russischen Bewohner der Karpathenländer" einladet, ihre Beiträge über Angelegenheiten des „unterjochten Rußlands" einzusenden.

Das Ziel dieser Agitationen? Ein näheres: ein Gegengewicht gegen die ukrainische Bewegung zu schaffen; ein ferneres: die Einnahme Galiziens, um den ukrainischen Separatismus ausrotten zu können. Im Jahre 1625 schilderte der Luzker Bischof Issaky dem Zaren Michail Romanow die fürchterlichen Leiden des rechtgläubigen ruthenischen Volkes in der Ukraine, in Wolhynien, in Podolien und in Galizien und stellte an ihn die Bitte, der rechtgläubige Zar möge das ganze ruthenische Land von dem Karpathengebirge bis zum Donflusse unter sein mächtiges Zepter nehmen. „Es wird die Zeit kommen," gab der Zar zur Antwort, „und diese ist nicht mehr ferne, wo Moskau sich erheben wird, um euch zu befreien; keineswegs wird es euch unter dem Drucke der bösen Katholiken und unter der Last des schweren polnischen Joches zugrunde gehen lassen. Fasset Mut, habet einige Zeit Geduld und erwartet zuversichtlich unsere Hilfe!" Die Methoden der russischen auswärtigen Politik sind sehr alt. Rußland hatte in Polen eine Dissidentenfrage geschaffen, die ihm den Vorwand bot, sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einzumischen, es wendet nun die alterprobten Methoden gegen Österreich an: „Immer deutlicher," schreibt das liberale ruthenische Tagblatt Dilo, „nachdrücklicher, geradezu demonstrativ und provokatorisch ist die Sprache Rußlands und der galizischen Agenten Rußlands, daß dieses sich für die Einnahme Galiziens vorbereite. . . . Das Lemberger russenfreundliche Tagblatt Prikarpatskaja Rus spricht in der neuesten Nummer von dieser Vorbereitung so, als ob schon morgen der Habsburger Monarchie die letzte Stunde schlagen sollte und die russische Armee schon an der Grenze auf die Einnahme Galiziens wartet. Seit einiger Zeit wird in den Spalten des Tagblattes Prikarpatskaja Rus eine Debatte darüber geführt, was die galizischen Russen von Rußland zu erwarten haben. Einer von den Teilnehmern an dieser Erörterung, der sich ‚Argus' unterschreibt, trat gegen Rußland mit dem Vorwurfe auf, daß die Ruthenen Galiziens von dem offiziellen Rußland enttäuscht wurden und das nationale Rußland noch zu träge sei, um sich für Galizien zu interessieren. Auf diesen Vorwurf antwortet in der neuesten Nummer des Tagblattes Prikarpatskaja Rus ein gewisser A. Woznesenski aus Petersburg, anscheinend eine sehr informierte Persönlichkeit: Argus irrt sich. Das offizielle Rußland interessiert sich für die galizische Frage mehr, als man in Österreich und sogar in Rußland selbst glaubt. Ich habe dafür Beweise, die in der österreichischen Presse zu veröffentlichen nicht vorteilhaft ist, jedoch in Rußland vielen bekannt sind. Die ganze Sache besteht darin, daß erstens das offizielle Rußland viele Pläne zu verheimlichen versteht und zweitens die russische Kultur und Korrektheit oft nicht erlauben, dasjenige zu sagen, was beabsichtigt wird. Deshalb wurden auch in Rußland während der Mobilisierung, die gegen Österreich gerichtet war, alle antiösterreichischen Demonstrationen verboten. Daraus wird gewiß niemand in Österreich schließen, daß die russische Regierung mit der österreichischen übereinstimmt. Es ist klar, daß man die Provinzbeamten in die Pläne der Zentralregierung nicht einweiht, und deshalb sind sie betreffs der

galizischen Frage unrichtig informiert. Aber ich weise bestimmt jeden Vorwurf zurück, daß das offizielle Rußland diese Frage nicht recht auffasse. Das offizielle Rußland beschäftigt sich mit diesem Plane schon lange Zeit. — Der Verfasser mahnt zum Schlusse die galizischen Ruthenen, daß man nur Geduld haben müsse, denn Rußland warte nur einen günstigen Moment ab." Der ehemalige österreichische Ministerpräsident, Baron Beck, meinte jüngst in der österreichischen Delegation, daß es im zwanzigsten Jahrhundert wegen der serbischen Frage möglicherweise zu einem Kriege zwischen Österreich und Rußland kommen werde, wobei er sich auf das Werk Kurapatkins „Die Aufgaben der russischen Armee" berief. Wenn man jedoch die russische Propaganda in Galizien, die antiösterreichischen Demonstrationen in Petersburg, die Rolle Rußlands im Balkanbunde im Zusammenhang betrachtet, so kommt man zur Überzeugung, daß wir nicht notwendigerweise nach Serbien gehen müssen, um Händel mit Rußland zu haben, daß vielmehr die Kriegsgefahr vom Norden droht und der Süden ihre eigentliche Ursache nur verhüllt.

Freilich, die Balkanfragen stehen angeblich der österreichisch-russischen Freundschaft nicht mehr im Wege, und warum sollen sich nicht beide Staaten auch über die ukrainische Frage verständigen können? Die weitgehende Autonomie, die Österreich den Polen in Galizien gewährt hatte, widerstrebte ja auch einst den russischen Interessen, und doch war es gelungen, ihr die Spitze, die gegen Rußland gerichtet schien, abzubrechen! Solche Erwägungen verkennen, daß die polnischen Verhältnisse in Galizien bereits Zeit genug hatten, sich zu stabilisieren, die ukrainische Frage aber erst jetzt aus dem latenten Stadium herauszukommen beginnt. Im übrigen hat es Rußland jederzeit in der Hand, die polnischen Verhältnisse zum Schaden Österreichs zu verwirren und durch Annäherung an die Polen, die in der ukrainischen Bewegung ohnehin eine Bedrohung ihrer herrschenden Stellung in Galizien erblicken, diese alten Feinde Rußlands zu gewinnen. Denn schließlich ist der Separatismus der zehn Millionen Polen für Rußland lange nicht so gefährlich wie jener der dreißig Millionen Kleinrussen. Die russische Orientierung der polnischen Politik ist keine Schimäre. Wer Gelegenheit hat, die publizistische Tätigkeit des führenden polnischen Organs Slowo Polskie in Lemberg zu verfolgen, wie vorsichtig, wie geschickt und mit welcher Ausdauer es die öffentliche Meinung für eine Revision der polnischen Politik Rußland gegenüber bearbeitet, wird über die Früchte dieser Tätigkeit nach zehn Jahren nicht erstaunt sein. Wollen doch schon heute die ostgalizischen polnischen Autonomisten und ihr Anhang, die Allpolen, in eine Wahlreform für den galizischen Landtag nur unter der Bedingung willigen, daß den russophilen Ruthenen eine entsprechende Vertretung gesichert werde — auf Kosten der staatstreuen Ukrainer. Und das sonst polenfeindliche, nationalistische russische Blatt Nowoje Wremja wird wissen, warum es die Wahlreformstürmer im polnischen Lager in Schutz nahm, als es schrieb: „Die (österreichische) Regierung will ihre Macht sogar den Polen zeigen, wenn sie im

Namen gut oder schlecht verstandener nationaler polnischer Interessen nicht auf die Forderungen der Regierung einzugehen wagen." Nicht umsonst hatte der ehemalige russische Zensor in Kiew in seinem Buche: „Die ukrainische Bewegung als gegenwärtige Etappe des südrussischen Separatismus" freie nationale Schulen für die Polen in Rußland gefordert, sowie den Anschluß der drei polnischen Bezirke des Gouvernements Grodno an Kongreßpolen zur Entschädigung für die Abtrennung des Chelmgebietes. Er meinte, daß sich dann bei freundschaftlicher Hilfe der regierenden polnischen Kreise in Galizien die Zulassung der russischen Sprache in den Schulen Ostgaliziens als nichtobligater Gegenstand würde erwirken lassen. Nach weiteren Erfolgen der russischen Kultur in Galizien wäre es schon Sache der einheimischen Bevölkerung, die Anerkennung des Russischen als Landessprache anzustreben.

Kokowzow hat recht: der Wege, auf welchen sich die slawischen Ströme in das russische Meer ergießen können, sind sehr viele — und es gibt auch einen solchen für den polnischen Strom*). „Nicht das Bündnis mit Deutschland und Italien, das in der letzten Krise sich als sehr unzuverlässig zu erweisen schien, kann der Monarchie Heil bringen, sondern ein geordnetes, auf gegenseitige Zugeständnisse und Vertrauen basiertes Verhältnis zu Rußland kann die Monarchie stärken und ihr dauernde Existenz sichern, was gewiß von allen Völkern der Monarchie heiß gewünscht wird," diese Worte des russophilen Abgeordneten müßten unseren maßgebenden Kreisen eine hinreichende Warnung vor solchem Heile sein. Selbst wenn Rußland, wie dies im Zusammenhange mit der Mission des neuernannten russischen Botschafters in Wien, Herrn von Schebeko gemeldet, allerdings auch bereits dementiert wurde, für die gesetzliche Anerkennung der russischen Sprache und der Unterstellung der orthodoxen Kirche in Galizien und Ungarn unter dem Petersburger Heiligen Synod sich verpflichten sollte, niemals

*) Nachdem die Vorlage über die Reform der Städteverwaltung in Kongreßpolen, die der polnischen Sprache gewisse Rechte einräumen wollte, im russischen Reichsrat gefallen war, veröffentlichte die Nowoje Wremja ein Geheimabkommen Stolypins mit den polnischen Dumaabgeordneten aus dem Jahre 1907, in dem sich letztere verpflichteten, auf die polnischen Führer in Galizien dahin einzuwirken, daß die Polen dem Kampfe für die Rechte der russophilen Ruthenen keinen Widerstand entgegensetzen. Dafür versprach ihnen Stolypin, in den gesetzgebenden Körperschaften die städtische und die Landesautonomie für die Gouvernements Kongreßpolens durchzuführen. Interessant ist die Feststellung der Zeitung Nowy Prąd, daß der ehemalige Führer der polnischen Dumafraktion während des russisch-österreichischen Konfliktes in Galizien gewesen ist, um bei den Polen für eine russische Orientierung Propaganda zu machen. Für die polnische Landesautonomie sprachen sich im Jahre 1911 Mentschikow, Sobolewskij, Jlowajskij — lauter Repräsentanten der nationalistischen Rechten — aus. Welche Ziele die polnisch-russische Annäherung verfolgt, erhellt aus jener Mitteilung des Golos Moskwy, die zum Ausgangspunkt unseres Leitartikels in Heft 51 „Russische Polenpolitik" genommen wurde und wonach der französische Generalstab in einem besonderen Promemoria die Aufmerksamkeit der russischen Regierung darauf gelenkt habe, daß ein Einvernehmen zwischen Russen und Polen eine conditio sine qua non des Sieges der Tripelentente über den Dreibund sei. Der Herausgeber

etwas gegen die Integrität Galiziens zu unternehmen, so wäre damit für die Monarchie nicht viel gewonnen. Die ukrainische Frage kann immer eine solche Wendung nehmen, daß sich daraus gefährliche Verwicklungen ergäben und die Existenz Österreichs von seiten Rußlands bedroht würde. Könnte doch Österreich bei aller Willfährigkeit russischen Wünschen gegenüber diese Frage gar nicht aus der Welt schaffen — und das ist die für Rußland einzig annehmbare Lösung! Und kann Rußland auf einen Sieg der großen „slawischen Idee", der Vereinigung aller Slawen unter dem Zepter des rechtgläubigen Herrschers, hoffen, bevor der Titel des russischen Kaisers, „Zar aller Reußen" (wsieja Rusi) verwirklicht ist? Kann das Zarentum auf sein unveräußerliches Attribut, als Schutzherr aller Rechtgläubigen aufzutreten, verzichten und sich jeder Einmischung in die inneren Verhältnisse der Staaten mit orthodoxer, slawischer Bevölkerung enthalten? Eine Entente mit Rußland würde Österreich als den schwächeren Teil zu einem Vasallenstaate Rußlands herabdrücken, und die Zeiten könnten sich wiederholen, da der russische Kaiser dem englischen Botschafter sagen konnte: „Sie müssen wissen, daß, wenn ich von Rußland spreche, ich zugleich von Österreich spreche." Und die Freundschaft mit Rußland — wie lange würde sie denn anhalten? Rußland hat schon einmal einem alten mächtigeren und zuverlässigeren Freunde die Tür gewiesen, einem Freunde, mit dem es gar keine streitigen Interessen hatte und den, wie Bismarck bekannte, selbst ein vollständiges Indienststellen seiner Politik in die russische nicht vor „vollständigen Kriegsdrohungen von der kompetentesten Seite" geschützt hatte. Zwischen Österreich und Rußland wird aber immer die ukrainische Frage stehen. Wie leicht könnte sie jederzeit den Anlaß bieten, daß Österreich die russische Freundschaft gekündigt wird. Nicht Eroberungssucht, sondern ein zwingendes Gebot der Selbsterhaltung nötigt Rußland, auf die Angliederung Galiziens hinzuarbeiten; denn die ukrainische Bewegung droht, ihm ein Drittel seiner Bevölkerung abwendig zu machen und es vom Schwarzen Meere auszuschließen. Österreich braucht diese Bewegung gar nicht zu fördern; seine Schuld Rußland gegenüber besteht darin, daß es als Staat, in dem jede Nation die Möglichkeit hat, sich frei zu entwickeln, die nationalen ukrainischen Aspirationen nicht unterdrücken, die zum nationalen Selbstbewußtsein erwachten Ukrainer nicht wieder zu Nationalrussen machen kann. Und weil in dem alten Streite zwischen Moskau und Kiew Österreich es immer in der Hand haben wird, seinen Einfluß zugunsten des letzteren in die Wagschale zu werfen — und dies muß man zugeben, auch wenn man den Standpunkt einnimmt, daß der „wohlgesinnte katholische Kaiser an der Donau" dem rechtgläubigen „weißen Zaren" bei den orthodoxen Ukrainern in Rußland im Grunde nicht gefährlich werden kann*) — wird Rußland, um dieses Damoklesschwert unschädlich zu

*) Das Organ der ukrainischen Intellektuellen Snip in Charkow schrieb gelegentlich der Erörterung der Universitätsfrage: „Das Werben um die Sympathie des russischen Volkes,

machen, stets auf eine Schwächung Österreichs hinarbeiten, ob es mit ihm in Freundschaft lebt oder nicht. Mag Österreich, verärgert über die gescheiterte Revision des Bukarester Friedensvertrages, neue Wege seiner auswärtigen Politik suchen, es bleibt auch 1913 wahr, was Fürst Bismarck 1889 ausgeführt hatte: „Bulgarien, das Ländchen zwischen Donau und Balkan, ist überhaupt kein Objekt von hinreichender Größe, um daran die Konsequenzen zu knüpfen, um seinetwillen Europa von Moskau bis an die Pyrenäen und von der Nordsee bis Palermo hin in einen Krieg zu stürzen, dessen Ausgang kein Mensch voraussehen kann; man würde am Ende nach dem Kriege kaum mehr wissen, warum man sich geschlagen hat." Und ebenso wahr ist es, daß Österreich den vollen Schutz seiner großmächtigen Existenz nur im Bündnisse mit dem Deutschen Reiche finden kann, das allein den Frieden zwischen den drei Kaisermächten zu sichern vermag. So gewiß Österreich sich in Widerspruch mit den Grundlagen seines Daseins setzt, wenn es sich vom Dreibund ab und Rußland oder den Westmächten zuwendet, so gewiß wird Österreich seine Politik auf den Dreibund stützen oder — es wird nicht sein.

---

die Äußerungen des österreichischen Thronfolgers (?) werfen die Frage auf, was ärger sei, die süßen Worte der österreichischen Regierung oder die gerade, brutale Sprache Rußlands. Die Absicht Österreichs ist es, die im ruthenischen Volke schlummernde Energie wieder einzulullen. Der Unterschied ist bloß der, daß die österreichische Regierung uns den Polen ausliefert und die russische Regierung den Russen." Dazu wurde begreiflicherweise von einem polnischen Blatte in Lemberg bemerkt: „Die Fragestellung des ukrainischen Organs zeigt deutlich, daß den Ruthenen in Rußland die moskowitische Faust sympathischer wäre, wenn sie etwas weniger brutal sein wollte, daß sie instinktiv nach Rußland gravitieren und daß der Antagonismus gegen das russische Reich bloß in den Köpfen eines minimalen Prozentsatzes der dortigen Ruthenen spukt. Bei der geringsten Milderung der russischen Unterdrückung werden die dortigen Ukrainer bereit sein, mit Rußland in einer Front zu kämpfen. Dann werden sich die österreichischen Kalkulationen als falsch erweisen, noch mehr, Österreich wird dort einen heftigen Gegner finden, wo es einen Freund und Verbündeten zu finden hoffte."

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

ls die Franzosen ums Jahr 1675 das linke Rheinufer verwüsteten, kam ein Trupp Musketiere zum Städtchen Mayen, das am Fuß der Eifel und in der Nähe von Koblenz liegt. Die Bürger hatten die Tore verrammelt und standen angstvoll auf den grauen Mauern, die ihre Stadt umgaben. Wußten sie doch, daß, wo die Franzmänner den Fuß hinsetzten, es Raub und Mord, Feuer und Plünderung gab. Dieses Mal aber verlangte das Fähnlein weder Einlaß, noch wollte es Kontribution. Ein Bote hatte den Kapitän des Häufleins ereilt, gerade als er sich anschickte, die Stadt zu berennen. Peter von Vignerol, einer der blutigsten Generale des Sonnenkönigs, verlangte alle Häuflein nach Trier, das nach allen Regeln der Kunst belagert werden sollte. Also war Eile vonnöten, denn Peter verstand seinen Leuten gegenüber keinen Spaß. Die Bürger von Mayen sahen also die Franzosen kaum Halt machen, als sie schon wieder abschwenkten. Nach Polch und der Mosel zu, von wo die beste Straße nach der Bischofsstadt ging. Und die kleine graue Stadt wäre ganz ohne Schaden davongekommen, wenn es einem der französischen Söldner nicht eingefallen wäre, dem Kapitän zu erzählen, daß die Burg, von der man die runden Türme über der Stadtmauer aufragen sah, daß diese Burg einst der Wohnsitz der heiligen Genoveva gewesen wäre und daß man in der Stadt noch immer das Andenken der so edlen und so sanftmütigen Frau in Ehren hielte. Der Musketier, der dies berichtete, war selbst ein rheinischer Jung, der halb aus Versehen zwischen die Welschen gekommen war, und der sich nun doch freute, daß Mayen unversehrt von den Feinden blieb. Aber sein Kapitän war gerade schlechter Laune. Mag sein, daß er zuviel roten Ahrwein getrunken hatte, der bekanntlich ins Blut geht, oder er hatte sich gefreut, einmal wieder in eine wehrlose Stadt zu bringen, zu brennen und zu morden; jedenfalls stieß er einen gräßlichen Fluch aus, ließ von den zwei Haubitzen, die er mitführte, die eine laden und schoß ein großes Loch in die Stadtmauer. Denn, so erklärte er unter wiederholten Flüchen, die heilige Genoveva wäre die Schutzpatronin seiner Heimatstadt, nämlich des stolzen Paris. Und wenn es

noch eine andere Heilige dieses Namens gäbe, so wäre sie eine Betrügerin, und die Leute, die sie verehrten, müßten alle des Todes sterben.

Diese Worte blieben nur eine leere Drohung. Eilig zogen die Franzosen weiter, und die Bürger zu Mayen, die sich über den Schuß weidlich erschraken, beruhigten sich, als sie sahen, daß es gewissermaßen nur ein Abschiedsgruß der Feinde war. Und wenn die Zeiten nicht so ernsthafte gewesen wären, würden sie sicher das Kugelloch in der Mauer gleich haben wieder flicken lassen. Aber der Bürgermeister war schon lange krank; der Stadtschreiber, der ihn im Regiment vertrat, dachte an andere Dinge, und Herr Sebastian von Wiltberg hatte die Freude, von nun an aus seinem Gärtlein, das hart an der Stadtmauer lag, einen Blick auf die blauen Berge der Eifel tun zu können. Denn gerade das Stückchen Mauer, das den Abschluß seines Gartens bildete, war getroffen worden, und die Kugel hatte sich so fest in ein dicht darunter stehendes Rosenbeet eingewühlt, daß Herr von Wiltberg sie nur mit großer Mühe herausgraben konnte.

Der Herr von Wiltberg war recht entrüstet, und zwar mit Recht. Hatte er doch grade an seinem Schreibpult gestanden und langsam und bedächtig geschrieben, als dieser Knall kam, der sein Häuschen bis in die Grundvesten beben ließ. Ein winziges Häuslein war es: zwei Zimmer, eine schmale Küche und unter dem Schieferdach noch ein Zimmerchen für einen Diener, falls man ihn hatte. Herr von Wiltberg hatte keinen. Die Kätha vom Stadtbüttel brachte ihm seine wenigen Sachen in Ordnung und kochte ihm die magere Suppe. Denn bei Herrn Sebastian war Schmalhans Küchenmeister, und er hatte schon einige Schulden gemacht, nur, um nicht Hungers zu sterben. Da er nun jung war und auf bessere Tage hoffte, hatte er sich in eine Arbeit vertieft, um nicht immer an die Not des Lebens zu denken und sogar vielleicht noch ein ganz berühmter Mann zu werden. Über die heilige Genoveva von Mayen wollte er ein langes und erbauliches Buch schreiben. Wenn das erst fertig war, dann war sicherlich der Krieg zu Ende, Herr Sebastian erhielt sein Traktement als Domherr zu Trier, und nicht allein hörte das Hungern auf: der Kurfürst erhob ihn vielleicht zum Domdechanten oder gar zum Bischof, und die Zeiten, da man hungrig war und Geld bei Handwerksleuten leihen mußte, waren vergessen.

So dachte der Herr Sebastian gerade, während er behutsam einen Buchstaben neben den anderen setzte; da war die Haubitzenkugel gekommen. Die Mauersteine flogen nach allen Seiten; wo sonst die mit Efeu bewachsene Mauer war, gähnte ein tiefes Loch, und Sebastian selbst glaubte einen Augenblick, sein letztes Stündlein wäre gekommen.

Ihm geschah aber nichts. Dort, wo die Mauer einst die Aussicht versperrte, lag plötzlich das Bergland vor ihm, und die Sonne schien in den dumpfen Garten. In der Ferne klang Waffengeklirr und Rollen von Rädern. Sebastian, der gar nicht bemerkt hatte, daß der Feind nahe war, sah ihn

abziehen und ertappte sich auf dem Wunsch, hinter ihm herlaufen und ihn zusammenhauen zu dürfen. Ein Wunsch, dessen er sich gleich schämte. Denn wollte er nicht ein Diener der Kirche und somit ein Mann des Friedens werden? Zwar hatte der Kurfürst von Trier ein Schreiben an die jungen adligen Herren erlassen, die von ihren Eltern ins Domstift zu Trier eingeschrieben waren. In diesem Schreiben sagte er, daß diejenigen, die noch nicht die kirchlichen Weihen empfangen hätten, lieber einen andern als gerade den geistlichen Beruf ergreifen sollten. Denn das Domstift hatte der schlechten Zeiten wegen aufgelöst werden müssen, und die Franzosen legten die Hand auf alles Eigentum der Kirche.

Dieses Schreiben hatte bewirkt, daß mancher junge Herr, der geglaubt hatte, als zukünftiges Mitglied des reichen Domkapitels ein gutes Leben führen zu können, verstimmt wurde. War es doch nicht leicht, in diesen Zeiten einen anderen Beruf zu finden, der mühelos etwas einbrachte. Aber einige sahen ein, daß der Kurfürst es nicht schlecht mit ihnen meinte, und sie wurden Soldaten oder suchten sich an fremden Höfen durchzuschlagen so gut es eben ging. Auch Frau Emmeline von Kolben in Andernach schrieb an ihren Bruder Sebastian, er möge das Studium der heiligen Sachen aufgeben und zu ihr kommen. Sie hatte nicht gerade viel. Nur einen Weinberg, einen kranken Mann und ein halbes Dutzend Kinder, die alle des Unterrichts bedurften. Wenn der Bruder ihr in dem Weinberg und bei den Kindern helfen wollte, dann hätte sie ein Zimmer für ihn und zwei gute Anzüge von ihrem Diedrich, die er doch sicher nicht mehr tragen würde, da er gelähmt war. Und dicht bei Andernach wohnten die Nickenichs mit einer großen und schönen Tochter. Sie sollten ziemlich viel Geld in der Erde vergraben haben, und ihre Weinberge trugen gut, wenn nicht der Feind sie zertrampelte. Also möchte Sebastian kommen, sobald er Gelegenheit hätte, und der Schlachtermeister Lövenich aus der Rheingasse führe nächstens nach Mayen, um einige Schweine zu kaufen. Auf seinen Wagen könnten Sebastians Habseligkeiten gelegt werden, und er selbst möge nur einen blauen Kittel anlegen, und neben Meister Lövenich hergehen. Damit niemand in ihm einen adligen Herrn vermutete, der in dieser Zeit von den Soldaten, mochten sie Freund oder Feind sein, besonders scheel angesehen würde.

Dieser Brief war vor etwa zwei Monaten in Herrn Sebastians Hände gelangt, und er hatte ihn bald beantwortet. Frau Emmeline war eine von den empfindlichen Frauen, wie Sebastian mit einem leichten Lächeln zu sich selbst bemerkte. Daher schrieb er ihr nicht, daß er sich bedankte, in ihrem Weinberg die Reben zu beschneiden und ihren unartigen Kindern Schreiben und Lesen zu lehren. Er äußerte sich auch nicht darüber, daß Herr Diedrich von Kolben ein dicker, schwerer Mann war, dessen Anzüge dem schlanken Sebastian um die Glieder schlottern würden. Er schrieb nur ganz kurz, daß er seiner lieben Frau Schwester für ihre Anerbieten herzlich danke, aber doch

lieber bei dem bleiben wollte, das er sich einmal vorgenommen und zu dem ihn sein verstorbener Herr Vater nun einmal bestimmt hätte.

Frau Emmeline schüttelte den Kopf, als sie dieses Schreiben erhielt und es langsam durchbuchstabiert hatte. Denn Schreiben und Lesen waren nicht ihre Stärke, und den Brief an ihren Bruder hatte sie von ihrem Kaplan verfassen lassen. Diese Antwort entzifferte sie nun allein und seufzte dazu.

„Der Bastel ist immer ein besonderes Kraut gewesen!" sagte sie nachher zu ihrem Mann, der unbeweglich in seinem Lehnstuhl saß. „Immer für die Bücher und für die Gelehrsamkeit. Die heilige Jungfrau mag wissen, wo er es her hat. Der Herr Vater schoß doch lieber Wildsauen, als daß er ein Federrohr in die Hand nahm. Und der Herr Großvater ist im Krieg gefallen. Wo mag der Bastel sein gelehrtes Wesen herhaben?"

Aber da Herr Diedrich mürrisch entgegnete, daß er es nicht wisse, so wischte Frau Emmeline ihrem Ältesten das schmutzige Gesicht, und zog dem Zweitältesten das Wämschen aus, weil er es im Kampf mit den Andernacher Straßenjungen zerrissen hatte. Und schob ihren Bruder Sebastian so weit aus ihren Gedanken, wie es eben ging. Denn sie hatte ihn lieb, und er war ihr immer als etwas besonderes erschienen, schon deswegen, weil er ja einstmals ein Domherr werden sollte, der sich nicht um schmutzige Kinder und um die alltägliche Not des Lebens zu kümmern brauchte. Und jetzt, da er von seiner Besonderheit hinabsteigen sollte, kam es ihr vor, als liebte sie ihn noch mehr. Er aber wollte nicht umsorgt sein — also mußte sie wieder an andres denken.

Sie ahnte nicht, daß die französische Haubitzenkugel in Sebastians friedlichen Garten flog: dazumal geschah so viel in der Welt, daß kleine Ereignisse gleich wieder vergessen wurden. Sebastian vergaß sie natürlich nicht. Er sah ja jeden Tag das Loch in der Mauer und die weite Welt dahinten. Und obgleich er an die heilige Frau denken wollte, deren Leben er beschrieb, so stand er doch manchmal an der Mauer und dachte an die Franzleute, die Trier jetzt erobert hatten und die dort so übel hausten, daß die traurigsten Geschichten über die Berge und hierher flatterten. Sebastian konnte sich eigentlich kaum denken, daß die Soldaten des französischen Ludwigs so schlecht sein konnten. Ja, wenn es noch Ketzer gewesen wären! Von der Art, wie sie jetzt sich dem Rhein näherten, und auf die das arme Land hoffte. Norddeutsche waren es: Braunschweiger und andere Völker, die sich lutherisch nannten und weder an Wunder glaubten noch an Heilige. Wenn Sebastian die Welt zu regieren gehabt hätte, dann würden alle Ketzer verbrannt werden, und alle Christkatholische nahmen Friedenspalmen in die Hand und regierten die Lande mit Sanftmut und Güte. Aber Ludwig von Frankreich war andrer Ansicht. Seine Soldaten gingen in die Messe, beteten den Rosenkranz und nannten sich katholisch. Aber sie zerstörten die Städte der katholischen Rheinländer, entehrten die Frauen, töteten die Kinder und ließen die Männer unter Qualen sterben. Sie benahmen sich wie Teufel, und die Lutherischen aus dem Norden mußten kommen, sie zu vertreiben.

Wenn Sebastian bei diesem Gedanken angelangt war, rieb er sich den Kopf und suchte wieder an seine Arbeit zu denken. Gar liebreizend war Genoveva und wie abscheulich der schreckliche Golo! Graf Siegfried benahm sich recht merkwürdig und glaubte gleich allen Verleumdungen. Aber dazumal, als diese Geschichte passierte, waren die Menschen wohl leichtgläubig und vermochten nicht immer Recht und Unrecht zu unterscheiden.

Heutzutage war es anders, die Wissenschaft ging ihren stolzen Weg, und wenn der Pfalzgraf heute gelebt hätte, würde ein böser Golo unmöglich sein!

So grübelte Sebastian und griff nach dem Ledergürtel, den er sich um den Leib gelegt hatte, damit er ihm das Hungern vertreibe. Aber obgleich er breit war und recht schwer, so ging es nicht mehr, ihn noch weiter zusammen zu ziehen. Einmal am Tag eine magere Suppe war nicht ganz genug für den zukünftigen Domherrn, und er hatte der Kätha schon einmal sanfte Vorstellungen gemacht, worauf sie ihm trotzig erwiderte, er sollte ihr nur Geld geben, damit sie Besseres einkaufen könne. Die Kätha hatte kein böses Gemüt und der junge hungrige Herr tat ihr manchmal von Herzen leid; aber ihr Vater, der Büttel und Gefängniswärter in einer Person war, wartete schon seit zwei Jahren auf die wenigen Gulden, die ihm die Stadt zu zahlen hatte und die sie ihm nicht gab. Wenn die Kätha nicht ein tüchtiges Mädchen gewesen wäre, die überall mit Arbeit einsprang, den Bürgersfrauen bei der Wäsche und beim Muskochen half, bei ihrem Vater wäre schon lange nichts mehr zu beißen und zu brechen gewesen. So aber schrabbelte sie hier und dort zusammen, und auch Sebastian Wiltberg erhielt am andern Tage, nachdem er sich beklagt hatte, ein Stück Fleisch in der Suppe und hinterher eine Forelle, die er mit einer Andacht aß, über die er sich selbst ein wenig schämte. Denn die heilige Genoveva, deren Leben er doch fein und erbaulich schreiben wollte, hatte in ihrer Höhle am Hochstein nur von Waldbeeren gelebt, und die Chronika meldete nicht, daß sie sich beklagte. So grübelte Sebastian, nachdem er im Magen ein sehr angenehmes Gefühl verspürte, nahm sich vor, nicht mehr soviel an des Leibes Notdurft zu denken und stellte sich wieder einmal in seinen Garten und sah durch das Loch in der Mauer in die weite Ferne. Aber dann schämte er sich und zog die Efeuranken, die die Stadtmauer von außen bewuchsen, so über das Loch, daß es von draußen nicht mehr zu sehen war.

Es war an einem lustigen Morgen im April. Die Vögel saßen auf der Stadtmauer und sangen fröhliche Lieder; in den Gärten sproßte der Salat, hin und wieder ein Veilchen, und Herr Sebastian schnitt sich eine neue Feder, um weiter an seinem Buch über Genoveva zu schreiben. In den letzten Tagen war er nicht zum Fleiß gekommen, weil wieder die Kriegsgerüchte die Stadt durchschwirrten, sodaß der Stadtschreiber die waffenfähigen Bürger zusammenrief und ihnen aufgab, für die Verteidigung der Stadt zu wirken. Da war denn auch Sebastian aufgerufen worden und hatte sich bereit erklärt, die Tore zu bewachen und alle totzuschießen, die sich unbefugterweise der Stadt nähern

wollten. Diese Versammlungen und Aufgebote hatten zwar keinen besonderen Wert, da das Städtchen sich niemals gegen den Feind halten konnte; aber sie beschäftigten die Männer und gaben ihnen eine kriegerische Stimmung. Jedenfalls empfand Sebastian, daß er sich danach sehnte, irgendeinen Feind zu stechen oder zu schießen und ärgerte sich gleich wieder. Denn er wollte doch ein Mann des Friedens sein und hatte auch in Köln drei Semester Theologie studiert, ehe der Krieg kam und ihn unsanft belehrte, daß einer, der fast schon Domherr ist, es nicht immer werden kann. Während Sebastian also mit seinen kriegerischen und seinen frommen Gedanken kämpfte, legte er einmal wieder die Feder hin und trat an das Loch in der Mauer. Denn er konnte gut durch die Efeuranken sehen. Da lag die Welt im Sonnenglanz vor ihm: gerade, als gäbe es kein Elend auf der Welt und keine Franzosen, die in Trier wie die Heiden hausten. Es war, als schiene die Sonne auf das Erdreich, damit es Früchte hervorbrächte und nicht seinen dunklen Schoß öffnete für die Opfer des Krieges.

Sebastian nahm seinen Rosenkranz, den er immer am Gürtel trug, betete ein wenig und wollte sich wieder in sein Zimmer begeben, als er ein heftiges Weinen hörte. Das war Kätha, seine Aufwärterin, die den kleinen Hausflur scheuerte und der dabei die Tränen über die roten Wangen liefen. Sebastian blieb neben ihr stehen und sah sie erstaunt an.

Kätha war gerade kein schönes Weibsbild: großknochig, und schon aus dem ersten Lenz; aber sie war doch ein weibliches Wesen, und Sebastian hatte jedesmal ein unbehagliches Gefühl, wenn er Frauen weinen sah. Es war ihm dann immer, als müßte er für irgend etwas um Entschuldigung bitten. Natürlich zeigte er nicht sein weiches Herz, sondern machte ein Gesicht, das er sich angewöhnen wollte, wenn er erst Erzbischof von Köln, oder irgend ein anderer vornehmer Kirchenfürst wäre.

„Weshalb weinst du?" fragte er, und Kätha wischte sich die Augen.

„Weil sie mir so arg leid tut!" entgegnete sie. „So ein jung Ding und denn schon der ewigen Verdammnis verfallen!"

„Von wem redest du?"

Sebastian war neugierig wie alle Männer. Aber er nannte es natürlich Wißbegierde.

„Ich red von der Hexe, die der Vater gestern abend eingebracht hat. In einem Steinbruch bei Kottenheim hat sie gesessen und ganz wunderlich geredet. Kein Mensch hat sie verstanden. Die von Kottenheim haben den Kaplan rufen wollen, aber Vater hats nit gelitten. Wenn sie eine Hexe ist, muß sie in Mayen brennen. Aber sie tut mir leid!" Und Kätha weinte wieder.

„Wir haben eine Hexe in der Stadt?" Sebastian warf den Kopf in den Nacken; seine großen schwarzen Augen blitzten und seine Nüstern blähten sich. Wie ein edles Pferd, das die Kriegstrompete hört.

„Eine Hexe, oder eine Ketzerin, was wohl noch schlimmer ist!" erwiderte die Gefragte, die Bürste in den Sand steckend und den weißen Boden noch

weißer reibend. „Sie ſchlägt kein Kreuz und betet nicht den Roſenkranz; aber Hexen tun das wohl auch nit?“

Sebaſtian antwortete nicht. Er griff nach ſeinem ſchwarzen Rock, den er der Schonſamkeit wegen im Zimmer nicht trug, zog ihn an, ſetzte ſeinen Hut auf und lief ſo eilig er konnte zu Herrn Michael Kohlbaum. Der war Stadtpfarrer von Mayen und ein guter älterer Mann, der gern die Elenden und Kranken tröſtete, dabei aber auch ein Glas Wein nicht verachtete und ungern hungerte. Sebaſtian verachtete ihn ein wenig. Erſtens deshalb, weil er von einfacher Herkunft war und dann auch, weil er in ſeinen Augen nicht eifrig genug war und manchmal die Augen ſchloß, wo er ſie hätte weit offen laſſen müſſen. Und weil Sebaſtian plötzlich die Angſt empfand, hier könnte der ehrwürdige Herr beide Augen ſchließen, da läutete er ſchon nach wenigen Minuten an der Tür des Pfarramtes und ließ ſich von der Schaffnerin zum Pfarrer führen.

(Fortſetzung folgt)

Victor Blüthgen

Zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage am 4. Januar 1914

Von Hanns Martin Elſter in Berlin

Man ſoll Jubiläen nicht dazu benutzen, das Werk des Gefeierten über Gebühr zu preiſen und zu erheben. Denn man kann auch durch die herrlichſten Redewendungen nicht den Beherrſcher eines kleinen Staates plötzlich zum König einer Großmacht machen. Alles, was Jubiläen vollbringen können und als ihre Aufgabe betrachten müſſen, iſt, ausgleichende Gerechtigkeit walten laſſen, alſo die Gerechtigkeit, die das in der Vergangenheit vielleicht geſchehene Unrecht wieder gut macht, die die Gegenwart in das richtige Verhältnis zum Schaffen des Jubiläumskindes rückt und für die Zukunft ein unvoreingenommenes, klares Tatſachenurteil vorbereitet.

Victor Blüthgen iſt im Rieſenlande der Kunſt gewiß nur der Fürſt eines Kleinſtaates. Er gehört in die Reihe der Heinrich Seidel, Wilhelm Buſch, Johannes Trojan, Julius Lohmeyer, Julius Stinde. Aber wie deren Werk, obwohl aus dem Gedanken, der jeweiligen Gegenwart genug zu tun, entſprungen, auch ihre Zeit überdauert, wie deren Werk für das Volk Wert und Glanz hat und zum Teil noch behält, ſo auch manches aus dem umfangreichen Schaffen des heute Siebenzigjährigen, der als Lyriker eine Hervorhebung von Kunſt wegen verdient.

Am Beginn ſeines Schaffens waren Ernſt Scherenberg und Ludwig Salomon ſeine Lehrer und Meiſter. Sie vertraten das Ideal einer mehr zeitloſen Kunſt,

einer mehr auf allgemeinen Anschauungen aufgebauten Lebensrealistik, wie wir sie bei Spielhagen und Hackländer anzutreffen gewohnt sind. In diese Lebensrealität wird um der Handlung und der „besonderen" Charaktere willen ein reichlicher Zuschuß Phantasie eingeführt, so daß eine gewisse Romantik entsteht, die wir Romanhaftigkeit nennen. Bliebe die Realistik für sich, so würde sie echt wirken; im Bunde mit der stark sich hervordrängenden Phantasie ist sie aber zum großen Teile an sich und auch psychologisch unwahrscheinlich. Wilhelm Raabe besaß in den Werken seiner Frühzeit sehr viel Romanhaftes. Man braucht nur Blüthgens 1848-Roman „Aus gärender Zeit" vorzunehmen, um sofort zu fühlen, daß ich nicht etwa die Marlittsche Art im Sinne habe. Mit ihr hängt vielmehr das bewußte und vom offensten Willen gelenkte Streben zusammen, unterhaltend sein zu wollen. Daher kommt der Anlaß, besonders stofflich reich zu sein, möglichst viel Situationen zu geben, den Dialog kurz, knapp und lebendig, wenn auch inhaltlich unwirklich zu führen, die Figuren rein äußerlich gegeneinander abzustimmen und die Handlung aus Gegensätzen zu entwickeln. Da solche Unterhaltungsformen aber mit gut gezogenem Geschmacke gepflegt werden, erreichten ihre Werke meist eine angenehme Volkstümlichkeit, die dem heutigen Roman — abgesehen von den Büchern unserer modischen Gesellschaftsschilderer Ompteda, Zobeltitz, Stratz — zumeist fehlt. Ästhetische Ansprüche an sich waren bei dieser Art Romane zu schreiben, die die Zeit nach dem großen Kriege geradezu kennzeichnet, durchaus nicht ausschlaggebend, sondern die Wirkung. Und wie groß diese war kann man sich vorstellen, wenn man hört, daß ein Roman Blüthgens wie „Der Friedensstörer", der 1883 erschien, in mehr als fünfzigtausend Exemplaren gekauft wurde und zwar zu einer Zeit, da man noch nicht allgemein wie heute Bücher erwarb.

Freilich, vom reinen Kunststandpunkte aus, auf den doch immer wieder hinzuarbeiten ist, werden wir nur einzelnen von Blüthgens Romanen einen größeren Wert zuerkennen können. „Die Spiritisten" z. B., die 1902 erschienen, bestehen noch vorzüglich aus stofflichem Gehalte: es ist ein bestimmter Ideenkreis, in den der Autor einmal hineingeraten war und den er nun in erfundenen Gestalten sich auswirken läßt; man liest den Roman, der einst viel Aufsehen erregte, um dieses Ideenkreises, nicht um der Menschenschilderung, nicht um des Erlebnisses willen, das der Ideenkreis im Dichter hervorruft. Blüthgen enthüllt im Werke zugleich glücklicherweise einen Teil seiner Weltanschauung, die nach Toleranz strebt: er tritt weder für noch gegen die Okkultisten auf, denn warum sollen sich manche nicht „ernsthaft mit dem Welträtsel beschäftigen und die Erfahrungen des Okkultismus dafür in Betracht ziehen zu sollen glauben?" Er für sein Ich hält sich in der Praxis doch immer wieder an Kants Wort: „Es ist ganz und gar nicht unserer Bestimmung gemäß, uns um die künftige Welt viel zu kümmern, sondern wir müssen den Kreis, zu dem wir hier bestimmt sind, vollenden und abwarten, wie es in Ansehung der künftigen Welt sein wird." Neben diesem Roman wirkt die Erzählung „Der Preuße" aus dem Jahre 1884 viel ansehnlicher und selbständiger. Wohl verliert sich der zweite Teil noch ganz in romanhaften Erfindungen, um so besser ist aber der erste gebaut und gearbeitet. Einmal wird da das andersartige Milieu — wir sind in einem verlorenen, von deutschen Kolonisten durchsetzten armseligen Karpathendorfe unter Polen, Ruthenen und Madjaren — sicher und

getreu gezeichnet, dann werden uns auch eigenartige Charaktere mit eigenartigen Schicksalen dargestellt: in der fremdwilden Umgebung wirken solche merkwürdige Gestalten durchaus wahrscheinlich. Es war also ein guter Griff der Dichtergedächtnisstiftung, dies Buch verbreiten zu helfen und nicht die „Frau Gräfin" oder die „Kleine Vorsehung", die beide nicht das haben, was „den Preußen" auszeichnet: innere Wahrhaftigkeit.

Besser reicht ja Blüthgens Talent, das darf offen ausgesprochen werden, stets für die Novelle aus, während er im Märchen und in der Lyrik allein ganz Dichter ohne Unterhalterbeigabe war. Für ein siebzigjähriges, allein der Literatur gewidmetes Leben ist seine Novellensammlung nicht auffallend: es liegen etwa fünzig dieser kleinen Kunstwerke vor, darunter wirkliche Kabinettstücke, auch wenn man höchste Ansprüche stellt.

Blüthgen wußte zu jeder Zeit, was das Wesen einer Novelle war, wenn auch hier und da eine losere „Geschichte" hervortrat. Im ganzen Verlauf seiner Produktion hielt er sich an Goethes zu Eckermann geäußerte Wendung von einer „sich ereigneten, unerhörten Begebenheit" und an seines Zeitgenossen Spielhagen gute Charakteristik: „Die Novelle hat es mit fertigen Charakteren zu tun, die, durch eine besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse, in einen interessanten Konflikt gebracht werden, wodurch sie gezwungen sind, sich in ihrer allereigensten Natur zu offenbaren, also daß der Konflikt, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diesen, durch die Eigentümlichkeit der engagierten Charaktere bedingten und schlechterdings keinen andern Ausgang nehmen kann und muß." Diese verstandesmäßige Grundanschauung wirkte sich nun bei Blüthgen, der im großen Kunststrom des neunzehnten Jahrhunderts, dem Realismus, stand, insofern aus, als der von seiner klassischen Durchbildung her idealistisch Gesinnte in der Novelle keine Fühlung zum Naturalismus und seinen Folgerungen fand, wozu er im Roman mehr neigte, sondern nur leise Anregungen für die Art, die Welt aufzunehmen und zu verarbeiten. Deshalb äußerte sich auch Gottfried Keller bald freundlich über die erste Novellensammlung, die „bunten Novellen" aus dem Jahre 1880 und deshalb freute sich auch Adolf Frey, mal wieder auf einen bessern Tropfen gestoßen zu sein. In den kurzen Novellen besonders trug die lebendige Phantasie den Dichter oft über den unerbittlichen Realismus hinweg. Bei der Lektüre der kleinen Werke fällt die ungehemmte Unermüdlichkeit auf, neue Situationen zu finden, frische Bilder zu geben, andere Welten zu schildern, verschiedene Gesellschaftsstufen zu suchen, alle Berufsarten zu behandeln und immer und immer wieder ganze, mannigfaltige Charaktere bietende Menschen darzustellen. Blüthgen gehört auch als Novellist nicht zu den innerlich einsamen Naturen, die stets auf ihr eigenes Wesen zurückkommen müssen, um ihren Gestalten Blut und Leben zu geben, sondern er hat den Blick für die Außenwelt, er versteht sich auf die große und für den Dichter als Unterhalter ausschlaggebende Kunst, Menschen zu schaffen, was Berthold Auerbach so sehr rühmte. Vielseitigkeit ist dabei entschieden eine seiner charakteristischen Eigenarten. Sie paart sich mit angeborener Gewissenhaftigkeit, so daß sie nicht in Oberflächlichkeit ausartet. Allerdings hat die Novelle Blüthgens ihre Grenzen: sie wächst nie in die moderne Art dieser Kunstgattung hinein, sie ist weder ausgesprochene Milieukunst, noch gibt sie sich allein mit der Problematik der Psychologie ab. Sie sucht ihren Reiz in der

wohlabgemessenen, einander nicht verdrängenden Verknüpfung von Handlung und Charakter und bleibt in dem einen so lebendig wie in dem andern. Sie liebt die Klarheit, die offene, undeutbare Anschauung, das deutliche Wort, die entscheidende Vorstellung, den zweifellosen Gedanken: sie verliert sich nicht in Mystik, sie breitet keine Gefühle aus, sondern sie ist ganz Tatsache — sei diese auch phantastisch, sei sie realistisch, sie ist eben ein Kind ihrer Zeit, der Zeit Spielhagens und Paul Heyses.

Den Ausschlag gibt letzten Endes die Persönlichkeit, die sich in diesem oder jenem Kunststil offenbart. Blüthgens Menschentum gehört, das lassen die Novellen erkennen, zu den durchgebildetsten seiner Art. Eine lyrische Zartheit liegt zugrunde. Ihr gesellt sich ein heller Optimismus, der aber des Lebens Abgründe und Klippen wohl erfahren, der die Tragik auf das Erschütterndste gesehen hat. Die Träumernatur des Dichters verleitet zur Freude am Kribbeln und Wibbeln im Erdenleben. Da werden die Schicksale herausgegriffen: der Dichter sieht das Glück, das in ihnen steckt. Liest man viel Victor Blüthgen, so kommt man langsam in eine heitere, frohe Stimmung; die Kunst dieses Erzählers trägt Zuversicht, Lebensmut in den Alltag. Bei dieser Anlage gelang es ihm stets gut, Weihnachten gerecht zu werden: das „Weihnachtsbuch" (1899/1900) weiß davon zu erzählen. Seelische Freudigkeit will er geben. Deshalb verlaufen seine Novellen oft so, daß sie zuerst ein dunkeles, düsteres Bild geben, ein armes, schweres, freudloses Menschendasein, das durch irgend ein Ereignis plötzlich in Glück und Sonnenglanz versetzt wird.

Diese Anlage beglücken zu wollen, führt oft zu ganz prächtigen Erfindungen. Seltsam ist, wie sich mit der guten Erfindung auch das künstlerische Niveau der Arbeiten hebt, z. B. in den Bändchen „Amoretten" und „Kleines Geflügel".

Gewißlich macht der Dichter sich hin und wieder die Anlage der Vorgänge, der Charakteristik leicht. Gelingt aber eine sorgsame Ausführung, so bietet das fertige Stück oft ästhetischen Genuß. Zu der Erfindung tritt noch das Element der Spannung. Man ist in der Gegenwart leicht geneigt, auf sie zu schelten: man tut ihr Unrecht. Sie ist entschieden ein künstlerisches Mittel, die Novelle von Anfang bis zum Schlusse zusammenzuhalten, und kein guter Novellist hat sie verschmäht. Von welch prachtvoller Wirkung ist sie z. B. in Blüthgens letzten Novellen, den „Bekenntnissen eines Häuslichen" (1905)! Es ist nicht bloß äußere Routine. Er kann der Spannung auch entbehren und doch gute Wirkung erzielen wie im „Gendarm Möbius", wo das stoffliche Resultat schon am Anfang erraten ist und allein die gegenständliche Schilderung, die Offenbarung der Charaktere fesselt. Ein bewußtes und feines Können liegt solcher Technik zugrunde, deren Güte auch in der Lektüre über triviale Motive — wie etwa im „Onkel aus Amerika" — hinweghilft und deren Resultat: echte Konzentration auch größere Aufgaben dem Dichter lösbar macht.

Eine große Aufgabe ist es stets, Tragik in knapper Novellenform zu geben; für Blüthgen ist ihre Lösung schon deshalb schwer, weil sich seine lyrisch verträumte und weiche, empfindliche Natur leicht in einer nicht ganz gehaltvollen Sentimentalität, der größten Feindin der Tragik, verliert. Der Dichter überwand sie durch klare Kunsterkenntnis und strafffste Selbsterziehung merkwürdigerweise besonders in einem seiner frühesten Werke, in der „Schwarzen Kaschka", von der Auerbach meinte, es gäbe nicht zehn zeitgenössische Poeten, die das könnten; sie wurde später von Blüthgen einem Operntext untergelegt. In der Tat, sie hat einmal echt dramatische

Elemente und Steigerung: die Ankunft der schwarzen Kaschka aus Mähren am Ostseestrande bei dem Vater ihres Kindes aus dem Feldzuge 1866; die Überwindung der Widerstände gegen die Heirat der beiden; die Verschiedenheit ihrer Natur und die daraus veranlaßte unglückliche Ehe; die Eifersucht bei Kaschka und die noch wilder ausbrechende Eifersucht bei dem Manne, die die Katastrophe herbeiführt. In diesem Werke gab Blüthgen die Perle seiner Novellistik. Die Zeichnung der dörflichen Welt ist ausgezeichnet gelungen, verliert sich dabei nicht ins Naturalistische; die Psychologie ist ehern und folgerichtig. Man gerät ganz in den Bann dieses Schicksals. Tragische Ansätze zeigen sich auch in anderen Arbeiten: etwa im „Roten Balduin" des „Novellenstraußes" (1902) oder im „Rezensenten" (1904). „Der rote Balduin", der einem angeschauten Freundesschicksal nachgezeichnet ist, wirkt nicht nur dichterisch, sondern auch ethisch weiter. Blüthgen besitzt, was eben zum Volkserzähler gehört, auch das Erziehertum. Es macht sich nie tendenziös bemerkbar, sondern quillt unmittelbar aus dem dargestellen Erleben. Da Blüthgen glücklicherweise über Gemüt verfügt, hat sein Erziehertum Wärme und Fülle, und da der Dichter Humor besitzt, wurde sein Gemüt nur selten Sentimentalität. Bleibt der Humor auf der Oberfläche, so wird er, wie in vielen „Humoresken", Witz, Scherz, Ironie und Situationskomik; kommt er aber aus dem Innern, so ist er reine Güte, erfühlte Resignation über die Grenzen des Menschenseins wie in den sorgenvoll-heiteren „Gedankengängen eines Junggesellen", wie vor allem in den Jugenderzählungen und in den Märchen.

Der Dichter war von jeher ein großer und leidenschaftlicher Kinderfreund. Und er ist es auch, der die alte Märchentradition der Musäus, Bechstein weiter fortgeführt hat, besonders in seinen vielgelesenen und unerschöpflichen „Hesperiden". Die hier vereinigten Märchen, die das ganze Tierreich und den kleinen-großen Alltag abstreifen, sind für Kleine wie Erwachsene Dichtergaben. Sie besitzen, was die Kleinen fesselt: naive Charakteristik, klare Bilder und Situationen, schlichte, fast balladenhafte Vorgänge; und sie verfügen auch über das, was die Großen hält: im Worte, im Satze verborgen feinsten Schalk, geheime, humorvolle Menschenweisheiten, Menschenkritik, eine wunderbare Naturwahrheit und selbstständige Lebens- und Naturbeobachtung.

Poet ist er ganz in seiner Lyrik. Er hat sie 1881 einmal gesammelt und dann erst wieder 1901 neu gesichtet, geordnet und vervollständigt. Freunde der älteren deutschen Lyrik, die bei Storm, bei Mörike und Goethe ihre höchsten und vollendetsten Blüten zeitigte, werden auch den Lyriker Blüthgen würdigen. Er hat den „Ton" und „Klang" der Mörike, der Storm, ist Mörike und Storm natürlich und schon darum nicht ebenbürtig, weil seine überstarke Phantasie bei der Offenbarung seiner Gefühle stört und dadurch künstliche Bilder und Vergleiche zutage kommen. Aber es ist eigene, eben Blüthgensche und spezifisch deutsche Art in diesen Versen, die aus einem Herzen stammen, das im Leben allen Stürmen standhielt, allen Angriffen zum Trotz seine Unberührtheit, Naivität und Größe gewahrt hat. Ein ergreifender Wahrhaftigkeitsklang schwingt sich durch manche Strophen vollendet und erhaben hindurch. Eine einfache, natürliche Sprache, die Blüthgen gerade zum Dichter von entzückenden Kinderliedern geeignet sein läßt, bringt in der Sammlung von 1901 eine schöne Reife zum Ausdruck, Volksliedreife, die für Melancholie und Verlorenheit, Trauer und Freude immer den rechten Ton findet.

Es ist die Natur, die den Lyriker immer von neuem anzieht. Es wird aus dem Naturobjekt das für den Menschen darin schlummernde Gefühl herausgeholt. Doch nicht bloß das Versonnene und Grüblerische gewinnt Wort im Verse, auch die leidenschaftliche Weltliebe, das tiefe Empfinden für Frau und Kind, die restlose Hingabe an Schwärmen und Arbeiten. Die Freude an der Jagd, die Träume der Nacht, die Sehnsucht nach der Jugend, die Erfahrungen des Lebens sprechen sich aus: immer eigenartig und farbig, immer klar und kräftig. Manneslyrik ist es, Manneslyrik, deren schwere Melancholie ein ernst verstandenes und verwaltetes Glücksgefühl nicht verbergen kann.

Denn Victor Blüthgen ist ja kein Grübler, kein kopfhängerischer Philosoph, auch kein pedantischer Weltanschauungsprediger noch blinder Eigenbrödler, sondern ein Sonnen- und Sommermensch. Er sieht die Welt, wie sie ist, aber er weiß auch, wie Erinnerung alles Trübe und Dunkle vergoldet. Und so hat er als Dichter es stets für seine Aufgabe gehalten, diesen goldenen Glanz und Duft in seinen Werken aufzufangen und nachzubilden. Er ist nicht, was wir eine große Persönlichkeit nennen, aber eine Persönlichkeit in seinem Bereich ist er doch. Deshalb wird es auch in kommenden Zeiten immer wieder Leser geben, die einige unterhaltende, geisterfüllte Stunden in der Gesellschaft dieses vornehmen, klugen, teilnehmenden Mannes, wie seine Prosawerke ihn zeigen, verbringen, ihre Kinder zu seinen Märchen führen und sich durch seine Lyrik sagen lassen mögen, wie das Herz weint und jubelt in der Menschen Brust.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Rechtsfragen

Die Gesundbeter und das künftige deutsche Reichsstrafgesetzbuch. Der Fall der Hofschauspielerin Nuscha Butze, welche nach der öffentlich erhobenen Anklage ihres letztbehandelnden Arztes von den Gesundbetern zu Tode gebetet worden ist, hat das Interesse der Öffentlichkeit wieder einmal auf diese gefährliche Menschenklasse gelenkt. Der Allgemeinheit gilt dieser Fall vermutlich als ein vereinzelt dastehender. Sie weiß nicht, wie reißend dieser Wahn gerade in den letzten Jahren in Deutschland um sich gegriffen hat und wie vor allem die aus Amerika eingeführte Christian Science abergläubische und beschränkte Gemüter sich zu unterwerfen verstanden hat. Ich erinnere von Ereignissen aus den letzten Jahren nur an den Fall des Zahlmeisters in Berlin, der sich beim Gesundbeten samt seiner ganzen Familie um den Verstand gebetet hat; den Fall des armen Dienstmädchens, das ihrem Leben durch Ertränken ein Ende machte, weil eine Wahrsagerin ihrem Bräutigam gesagt hatte, er werde mit dieser Braut nicht glücklich werden und weil jener deshalb die Verlobung gelöst hatte; und an die an Aufstand grenzende Sektiererei in Hessen. Neuerdings hat auch die deutsche Ärzteschaft, in der richtigen Erkenntnis, wie gefährlich die Anschauungen der Christian Science der deutschen Volksgesundheit werden können, den Kampf gegen diese aufgenommen und kennzeichnende Fälle gesammelt. Da hat eine Gesundbeterin einem Augenkranken die ärztlichen Verbände heruntergerissen, ihn damit zwar dem Erblinden nahegebracht, dafür aber ihn auch auf das Gebet als das einzige Heilmittel hingewiesen. Ein der Sekte der Gesundbeter zugetanes Elternpaar ließ zu ihrem Sohne, der an schweren, durch das Eindringen einer Wagendeichsel in den Leib verursachten Verletzungen darniederlag, statt eines Arztes sechs Betschwestern und eine Nonne der Sekte rufen, die vier Tage und Nächte lang gemeinsam mit den Eltern am Krankenlager beteten, welche Behandlung natürlich mit dem Tode des Patienten endete.

Angesichts dieses empörenden Aberglaubens, der bei Epidemien geradezu gemeingefährlich werden kann, drängt sich die Frage auf, was haben die Kommissionen, welche an unserem neuen deutschen Reichsstrafgesetzbuche arbeiten, zur Bekämpfung von Gesundbeterei, Wahrsagerei, Zauberei und ähnlichem Aberglauben getan? Der Vorentwurf läßt jegliche Bestimmung gegen die mit der vierten Dimension arbeitenden Herrschaften vermissen, und auch der unlängst im Reichsjustizamt fertiggestellte zweite, bisher nicht veröffentlichte Entwurf hat, nach der mir mündlich gewordenen Auskunft eines Mitarbeiters, ebensowenig eine solche

Strafbestimmung, obwohl in der Kritik zum ersten Entwurf die Forderung nach einer solchen nicht ausgeblieben ist*).

Dieses Schweigen der Entwürfe läßt sich meines Erachtens nur damit erklären, daß die Kommissionen wohl glauben, mit dem Betrugsparagraphen die Auswüchse des Aberglaubens ausreichend bekämpfen zu können. Aber der Betrugsparagraph setzt voraus, einmal, daß sich der Gesundbeter, Wahrsager, Zauberer hat bezahlen lassen, zweitens, daß er irgendwelche falsche Tatsachen vorgespiegelt, bzw. den Besucher arglistig getäuscht und dadurch einen Irrtum erregt hat, was sich beim Wahrsagen, z. B. kurze Zeit nach dem Wahrsagen oft nicht wird beweisen lassen, und drittens, daß er von der Unrichtigkeit oder aber Unwirksamkeit seiner bezahlten Tätigkeit überzeugt war, damit der von ihm erlangte Vermögensvorteil ein „rechtswidriger" sei. Der Beweis aber, daß er seine eigenen Machenschaften für Schwindel hält, wird gegen ihn fast nie zu führen sein. Gleicherweise ist der Körperverletzungsparagraph gegen die Gesundbeter nicht anwendbar, weil sie eben an die Heilkraft des Gebetes glauben. So versagen also die Strafbestimmungen des Entwurfes.

Die Kommission hätte aber um so mehr Anlaß gehabt, diese Lücke durch einen besonderen Paragraphen auszufüllen, als die Gesetze von Spanien, Chile, Italien, Ungarn, einer Reihe Schweizer Kantone, England, Kanada und der österreichische Entwurf Strafbestimmungen gegen „Wahrsagerei, Traumdeuterei und ähnlichen Mißbrauch des Aberglaubens" kennen. Die meisten dieser Bestimmungen bedrohen mit Strafe die entgeltliche Beschäftigung mit dem Aberglauben, Italien auf die Benachteiligung Dritter oder die Störung öffentlicher Ordnung. Was der Betrugsparagraph in allen diesen Staaten nicht leisten kann, das kann er eben bei uns auch nicht leisten.

Wir würden übrigens mit diesem Gesetzentwurf an beste altpreußische Tradition anknüpfen. Der Entwurf des Allgemeinen Preußischen Landrechts enthielt in dem vom Strafrecht handelnden zwanzigsten Titel des zweiten Teiles folgende §§ 220, 221:

„Wer bei sonst ungestörtem Gebrauch seines Verstandes gewisse Religionshandlungen, oder zum Gottesdienst bestimmte Sachen, zu vermeyntlichen Zaubereyen, Gespensterbannen, Citieren der Verstorbenen, Schätze graben und anderen dergleichen abergläubigen Gaukeleyen mißbraucht, soll mit vier- bis achtwöchentlichem Gefängnis in der Fronfeste oder im Zuchthause bestraft werden (§ 220). Sind dergleichen Gaukeleyen betrüglicherweise, oder um damit gewisse Nebenabsichten zu erreichen, vorgenommen worden, so findet gegen den Täter, außer der durch den Betrug oder Diebstahl an sich erwürkten, annoch Festungs- und Zuchthausstrafe auf sechs Monath bis zwei Jahren statt (§ 221)."

Die Entstehungsursache dieser Paragraphen ist interessant genug und so wenig bekannt, daß es verlohnt, sie hier wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Unter dem zum Mystizismus neigenden König Friedrich Wilhelm den Zweiten gelangte der „löbliche Orden der Rosenkreuzer" zu großem Ansehen und Einfluß in der Regierung Preußens. Ihm war „Goldmachen nur ein geringes" und sein Meister Wöllner hatte den Satz aufgestellt, daß die „Magistri des achten Grades aus gekochten Eiern Hühner brüten könnten, weil dies durch die Gnade Gottes möglich sei". Die Freidenker aus dem friedericianischen Zeitalter wie Suarez, Carmer, Zedlitz und von der Recke mußten mit Erbitterung sehen, wie derselbe Wöllner, dessen Gesuch um Verleihung des Adels Friedrich der Große 1768 noch mit der Begründung abgeschlagen hatte, daß dieser Wöllner „ein betrügerischer und intriganter Pfaffe" sei, von Friedrich Wilhelm den Zweiten nach der Thronbesteigung in rascher Folge in den Adelstand erhoben, zum Geheimen Finanzrat im Generaldirektorium und bald nachher zum Minister der geistlichen Angelegenheiten ernannt wurde, und wie sich Mystizismus und Okkultismus überall in dem Reiche des aufgeklärten Königs breit machten. Dem suchte Suarez, solange er noch die Macht als Gesetzesredaktor hatte, entgegenzuarbeiten mit

*) Vgl. z. B. Sontag „Der Vorentwurf eines neuen deutschen Strafgesetzbuches. Kritische Betrachtungen eines Praktikers", 1911, S. 130 ff.

Aufnahme der oben zitierten Bestimmung: „Wer bei sonst ungestörtem Gebrauch seines Verstandes gewisse Religionshandlungen ..." Natürlich fühlten die Böllner und Bischofswerder die gegen sie gerichtete Spitze heraus, und so strich der Justizminister Goldbeck, auch ein Rosenkreuzer, bei der Einführung des Allgemeinen Landrechts die oben angegebenen Paragraphen.

So ist es wohl gekommen, daß mangels eines Vorbildes eine solche Bestimmung auch in dem Preußischen Strafgesetzbuche von 1851 keinen Platz fand, und da sie dort fehlte, ist auch keine in das geltende Reichsstrafgesetzbuch übernommen worden. Aber ich meine, daß wir jetzt bei Schaffung eines neuen Strafgesetzbuches das Versäumte nachholen müssen; denn die von England und Amerika herübergekommene Christian Science und die Wahrsagerei, die in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen grassiert, sie mahnen uns, unser Volk vor der gefährlichen geistigen Infektion des Aberglaubens zu bewahren. Zutreffend hat das Landgericht III in einem um das Honorar von Gesundbetern geführten Prozesse ausgeführt: „Es würde mit gesunden sozialen Zuständen völlig unvereinbar sein, wenn der gewerbsmäßige Abschluß von Verträgen rechtliche Anerkennung fände, bei denen der Vertragswille der Parteien darauf gerichtet ist, daß die eine Partei gegen feste Bezahlung ihr angeblich besonders enges Verhältnis zu Gott benutzen soll, um einen angeblichen Eingriff übersinnlicher Kräfte in das Leben der anderen Partei herbeizuführen. Der Glaube, daß jemand kraft besonderer göttlicher Gnade in der Lage sei, die Kranken zu heilen, mag in mehr oder minder breiten Kreisen bestehen, die Anmaßung einer solchen Heilkraft aber in Verbindung mit der Ausübung eines auf diese Heilkraft sich gründenden, den Gelderwerb bezweckenden Gewerbebetriebes widerstreitet dem allgemeinen Sittlichkeitsempfinden, zum mindesten der gebildeten Kreise als der Kulturträger, und kann daher rechtlichen Schutz nicht genießen. Außerdem erscheint das öffentliche Interesse an einer geregelten Gesundheitspflege im Volke dadurch gefährdet, daß durch den Einfluß der „Christian Science" Kranke der sach-

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

gemäßen und rechtzeitigen Behandlung durch den Arzt, den berufenen Hüter der Gesundheit des Volkes, entzogen werden."

Besteht aber eine solche Gefährdung öffentlicher Interessen durch die Auswüchse des Aberglaubens — und an ihrem Bestehen kann kein Einsichtiger meines Erachtens zweifeln —, so hat auch der Gesetzgeber die Pflicht, mit der stärksten ihm zu Gebote stehenden Waffe, der Strafrechtsbestimmung zum Schutze der gefährdeten Interessen einzugreifen. Die Strafrechtsbestimmung hat auch eine nicht zu unterschätzende Wirkung als Erziehungsfaktor; denn gerade in der Neuzeit bestimmt sich im Volke die Anschauung darüber, was gut und böse, was sittlich und unsittlich ist, immer mehr danach, ob es mit Strafe bedroht ist oder nicht. So hat der Gesetzgeber des neuen Reichsstrafgesetzbuches meines Erachtens die Pflicht, Gesundbeterei, Wahrsagerei, Zauberei u. dgl. dadurch auch als unsittlich zu brandmarken, daß er sie unter Strafe stellt.

Hier hätte der Reichstag eine dankbare Aufgabe, die im Reichsjustizamte unterlassene Kommissionsarbeit zu ergänzen. Er könnte dem Gesetzentwurf einen Paragraphen etwa folgenden Inhalts einverleiben:

„Wer um Vorteile oder Gewinnes willen wahrsagt, gesundbetet oder die Leichtgläubigkeit des Publikums auf ähnliche Weise mißbraucht, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu 3000 Mark bestraft."

Landgerichtsrat Dr. Ernst Sontag in Berlin

Frauenbewegung

Altmann-Gottheiner, Dr. Elisabeth: Jahrbuch der Frauenbewegung. Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Jeder Band gebunden 3 Mark.

Seit zwei Jahren gibt die über eine halbe Million Mitglieder umfassende Organisation der interkonfessionellen bürgerlichen Frauenbewegung, der sogenannte Bund Deutscher Frauenvereine ein „Jahrbuch der Frauenbewegung" heraus, das die Aufgabe hat, über die verschiedenartigen Arbeitsgebiete der Frau, sowie über die Fortschritte der organisierten Frauenbewegung zu orientieren. Nunmehr liegt der dritte für das Jahr 1914

Für Außen- wie Innenphotographie
in den Wintermonaten zweckmäßig:
„Agfa"-PHOTOMATERIAL!
„Agfa"-**Platten:** „Agfa Extrarapid" „Agfa Spezial" „Isolar" „Isorapid"
„Agfa"-**Filmpacks**
„Agfa"-**Entwickler**
„Agfa"-**Hilfsmittel**
Lesen Sie: „Agfa"-**Blitzlichtartikel**
„Über lichthoffreie und farbenempfindliche Platten"
„Über photographische Entwickler"
„Über Magnesium Blitzlicht"
von Dr. M. Andresen
Hochinteressante Broschüren mit ausgezeichneten Illustrationen
GRATIS! durch Photohändler oder durch die **„Agfa": GRATIS!**
ACTIEN-**G**ESELLSCHAFT **F**ÜR **A**NILINFABRIKATION,
BERLIN SO. 36

bestimmte Band vor und erbringt durch sein Erscheinen den Beweis, daß das Jahrbuch weiten Kreisen der Frauenwelt willkommen ist. Tatsächlich macht die große Mannigfaltigkeit der weiblichen Organisationen — dem Bunde sind 52 Verbände, die 2362 Vereine umfassen, und 229 Vereine direkt angeschlossen — die Herausgabe von Übersichten nebst Verzeichnissen, wie das „Jahrbuch" sie bietet, zur Notwendigkeit. Neben zuverlässigem Material gewährt es wertvollen Rat. Es beschränkt sich jedoch nicht auf rein sachliche Angaben mannigfachster Art, sondern gibt auch zusammenfassende Abhandlungen aus der Feder bewährter Frauen über Zweck und Ziel der verschiedenen Bestrebungen der organisierten Frauenwelt. Daß jede junge Bewegung von Elementen beschwert wird, die angetan sind, sie in Mißkredit zu bringen, weiß jedermann. Veröffentlichungen wie das „Jahrbuch" sind wohl geeignet in Saat und Ernte zu einer Sonderung der Spreu vom Weizen zu verhelfen. Wer vorurteilslos in den Bänden blättert, wird über die ungeheure Arbeitsleistung, von denen sie zeugen, staunen. Manchen „Gegner" aus Unkenntnis dürften die ruhig und objektiv vorgebrachten Berichte zur Revision seiner Ansichten anregen, manchem „Freund" der Sache werden sie die Brust schwellen, denn es ist ein köstlich Ding, wenn sich frische Kräfte im Dienste eines Ideals mutig und erfolgreich regen.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Zabern und die Verfassungsbewegung der elsaß-lothringischen Parteien

Von M. Winterberg

Wie tief der Fall Zabern das politische Leben unserer Nation aufgewühlt hat, zeigt sich jetzt eigentlich noch deutlicher als in den Tagen der ersten Aufregung. Obwohl nunmehr von den zuständigen Stellen alles getan worden ist, was zur friedlichen Beilegung des Zaberner Konfliktes geschehen konnte, obwohl der Zusammenstoß zwischen Reichstagsmehrheit und Reichsleitung durch die nachträglichen Erklärungen des Reichskanzlers und der Mehrheitsparteien seiner größten Schärfe beraubt und über jeden Zweifel festgestellt worden ist, daß der Kundgebung des Reichstags, wenigstens soweit Nationalliberale und Zentrum in Frage kommen, nicht im entferntesten die Absicht einer Schmälerung der militärischen Autorität zugrunde lag, obwohl also alle Voraussetzungen für eine Verständigung zwischen den Parteien sowie zwischen ihnen und der Reichsregierung gegeben wären, wird der Streit mit gesteigerter Heftigkeit weitergeführt. Die Parteileidenschaft hat sich der Sache bemächtigt, und für sie scheinen Vernunftgründe überhaupt nicht zu existieren. Hatte man vorher — und zwar auf allen Seiten — versäumt, sich über die Vorgänge in Zabern so gründlich zu unterrichten, daß man in der Lage gewesen wäre, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, so nimmt man jetzt nicht einmal Rücksicht auf die Unparteilichkeit der Gerichte und stellt das subjektive Ermessen über die pflichtgemäße Entscheidung der an Ort und Stelle waltenden Vertreter objektiver Rechtsgrundsätze, um nur von dem eingenommenen einseitigen Standpunkt keinen Schritt zurückweichen zu müssen. Wer gleichwohl Parteipolitik zur Richtschnur seines Urteils und Handelns macht, erschwert nur die Durchführung der kaiserlichen Anordnungen und die durch das Eingreifen des Kaisers herbei-

geführte Übereinstimmung im Vorgehen der Militär- und Zivilbehörden. Und er trägt weiter dazu bei, daß den Vorgängen in Elsaß-Lothringen selbst nicht die Aufmerksamkeit geschenkt wird, die sie gerade jetzt in erhöhtem Maße beanspruchen.

Als zu Beginn der Zaberner Affäre hier und da darauf hingewiesen wurde, daß die Zuspitzung der Angelegenheit zu einem guten Teile der über Gebühr aufgeregten Haltung der klerikalen und demokratischen Zeitungen Elsaß-Lothringens zuzuschreiben sei, wurde dort sofort laut Protest erhoben. Jetzt sind alle nur möglichen Schritte getan worden, die elsässischen Klagen über Verletzung des Rechts- und des Nationalgefühls zu untersuchen und ihre Ursachen abzustellen; das elsässische Volk hat durch den Reichstag und die Reichsleitung eine Genugtuung erhalten, wie es sie selbst wohl kaum erwartet hatte, und nun zeigt sich statt des Bestrebens, selbst zur endgültigen Beilegung des Konfliktes beizutragen, eine offenkundige parteipolitische Ausbeutung des Falles. Das elsaß-lothringische Zentrum und die elsässische Fortschrittspartei — von den Sozialdemokraten ganz zu schweigen — veranstalten um die Wette Parteiversammlungen, in denen der Fall Zabern nach wie vor nicht als ein unglückliches einzelnes Ereignis, sondern als eine typische Erscheinung behandelt wird, deren restlose Beseitigung nur durch die Gewährung der vollen bundesstaatlichen Autonomie erreicht werden könne. Zabern hat also dank der feinen Logik der beiden größten reichsländischen bürgerlichen Parteien den Anstoß zu einer allgemeinen Verfassungsbewegung gegeben, der Zentrum und Fortschrittler offenbar sehr viel Zugkraft zutrauen, und zwar um so mehr, je gründlicher sie dafür sorgen, daß Zabern sobald nicht vergessen wird.

Es würde zu weit führen, die Spuren dieser parteipolitischen Berechnung bei der Behandlung des Falles Zabern im Elsaß selbst bis auf ihren Anfang zurückzuverfolgen. Sie zeigen sich schon recht früh, jedenfalls zu einer Zeit, als der Verdacht politischer Hintergedanken noch schroff zurückgewiesen wurde. Jetzt aber kann sie jeder sehen, und sie würden — zugleich Symptome und Nachwirkungen des Falles Zabern — bei den altdeutschen Parteien, die sich für die Zaberner Ereignisse so lebhaft interessierten, auch nach ihrer Bedeutung bewertet werden, wenn man über dem unnötigerweise heraufbeschworenen Parteistreit nicht den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit aus dem Auge verloren hätte. Dieser liegt aber nicht etwa auf dem Gebiete des Verhältnisses zwischen Volk und Heer oder in der angeblichen Gefährdung der Kommandogewalt des Kaisers, denn in diesen Punkten bestehen tatsächlich gar keine Gegensätze zwischen den nationalen Parteien. Alle gegenteiligen Behauptungen sind willkürliche Konstruktionen, die ihren Erfindern wenig Ehre machen. Das Wesentliche ist vielmehr die Frage, wie der Fall Zabern auf die Entwicklung Elsaß-Lothringens und auf dessen Beziehungen zum Reiche wirken wird.

Wenn man die elsaß-lothringischen Preß- und Parteiäußerungen verfolgt, stößt man auf die allgemeine Feststellung, daß die Haltung der Mehrheit der

altdeutschen Parteien und des Reichstags in Elsaß-Lothringen einen außerordentlich sympathischen Eindruck gemacht und viel dazu beigetragen hatte, die Alt- und Neu-Elsaß-Lothringer einander näher zu bringen. Man hatte gesehen, daß das deutsche Volk in seiner großen Mehrheit hinter den Elsässern steht. Wir meinen, daß es des Falles Zabern zu dieser Feststellung nicht bedurft hätte. So oft es sich im letzten Jahrzehnt darum gehandelt hat, wirklich wichtige elsaß-lothringische Forderungen zu vertreten, hat die Mehrheit des deutschen Volkes und der deutschen Parteien immer auf der Seite der einheimischen Bevölkerung des Landes gestanden; und die dort lebenden Altdeutschen sind in der Wahrnehmung der Landesinteressen zum mindesten so rührig gewesen, wie ihre einheimischen Landsleute. Auch das ist gelegentlich anerkannt worden; praktische Folgen für das Verhältnis zwischen beiden Bevölkerungsteilen und die Beziehungen Elsaß-Lothringens zum Reiche hat es aber bei weitem nicht in dem Maße gehabt, wie erwartet werden konnte. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die führenden reichsländischen Parteien, Zentrum und Fortschrittler, es zwar für selbstverständlich halten, daß das deutsche Volk hinter Elsaß-Lothringen steht, aber weit davon entfernt sind, sich auch ihrerseits hinter das deutsche Volk zu stellen, wenn dieses einmal mit nationalen Forderungen an die reichsländischen Parteien herantritt. Der Wärmegrad der Beziehungen zwischen Alt- und Neu-Elsaß-Lothringern, wie zwischen jenen und dem Reiche, hängt bis jetzt eben im wesentlichen davon ab, ob und wie weit die Altdeutschen ihre nationalen Wünsche den partikularistischen Interessen der Alt-Elsaß-Lothringer unterordnen. Die wenigen Organisationen, in denen mit gleichem Maße gemessen wird, Elsaß-Lothringische Vereinigung und Elsaß-Lothringische Mittelpartei, haben gerade deswegen mit den größten Widerständen zu kämpfen.

Betrachtet man die Genugtuung der fortschrittlichen und klerikalen Politiker Elsaß-Lothringens über die Haltung der Mehrheit der deutschen Parteien im Falle Zabern unter diesem Gesichtspunkt, und nimmt man hinzu, daß diese Mehrheit jetzt für eine neue Verfassungsbewegung gewonnen werden soll, dann verlieren die Äußerungen der Anerkennung und der Dankbarkeit leider sehr viel von ihrem Wert. An sich muß es selbstverständlich ein Wunsch der für die letzte Verfassungsreform mitverantwortlichen Parteien sein, Elsaß-Lothringen schließlich in die Zahl der Bundesstaaten vollständig gleichberechtigt eingereiht zu sehen. In dieser Richtung bewegt sich auch die Verfassungsänderung von 1911. Aber es heißt die politische Einsicht dieser Parteien gewaltig unterschätzen, wenn man ihnen zumutet, jetzt schon ihr eigenes, mit unendlicher Mühe und erst nach Überwindung zähester Widerstände zustande gebrachtes Werk umzustürzen. Und ebenso harmlos ist die Auffassung, daß sich die verbündeten Regierungen und die Reichsleitung, die der Kämpfe von 1910-1911 mit recht wenig behaglichen Empfindungen gedenken mögen, jetzt für ein solches Unternehmen gewinnen lassen würden. Ja, wenn die letzte Verfassungsreform in Elsaß-Lothringen die Aufnahme gefunden hätte, auf die man billigerweise rechnen durfte, wenn

die Elsaß-Lothringer seitdem gezeigt hätten, daß sie „hinter dem Reiche stehen", wo dieses der hingebenden Treue seiner Angehörigen bedarf, dann lägen die Dinge ganz anders. Dann hätte der Grundsatz des Reichskanzlers, Vertrauen durch Vertrauen gewinnen zu wollen, eine Rechtfertigung erfahren, die ihn und alle nationalen Parteien zu einer Fortsetzung des begonnenen Werkes angespornt hätte. Statt dessen mußte die neue Verfassung in erster Linie dazu herhalten, einer extrem partikularistischen Parteipolitik Vorschub zu leisten, die weder der Förderung der Staatsgeschäfte, noch dem Nationalitätenausgleich, am allerwenigsten aber dem Reichsinteresse dienlich war.

Die beiden genannten Parteien betrachten die Zaberner Ereignisse unter dem Gesichtspunkt, daß die Zivilverwaltung nicht imstande gewesen sei, den Militärbehörden gegenüber ihre Autorität nachdrücklich zu wahren. Sie führen das zu einem kleineren Teil auf einen Mangel an Energie, zum größeren aber auf die staatsrechtliche Unselbständigkeit der Regierung zurück und behaupten, daß Vorgänge wie die von Zabern unmöglich gewesen oder doch im Keime erstickt worden wären, wenn Elsaß-Lothringen autonomer Bundesstaat mit einer unabhängigen, Berliner Einflüssen nicht unterworfenen Regierung wäre. Folglich gebe es nur ein sicheres Mittel, die Wiederholung solcher „skandalösen Vorfälle" zu vermeiden, und das sei die Erhebung Elsaß-Lothringens zum autonomen Bundesstaat.

Wir wollen hier die Fragen, ob die Zivilbehörden tatsächlich versagt haben, ob sie vor der Militärgewalt zurückweichen mußten, und ob diese die Grenzen ihrer Zuständigkeit überschritten hat, ununtersucht lassen und einmal annehmen, Fortschrittler und Zentrum hätten in diesem Punkte wirklich recht — also den für ihre Auffassung günstigsten Fall voraussetzen. Aber selbst dann bleibt ihre Argumentation nur eine Kette von logischen Fehlern.

Wie liegen die Dinge gegenwärtig? Nach Artikel 1 § 1 der geltenden Verfassung übt der Kaiser die Staatsgewalt in Elsaß-Lothringen aus; de facto besitzt er alle landesherrlichen Rechte. Er ernennt und entläßt den Statthalter und den Staatssekretär, sowie alle anderen höheren Regierungsbeamten. In seiner Hand liegt letzten Endes die ganze Regierungsgewalt Elsaß-Lothringens. Gleichzeitig ist der Kaiser aber auch oberster Kriegsherr und Inhaber der höchsten militärischen Zuständigkeit in Elsaß-Lothringen. Seine Entscheidungen sind daher sowohl für die Zivil- wie für die Militärbehörden maßgebend. Wenn also irgendwer imstande ist, Konflikte zwischen beiden Teilen unmöglich zu machen oder aus der Welt zu schaffen, dann ist es der Kaiser, und zwar auf Grund der geltenden Verfassung Jede Änderung dieser Verfassung würde, falls sie sich nicht darauf beschränkt, den Kaiser auch de jure zum wirklichen Landesherrn von Elsaß-Lothringen zu machen, in diesem Punkte nur eine Verschlechterung bedeuten, denn man mag dem Lande so viel Rechte geben wie man will, militärische Hoheitsrechte wird der Inhaber der elsaß-lothringischen Regierungsgewalt nie erhalten. Er würde also auch nie imstande sein, mit den Machtmitteln in

einen Streit zwischen Zivil- und Militärbehörden einzugreifen, die dem Kaiser dank seiner Doppelstellung in Elsaß-Lothringen zu Gebote stehen. Und im ganzen Reichslande wird wohl auch kein vernünftiger Mensch daran glauben, daß seinem Lande, möge es nun Großherzogtum, Königreich, Kronprinzen- oder Kaiserland werden — die Spielerei mit dem Gedanken an eine Republik kann man wohl unbeachtet lassen — jemals militärische Reservatrechte eingeräumt werden. Im Gegenteil würde es zur Erhöhung des Gewichts des Generalkommandos in Elsaß-Lothringen führen, wenn dort eine der unmittelbaren Kontrolle des Reichsoberhauptes entzogene selbständige Landesregierung eingeführt würde. Und dann wären Zusammenstöße zwischen Militär- und Zivilgewalt viel leichter möglich und viel schwerer zu beseitigen, als jetzt.

Wenn man in Elsaß-Lothringen also mit aller Gewalt eine neue Verfassungsbewegung ins Leben rufen will, dann möge man bessere Gründe zur Rechtfertigung dieses Unternehmens aussuchen, den Fall Zabern aber aus dem Spiel lassen. Daß man sich gerade auf diesen stützt, macht zu sehr den Eindruck eines parteipolitischen Agitationsmanövers.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel

Die ersten Aufsätze über diesen Gegenstand finden sich in Heft 45, 47 und 49 des Jahrgangs 1918.

4.

Offenbar ist es ein sehr wundersamer Gedankensprung, den sich die Volkssprache erlaubt, wenn sie das nämliche Wort verwendet, einerseits um durch eine recht starke Beleidigung jemanden möglichste Geringschätzung fühlen zu lassen, anderseits um den Gipfel des Ansehens zum Ausdruck zu bringen, das er genießt. Die Erhöhung seines Horns ist das, was den Gesalbten des Herrn als denkbar größte Ehrung zu Teil werden kann, wer aber ein Horn genannt wird, darf deshalb mit Erfolg den Strafrichter um Sühne des ihm zugefügten Schimpfes anrufen. Erklärlich wird dies nur dadurch, daß man in der Bezeichnung jemandes als Horn eigentlich nur die Abkürzung des Scheltwortes Hornochse oder Hornvieh sieht. In jedem der beiden letzteren Scheltworte taucht vor unserem Auge alsbald die Ursprungsbedeutung des ersten Teiles der Zusammensetzung auf, nämlich des „Horn“: die in der Bezeichnung als Ochse oder

als Vieh liegende Beleidigung erhöht sich merklich durch das vorgesetzte „Horn"; der Hornochse ist ein besonders qualifizierter Ochse, ein Ochse ersten Ranges, und damit gewinnt das zugefügte „Horn" seinen eigentlichen Wert wieder.

Beleidigungen spielten einst in der Volkssprache und in den Annalen der Rechtspflege eine größere Rolle als sie glücklicherweise heutzutage spielen. Welche Wortblüten dabei geleistet wurden, ist schier unglaublich. Davon nur ein paar Beispiele.

In den sehr lesenswerten jüngst erschienenen Mitteilungen Dr. L. Fr. Werners „Aus einer vergessenen Ecke" (mitteldeutscher Landschaft) findet sich, daß dort der eine Bauer dem andern als Ausdruck seiner möglichst großen Verachtung zuruft: „du Putichansekel." Wer das liest, steht sicher vor einem großen Rätsel, wenn er sich die Entstehung dieses Wortes klar machen will. Wer es hört, dem dämmert aber, wenn er es sich zurufen läßt, eine gewisse Ahnung, was damit gemeint sein kann. Das Wort stellt einen ganzen Satz dar, der in Hochdeutsch lautet: „Spuck dich an, Ekel!" Es will also besagen: Du bist ein solcher Ekel (= ekelhafter Mensch), daß du, wenn du dich so vor dir sähest, wie ich dich jetzt vor mir sehe, dir selber zurufen würdest: „spuck dich an, du Ekel." Weil der Scheltende in seiner Erregung ein für seine Zunge geläufiges Wort braucht, hat er aus dem schwerfälligen, unbequemen „Spuckdichan" ein leichter dahinfließendes „Putichan" gemacht und aus dem gleichen Grunde dann noch des Wohlklangs halber das in deutschen Wortzusammensetzungen übliche s eingefügt.

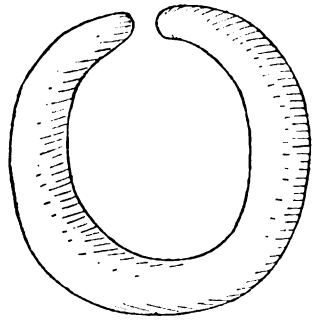
Sogar völlig sinnlose oder völlig unschuldige, jeden beleidigenden Charakters bare Worte können im Volksmunde als Scheltworte zur Verwendung kommen und selbst vor die Gerichte gebracht werden. In den 1860er Jahren spielte ein Prozeß, der darauf sich gründete, daß ein Bauer sich beleidigt fühlte, weil sein Nachbar ihn „Boratz, Schneeball" tituliert hatte. Der Beklagte berief sich darauf, daß in der Anrede überhaupt nichts Beleidigendes liege, daß aber auch zwischen beiden Parteien vertraglich abgemacht sei, er dürfe den Kläger „Boratz, Schneeball" nennen, wenn er ihm einen Schnaps gäbe; da das geschehen, sei er berechtigt, ihn mit jenen Worten anzureden. Der Kläger erwiderte, der Vertrag sei allerdings geschlossen, habe aber bedeuten sollen, daß der Beklagte jedesmal, so oft er „Boratz, Schneeball" zu ihm sage, einen Schnaps geben müsse; statt dessen habe er nur einmal einen Schnaps gespendet und rufe ihm nun fortwährend auf offener Straße den „Boratz, Schneeball" zum Spotte der Schuljugend nach. Was die Worte bedeuteten, darüber wußte keine Partei etwas anzugeben. Dem Gerichte gelang es, glücklicherweise einen Vergleich unter den Streitenden zustande zu bringen.

Ähnliches kommt auch heute noch vor. Eine Berliner Zeitung vom 3. Mai v. J. erzählt davon, daß ein Schutzmann namens Latsch, der auf seiner Achselklappe die Nummer 3679 führte, einen Anwalt wegen Beleidigung verklagt habe, weil der Anwalt in einer den Schutzmann betreffenden Beschwerdeschrift diesen als Latsch,

den „Dreitausendsechshundertneunundsiebzigsten" bezeichnet habe. Der Vertreter des Anwalts bestritt, daß eine Beleidigung vorliege, und berief sich auf Maximilian Harden, der sich als Sachverständiger dahin geäußert habe, „solch kitzelnder, nicht beißender Spott müsse unverwehrt bleiben. Als dabei der Anwalt den Namen Latsch mehrmals wie „Laatsch" aussprach, trat der Kläger vor ihn mit geballter Faust und mit den Worten: „Wissen Sie, was ich dagegen in meiner Jugend gemacht habe? Da machte ich einfach von meinem Faustrecht Gebrauch!" Das gab zu einer weiteren Beleidigungsklage Anlaß. Dem Gericht gelang aber auch hier eine vergleichsweise Einigung der Parteien.

Ganz auf dem Boden dieser wirklich vor Gericht verhandelten Prozesse, welche klarlegen, wie beliebige an sich sehr unschuldige Worte zu Beleidigungen werden können, steht die mit trefflichem Humor erdichtete „Injurienklage", die Ernst Langer (neuerdings in fünfter Auflage) als „komische dörfliche Szene in einem Akt" unter dem Titel „Das Mohhorn" veröffentlicht hat. Sie darf hier nicht übergangen werden, weil ihr Gegenstand in engster Beziehung zu der Frage steht, inwiefern das Wort „Horn" zum Scheltwort werden könne.

In Schlesien, dem Heimatlande dieses „Mohhorn", war es noch während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts üblich und ist wohl auch jetzt üblich, daß zum Martinitag die Schulkinder Sammlungen veranstalteten, um ihrem Lehrer einen großen, an einer Stelle offenen Kuchenring zu stiften, in der Form, wie er hier abgebildet ist. Er führt seit Alters im Volksmunde den



Namen Mohhorn und ist nichts anderes als ein Festkuchen mit einer Mohneinlage. In Breslau hieß vor dreißig Jahren und heißt wohl noch das in Deutschland allgemein übliche Hörnchengebäck „Mohhörndl" (ausgesprochen „Mohhärndl"). Jedem heutigen Besucher des Riesengebirgs ist als Gasthaus des Aupatals (unfern der Schneekoppe) die „Mohhornmühle" bekannt.

Ernst Langer läßt nun einen Bauer vor dem Gerichte einer „Gregurienklage" halber erscheinen und auf die Frage des Gerichtsschreibers, mit welchen Worten ihn der von ihm angegriffene Bauer beleidigt habe, die Antwort geben, „A soate Mohhorn verfluchtes! und ich wär' ein Offe meener ganzen Posentur nach . . .

Ich sollte ein Mohhorn sein? Ich weeß goar nee amal, woas e Mohhorn ihs ... Mei Schwoger soate, doas müßte a groß ausländisch Thier sein ..., woas Moh fräße ... ein Hinger-Indian, ... es gibt mer jedesmol an'n Stich in's Herze, wenn ich oa doas Wurt gedenke." Der Kläger läßt sich damit abfertigen, daß nichts in der Sache zu machen sei, wenn er keine Zeugen habe.

Schwerlich hat der Autor dieser Erdichtung geahnt, wieviel Wahrheit sie in sich schloß zur Förderung unserer Sprachstudie. Der Schwank belehrt uns, daß die Sprache, um der Zunge möglichst bequem zu werden, in der Tat noch heute nicht bloß am Ende kurzer Wörter, sondern auch in der Mitte zusammengesetzter Wörter den Buchstaben n abschleift. Wie der Schlesier laut des von Langer bezeugten dortigen Dialekts Moh statt Mohn sagt, so hat er auch ohne Anstand sein heute noch fortlebendes Mohhorn gebildet. Zwar erwähnt Langer nichts von dem Mohhorn als Festkuchen, auch nichts von der Mohhornmühle, die jetzt ihre Mühlenqualität ebenso abgelegt hat, wie das ihr unverständlich gewordene Doppel-h zwischen ihrer ersten und zweiten Silbe, auch ist den von Langer vorgeführten Personen ein „Mohhorn" ebensowenig bekannt, wie manch anderen Schlesiern. Aber doch legt der Dichter davon Zeugnis ab, daß das als rätselhaft hingestellte Wort im Landvolke Schlesiens fortlebt, daß es ferner mit einem Doppel-h sich schreibt, und daß im dortigen Volksmunde „Mohn" sein Schluß-n abschleift. Mohhorn ist also dasselbe wie das hochdeutsche Mohnhorn. Statt des Mohhorn kennt man jetzt in Schlesien zu Martini das Martinshorn als Festkuchen, für das allerdings die Beigabe des Mohns nicht mehr wesentlich, aber immerhin doch gebräuchlich ist. Steht nun fest, daß die katholische Kirche das altgermanische Herbstopfer auf Martini übertrug*), so wandelte sich das Mohhorn in das Martinshorn um, erhielt sich aber, wie jetzt aus Schlesien bezeugt wird, eigentlich nur als Scheltwort.

5.

Ähnlich erging es einem anderen Gebäck außerhalb Schlesiens, dem „Hornaffen".

Die von K. P. Lepsius 1813 „lächerlich" genannte, aber unerklärt gelassene und die später im Grimmschen Wörterbuch als „dunkel" hingestellte Bezeichnung des in manchen Orten Deutschlands noch heute üblichen Neujahrs- oder Fastnachtsgebäcks des „Hornaffen" gab auf eine ihm vorgelegte Frage dem Verfasser dieser Abhandlung Anlaß, ohnlängst an anderer Stelle**) auszuführen, daß der eigentümliche Name nichts anderes bedeute, als ein nach altem Brauche zum Hornungsfeste des Januar oder Februar eingeführtes Gebäck in Gestalt zweier mit ihrer Basis zusammengefügter, mit ihren Spitzen sich gegenüberstehender Hörner. Zum Nachweis wurde namentlich hervorgehoben, daß das Wort apen im Niederdeutschen sowohl offen als affen bedeute, daß das hoch-

*) Siehe Brockhaus, Konversationslexikon unter Martin von Tours.

**) Im Berliner Tag A vom 11. Juli 1912.

deutsche a noch heute vielfach im Volksmunde als o oder u vorkomme, und daß nicht bloß ein Breslauer Vokabularium das Wort „Hornoff" für einen gebackenen Ring oder Kreppel des Jahres 1422 ergebe, sondern daß auch analog der heutige „Maulaffe" sich früher als Mauloff, Mulop oder Meulop finde, den nach dem Vorgange von Luther die Verfasser des Deutschen Wörterbuches und andere ohne alles Bedenken zu einem Menschen stempeln, „dem das Maul aufgesperrt (oder offen) steht."

Der Blick hatte dabei örtlich nur von Mitteldeutschland nach Süddeutschland und der Schweiz, zeitlich rückwärts nur bis in das Mittelalter gereicht. Der Natur der Sache nach konnte eine solche Untersuchung, selbst wenn sie sich auf die Länder deutscher Zunge beschränkte, nicht erschöpfend sein. Wer vermöchte alle deutschen Chroniken, Wörterbücher, Urkunden, Sprachgebräuche, Geschichtsvereinszeitschriften und sonstige etwa einschlagenden Quellen heranzuziehen? Aber mancherlei dem gefundenen Resultate beistimmende Äußerungen, die zugleich ergänzendes Material enthielten, ließen doch ein sprachwissenschaftliches Interesse erkennen und regten zu weiterer Nachforschung an. In wundersamen Ausläufern führte nunmehr baldigst der Weg über die deutsche Grenze hinaus nach Frankreich, England, Rußland und in den Sagenkreis, wie in die entlegensten Gebiete der Religions- und Profangeschichte verschiedenster Länder. Nicht vorherzusehen war, daß der Hornaffe sogar Leistungen der Kunst beeinflußt hatte. Ebensowenig war vorherzusehen, daß das zu sehr verschiedenen Zwecken geschaffene Geschwisterpaar des Horn- und des Maulaffen sich schließlich zu einem gemeinsamen Zwecke einte, dem es heute noch dient, nämlich dem nicht gerade edlen Zwecke, in der einen wie der anderen Form als Scheltwort ein und derselben Bedeutung sein Leben zu fristen und im Mohhorn einen vollbürtigen Genossen zu finden.

Ja, in der letzten Periode seiner Entwicklung, nachdem der Hornoff das zweite o in seinem Namen längst in das modernere a umgeschliffen hatte, ist sogar diesem Beispiele, wie wir weiter ersehen werden, das erste o gefolgt: zunächst entstand aus dem Hornoff oder Horoff ein „Haraff", in weiterer Vervollkommnung sogar ein „Haaraff", damit der Hornoff möglichst seiner Verdunkelung anheimfiel. Nichtsdestoweniger ließ auch aus diesem Haaraff sich der Hornoff zurückenträtseln und darin ein handgreiflicher, gewiß nicht gleichgültiger Rest altgermanischer Vergangenheit feststellen. Es werden sich nicht viel solcher Reste als in der Gegenwart noch lebenskräftig nachweisen lassen. Nur mit Hilfe kühner sprachlicher Metamorphosen sind sie erhalten geblieben.

In Berliner Privatbesitz befindet sich der 25 Zentimeter hohe Gypsabguß eines Gebildes, das einen aufrechtstehenden, nach vorn gebeugten Affen mit häßlichem Menschenantlitz darstellt. Seine vorderen Extremitäten halten einen Frosch gefaßt und stützen sich auf eine Mauerecke; die hinteren Extremitäten fehlen, weil sie in der Mauer verschwinden. Mitten auf dem kahlen Schädel

steht ein drei Zentimeter hohes und spitzes Horn mit breiter Basis. Das Original größerer Gestalt gehört zu den in Heft 47, Seite 351 erwähnten „chimères", die auf dem oberen Rande der Balustrade von Notre Dame in Paris stehen; die Balustrade umschließt außen die Kirchtürme. Die Gypsfigur stammt auch aus Paris, wo sie von fliegenden Händlern verkauft wird. Eine entsprechende chimère, ebenfalls ein gehörnter Affe, ziert die Balustrade an anderer Stelle; sie liegt mir in Photographie vor und unterscheidet sich wenig von ihrem Gegenstück; es fehlt der Frosch, und die Haltung des Tieres ist mehr vorgebeugt. Eine dritte chimère hat den Katzentypus und eine vierte den Bockstypus; diese beiden tragen ein Doppelhorn auf der Stirn. Sie kommen sämtlich auch auf Postkarten vor, sind aber nicht zu verwechseln mit den am oberen Rande der Türme befindlichen Wasserspeiern, von denen Victor Hugo in seiner Notre Dame de Paris sagt, daß „die steinernen Ungeheuer durch ihre Rachen aus den langen Dachrinnen seit sechshundert Jahren ihre Wasser ergießen". Als dies (1831) geschrieben wurde, standen jene Fabeltiere nicht mehr auf der Balustrade. Obwohl Aubert, der neueste Bearbeiter der Geschichte von Notre Dame, die Kathedrale im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts als ebenso vollendet hinstellt, „wie wir sie jetzt (1909) sehen", bezieht sich dies doch nicht auf die Fabeltiere der Balustrade; denn nach einem von ihm selbst mitgeteilten Protokolle des Jahres 1744 waren die Wasserspeier gleich den „Grotesken und Chimären der Turmgalerien" zerstört, und der Architekt, der sie nicht wiederherstellen konnte, schlug vor, sie niederzulegen, was auch teilweise geschah. So fand denn auch Viollet-le-Duc, der 1844 die auf Viktor Hugos Anregung beschlossene Restauration der Kirche übertragen erhielt, als Zeugen der auf der Balustrade befindlich gewesenen Chimären lediglich Spuren ihrer mit der Balustrade verbundenen Klauen. An Stelle der Erzeugnisse höchst extravaganter Einbildung zeichnete er nach Aubert neue „von einer vielleicht mehr nüchternen Komposition". So entstanden die heutigen Hornaffen an Notre Dame.

Es ist nicht gelungen, aus Paris Nachrichten darüber zu erhalten, ob sich bei Fertigstellung der dortigen Kathedrale im Beginne des vierzehnten Jahrhunderts bereits gehörnte Affen unter den Figuren der Balustrade befanden, und, wenn dies der Fall, ob Viollet-le-Duc bei seinen Restaurationsarbeiten davon Kenntnis hatte. Möglich ist es immerhin, daß die modernen, nach Viollets Zeichnungen angefertigten Chimären ähnliche aus dem vierzehnten Jahrhundert wiederholen, zumal damals in Paris, wie in den burgundischen Hauptstädten (nach Lübke) Claux Sluter, ein deutscher oder niederländischer Bildhauer, vielfach beschäftigt war und dort groteske Figuren an Bauwerken schuf*). Als sicher kann gelten, daß Viollet-le-Duc die in Frankreich seit 1711

*) Viollets zehnbändiges Dictionaire de l'architecture franç. du XI jusqu'a XVI siècle enthält zwar einen Abschnitt „Sculpture", nennt aber darin die chimères von Notre Dame nicht.

mannigfach entdeckten altheidnischen Bildwerke gehörnter „Götter“*) kannte, vielleicht war ihm auch der deutsche Namen „Hornaffe“ für das französische Gebäck „cornuet“ nicht fremd, ein Namen, der ihm wohl ebenso rätselhaft erschien, wie denen, die für dasselbe Gebäck den Namen Hornaffe in Deutschland brauchten, und der ihn dahin führen konnte, unter seine Fabeltiere auch Gestalten des Affentypus mit einem Horne aufzunehmen.

Das 1811 bis 1813 erschienene damalige beste, auf das dictionaire der Akademie von 1802 gegründete französische Wörterbuch, das der Abbé Mozin, Lehrer am Ludwigsburger Lyzeum, im Cottaschen Verlag herausgab, führt das Wort cornuet als „eine Art Gebackenes in Form zweier Hörnchen“ auf und die Worte „Hornaffe“, wie „Hornkuchen“ als eine „an manchen Orten“ vorkommende „Art gekrümmten Backwerkes in Gestalt zweier aneinander gefügter Hörner“. Ausweislich des Complétement du dictionaire de l'academie von 1866 ist sodann der cornuet eine Art Gebäck, „que l'on fait principalement en Champagne.“ In der Champagne hat sich demnach ein dem Hornaffen gleiches Gebäck bis zur Neuzeit erhalten. Die Champagne war seit 570 ein eigenes Herzogtum, das durch Heirat erst 1284 an den König von Frankreich fiel und im vierzehnten Jahrhundert einverleibt wurde; an den Grenzen dieses Herzogtums lagen deutsche Besitzungen (nördlich Luxemburg, östlich Lothringen). Dadurch wurde in der Champagne die Möglichkeit der Erhaltung altgermanischer Bräuche gefördert. Im Namen des Horngebäcks dessen Offenheit ausdrücklich hervorzuheben, wie es der Deutsche tat, hielt der Franzose für entbehrlich; er begnügte sich, seinem Worte corn (= Horn) eine unschuldige Silbe anzuhängen, um sein Gebäck zweier zusammengefügter Hörner von jedem sonstigen Horn zu unterscheiden. Gegenwärtig ist das Wort cornuet in Reims, Troyes und Epernay nicht mehr im Gebrauch, ja gänzlich unbekannt geworden, wohl aber kennt man die „Hörnchen“ unter dem Namen croissants, und man kennt in der Umgegend von Reims pain fendu („gespaltenes Brot“) als gangbarstes Weißbrot von zwei bis sechs, früher sogar bis zwölf Pfund in der Form des deutschen Hornaffen (gegensätzlich zu dem ebenwohl üblichen Weißbrotring, dem deutschen Kringel), der den Namen couronne führt.**)

Frankreich lernen wir hiermit als das Land kennen, wo sich neben dem ringförmigen Offenhörnergebäck, für das in Deutschland der Name Hornaffe gebräuchlich ist, das Steinbild eines gehörnten Affen findet, und zwar außen an Notre Dame, wo 1710 der Altar des Cernunnos mit seinen Ringen und Hörnern ausgegraben wurde. So brachte es der Weltenlauf mit sich, daß nach mehr als einem Jahrtausend das in der Erde Tiefe versunkene altheidnische Götterbild des Cernunnos hoch und direkt über seiner Fundstelle in freier Luft eine Art von Metamorphose als Fabelbild eines gehörnten Affen am Turm einer christlichen Hauptkirche erlebte.

*) Siehe Heft 47, Seite 351 ff.

**) Gefällige Ermittlung des Herrn Generalkonsuls von Jecklin zu Paris.

Der gehörnte Affe, den man seit etwa 1850 auf der Balustrade erblickt, existierte im Jahre 1710 noch nicht; ob er nur eine Nachbildung einer Skulptur des vierzehnten Jahrhunderts war, darüber fehlt die Kunde. Jedenfalls wußte der weimarische Altertumsforscher von Falckenstein im Jahre 1738 von einem gehörnten Affen der Balustrade nichts, als er in Erfurt seine „Thüringische Chronika" veröffentlichte und hierin das in Thüringen übliche Hornaffengebäck in Verbindung mit dem Pariser Altarbild des damals kürzlich aufgefundenen Cernunnos brachte. Die Chronik, die ein ziemlich dürftiges Konterfei des Gottes gibt, sieht in den Hornaffen Erfurts ein Überbleibsel der Heidenzeit, und zwar des zur Wintersonnenwende (geol, jul) gefeierten Julfestes*). Weihnachtstag war der ehemalige Neujahrstag, dessen Rolle der Dreikönigstag fortführt, an dem die alten germanischen Totenopfer stattfanden zur Versöhnung der Seelengeister. Die Opfergaben bildeten sich überhaupt zu Festgebäcken aus**). Nach Falckenstein, wie auch nach den neueren Forschern***), bedeuten die Julgebäcke das Julagalt oder Ringelbrod, das nicht nur während der longen Dauer des Festes gegessen, sondern auch bis zur Saatzeit aufgehoben, dann klein gerieben und unter das Saatkorn gemischt, auch den Ackerern wie den Ackerpferden gereicht wurde, um eine gute Ernte zu erzielen. Daran knüpft Falckenstein seine Erinnerung an die zur Fastenzeit in Thüringen gebackenen „Hornaffen", begnügt sich aber zur Erklärung des Wortes Hornaffe die zwei letzten Silben des Wortes als Affe zu deuten, weil zu Fastnacht „ein Narre zehn macht und immer einer den anderen nachäfft". Da jedoch Falckenstein das Hornaffenbacken mit dem Julfest in Verbindung bringt, das die Sonne als den Hauptgott der heidnischen Deutschen feiert und darum mit der Wintersonnenwende (Ende Dezember) beginnt, so kann nicht die Schlußzeit der in den Februar fallenden Fastenzeit mit ihrem Mummenschanz dem Januar-Gebäck seinen Namen verschafft haben. Auch wäre es mehr als sonderbar, jenes Festgebäck einen Hornaffen zu nennen, weil derjenige sich als Affe gebärdet, der es genießt. Jedenfalls würde auch das nur Sinn haben, wenn die Form des Gebäcks einen Menschen darstellte, der Mummenschanz treibt. Deshalb macht das Schweizer Idiotikon von Staub und Tobler (1881)†) zur Erläuterung der Bezeichnung „Hornaff" für den zwischen runde Butzenscheiben eingefügten Glaszwickel die Bemerkung: „mag sich auf die Gestalt der Zwischenstücke beziehen, Männchen mit ausgespreizten Gliedern, wie es in den Namen unförmlicher (?) Gebäcke wahrscheinlich Zwerg, Kobold bedeutet". Aber die Hornaffengebäcke sind nicht unförmlich, und es gehört eine ebenso rege Phantasie dazu, in den Butzenscheibenzwickeln „Männchen mit gespreizten Gliedern", wie in den Hornaffengebäcken „Zwerge oder Kobolde" zu entdecken. Der Name Hornaff für den Butzen-

*) Über dieses siehe Bilfinger, Das germanische Julfest 1901.

**) M. Höfler, Zeitschrift für Volkskunde, S. 12, 442 (1902); 14, 269 (1904); Ostergebäcke, Wien 1906.

***) Vgl. G. Steinhausen, Kultur der Urzeit (1905), S. Rehm, Deutsche Volksfeste (1908).

†) Frauenfeld, Band 1, Spalte 101.

scheibenzwickel hat einen ganz anderen Ursprung, und gerade dieser spricht wesentlich für die Identität zwischen Hornaffen und Hornoffen.

Der Hornstoff schmilzt durch Erwärmung. Das scheint schon Siegfried gewußt zu haben, als er sich im geschmolzenen Drachenhorn badete. Durch Erwärmung kann man das Horn auch zu durchsichtigen dünnen Scheiben verarbeiten, indem man einen Klumpen erwärmtes Horn durch Drehungen verflacht; die in der Mitte bleibende Erhöhung bildet den Nabel oder die „Butze" der entstehenden Scheibe, die vor Erfindung des Glases die Glasscheibe vertrat. Der letzteren Auftauchen läßt sich höchstens bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts verfolgen*); vorher gab es nur Hornscheiben.

Statt Scheiben aus Walzen oder Zylindern herzustellen (Walzenglas), kannte man anfänglich nur Mondglas, nämlich kreisrunde aus Glasklumpen hergestellte Scheiben. Solche runde Scheiben ließen, wo sie aneinander oder an den Fensterrahmen stoßen, Öffnungen in vierspitziger (am Fensterrahmen in dreispitziger) Gestalt. Die dadurch zwischen dem Horne der Butzen sich bildenden offenen Stellen wurden mit Hornstückchen geschlossen, denen man den Namen ganze oder halbe Hornaffen (d. h. Hornoffen) gab; sie verwandelten die hornoffenen Stellen in horngeschlossene Stellen. Hornscheiben waren in Rußland noch vor hundert oder hundertundzwanzig Jahren in Gebrauch; so versichert auf briefliche Anfrage der vielgereiste englische Romanschreiber John Oxenham und erzählt deshalb in seinem neuesten zu jener Zeit spielenden Romane „The endless way" (1912), daß ein nach Sibirien Verbannter, dem verboten ist, in irgendeinem Orte Sibiriens länger als zehn Tage zu verweilen, sich in die Rückwand seines Wagens eine Scheibe von Horn eingesetzt habe. Da der Gebrauch solcher Scheiben in Deutschland mit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu verschwinden begann, so muß der Name „Hornaff" für die Zwischenstücke der Butzen bereits während des vierzehnten Jahrhunderts üblich gewesen sein.

6.

Auf den richtigen Weg, den vermeintlich sonderbaren oder gar unförmlichen Hornaffen zu erklären, kommt man nur, wenn man in seiner Schlußsilbe etwas anderes sucht als das Hauptwort „Affe", nämlich statt eines Hauptwortes ein Eigenschaftswort, und wenn man zugleich berücksichtigt, daß unsere frühere deutsche Sprache in Zusammensetzungen eines Hauptwortes mit einem Eigenschaftswort das letztere nicht, wie bei späteren zusammengesetzten Wörtern, dem Hauptworte stets vorhergehen, sondern mehrfach ihm nachfolgen läßt. Dabei besteht das Streben, möglichst nur einsilbige Eigenschaftswörter zur Zusammensetzung zu verwenden; „zweisilbige Eigenschaftswörter lassen sich nur selten auf eine Verbindung ein," und es zeigt sich, wenn sie eine Verbindung eingehen, das Streben, die Endsilbe des Eigenschaftswortes abzustoßen. Handelt es sich also um eine etwaige Zusammensetzung mit dem Eigenschaftswort „offen", so kürzt sich offen in „off". Eine ähnliche Abkürzung des Wortes „offen"

*) Oidtmann, Rheinische Glasmalerei (1912) S. 9.

findet sich heute noch (auch außerhalb einer Zusammensetzung mit Hauptwörtern), und zwar in der Volkssprache des täglichen Lebens. In vielen deutschen Orten hört und spricht man: „Laß einmal die Tür off" oder „er hat die Tür offgelassen". Hochdeutsch wird jetzt meist dafür das wenig schöne Wort „auflassen" gebraucht. Sprachgeschichtlich ist nicht ausgeschlossen, daß „auflassen" aus „offen lassen" entstand. Das Eigenschaftswort „offen" mit Hauptwörtern zu verbinden, lehnt sonst im allgemeinen unsere Sprache ab; nur im Gewerbsleben kommt diese Verbindung vor*): eine „Offenflöte" kennt der Orgelbauer, „Trockenfutter, Trockenfäule" kennt der Landwirt, „Trockenboden kennt die Waschfrau und der Handwerker, der auf Böden zu trocknen hat" (Meyer); „Offenschreiber" kennt als Notare der Kanzleistil**). Weil Eigenschaftswörter auf „isch" jeder Verbindung sich versagen, entstand für „spanisch Grün" Grünspan und für „chinesischen (oder finesischen) Apfel" unsere Apfelsine (Meyer).

Gerade die letzteren Beispiele, sofern ihre Erklärung zutrifft, zeigen, wie Eigenschaftswörter in Zusammensetzung dem Hauptworte nachfolgen. Nur weil man die Herkunft der Silben span und sine nicht gekannt hat, erhielt sich die Wortbildung, in der das Beiwort nachfolgt, bis heute. Und doch nicht überall bis heute; denn in unseren Konversationslexiken findet sich bei „Grünspan" der Zusatz: „auch Spangrün" genannt. Also gibt es Leute, die sich für eine Modernisierung des „Grünspan" entschieden haben, vermutlich, weil sie wußten, daß das Wort spanisches Grün bedeute, und weil es deshalb ihrem Sprachempfinden widerstrebte, das Beiwort dem Hauptworte nachzusetzen. Die „Apfelsine" dagegen ist bislang schwerlich irgendwo in einen „Sinapfel" modernisiert worden.

Und nicht viel anders verhält es sich mit dem „Hornaff". Seine ursprüngliche Bezeichnung war „Hornoff" (= Hornoffen); aus Unverstand schuf man daraus den Hornaff und konsequent weiter den Hornaffen. Heutzutage Wortzusammensetzungen zu bilden, in denen das Hauptwort dem Eigenschaftswort vorgeht, ist nicht mehr üblich. Die Entstehung des Gänsekleins und des Gänseschwarz fällt in eine frühere Zeit als die des Sauerkrauts; Abendrot und Morgenrot kannte man eher als Spätherbst und Frühjahr; ebenso speiste man Gänseklein früher als Sauerkraut.

Eine entsprechende Sprachwandlung tritt uns bei Betrachtung von Personennamen entgegen. Wer heute im Bauernstande Heinrich Appel heißt, hieß vor vier- oder fünfhundert Jahren Appelhenn, und ein Conrad Kaus führte damals den Namen Kusenkotz. Das belegen die Akten des ersten Prozesses der alten Reichskammergerichtsrepositur aus den Jahren 1491***), die zugleich ergeben, daß damals schon die Beamten, die Geistlichen, die Notare, die An-

*) Vgl Hans Georg Meyer, Bildung zusammengesetzter Wörter im Deutschen (Schulprogramm des grauen Klosters), Berlin 1911. Hier werden die oben im Text bemerkten Beispiele angeführt.

**) Siehe A. Stölzel, Zeitschrift für Rechtsgeschichte, 1876; 12, 281.

***) Siehe Stölzel a. eben a. O., S. 257 ff.

wälte ihren Vornamen dem Zunamen vorausführen. Am meisten haben sich aber erklärlicherweise die Zusammensetzungen, in denen das Eigenschaftswort dem Hauptwort nachfolgt, da erhalten, wo Zunamen für sich allein genommen nichts anderes sind, als eine Verbindung von Haupt- und Beiwort. Die Schafgotsch (= Gottfried Schaf), die Stockhart, die Kreideweiß, die Koppehel (= Kopfheil), die Kachelhart, die Dotterweich werden älteren Datums sein als die Dünnbier, die Wildegans, die Kleinpaul und die Dickhaut. Von den Blumenstolz bezeugt Vilmar*) ausdrücklich ihren „sehr alten Ursprung" und vom Namen Ochsenkunz, der einem hessischen Bauern des Jahres 1561 eignete**), berichtet er, daß dessen Sohn Jost 1584 „nicht wieder" den Namen „Ochsenkunz" führte, sondern den „Jost Ochs". Aber den Familiennamen Ochsenkunz hat der Vater des Jost Ochs gar nicht geführt, er hieß Ochs und war Conrad getauft. Noch 1561 hieß er nach damaligem Brauche Ochsenkunz, wie hundert Jahre früher Conrad Kaus Kusenkontz hieß. Der Sohn des Ochsenkunz folgte 1584 der Sitte einer neuen Zeit und nannte sich deshalb nicht Ochsenjost, sondern Jost Ochs. Derartige Namensmodernisierungen nahmen zuzeiten die Inhaber eines alten Namens selbst an diesem Namen vor. Ein Württemberger führte im fünfzehnten Jahrhundert von seinem Handwerk her den Namen Schmid, sein Sohn Andreas den Namen Schmidle oder Schmidlin (= der kleine Schmid); dessen Sohn Jacob (geboren 1528), der sich den Studien widmete und sich deshalb Jacobus nannte, legte den Namen Schmidlin ab und fügte seinem Vornamen Jacobus den weiteren Namen „Andreä" hinzu, als Sohn des Andreas. So entstand der Mitverfasser der Concordienformel „Jacobus Andreä" als Enkel seines agnatischen Großvaters Schmid.

Noch aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts hebt Vilmar den „richtigen Unterschied" hervor, den man in Hessen machen höre, wenn jemand sage: ich heiße „Johannes", aber ich schreibe mich „Schmidt"; die „Familien- oder Schreibnamen" seien vor drei- bis vierhundert Jahren erst aufgekommen. Da nun unter den vielen von Vilmar angeführten, mit Eigenschaftswörtern zusammengesetzten Familiennamen nur äußerst wenige das Eigenschaftswort dem Hauptworte nachfolgen lassen, muß die Sitte, in solcher Weise Zusammensetzungen zu bilden, bereits im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert der Vergangenheit angehört haben. Das legte also damals schon die Verwandlung des Hornoff oder des Hornaff in den Hornaffen nahe. Man wußte in der Nachsilbe aff nicht mehr ein dem Hauptwort nachgesetztes Eigenschaftswort, sondern nur das Hauptwort Affe zu erkennen. Wenn Peter Roseggers „Waldschulmeister" im Mai 1817 von seiner „Ruß-Annamirl" berichtet, daß sie „nach der neuen Ordnung Anna Maria Ruß heiße", so erhielt sich danach unter den steierischen Waldbauern die alte Sitte bis in das neunzehnte Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt)

*) Deutsches Namenbüchlein, 5. Aufl. (1880), S. 60.

**) Daselbst S. 17, 33.

Realpolitik im Mittelmeer

Vor zehn Jahren schrieb René Pinon in seinem Buche „l'Empire de la Mediterranée“: „Die beste Garantie für die Dauer guter Beziehungen zwischen Frankreich und Italien wäre, daß Tripolis türkisch bliebe. Die Begründung einer italienischen Kolonie an der Grenze von Tunis bedeute eine Gefahr für Frankreich; eine Grenznachbarschaft mit Italien in Afrika würde die so mühsam hergestellte Freundschaft der beiden „romanischen Schwestern“ untergraben; wenn die tripolitanische Küste und damit die Endpunkte der Karawanenstraßen aus dem französischen Hinterland in die Hände Italiens fielen, so würden die Franzosen die Wirkungen bis tief in die Sahara hinein spüren.“ — Eine ähnliche Ansicht äußerte der frühere französische Minister Gabriel Hanotaux, der im Februar 1912 im Figaro schrieb, die italienische Okkupation von Tripolis eröffne einen schweren Konflikt zwischen Italien und Frankreich.

Die Entente zwischen Italien und Frankreich besteht nicht mehr. Nicht nur, daß ihre Ziele — die Erwerbung Marokkos für Frankreich und Tripolitaniens für Italien — erreicht sind, und daß damit der positive Inhalt der Entente weggefallen ist: an die Stelle des bisherigen Freundschaftsverhältnisses ist ein Zustand des Gegensatzes und der Rivalität getreten. Nach der letzten Rede San Giulianos in der italienischen Kammer (am 16. Dezember) sagte der Pariser Temps rund heraus, die frühere Entente zwischen den beiden Mittelmeermächten besitze keine Realität mehr. Unrecht hatte der Temps nur, wenn er, wie er es zuweilen zu tun liebt, zugleich im Namen Englands sprach und auch die Entente zwischen Italien und England für beendet erklärte.

Italien ist seit seiner politischen Einigung schon allein durch seine geographischen Daseinsbedingungen auf das Mittelmeer hingewiesen. Bereits die italienischen Einheitskämpfer, die Männer des „Risorgimento“ und des „Jungen Italiens“, hatten an eine italienische Mittelmeerherrschaft und zugleich an eine Unterwerfung Nordafrikas gedacht. Eine italienische Mittelmeerpolitik bedeutete von Anfang an: Unabhängigkeit von Frankreich. Eine unmittelbare Wirkung seiner politischen Einigung war es, daß Italien alsbald den Franzosen in Tunis mit größerer Energie entgegentrat. Daß Tunis dennoch an Frankreich fiel, war für Italien ein schwerer Schlag, und als Crispi Ministerpräsident wurde, faßte er den Plan, für Italien Tripolis zu erwerben. Besonders wichtig war ihm der Besitz der tripolitanischen Küste, denn wenn Frankreich sich auch dort fest-

setzte, war das Mittelmeer für Italien verloren und drohte ein französischer Binnensee zu werden.

Italien schloß sich, als ihm das Schicksal von Tunis die verfehlte Politik seiner bisherigen Isolierung klargemacht hatte, an Deutschland und Österreich an. Allein die Dreibundsverträge hatten von Anfang an einen rein kontinentalen Charakter und sie haben ihn beibehalten; zumal Deutschland wollte und konnte keine Garantie der italienischen Mittelmeerinteressen übernehmen. Crispi kam schon im Jahre 1882 zu dem Schluß, daß Italien in der kontinentalen Politik in Übereinstimmung mit Deutschland handeln, dagegen im Mittelmeer mit England Hand in Hand gehen müßte. Bei der ersten Erneuerung des Dreibundes im Jahre 1887 erreichte er sein Ziel; in den Sonderabkommen vom 12. Februar und 24. März 1887 wurde Italien von England und Österreich-Ungarn die Erhaltung des Status quo im Mittelmeer garantiert.

Die Rivalität Italiens und Frankreichs dehnte sich später auch auf das östliche Mittelmeerbecken aus. Italien übernahm, den französischen Ansprüchen zum Trotz, das Protektorat über die italienischen Christen im Orient; mit der aktiven Unterstützung der Kirche gründete es im Orient eine große Zahl italienischer Schulen und förderte die Ausbreitung der italienischen Sprache, und auch in Handel und Schiffahrt machte es Frankreich eine wachsende Konkurrenz.

Der Wiederbeginn der alten Rivalität zwischen Italien und Frankreich deutete sich schon durch ein paar charakteristische Zwischenfälle während des italienisch-türkischen Krieges an. Sodann erregte die Erneuerung des Dreibundes, die italienische Okkupation der ägäischen Inseln, und Frankreichs Parteilichkeit für Griechenland während des Balkankrieges auf beiden Seiten neue Verstimmung und neuen Streit; und schließlich haben sich alsbald aus der neuen Grenznachbarschaft in Nordafrika Schwierigkeiten ergeben, die gegenwärtig die Diplomatie beider Länder beschäftigen.

Für Italien wie für Frankreich ist das Mittelmeer von der größten Bedeutung; es bespült ihre Küsten und es ist ihre Straße nach Nordafrika. Was die Frage der Landesverteidigung betrifft, so hat das Mittelmeer für Italien mit seiner ausgedehnten Küstenlinie eine weit größere Bedeutung, als für Frankreich, dessen Küste dort nur auf eine relativ kurze Strecke verwundbar ist. Gleichwohl hat Frankreich im Herbst 1912 seine ganze Flotte in Toulon konzentriert, und diese Maßregel des damaligen Marineministers Delcassé trug ebenfalls dazu bei, das Verhältnis zwischen Italien und Frankreich abzukühlen.

Die französische Flottenverteilung hat in letzter Zeit mehrfach gewechselt. Im allgemeinen herrschte seit alter Zeit die Tendenz vor, die Hauptmacht der Flotte im Mittelmeer zu haben. Auch als die französisch-italienische Entente noch in voller Kraft bestand, hatte Frankreich zeitweise alle seine Panzerschiffe in Toulon. Nach mehreren sprunghaften Veränderungen zwischen 1909 und 1911 beschloß das Marineministerium im Herbst 1912, das dritte aus ziemlich veralteten Schiffen bestehende Geschwader aus Brest nach Toulon zu verlegen

und die gesamten Streitkräfte unter ein einheitliches Kommando zu stellen. Der strategische Plan, den Frankreich dabei verfolgt, ist weitaus in erster Linie, für den Kriegsfall den Rücktransport der in Nordafrika stehenden Truppen zu sichern. Im Falle eines Krieges mit Deutschland wären diese Truppen auf dem Hauptkriegsschauplatz ganz unentbehrlich, und es käme vor allem auch darauf an, sie so schnell wie irgend möglich zurückzubefördern, damit sie noch an den Entscheidungskämpfen der ersten Wochen teilnehmen könnten. Die französischen Truppen in Nordafrika beziffern sich etwa auf 100000 Mann: 10000 in Tunis, 40000 in Algerien und 50000 in Marokko. Nun ist der schnelle Rücktransport dieser Truppenmassen tatsächlich keine leichte Aufgabe, da Frankreich in einem Angriffskriege gegen Deutschland mit Italiens Gegnerschaft zur See rechnen muß. Ein so umfassender Transport bedeutet aber ein großes Risiko, wenn man vor Angriffen nicht sicher ist. Man erinnert sich aus dem ostasiatischen Kriege, daß der japanische Truppentransport drei Tage lang ganz unterbrochen werden mußte, nur weil ein einziger russischer Kreuzer aus Wladiwostok entkommen war und nicht festzustellen war, wo er sich befand. Ebenso hätten die Italiener, wenn die Türkei über eine einigermaßen brauchbare Flotte verfügt hätte, ihren Truppentransport nach Tripolis erst beginnen können, nachdem sie die türkische Flotte unschädlich gemacht hätten. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der italienische Truppentransport nach Tripolis nur 25000 Mann betrug und doch volle drei Wochen gedauert hat. Die Entfernungen zwischen Sizilien und Tripolis und zwischen Tunis und Toulon sind etwa gleich groß, und einige wenige italienische Kreuzer oder eine Flottille von Torpedobooten könnten den französischen Transport auf eine beträchtliche Zeit verhindern. Daher herrscht bei den Franzosen eine erhebliche Nervosität über die Sicherung dieses Seeweges, und ihr neuestes Projekt will das Problem in der Weise lösen, daß über die Straße von Gibraltar an deren schmalster Stelle ein Fährdienst eingerichtet wird, etwa wie zwischen Warnemünde und Gjedser, und daß die französischen Truppen dann zu Lande durch Spanien nach Frankreich befördert werden.

Indessen betrachteten die Italiener die Konzentrierung der französischen Flotte in Toulon als einen politischen Akt und als eine drohende Geste, und man verbreitete eine Äußerung des französischen Vizeadmirals Besson, daß Frankreich „den Dreibund im Mittelmeer blockieren wolle".

Italien ist erst verhältnismäßig spät dazu gekommen, sowohl politisch als wirtschaftlich die Früchte seiner Einigung zu ernten. Namentlich blieben seine politischen Expansionswünsche lange unbefriedigt. Das abessinische Unternehmen hatte unglücklich geendet. Erst die Entente mit Frankreich von 1909 räumte das letzte diplomatische Hindernis für eine italienische Expansion in Nordafrika hinweg, und als im Herbst 1911 das französische Protektorat über Marokko gesichert erscheinen durfte, hielt die italienische Regierung den Augenblick für gekommen, die eigenen Ansprüche auf Tripolis zu realisieren. Die endgültige Erwerbung Tripolitaniens hat der ganzen italienischen Nation ein politisches

Selbstbewußtsein verliehen, das früher nur wenige ihrer Führer, zumal Crispi, besessen hatten, und den entschiedenen Willen, die einmal errungene Stellung zu behaupten. Dazu kommt weiter, daß der Balkankrieg Italien und Österreich-Ungarn wieder eng zusammengeführt hat, und daß durch die Schaffung eines selbständigen Albaniens das politische Gleichgewicht in der Adria zeitweilig hergestellt worden ist. Die künftige Aufgabe Italiens ist, wie der Marquis di San Giuliano in seinen beiden letzten Kammerreden vom 26. Februar und vom 16. Dezember 1913 erklärte, den status quo und das Gleichgewicht im Mittelmeer zu erhalten. Keine Nation, sagte der Minister, dürfe fernerhin das Mittelmeer als „mare nostrum" bezeichnen. Auch der status quo in Nordafrika und im östlichen Mittelmeer müsse erhalten bleiben, und eine Voraussetzung dafür sei das Fortbestehen des türkischen Reiches.

Es war die letzte dieser beiden Reden, die den Temps zu der eingangs erwähnten Feststellung veranlaßte, daß die Entente zwischen Frankreich und Italien zu Ende sei. Wenn aber die Beziehungen zwischen Italien und Frankreich diese Veränderung erfahren haben, ist es um so wichtiger, festzustellen, welches die Beziehungen beider Länder als Mittelmeerstaaten zu England sind.

England hat zurzeit keinen einzigen Gegner im Mittelmeer, und im Mittelmeergebiet stehen einander auch keine gegnerischen oder rivalisierenden Mächtegruppen gegenüber. Österreich-Ungarn hatte 1887 gemeinsam mit England den Italienern die Erhaltung des status quo im Mittelmeer garantiert. Aber später entstand ein nicht unerheblicher Streit zwischen Österreich-Ungarn und Italien über das Gleichgewicht in der Adria; und wenn dieser Streit auch jetzt beigelegt ist, so ist doch nicht bekannt, ob jene Abmachung von 1887 heute noch gilt, oder ob sie erneuert worden ist. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, daß der casus foederis für Italien nicht gegeben ist, wenn Deutschland sich in einem Kriege mit England befände. Eine Bündnispflicht, die gegen England gerichtet wäre, hätte Italien niemals auf sich nehmen können. Bismarck hat wiederholt betont, daß Italien von England so abhängig sei, daß sein ganzes Verbleiben im Dreibund in den Händen Englands läge. Wenn daher in der englischen und der französischen Presse die Streitkräfte, die einerseits Österreich-Ungarn und Italien und anderseits England und Frankreich im Mittelmeer haben, einander als die Seemacht des Dreibundes und der Triple-Entente gegenübergestellt werden, so fehlt dafür jede tatsächliche Begründung. Ebensowenig wie die beiden Dreibundmächte bilden die beiden Mächte der Triple-Entente im Mittelmeer eine politische Einheit. Die Entente cordiale hat sich in keinem Augenblick auf die Mittelmeerpolitik erstreckt.

Die englische Mittelmeerpolitik ist seit alter Zeit darauf gerichtet gewesen, dort den status quo und das Gleichgewicht zu erhalten. Nun nimmt Frankreich mit seinem großen nordafrikanischen Besitz und mit seinem Kranz von Häfen: Toulon, Marseille, Ajaccio, Porto Vecchio, Mers-el-Kebir, Algier, Oran und Biserta, eine sehr starke Stellung im westlichen Mittelmeer ein. Wenn England im

Mittelmeer eine Politik des Gleichgewichts verfolgte, so war dies Gleichgewicht im wesentlichen immer gegen Frankreich gerichtet. Dies hat sich auch in der Zeit der Entente cordiale nie geändert. England hat nie, wie uns die französische Presse so gern glauben machen möchte, im Mittelmeer eine Ententepolitik verfolgt, die vor allem den französischen Interessen zum Vorteil gereicht hätte. Als im Sommer 1912 die französische Presse davon fabelte, daß England der französischen Flotte die Wahrung seiner Mittelmeerinteressen übertrüge, sagte der englische Minister L. Harcourt in einer politischen Versammlung: England würde seine Stellung im Mittelmeer zu Lande und zur See in genau derselben Ausdehnung wie in der Vergangenheit aufrecht erhalten, soweit es seinen eigenen — und lediglich seinen eigenen — Bedürfnissen und den taktischen Erfordernissen seiner eigenen unabhängigen Politik entspräche; und England würde sich bei Verfolgung dieser Politik auf kein Bündnis und auf keine Verständigung direkter oder indirekter Natur verlassen. Diese Äußerung verdient namentlich deshalb Erwähnung, weil später der Premierminister auf eine Anfrage im Parlament antwortete, daß sie die dauernden Grundlagen der Regierungspolitik genau wiedergebe.

Die englische Mittelmeerpolitik offenbarte sich sehr deutlich bei der französisch-spanischen Auseinandersetzung über Marokko. Bei den Verhandlungen in Madrid hat England die spanische Politik auf das nachdrücklichste unterstützt, und wenn Spanien schließlich den Franzosen sehr viel geringere Zugeständnisse gemacht hat, als man in Paris erwartet hatte, so ist das nur auf die diplomatische Einwirkung Englands zurückzuführen. Als später im Frühjahr 1913 der italienische Minister San Giuliano die Absicht einer engeren Annäherung an Spanien aussprach, — einer Annäherung, die eine zwar ganz defensive, aber doch unverkennbare Richtung gegen Frankreich hatte, — fand diese Politik in England Beifall und Unterstützung. Allerdings fand auch die französisch-spanische Annäherung, die durch den Besuch des Präsidenten Poincaré avisiert wurde, die Billigung Englands, vor allem aber im Interesse Spaniens, dessen Aufgaben in Marokko durch eine Besserung der Beziehungen zu Frankreich naturgemäß erleichtert werden mußten. Die Times versagte es sich bei dieser Gelegenheit nicht, auf die vielen trennenden Momente zwischen den beiden Nachbarländern hinzuweisen, als ob sie die Spanier vor einer allzu großen Intimität mit der französischen Republik warnen wollte. Nach alledem kann man sich vorstellen, welche Aufnahme in England die Verwirklichung des französischen Projekts einer Fährverbindung über die Straße von Gibraltar finden würde, die das spanische Eisenbahnsystem dem französischen Truppentransport aus Nordafrika dienstbar machen und Spanien zu einem Vasallenstaat Frankreichs erniedrigen würde.

Während die Beziehungen Englands zu Frankreich im Mittelmeer stets von einer natürlichen und durch die Geschichte begründeten Rivalität beherrscht wurden, werden die Beziehungen Englands zu Italien durch eine ausgesprochene Interessengemeinschaft charakterisiert. Die Engländer sind von Anfang an warme Freunde der Einheitsbestrebungen der Italiener gewesen und ihre gefühlsmäßige Sympathie

für deren Unabhängigkeitskämpfe verknüpfte sich mit der politischen Erkenntnis, daß ein geeintes Italien durch die Gemeinsamkeit seiner Interessen mit England verbunden sein würde. Eine auf positiven Verabredungen beruhende Entente zwischen England und Italien trat 1887 ins Leben. England garantierte gemeinsam mit Österreich-Ungarn den Italienern den status quo im Mittelmeer, um Italien die Erneuerung der Dreibundsverträge zu erleichtern. Die Entente mit Frankreich, die Italien die französische Zustimmung zu der Erwerbung von Tripolis einbrachte, wurde anfangs in England mit erheblichem Mißfallen aufgenommen. Als bald darauf England selbst eine Entente mit Frankreich einging, hörte für einige Zeit jede gegensätzliche Mächtegruppierung im Mittelmeer auf. Aber seitdem Marokko ein französisches Protektorat und Tripolis italienischer Besitz geworden ist, hat die italienisch-französische Interessengemeinschaft aufgehört, und es ist bereits gezeigt worden, in welchem Sinne England unter diesen neuen Verhältnissen seine alte Politik des Gleichgewichts verfolgt.

Zurzeit besteht allerdings auch zwischen der englischen und italienischen Mittelmeerpolitik ein Gegensatz. Italien hat in dem Krieg mit der Türkei eine Anzahl der Ägäischen Inseln, den sogenannten Dodekanesos, okkupiert. Die italienische Regierung hat wiederholt die bestimmte Zusicherung abgegeben, daß sie dem Friedensvertrag von Lausanne gemäß die Inseln zurückerstatten würde, sobald der türkische Widerstand gegen die italienische Herrschaft in Tripolis aufgehört hätte. Die verlängerte Okkupation der Inseln durch Italien sollte es offenbar verhindern, daß etwa Griechenland sich während des Balkankrieges seinerseits in den Besitz dieser Inseln setzte. Aber inzwischen haben Griechenland und die Türkei Frieden geschlossen, und nach englischer Auffassung ist der Augenblick gekommen, wo Italien die Inseln den Türken zurückgeben sollte. Die Note, die England Mitte Dezember an die Mächte richtete, dürfte die Frage zur Entscheidung bringen. England verfolgt die Politik, im Mittelmeer den status quo, wie er durch den Frieden von Lausanne und die Friedensschlüsse der Türkei mit den Balkanstaaten geschaffen ist, zu erhalten. England hat sich durchaus nicht etwa den Vorschlag Frankreichs, der für Italien unannehmbar gewesen wäre, zu eigen gemacht, daß der Dodekanesos griechisch werden solle. Er sollte vielmehr türkisch bleiben; die orientalische Frage sollte nicht weiter aufgerollt und die Türkei in ihrem jetzigen Bestand erhalten werden. Dasselbe hatte der Marquis di San Giuliano in seinen letzten Reden betont und es ist nun abzuwarten, wie die italienische Regierung die englischen Vorschläge aufnehmen wird.

Die Frage der griechischen Inseln ist die einzige Frage, die trennend zwischen England und Italien steht; und es liegt ebensosehr im allgemeinen Interesse wie im Interesse Italiens, daß sie eine Lösung findet, die sein natürliches freundschaftliches Verständnis mit England nicht beeinträchtigt.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Erste Fortsetzung)

Herr Michael saß in einem mit Kaninchenfell gefütterten Rock und hatte die Füße auf ein Becken mit glühenden Kohlen gestellt. Denn in den Steinhäusern war es noch kalt und der Pfarrer hatte das Zipperlein. Er erhob sich ein wenig bei Sebastians Eintritt und schob ihm einen Stuhl hin.

„Ihr seid ein früher Gast, Herr von Wiltberg!" sagte er ein ganz klein wenig spöttisch, und der junge Mann wurde rot. Dann schüttelte er den Kopf, als wollte er einen unangenehmen Gedanken abschütteln und sprach drauf los.

„Ehrwürdiger, ich höre, daß gestern eine Hexe eingebracht ist und ich wollte meine Dienste anbieten, sie auf den Tod vorzubereiten!"

„Wißt Ihr so genau, daß sie eine Hexe ist?" Der Pfarrer kniff sein linkes Auge zusammen, was ein Zeichen war, daß er sich zu ärgern begann.

„Sie wird eine Hexe sein!" rief Sebastian. „In dieser bösen Zeit sprechen alle Anzeichen dafür, daß Beelzebub sein Wesen treibt, und daß er kein Mittel unversucht läßt, die Gläubigen zu ärgern und sie auf schlechte Wege zu leiten!"

„Sagt das dem König Ludwig, der an der Mosel brennen und morden läßt! Gestern hab ich Nachricht erhalten, daß mein Vaterhaus in Winningen von den Feinden angesteckt und ausgeplündert ist! Mein Bruder und seine Frau sind geflüchtet und haben weder zu beißen, noch zu brechen!"

Der Pfarrer sprach niedergeschlagen und Sebastian sah ein, daß er ihn trösten mußte.

„Man darf sein Herz nicht an die Güter dieser Welt hängen" begann er, worauf ihn der ältere Mann ungeduldig unterbrach.

„Schon gut, Herr von Wiltberg! Ich hoffe, daß meine armen Verwandten zu mir kommen werden und ich ihnen von meiner Armut abgeben darf — davon aber wolltet Ihr doch nicht mit mir reden, sondern von dem Mädchen, das der Esel Jupp gestern einbrachte. Als hätten wir nicht genug mit uns selbst zu tun und müssen uns noch um andere bekümmern! Jeden Tag kann der Franzose vor den Toren sein; wir müssen daran denken, uns entweder zu

verteidigen, oder uns schmachvoll zu ergeben, falls nicht Hülfe kommt. Und da sollten wir noch ein Mägdlein aburteilen, das uns gar nichts angeht?"

Der Pfarrer schlug auf den Tisch und Sebastian, der noch immer vor seinem Stuhl gestanden hatte, setzte sich vor lauter Erstaunen.

„Die himmlischen Güter sind besser als die irdischen!" begann er. „Bedenkt, Ehrwürdiger, daß es vielleicht dieses Geschöpf ist, das das große Elend über uns gebracht hat. Wenn wir sie bekehren und eines christlichen Feuertodes sterben lassen, dann wird König Ludwig vielleicht andern Sinnes werden und seine Scharen heimziehen lassen. Man hat doch Beispiele in der Geschichte, daß ein verderbtes Weib vom Satan angestiftet wurde, die Welt zu verderben, und in der Offenbarung Sankt Johannes —"

Er hielt inne, denn der Pfarrer stand auf und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Habt Ihr schon einmal eine Hexe brennen sehen?"

„Noch nicht, aber —"

„So freut Euch!" Michael Kohlbaum tat einen tiefen Atemzug und strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Ich habs gesehen, lieber Junker, und habe genug für alle Zeiten! Damals sprach ich auch so wie Ihr und meinte, Beelzebub hätte sich ein arm Mägdlein erkoren um die Menschen unglücklich zu machen! Ich glaubs nicht mehr und wenns nach mir geht, soll dies arme Kind nicht brennen!" Sein Ton war so bestimmt, daß Sebastian keine Widerrede fand. Aber er mußte doch fragen.

„Ihr habt sie natürlich gesehen, Ehrwürdiger?"

Nein!" Der Pfarrer wandte sich halb ab. „Ich weiß nur, daß sie eingebracht ist und daß der Stadtschreiber sie in Verwahrsam gegeben hat. Er hat noch nicht nach mir gesandt, und wenn ers tut, dann werd ich einen Kaplan beauftragen. Zum Augenblick ist keiner hier; einen mußt ich an die Ahr schicken, weil die Franzosen den Pfarrer in Altenahr tot geschlagen haben; der andere ist mit Briefen nach Ehrenbreitstein zum Kurfürsten. Aber, wenn Beide heil wiederkehren und wir dann noch leben, soll einer von ihnen in den Turm, zu dem armen Kinde. Sofern sie noch da ist."

Diesen letzten Satz aber sprach er so leise, daß Sebastian ihn nicht hörte; den umflatterten einige Gedanken wie linde Schmetterlingsflügel.

„Wie wäre es, Ehrwürden, wenn Ihr mir gestattet, der Verblendeten zuzureden?"

Michael Kohlbaum öffnete weit seine kleinen Augen.

„Ihr seid kein Diener des Höchsten!" sagte er kurz, und stach mit diesen Worten dem armen Sebastian einen Dolch ins Herz. Aber er faßte sich gleich und richtete sich in seiner schlanken Höhe auf.

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich bis dato die Weihen nicht empfing!" sagte er trotzig. „Wäre der Krieg nicht gekommen und Trier nicht in den Händen der Feinde, ich würde mein Gelübde getan und die Priesterweihen empfangen haben. Auch werde ich sie erhalten, sobald die Zeiten besser werden,

und für mich wird es gut und nützlich sein, ein armes Menschenkind zum Tode vorzubereiten. Dieweil die Zeit wahrlich ernsthaft ist und jeder gut tut, an sein Ende zu denken!"

Er verstand zu reden, der künftige Domherr, und der Pfarrer hatte seinen kleinen Pfeil abgeschossen und mochte nicht mehr streiten. Gleichmütig wandte er sich ab.

„Schon gut. Wenn mir der Stadtschreiber Botschaft schickt, daß das Mägdlein geistlichen Trost bedarf, so werde ich Euch rufen lassen!"

In diesem Augenblick öffnete die Schaffnerin die Tür und brachte eine dampfende Einbrennsuppe herein. Denn es war gegen elf Uhr vormittags geworden und die Mittagmahlzeit mußte eingenommen werden, sofern man es dazu hatte. Die Suppe strömte einen köstlichen Duft aus, und Sebastian dachte einen Augenblick, wie herrlich es sein müßte, vom Pfarrer zum Essen eingeladen zu werden. Der aber machte nur eine entlassende Handbewegung, und der Herr von Wiltberg stand bald wieder in seinem kleinen Hause und dachte darüber nach, was ihm seine Kätha wohl heute bringen würde. Aber sie kam gar nicht, und obgleich er sich allerhand guten Gedanken ergab, sich bemühte, an die heilige Genoveva und auch an den heiligen Sebastian zu denken, der sein Schutzpatron war und von dem er ein Bild in seinem Zimmer hängen hatte, so wurde er doch allmählich so hungrig, daß er sich aufmachte, um Kätha zu suchen. Sie wohnte nicht allzuweit von ihm in einer kleinen Gasse, deren Ende ein mächtiger Turm bildete. Trotzig und ungeschlacht ragte er in die Luft, und auf seinem Dach stand eine alte Kanone, die zur Verteidigung dienen sollte. Der Turm selbst war das Gefängnis der Stadt Mayen. Hier saßen die Bürger, wenn sie ihre Schulden nicht bezahlen konnten; hier hatten auch ehemals einige rheinische Ritter gesessen, die sich mit den Mayenern Bürgern erzürnt hatten. Ein Wiltberg war darunter, der einen Mayener auf offener Straße totgeschlagen und ausgeraubt hatte, und auch ein Solemacher war wegen ähnlicher Missetat eingesponnen gewesen. Beide Herren kamen wieder frei, weil ihre Schuld nicht nachzuweisen war; aber Sebastian von Wiltberg ärgerte sich doch immer, wenn er an seinen Ahnherrn dachte. Er war für den Edelmut und die Gerechtigkeit: Verbrechen waren ihm ein Greuel, und daher hatte er schon manches Gebet für den Wiltberg gesprochen, der vielleicht noch immer in der Hölle saß und seine irdischen Sünden in der Verdammnis büßte.

An den Turm lehnte sich ein Häuschen, in dem Jupp Rappich, der Büttel, und seine Tochter wohnten. Sebastian hatte sich noch nie in das düstere Loch gewagt, aber heute trat er in eine kleine Vordiele, auf der ein Herd stand, der warm gewesen zu sein schien. Vor dem Herd stand ein grober Tisch, und hier saß der Stadtbüttel vor einem Zinnkrug und einem Becher, den er gerade hinsetzte, als der junge Mann eintrat. Er erhob sich ein wenig und blinzelte aus kleinen weinseligen Augen.

„Ei, der Herr Junker! Es ist eine üble Zeit, nit wahr? da muß man halt mal trinken!"

Er langte hinter sich, holte einen zweiten Becher vom Bort und schenkte ein.

„Es ist eine üble Zeit!" wiederholte er. „Jeden Tag können die Franzmänner kommen und die heilige Jungfrau mag wissen, wie es dann mit uns geht! Da muß man eins trinken!"

Er hatte den Becher vollgeschenkt und hielt ihn Sebastian hin. Dieser zögerte einen Augenblick: dann schüttelte er den Kopf.

„Ich suche die Kätha, sie hat mir meine Suppe nicht gebracht!"

Der Stadtbüttel lachte behaglich.

„Die Kätha hat halt ein weiches Herz, Herr Junker! Grad wie auch ich nit bös bin. Das kleine Mägdlein war arg verhungert, da hat die Kätha ihr die Supp gebracht. Ihr müßt es nit übel vermerken, Junker! Die Kätha hat auch schon lang keinen Gulden von Euch gesehen!"

Mit diesen Worten nahm Jupp noch einen langen Schluck und schob den anderen Becher Sebastian hin.

„Nichts für ungut, Junker! Ich weiß, daß die Zeiten mager sind, und Färber Lehnharts, der Euch fünfzig Gulden lieh, wartet noch immer auf sein Geld! Gestern hat er es mir grad geklagt. Aber Ihr könnt nix davor, ich weiß es. Seid nit an Arbeiten gewöhnt und wartet, daß die Goldvögel auf Euch niederfliegen."

„Wenn ich erst Domherr bin, werde ich alle meine Schulden bezahlen!" rief Sebastian mit heißen Wangen, und der Büttel schenkte sich wieder ein.

„Trinkt doch auch, Junker! Es ist Euch gegönnt! Der Weiße ist in Laach gewachsen, und die frommen Brüder haben ihn fein gekeltert und zusammengegossen, daß er stark ist, wie Rheinwein! Der Bruder Pförtner ist ein Vetter von mir, und da hat er mir ein Fäßlein billig gelassen! Seid Ihr noch nit in Laach gewesen, Junker? Ist ein gar feines Kloster, und die Brüder vom heiligen Benediktus pflanzen und säen, graben und ackern. Und dann lesen sie in großen Büchern, und schreiben auch welche. Gerade, so wie Ihr. — Die Kätha hat mir davon erzählt. Den ganzen Tag sitzt Ihr vor dem Pult, oder steht im Garten und sinnieret. Muß ein gut Leben sein! Da merkt man nichts von Krieg und Frieden und Schießen. In Kottenheim haben sie gestern erzählt, die Franzen brennten jedes Dorf auf, das sie zu sehen kriegten, und die Soldaten stechen die kleinen Kinder tot. Euch werden sie wohl nichts tun, da Ihr von Adel seid und ein gelehrter Herr. Aber wir, die wir nur simpel sind, und wenig von den heiligen Büchern verstehen, wir —" Jupp wischte sich plötzlich die Augen und begann zu schluchzen, denn er hatte schon den halben Krug ausgetrunken und wurde gerührt.

Sebastian hatte ihn reden lassen. Er wußte, daß ein Mann, wie dieser Büttel ihn nicht beleidigen konnte, und er kannte zudem seine Reden. Den

Wein rührte er nicht an, der noch immer vor ihm stand, und er vergaß seinen leeren Magen.

„Ihr habt gestern eine Hexe eingebracht und ich will sie sehen!" sagte er.

„Eine Hexe?" Jupp warf dem Junker einen spöttischen Blick zu. „Ich hab' sie den Kottenheimern abgejagt, — schon recht: was sollen die mit einer Gefangenen, da sie nit einmal einen guten Turm haben, sie zu verwahren? Und die glaubten natürlich, sie wäre eine Hexe, da sie ihre Sprache nit verstehen konnten. Aber da saß keine Katze neben ihr, noch roch es nach Schwefel. Eine Hexe wird sie schon nit sein, aber sie ist grade so schlimm, wenn nit schlimmer: ich meine, sie ist eine Ketzerin! Sie betet nit den Rosenkranz, weiß nix von unsern Heiligen und hat spöttisch gelächelt, als der Herr Stadtschreiber sie heute verhörte."

Sebastian hörte atemlos zu.

„So wird sie auch brennen müssen!" entfuhr es ihm und der Büttel wiegte den großen Kopf.

„Wohl, wohl, Junker! An mir soll es nit liegen. Ich laß sie schon brennen und daher hat meine Kätha ihr Supp gebracht, weil ich Mitleid spüre. Das aber ist der Teufel, der mir zusetzt, ich weiß es wohl und wenn es ankommt, unserm Glauben zu dienen, so tu ich alles, was von mir verlangt wird. Es ist nur —" Er hielt inne und lauschte nach der dunkelsten Ecke des Zimmers. Ein lautes Geheul kam von dorther und Jupp stand langsam auf, öffnete eine Tür und rief Flüche hinein.

„Willst still sein, Vermaledeiter! Ich hau dich sonst, ich hau dich!"

„Warum sperrt Ihr den armen Köter ein?" fragte Sebastian. Denn es war ein Hund, der so heulte.

„Der sitzt doch seine Straf ab!" belehrte ihn der Büttel. „Der hat doch im vorigen Winter die Frau Bürgermeister in die Wade gebissen und das Gericht hat ihn zum lebenslänglichen Kerker verurteilt. Unten im Turm ist sein Loch: aber gestern ist ein gelber Kater eingeliefert worden, der gleichfalls eine Missetat begangen hat. Und die Zwei haben einen so höllischen Lärm vollführt, daß man beiden den Satan anmerkte. Also nahm Kätha den Hund zu uns; denn im Kerker muß es fein ruhig sein, auf daß der Böse sein Wesen nicht noch mehr treibe!"

„Unvernünftige Tiere muß man nicht einsperren!" sagte Sebastian und Jupp kratzte seinen struppigen Kopf.

„Redet nit so laut, Junker! Der kaiserliche Rat aus Koblenz ist eigens gekommen, um im vorigen Jahr allerhand Malefizleute zu richten und den Hund obendrein. Aber wenn Ihr ihn mir ein wenig abnehmen wollt soll es mir recht sein und es wird wohl niemand danach fragen. Denn die Frau Bürgermeister liegt einmal wieder in Wochen und der Bürgermeister hat das Podagra und die Angst vor den Franzosen. Und mein Schwein, das hinten

im Stall sitzt, hat heute nicht fressen können, weil der Köter ihm alles wegnahm. Wenn Ihr ihn beherberget, soll Kätha schon gelegentlich ein paar Knochen und eine Wurfthaut bringen!"

Er stand eilig auf, verschwand in dem Stall und zog dann bald einen magern Hund hervor, der die Zähne fletschte und drohend knurrte. Ein mittelgroßes Tier, mit grauschwarzem, stichelhaarigen Fell, kurz verschnittenen Ohren und einem Schwanzstummel, der grabeaus stand, wie eine Holzstange.

„Es ist eine feine Sorte!" sagte der Büttel, während er dem Junker einen verschabten Riemen in die Hand drückte. „Ehemals, als ich noch selbst einmal nach Koblenz kam, hab' ich die vornehmen Herren oft mit so einem Hund laufen sehen. Dieser mag auch von einem Herrensitz stammen, man kann es nie wissen! Und nun nix für ungut, Herr Junker! Aber ich muß zum Stadtschreiber und ihm meinen Bericht erstatten!"

Sebastian war so erstaunt, daß er erst wieder zu sich kam, als der Büttel seinen Weinkrug hinter den Herd setzte, in sein Wams fuhr und seinen Besuch mit sanfter Gewalt auf die Gasse schob. Dann lief er so eilig davon, wie seine krummen Beine es gestatteten und hörte auch nicht, als Sebastian seinen Namen rief. Gleich verschwand er um die nächste Ecke und der Herr von Wiltberg stand da und wußte nicht recht, ob er lachen, oder sich ärgern sollte. Ihm war es bisher noch nicht in den Sinn gekommen, über Jupp Rappich nachzudenken. Der Büttel war ein Büttel und brauchte nichts anderes zu sein; jetzt kam es ihm vor, als habe ihn dieser ein wenig zum besten gehabt. Zum wenigsten hatte er ihm keine Frage beantwortet und ihm nur einen elenden Hund zur Aufbewahrung gegeben! Der infame Kerl! Sebastian stampfte mit dem Fuß und stieß einen Fluch aus. Darüber schämte er sich allerdings, aber er war doch so böse, daß er beschloß, den Hund zu ersäufen. Dicht hinter seiner Stadtmauer floß der Graben, und das Loch war auch da. Also konnte er das Tier leicht vom Leben zum Tode bringen und war ihn eben so schnell los, wie er ihn kriegte. Hastig ging er seinem Häuschen zu, riß den Hund mit sich und wollte sich nicht ärgern. Ein Büttel war kein Mensch, im Vergleich mit einem Edelmann, der Anwartschaft hatte auf eine Dompräbende. Aber der Kerl war doch frech gewesen. Was ging es ihm an, daß der Junker von Schulden lebte und was sollte die Geschichte mit den Benediktinern zu Laach? Natürlich mußten die Mönche fleißig sein, dafür waren sie Mönche; aber ein rheinischer Edelmann brauchte nicht den Boden zu beackern und zu arbeiten wie ein Bauer! Gewiß, Sebastian wollte natürlich einmal nach Laach. Als Kind, als sein Vater noch in Sinzig wohnte, war er schon einmal da gewesen. Aber es war lange her und damals hatte er sich mehr an den schönen Blumen des Klostergartens gefreut, als an den schwarzen Kutten der Mönche. Es hatte gute Forellen gegeben und einen leichten Wein; dem armen Sebastian lief das Wasser im Munde zusammen. Denn sein Magen war so leer, daß er ihm fast weh tat. „Heiliger Sebastian, bitt für mich!" murmelte er.

Denn der gute Heilige, dem ein halbes Dutzend Schwerter im Leibe steckten, hatte anderes ausgehalten, als ein wenig Hunger. Ein Handwagen kam um die Ecke und stieß Sebastian unsanft zur Seite. Er war mit Gerät und Packeten vollgepackt und eine starke Frau schob ihn. Das war die Gritt, die in der Stadt Botengänge besorgte und die sich auch noch manchmal nach Koblenz wagte, um Waren und Fleisch für die einzukaufen, die es noch bezahlen konnten. Sebastian hatte ihr noch nie einen Auftrag gegeben und sie beachtete ihn nicht, bat auch nicht um Entschuldigung, als sie ihn jetzt an die Wand drückte. Gleichgültig schob sie ihren Wagen weiter und war verschwunden. Sebastian ärgerte sich wieder und merkte nicht, daß sein Hund am Riemen zerrte, einen großen Satz machte und dann wieder neben ihm herlief. Er wußte nicht mehr, daß er einen häßlichen Köter führte; er dachte an die Schlechtigkeit der Welt und daran, daß es keinen Respekt mehr in der Welt gab. Daher kam auch der Feind, der Krieg und die Pestilenz, und daher flog eine Hexe nach Mayen und spannte ihre Netze aus, um arme Unschuldige darin zu fangen.

Verdrießlich betrat Sebastian sein Häuschen, dessen Tür wie immer weit offen stand. Es war nichts zu stehlen bei ihm: höchstens Papier und Tinte; davon aber wurde kein Mensch satt und niemand verlangte danach. Jetzt sah der junge Mann auch wieder den Hund, den er gedankenlos mit sich zog, und der an einem Packen schleppte, der größer war als er selbst. Es war mit starkem Band verschnürt, und der Hund zitterte vor Aufregung, während seine Augen wild glühten. Mit Gewalt riß Sebastian ihm den schweren Packen aus dem Maul, bei welcher Anstrengung sich die Schnur löste und einige Würste, ein Stück geräuchertes Fleisch und eine dickbäuchige Flasche auf die Erde rollten. Wie ein Raubtier stürzte sich der Hund auf eine Wurst, aber Sebastian war schneller als er. Er faßte ihn an die Schnur, band ihn an der Türklinke fest und sammelte seine Schätze zusammen. Das war der heilige Sebastian, der ihm Speis und Trank schickte, als ers grade bitterlich nötig hatte. Grade wollte er in eine Wurst beißen, als er den Hund jämmerlich heulen hörte. Und da fiel ihm die Gritt mit ihrem Wagen und der Umstand ein, daß der Heilige ganz gewiß die Hand im Spiel hatte, daß aber der Köter den Packen gefunden und getragen hatte. Also warf er die größte Wurst der armen Kreatur hin, die doch so bald ins Wasser geworfen werden sollte, stärkte sich selbst mit einer andern, tat einen Schluck aus der dunklen Flasche, deren Inhalt ihm wie Feuer durch die Adern rann, und schob den Rest der Speisen in einen Wandschrank.

Ihm war viel heiterer zu Mute geworden: grade auch wie der Hund, nachdem er seine Wurst in ungebührlicher Eile verschlungen hatte, still wurde, sich ausstreckte und den Kopf auf die Pfoten legte.

Es war kein so übles Tier: nur schmutzig und verwahrlost. Der Herr Büttel hatte ihn wohl niemals gekämmt oder gewaschen. Als Sebastian noch

ein Junge war, hatte er einen kleinen Dachshund, der ihm auf Tritt und Schritt folgte. Den hatte er selbst gebürstet und sauber gehalten, und sein Fell glänzte wie Samt. Ja, das war damals, als der Vater noch in Sinzig wohnte und er noch eine Mutter hatte. Dann war, nach dem großen Kriege, die Pest gekommen, und nur er und seine Schwester Emmeline waren übrig geblieben. Außer der Anwartschaft auf die Domherrenstelle war auch kein Geld mehr dagewesen. Ein alter Oheim hatte ihn in Köln behalten und ihm nach seinem Tode dies Häuschen in Mayen hinterlassen.

Sebastian rümpfte zuerst die Nase über dieses Erbteil: aber, wenn er es nicht gehabt hätte, würde er doch wohl auf die Zuflucht bei seiner Schwester angewiesen sein, während er jetzt noch immer ein wenig auf diesen kleinen Besitz borgen konnte. Freilich, der Färber Lenharts war neulich schon wenig freundlich gewesen, und daß er mit dem Jupp über ihn sprach, ging gegen den Respekt: wo aber war dieser noch zu finden?

Sebastian saß in dem alten, mit Leder bezogenen Stuhl, in dem einst sein Ohm gestorben war, und betrachtete den Haufen beschriebenen und unbeschriebenen Papiers vor sich. Es war eine schöne Arbeit, die er vor hatte, und sie mußte ihm Ehre bringen. Allerdings: hungrig durfte man nicht immer sein — dann verwirrten sich die Gedanken, und wenn dann eine Hexe im Turm saß, dann wurde das Nachdenken noch schwerer. Wahrlich: solche vom Bösen Geplagte konnte eine ganze Stadt verderben! Es gab graufige Geschichten von Hexen: in Sinzig war eine gewesen, die hatte dorthin die Pest gebracht, und nachher war sie mit einem feurigen Wagen durch die Nacht und über den Rhein gefahren. Der Türmer hatte sie gesehen und war gleich hinterher vor Schreck gestorben. Ja, solche Wesen waren eine Gefahr für jeden christlichen Ort, und wenn Sebastians Herz auch nicht an Mayen hing, so würde es ihm doch leid tun, wenn die kleine Stadt Übles erleiden mußte. Einmal war der Teufel schon über sie dahingefahren und hatte ihren Kirchturm schief gedreht, daß er noch immer nicht seine gerade Spitze hatte. Nun kam die zweite Anfechtung!

Sebastian fuhr zusammen. Quiekte da nichts neben ihm? Wahrlich, da huschte ein Mäuslein über den Estrich, und im selben Augenblick hing nur noch ihr Schwanz aus dem Maule des Köters, der sie mit Behagen verspeiste. Noch eine kam gelaufen, dann die zweite und dritte — sie rochen die Wurst im Schrank und hatten schon lange gehungert. Nun aber dienten sie dem Grauhaarigen zur Speise, der großes Geschick im Fangen bekundete. Wahrscheinlich waren diese Tiere seine einzige Nahrung in der Gefangenschaft gewesen. Sebastian sah dem Hunde und seiner Jagd nicht ohne Vergnügen zu. Mäuse gab es genug in seinem Haus, schon oft hatten sie ihn bei der Arbeit gestört, und manchmal kamen auch die Ratten vom Stadtgraben und zerbissen was sie fanden. Es waren böse Tiere mit glühenden Augen und scharfen Zähnen, fast zum fürchten. Wenn der Graue auch mit ihnen fertig werden konnte, dann war es Unfug ihn zu töten. Aber er war schmutzig, so

häßlich! Sebastian stand auf und holte den alten Lappen, mit dem Kätha seine Dielen abrieb. Er tauchte ihn im Wasser und rieb lange an dem verwahrlosten Fell. Der Hund hielt still. Die Wurst, die Mäuse hatten ihn sanft gemacht, vielleicht empfand er die Guttat als solche. Und als der zukünftige Domherr eine Bürste holte und ihn striegelte, wie man ein Pferd striegelt, knurrte er vor Behagen.

Ja, der Hund sollte am Leben bleiben, und Sebastian wollte ihn Bursch nennen, wie einst sein Dackel hieß. So etwas Lebendigs war so übel nicht, besonders, wenn es einem Nutzen brachte. Jupp brauchte nichts davon zu wissen; wahrscheinlich war es ihm auch einerlei. Er hatte die Katze zu verwahren, und dann die Hexe!

Sebastian ließ von dem Hunde ab und warf die Bürste von sich. Er war töricht, daß er an ein dummes Tier dachte, wenn die Gefahr in der Stadt war. Gleich wollte er zum Stadtschreiber und ihn auf das große Unglück aufmerksam machen, das entstehen konnte, wenn der Böse seine Macht hier ausbreitete.

Aber, wie der Herr von Wiltberg im Rathaus nach dem Schreiber fragte, ward ihm zur Antwort, daß dieser in wichtigen Amtsgeschäften weggegangen und nicht zu sprechen wäre.

So also mußte Sebastian in seine Wohnung zurückkehren und versuchen, an die heilige Genoveva zu denken, an Schmerzensreich und alles Böse, das beide erdulden mußten.

(Fortsetzung folgt)

Zwei Dichtungen von Rabindranath Tagore

Aus dem Französischen*) übersetzt von Beatrice Sacks

Die Bajadere

Ugaponta, ein Schüler Buddhas, schlief im Staube am Fuße der Mauern von Matura.

Die Feuer waren gelöscht und die Tore der Stadt geschlossen. Am trüben Augusthimmel wurden die Sterne durch Wolken verborgen.

Plötzlich nahte ein Fuß, den die Musik klingenden Silberschmuckes begleitete, und berührte die Brust Ugapontas.

*) Les Annales politiques et littéraires, Paris.

Der junge Mann erwachte sogleich, die flackernde Helligkeit einer Laterne traf seine gütigen Augen.

Er bemerkte eine Bajadere, trunken vom Wein ihrer Jugend, mit Edelsteinen in verschiedenen Farben geschmückt und in einen blaßblauen Mantel gehüllt.

Sie ließ die Laterne herab, um das schöne aber strenge Gesicht des jungen Asketen zu beleuchten.

„Verzeih mir, junger Anachoret, daß ich dich geweckt habe," sagte die Bajadere. „Geruhe, mich zu besuchen. Die staubige Straße ist kein Bett, das deiner würdig ist."

„Zieh deinen Weg, Schöne der Schönen," antwortete der Eremit. „Wenn der Augenblick gekommen sein wird, werde ich dich zu finden wissen."

Plötzlich zeigte die schwarze Nacht in einem leuchtenden Blitz ihre Zähne, und die Bajadere begann vor Angst zu zittern.

Das neue Jahr ist noch nicht eingeläutet. Der Wind zürnt. Die Zweige der Bäume weinen einen Blütenregen.

Ein sanfter Frühlingswind bringt von fern die Klänge der Schalmei mit. Die Menschen laufen in den Wald um das Fest der Blumen zu feiern.

Über die Dächer der schlafenden Stadt fällt vom Himmel die Helligkeit des Vollmondes.

Der junge Anachoret wandert auf einsamer Straße und lauscht dem Liebesklagen eines Vogels in den Zweigen einer Magnolie.

Ugaponta nähert sich den Toren der Stadt und hemmt seinen Schritt.

Wer ist die Frau, die neben dem Festungsgraben im Staube lagert?

Die Bajadere ist es, mit Wunden bedeckt, eine Beute der schwarzen Pest, aus der Stadt vertrieben.

Der junge Eremit setzte sich neben die Bajadere. Er legt den Kopf der Kranken auf seine Knie, er netzt ihre brennenden Lippen mit frischem Wasser und salbt ihren Körper mit Öl.

„Wer bist du, sanfter Engel der Barmherzigkeit?" fragte die Bajadere stöhnend.

„Der Augenblick ist gekommen, in dem ich mich bei dir einfinden sollte, und da bin ich, wie ich dir versprochen habe."

* * *

Das Kind

Wenn ich dir buntes Spielzeug bringe, mein Kind, begreife ich, warum ein solches Farbenschillern über die graue Leere flammt, warum die Blumen in so reichen Tönungen leuchten — wenn ich dir buntes Spielzeug bringe, mein Kind.

Wenn ich dir zum Tanze singe, mein Kind, weiß ich, warum unter den Reisern Musik ertönt, und warum die Wogen den Chor ihrer Stimmen bis

zum Schoß der aufhorchenden Erde klingen laſſen — wenn ich dir zum Tanze ſinge, mein Kind.

Wenn ich Süßes in deine leeren Hände lege, weiß ich, warum das Schüſſelchen der Blumen voll Honig iſt, und ſich die Früchte mit köſtlichen Säften heimlich füllen — wenn ich Süßes in deine leeren Hände lege.

Wenn ich dein Antlitz küſſe, damit du lächelſt, mein geliebtes Kind, begreife ich den Jubel, den der Morgenhimmel ausſtrahlt, und das Entzücken, das die Sommerbriſe meinem Körper bringt — wenn meine Lippen dich berühren, damit du lächelſt.

... Weiß man, woher der Schlummer kommt, der über den Augen eines Kindes ſchwebt? Ja. Man erzählt, daß er ſein Heim im Feendorfe zwiſchen den Schatten des Waldes habe. Es wird nur matt von Glühwürmern erleuchtet, wo zwei ſchüchterne Zauberblumen blühen. Von dort kommt das Lächeln, das die Augen des Kindes küßt.

Weiß man, wo das Lächeln geboren iſt, das über den Lippen des ſchlummernden Kindes ſchwebt? Ja. Man erzählt, daß ein bleicher Strahl des zunehmenden Neumondes den Saum einer fliehenden Herbſtwolke berührt hat, und daß in dem Traum eines taufriſchen Morgens das Lächeln geboren wurde, das auf den Lippen des ſchlafenden Kindes zittert.

Weiß man, wo die ſüße zärtliche Friſche, die die Glieder des Kindes webt, ſo lange verborgen blieb? Ja. Als die Mutter noch eine zarte Jungfrau war, umſchloß ſie ihr Herz mit einem ſchweigenden Liebesgeheimnis — die köſtliche, ſüße Friſche, die die Glieder des Kindes gewebt hat.

Vom Elend deutſcher Theaterkritik

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen

Es gibt ein ſchönes Lied, in dem ein Sänger nicht nur im Feld die Fahnenwacht, ſondern auch mit dem einen Arm das Schwert das ſcharfe, des Reimes wegen mit dem anderen die Harfe hält, mit einer nicht näher bezeichneten Extremität dieſes Inſtrument ſpielt und außerdem mit ſeinem Lied die ſtille Nacht grüßt. Als Seitenſtück dieſer beneidenswerten Vielſeitigkeit gibt es in den Fachzeitſchriften des Journalismus Inſerate wie dieſes hier:

„Redakteur, ſoundſo alt uſw., bewährter Politiker, hervorragender Kommunalpolitiker, Redner, Leitartikler, unparteiiſch und liberal, beliebter Lokalplauderer, Theater-, Muſik- und Kunſtkritiker ſucht Stellung zum uſw.“

Eine Frage: Was kann der Herr eigentlich nicht? Verlangte man es von ihm, er würde sicherlich auch in Berufsinstanzen Urteile fällen, ein Kultusministerium leiten, im Nebenamt sich mit Biologie befassen und über alles „geistvoll plaudern". Alles, wenn die Gottheit Zeitung es befiehlt und zahlt: „Politiker, Kommunalpolitiker, Leitartikler und Berichterstatter, Geistesspender en gros und en detail. Und leider auch Kunstkritiker. Natürlich Richter über alles, was irgendwie aus dem Willen zum Schönen geboren ist: über Drama und Oper, über impressionistische Malerei, über Sinfonien und Klinger-Radierungen, Cesanne-Bilder und Reger-Sonaten.

Der deutsche Bürger stellt zur Frühstückspause den Spieß beiseite und freut sich des fünffach „Geistvollen". Läßt sich Morgen für Morgen die Hirnkammern mit gemünzten Urteilen über das Geistesleben und die Kunst seiner Zeit füllen und geht befriedigt seinem Handwerk nach. Und in kalten Dachkammern verblutet neben dem Heer der Schwachen und Gleichgültigen auch das Genie. Das Genie, das der Geistvolle zu allen Zeiten, seit es eine Kunstkritik gab, in Grund und Boden plauderte, weil er über Kommunalpolitik und Straßenbahnunfällen nur für das Legitime, das ein für allemal Sanktionierte Zeit findet, bis das Werk den Mann, der lange modert, legitim macht. Dann ist er wiederum die Waffe, mit der des Geistvollen geistiger Erbe nach dreißig Jahren einen anderen Revolutionär erschlägt. Es wäre wirklich lohnend, einmal die Schuld des Journalismus an dem Schicksal der Feuerbach und Hölderlin, der Wolf und Hebbel festzustellen.

Gewiß, hier beginnt das weite Feld, auf dem sich das Genie, auch ohne die Schuld des Journalismus, verblutet. Und ich wollte von greifbareren, näherliegenden Dingen sprechen, fragen, weswegen die Öffentlichkeit, soweit sie an ihrem eigenen Geistesleben überhaupt ein Interesse hat, sich die zynische Unverschämtheit, die aus solchen Angeboten spricht, gefallen läßt. Denn sie hat schließlich, wie wir sehen werden, die Macht es zu verhindern, daß der Künstler nicht nur, wie es einmal sein Los ist, von seinem eigenen Schicksal, sondern auch von einem geschwätzigen Ignorantentum gehemmt wird. Das Übel, um das es sich hier handelt, ist in der Tat verbreiteter, als der unbefangene Zeitungleser annimmt. Und der Einwand, Angebote wie das genannte könne nur die Kritik kleiner und kleinster Städte angehen, ist durchaus unzutreffend. Außerdem: man denke doch nur einmal daran, wieviel Werke der letzten Zeit, dramatische und musikalische, nicht in großen Städten, sondern auf den Hofbühnen und den Konzertsälen mittlerer Provinz- und kleiner Residenzstädte ihre Uraufführung erlebten, also vor einer Schar zum teil höchst unberufener Kritiker.

Daß man heute, wo die Sprache gelenkiger, farbiger, blendender geworden ist, als sie es vor hundert Jahren war, mit ein paar Federstrichen den Laien über die eigene Unfähigkeit im Urteilen hinwegtäuschen kann, ist sicher. Man flicht da, wo etwas über den eigenen Horizont geht, ein wenig Spott ein, lobt ein paar Lokalberühmtheiten unter den Spielern, und nach zwei Stunden summt die Rotationsmaschine. Dabei beschränkt sich dieses Verfahren, Kritiken zu schreiben, nicht auf die kleinen und mittelgroßen Blätter. Ich kenne einen deutschen Musikkritiker in einer Großstadt, der vor Jahrzehnten zur Hanslick-Clique gehörte und Hugo Wolf niederdonnern half, bis es selbst dem brahmsbeherrschten Wien zu bunt wurde und der Richter sich vor einem Skandälchen ins kältere Norddeutsch-

land flüchten mußte. Heute mag der Lokalruhm, den er dort einmal hatte, verblaßt sein. Vor wenigen Jahren aber tyrannisierte er noch das Musikleben seines Winkels. Und dieser Mann, nach dessen höchst einseitigem Geschmack Sänger, Klavierspieler und Geiger, die ganze reproduzierende Künstlerschaft, die die Stadt aufsuchte, ihre Programme bei Vermeidung schlechter Kritiken einzustellen hatten, dieser Gestrenge war nicht imstande, auch nur das einfachste Stücklein am Klavier zu klimpern, konnte sich also unmöglich, wenn er nicht fortwährend fremde Hilfe in Anspruch nehmen wollte, auch nur das geringste Urteil über eine Neuerscheinung bilden. Dabei war er, der heute noch der Kritiker einer der bekanntesten norddeutschen Zeitungen ist, bei diesem Unvermögen wenigstens ein ehrlicher Kerl, ein Fanatiker, der den Schaden, den er Jahre hindurch angerichtet hat, wenigstens mit den besten Absichten anrichtete. Wie viele aber sitzen auf den Richterstuhl, denen nicht der ehrliche Wille zur Reaktion, irgendein fossiler Geschmack, sondern nur die Schwatzsucht, die Oberflächlichkeit und der Wille, soundsoviele Zeilen zu füllen, die Feder führen!

Die Abwehr? Sehr einfach! Den Musikkritiker umweht noch ein gewisser Nimbus. Der Nimbus des Haruspex, des Fachmannes. In der richtigen Erkenntnis, daß dieses Ansehen äußerlich im Interesse der ganzen Zunft und ihres Rufes, im Interesse der Sache auch gewahrt werden müsse, haben die deutschen Musikkritiker die Gründung eines Verbandes angebahnt, der die Aufnahme von dem Bestehen einer meines Wissens nicht ganz leichten Prüfung und dem Nachweis eines Minimums an Fachbildung abhängig machen will. Ob nun dieses Sieb gerade das richtige ist, sei hier nicht untersucht. Aber es ist doch wenigstens ein Sieb, das vielleicht die allergrößten Banausen und Ignoranten in seinen Maschen zurückhält.

Und die Theaterkritiker? Hier, wo scheinbar eine Fachkenntnis entbehrlich ist, kann gegenwärtig ein jeder vom Leder ziehen und auf Autor und Darsteller einhauen. Also: der Feuilletonredakteur. Wenn das Glück gut ist, ein Philolog der Zeit, der im Kunstleben seiner Tage zu Hause ist. In schlimmeren Fällen, jener Hans Narr in allen Gassen, jenes oben erwähnte Mädchen für alles. Im seltensten Falle aber der einzige, der sich ein Urteil über das Theater erlauben darf: ein Fachmann mit der nötigen Bühnenerfahrung und meinetwegen (weniger wichtig!) dem philologischen Doktor. Das eben ist es, was die Zeitungsverlage und auch das Publikum nicht begreifen wollen, daß das Theater kein Ding ist, das sich mit Philologenweisheit allein abtun läßt. Ich kann Ferdinand Gregori nur recht geben, in dem erbitterten Kampf, den er gegen den Größenwahn des philologischen Seminars auf diesem Gebiete führt. Der Philolog als Typus steht dem Theater immer mehr oder weniger hilflos gegenüber, am hilflosesten von den viel zu vielen, die heute inmitten unseres eisenharten Lebens sich zu der vermeintlichen Märchenwelt des Theaters hingezogen fühlen. Man braucht, um diese Hilflosigkeit zu erfassen, nur einmal einer Theaterprobe beizuwohnen, bei der ein solch gelehrter Mann, der als Dramaturg in öder Lektorenarbeit seine Tage verbringt, ausnahmsweise einmal Regie führen darf. Diesem zum Literatenlos geborenen, rein literarisch gezüchteten Typ bleibt eben das Theater immer ein peinliches Ding. Und weil er diese Welt und ihre Fundamente nicht versteht, sucht er als Kritiker auf der Bühne die Literatur und zwar nur die Literatur. Auf diese Weise aber ist über die dramatische Produktion

unserer Tage und über die Bühnen selbst das große Elend gekommen: dadurch, daß man Annahme oder Ablehnung von Bühnenwerken allzusehr von den Meinungsäußerungen höchst professoraler Literaten abhängig machte, daß der Literatenklüngel fortgesetzt alles, was den Willen zur Bühnenwirkung irgendwie verriet, mit dem Vorwurf der Kulissenreißerei abtat, gerade dadurch haben wir das „stagnierende Drama" erhalten, das auf der Bühne die Langweile, im Zuschauerraum die gähnende Leere geschaffen hat. Das ist der Typus, der heute verächtlich über manches dramatisch fest und knapp gefügte Werk des frühen Naturalismus die Nase rümpft, dessen eigene dramatische Kinder aber noch überall, wo wir sie auf der Bühne erlebten, als klägliche Mißgeburten einem frühen Ende entgegentaumelten.

Und nun schaue man sich einmal die Theaterkritiken der Herren an. Zu drei Vierteln ein literarischer Essay über das Werk. Hinterher als mikroskopisch kleines Anhängsel die eigentliche Kritik des Spieles, der Regie usw. Wenigstens das, was sie eine Kritik nennen. In der Regel vertuscht auch hier ein dem Impressionismus entlehntes Schlagwort die Unwissenheit und Hilflosigkeit des Urteils. „Herr X. zeichnete den Hamlet in einer seltsamen, wirren Linie." „Fräulein Y. flocht in den Kranz ihrer keuschen Frauengestalten eine weitere Blüte" (beides Originale aus einer höchst angesehenen Wiener Tageszeitung). Der Schauspieler, der vorwärts will, fängt damit gar nichts an. Er will, wenn er an sich arbeitet, meist wissen, ob er mit der Dynamik seiner Sprache das Rechte traf, ob er die vorteilhafteste Lage seiner Stimme gefunden hat. Ob seine Bewegungen zu unruhig, das Tempo seines Spieles zu überhetzt, zu schläfrig war. Er will wissen, ob er sich in ein gegebenes Ensemble hineinfügte. Und er verlangt, daß der Kritiker an dieser oder jener Hauptstation seiner Rolle Halt macht und ihn auf typische Schwächen oder Vorzüge seines Spieles hinweist. Man sehe sich es einmal an, wie sich bei Otto Brahms schon in seinen frühen Kritiken in dieser Richtung der Theaterinstinkt äußert.

Spricht der literarische Kritiker von der Regie, so meint er zunächst meist die Inszenierung. „Die meisterliche Regie des Herrn Z.", ein derartiger Satz sagt nur, daß die Bühnenbilder des Herrn Z. dem Gelehrten gefallen haben. Daß der Regisseur oft gar nicht für die (womöglich vor seiner Tätigkeit an der betreffenden Bühne angeschafften) Ausstattungen verantwortlich ist, daß vor allem heute fast jedes Theatermännlein soviel Geschmack hat, in der Wahl von Bühnenbildern Kitsch von Schönem sondern zu können, das alles ahnt er nicht. Und auf die angebliche „Regie" wird oft genug auch ein Lobeshymnus gesungen, wenn von einer Regie überhaupt keine Rede gewesen war: wenn ein scharf zugespitzter Dialog wie ein Gummiband zu faber Langweile gedehnt ward, wenn im Gespräch oder in der Handlung Wendungen, auf die der Autor berechtigte Hoffnungen setzte, überhaupt nicht herausgearbeitet wurden, wenn im Gehen und Kommen der Spieler Verzögerungen eintraten, wo Straffheit und Knappheit herrschen mußten. Von allen Dingen ahnt der typische Kritiker nichts, weil er das mühevolle Werden einer Aufführung in den verschiedenen Stadien ihrer Vorbereitung nicht kennt und auf diese Weise überhaupt nicht weiß, was eigentlich Regie ist.

Man mag mir erwidern, auf das alles einzugehen sei unnötig, das Publikum folge dem gar nicht. Nun, man geht ja auch heute zuweilen auf diese Dinge ein, leider

nur ohne die geringste Sachkenntnis. Außerdem: das Publikum folgt den wenigen guten Kritikern, über die wir heute verfügen, ganz ausgezeichnet. Ihre Arbeiten sind durchaus nicht nur für Fachmänner geschrieben, im Gegenteil: sie tun das, was der deutschen Bühne in ihrem Elend aufhelfen kann, sie erziehen nach einer Zeit seltsamer, selbstverschuldeter Theaterfremdheit das Publikum wieder zum richtigen Verständnis, zur richtigen Bewertung der Bühnenkunst. So hat auch die Bühne selbst ein Interesse an einer sachgemäßen Kritik.

Gregori wünscht als Voraussetzung für eine kritische Betätigung den Nachweis einer bestimmten Volontärzeit in einem Theaterverband. Gewiß! Nur ist das wirklich das Allernotdürftigste, was hier verlangt werden kann. Wer nicht von vornherein das hat, was das A und das O aller Erfolge im Bannkreise des Theaters ist, den eigenartigen Theaterinstinkt — der wird auch kraft dieser Volontärzeit seiner Aufgabe nicht gerecht werden, wird aber immerhin vor den größten Torheiten bewahrt bleiben. Und wer jenen Instinkt hat, wird sich die Kenntnis technischer Dinge, den nötigen Scharfblick für verborgene Fehler in wenigen Wochen aneignen.

An den Redaktionen liegt es also zunächst, dem jammervollen Elend zu Hilfe zu kommen. Sie mögen sich der erwähnten Tatsache bewußt werden, wie sehr die Theaterkritik ein ganz eigenartiges Talent voraussetzt, mögen nicht ein für allemal ihre Feuilletonredakteure auf die Komödie loslassen, sollen Leute erspähen, die als dramatische Autoren, als Bühnenschriftsteller jenes Talent erwiesen haben. Die geringe Mehrausgabe wird am Ende ihre Früchte tragen. Man soll sich nur darüber klar werden, daß Theaterkritiken mehr Leser haben als Börsenberichte.

Und endlich mag die Zunft der Kritiker selbst für ihr Heil sorgen. Heute trägt auch der, der kraft seines Könnens und seiner Erfahrung ein Urteil fällen kann, das deutscher Bühnenkunst frommt, seine Richterschaft als einen Makel, der ihm früher oder später das Handwerk leidet. Auch sie könnten sich, wie die Musikkritiker, zu einer Vereinigung zusammentun, die die Aufnahme von ein paar Arbeiten abhängig machte. Von einigen Arbeiten, produktiven oder kritischen, die erwiesen, ob der, der sich zum Richten erbietet, zum Richten berufen ist. Und eingedenk des Nutzens, den eine leidlich sachkundige Kritik der Bühne leistet, könnten Intendanzen und Bühnenleitungen ein Übriges tun: könnten Freiplätze nur solchen Redaktionen überlassen, die nachweisen, daß ihre Kritiker dieser Vereinigung angehören. Auf die Dauer wäre der Kauf der Plätze den Zeitungsverlagen, die für ihre Rezensenten nicht mehr aufwenden als für einen guten Inseratensammler, am Ende doch zu teuer.

Außer dieser Qualitätsbesserung hätte eine solche Organisation noch einen besonderen Wert: sie würde der Kritik endlich eine Waffe gegen törichte Forderungen der Verlage nicht nur, sondern auch des Publikums geben. Über den Unfug der Nachtrezensionen ist genug geschrieben worden. Und daß man nicht am Ende eines Tages den Geist sprühen lassen kann, ohne daß das Feuer mit Alkaloiden genährt wird, brauche ich nicht erst nachzuweisen. Daß es aber auch ohne Nachtkritiken geht, beweisen die großen Münchener Blätter, die ihre vorzüglichen Kritiker nicht zur nächtlichen Nervenhatz mißbrauchen, die oft sogar größere Werke am übernächsten Morgen rezensieren. Wer verlangt denn eigentlich die Nachtkritik? Scheinbar der Spießer, der sich gedankenlos daran gewöhnt hat, ohne daß er weiß, wie vielen

Morphiumspritzen er die Frühstückslektüre dankt. Dem Spießer ist es aber ebenso leicht abzugewöhnen, wie er sich gedankenlos daran gewöhnte. Ob er es einen Tag früher oder später liest, ist ihm im Grunde doch gleichgültig. Die Schuld liegt an den Zeitungsverlagen und Zeitungsleitungen, die im Geschwindigkeitswahn vergessen, daß eine Kunstkritik nicht wie ein New-Yorker Börsenbericht behandelt werden muß und nicht so behandelt werden darf. Das Publikum aber, das heute Theaterrezensionen liest, verlangt nicht in erster Linie Schnelligkeit: es will angeregt, will in das Werk und in den Mechanismus seiner Aufführung eingeweiht werden, will durch ein paar Worte die eigenen Nerven nachschwingen lassen. Dieses Verlangen aber setzt in erster Linie eine Kunstleistung voraus, nicht eine Reportergeschwindigkeit. Wer heute selbst nicht Künstler ist, selbst nicht mit ein paar Worten ein buntes Bildchen nachmalen kann, soll von vornherein keine Kritiken schreiben, ist zum Priestertum zwischen Künstler und Gemeinde nicht berufen. In diesem Satz steckt die ganze Psychologie der formalen Aufgaben der Kunstkritik. Und eben diese Aufgaben verkennt ein großer Teil der Presse — die Berliner voran — vollkommen. Man sehe diese Konzertberichte: diesen Mangel an Frische, den Mangel an Freude, den Überfluß an nervöser Verärgerung, der im Oktober schon aus diesen Berichten spricht.

Es geht nicht anders? Es geht gewiß anders! Ich weiß, im Herbst hieß es, man wolle in Berlin mit der Nachtkritik aufräumen. Man hörte sogar etwas von einem Streik der Rezensenten. Hat sich alles wieder im Sande verlaufen? Oder will man vor dem Kampf eine Organisation schaffen, wie die, von der hier die Rede war?

Ich weiß, daß alle jene Maßnahmen, die ich vorgeschlagen habe, nicht ohne Mängel sind, daß sie schadhafte Stellen aufweisen, durch die gelegentlich Unfähigkeit, böser Wille und Cliquengeschöpfe schlüpfen könnten. Was tut es? Wichtiger ist es zunächst, daß überhaupt ein Weg geschaffen wird, daß jeder den es angeht, überzeugt ist, daß es so nicht weiter geht. Findet sich niemand, dem die Hand fest genug ist, das alles einigermaßen einzurenken, was hier so gründlich aus den Fugen gegangen ist?

Eduard Engels „Volks-Goethe"

Von Dr. Karl Freye

Vielleicht hat es hie und da Verwunderung erregt, daß der neue „Volks-Goethe" des Verlages Hesse u. Becker, herausgegeben von Eduard Engel, vor kurzem an dieser Stelle nur mit Vorbehalt empfohlen ist. Eine genauere Begründung dieser Zurückhaltung wird um so eher am Platze sein, als zahlreiche rühmende Anzeigen von anderer Seite vorliegen. So hat Adolf Matthias im „Tag" Engels Goethe-Auswahl „alles in allem eine rechte, echte Gabe fürs Volk" genannt; Engel sei der richtige Mann, der für das Volk zu wirken wisse, weil er ihm in seinem Empfinden nahe geblieben sei. Dem unumwundenen Lob des bekannten Pädagogen möchte man nun vielleicht gern zustimmen, denn in der Tat ist die Auswahl sehr geschickt angelegt und vom Verlage so preiswert und hübsch wie nur möglich dargeboten — wenn nur Engels biographische Einleitung nicht wäre. Matthias kann diesen Lebensabriß, der so, wie er ist, ein Verbrechen am deutschen Volk genannt werden muß, unmöglich genau gelesen haben.

Es kann niemandem verwehrt werden, ein Spezialwerk über Friederike Brion zu schreiben und deren gesamte Lebensführung zu prüfen. Das hat in einem scheußlichen Buche Johannes Froitzheim getan („Friederike von Sesenheim nach geschichtlichen Quellen", Gotha 1893). Schon er „stellt fest", daß sogenannte intime Beziehungen zwischen dem jungen Goethe und Friederike bestanden hätten, und weist außerdem — seiner Meinung nach mit Sicherheit — einen unehelichen Sohn Friederikens aus einer späteren Liebschaft nach, der den poetischen Namen Jean Laurent Blumenhold geführt habe und Pastetenbäcker gewesen sei.

Diese vermeintlichen Beweisführungen, die im einzelnen mit scheinbar aktenmäßiger Genauigkeit geführt und doch nur aus Klatsch und ganz allgemeinen ungünstigen Berichten hergeleitet werden, sind heute schon vergessen. Engel kümmert sich nun nicht um Friederikens späteres Leben; aber auch er wendet alles auf, um Goethes Neigung zu Friederike von dem falschen Rufe zu befreien, es habe sich da um eine harmlose „Studentenliebelei" gehandelt. Daß vielmehr „die größte Tragödie in Goethes Jungmannsleben" (ein wundervoller Ausdruck!),

nicht ein süßliches „Idyll“ vorgelegen habe, möchte er ein für allemal bekannt geben. Und zwar, wohlgemerkt, in einer Volksausgabe von Goethes Werken, die in allen Schichten des Volkes Eingang finden soll! Nicht etwa in einer Goethe-Biographie. Dies hatte Engel schon früher getan, und es bleibt da gewissermaßen seine Privatsache. Aber sollen wir uns nun eine Ausgabe von Goethens Memoiren und Briefen darbieten lassen, in der durch ausdrückliche Verweise ganz harmlosen Stellen ein zweideutiger Sinn untergelegt wird? Sollen wir wünschen, daß „das Volk“, dem diese Ausgabe gilt, die Unterschiebungen Engels als Tatsachen hinnimmt? Ich gebe Beispiele! In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe über die Sesenheimer Tage: „Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft, die Gegend zu durchstreifen und die Freunde der Nachbarschaft zu besuchen.“ Um seine Ansicht über die Beziehungen der Liebenden zu belegen, nennt Engel diese Stelle ausdrücklich „inhaltschwer“ und bittet den Leser seiner Einleitung, selbst in Teil 15 nachzuschlagen. Es ist ganz klar, daß dem unorientierten Leser durch diese und mehrere andere Verweise eine falsche Auffassung des Goetheschen Berichtes geradezu oktroyiert wird! Ebenso werden einzelne Briefe des Dichters (Engel hat eine Auswahl aufgenommen) durch Verweise entstellt. „Nachdrücklich hingewiesen“ wird der Mann aus dem Volke auf Briefe Goethes an Salzmann, in denen von Friederikens schlechtem Befinden gesprochen oder aber berichtet wird, daß bei der Neigung zu Lili „keine Folgen zu befürchten“ seien. Aus beiden Äußerungen schließt Engel, daß in Sesenheim eben sogenannte „Folgen“ eingetreten seien. Und so krönt dieser Wegbereiter Goethes auch einen Abschnitt seiner Einleitung mit dem Trumpf: die Verlobung mit Lili habe sich höchstwahrscheinlich deshalb gelöst, weil die Kunde von den Ereignissen im Sesenheimer Pfarrhause nach Frankfurt ins Schönemannsche Haus gedrungen sei.

Warum sollte man prüde sein und die Möglichkeit von Ereignissen, wie sie Engel wittert, nicht ruhig erwägen? Warum sollte es an sich unmöglich sein, daß der junge Stürmer und Dränger eine solche Schuld auf sich geladen hätte! Aber nach allem, was überliefert ist, liegt nicht der mindeste Beweis vor, daß es so war. Ja, der ganze Ton, in dem Goethe in Dichtung und Wahrheit von den Sesenheimer Tagen erzählt, schließt es geradezu aus. Engel wünscht, man möge Goethes Liebe zu Friederike, die seiner Dichtung, vor allem dem „Faust“, die wichtigsten Elemente zugeführt hätte, nicht durch leichte Auffassung ins Platte erniedrigen. Aber was ist denn das für eine platte Auffassung, die eine Lebenstragödie nur dann für möglich hält, wenn das betreffende Erlebnis geeignet war, „Folgen“ entstehen zu lassen? Und kommen wir nun zum wichtigsten Punkt! Angenommen, es sei unmöglich, Engel völlig zu beweisen, daß er unrecht habe — so ist doch soviel jedenfalls ganz sicher: er selbst ist nicht imstande zu beweisen, daß seine Auffassung die rechte ist. Und denken wir nun daran, wie unendlich schwierig es ist, die Beziehungen zwischen dem

Leben und dem Schaffen eines großen Dichters klarzulegen, wie jeder Gewissenhafte auch in Kleinigkeiten mit Äußerung von bloßen Vermutungen eher zurückhält, sobald er den Werdegang eines großen Mannes den weitesten Kreisen des Volkes vermitteln will. Da aber kommt Eduard Engel; er hat gewisse, völlig unbewiesene Meinungen über Goethes Lebensgang und benutzt eine Gelegenheit, wo er lediglich bescheiden und vorsichtig Goethes beste Werke darbieten soll, diese Gelegenheit benutzt er, um seine ganz privaten unbeweisbaren Meinungen über Goethes persönlichstes Leben Tausenden, Zehntausenden als Einleitung aufzudrängen! Wenn er in dem Erlebnis mit Friederike eine Tragödie sieht, kann er das nicht äußern, ohne dabei irgend auf jene ganz unwahrscheinlichen, jedenfalls unbeweisbaren Punkte zu kommen? Was soll die peinliche Hervordrängung der Angelegenheit in einem Abriß von 75 Seiten? Was wird ferner der Mann aus dem Volke, der Primaner, die Seminaristin aus einer Einleitung für Nutzen ziehen können, die in einer geradezu aufdringlichen, überall besser wissenden Art über Goethes sämtliche Herzensneigungen urteilt? Da wird eine ganz allgemeine autobiographische Bemerkung des alten Goethe, in der von „Lebensirrtümern“ die Rede ist, schlankweg in der Einleitung und durch Fußnote unter dem Text auf Frau von Stein gedeutet. Und der vorher unorientierte Leser tritt nun an Goethes Werke heran, mit dem Engelschen Urteil ausgerüstet, daß „die Stein“ „kleinlich, ja niedrig gesinnt und jedes tieferen Verständnisses nicht nur für Goethes Dichtungen, sondern überhaupt für ein Leben in Poesie und Künsten völlig bar“ gewesen ist, und daß der arme Goethe in seiner Liebe zu ihr in der „furchtbarsten Täuschung oder Selbsttäuschung“ seines Daseins befangen war.

Vielleicht werden spätere Geschlechter Engel für diese kühnen und klaren Formulierungen Dank wissen und wir heutigen sind noch zu befangen in konventionellen Vorurteilen, um diese Vorbereitung auf Goethes Schriften so recht zu würdigen. Ich zweifle freilich nicht, heute werden doch noch recht viele mit mir sagen: dieses „Leben Goethes“ gehörte in keinen „Volks-Goethe“ hinein, und Engel kann die Wirkungen, die sein voreilig hingeworfener biographischer Aufsatz in weiten Kreisen zweifellos üben wird, nimmermehr verantworten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

Ein neues Bismarckbuch. Die früher in Bücherkritiken und Vorreden sehr beliebte Wendung, daß ein Buch „eine Lücke ausfülle", ist etwas in Mißkredit geraten; um so erfreulicher ist es, daß sie doch hin und wieder noch zutrifft. Das gilt auch von dem Buch, von dem hier die Rede sein soll: „Fürst Bismarck 1890—1898. Nach persönlichen Mitteilungen des Fürsten und eigenen Aufzeichnungen des Verfassers, nebst einer authentischen Ausgabe aller vom Fürsten Bismarck herrührenden Artikel in den ‚Hamburger Nachrichten'. Von Hermann Hofmann. (2 Bände, Stuttgart usw, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft)"

Von einer neuen Veröffentlichung über Bismarck zu sagen, daß sie eine Lücke ausfülle, erscheint etwas gewagt. Mit Recht sind kürzlich in den Grenzboten hinsichtlich der Bismarck-Literatur Wünsche ausgesprochen worden, die einem Werke, wie dem soeben erschienenen, auf den ersten Blick nicht günstig zu sein scheinen. Aber hier handelt es sich gerade nicht um ein beliebiges Studienwerk über den großen Staatsmann, sondern um eine Veröffentlichung von besonderer Eigenart, die bisher gefehlt hat, aber auf die Dauer nicht fehlen durfte. Es muß daran erinnert werden, daß ein für das Verständnis des Helden sehr wichtiger Lebensabschnitt bisher kaum von einigen Lichtstrahlen erhellt war. Es ist das Schlußkapitel dieses gewaltigen, reichen Lebens, und das wird uns jetzt von einer ganz bestimmten Seite gezeigt. Man wird vielleicht einwenden, das Thema „Bismarck nach seiner Entlassung" sei doch schon seit langer Zeit nicht unerörtert geblieben. Wissen wir nicht aus den Berichten namhafter Persönlichkeiten über ihre Besuche in Friedrichsruh, aus den Ansprachen des Fürsten Bismarck an die Veranstalter und Teilnehmer der Huldigungen, die ihm in jenen Jahren so zahlreich dargebracht wurden, genug über die Gedanken und Stimmungen, die ihn bewegt haben? Hat er nicht durch die Artikel der Hamburger Nachrichten und mancher anderen Zeitungen zur Öffentlichkeit gesprochen? Kann uns nicht das Penzlersche Werk: „Bismarck nach seiner Entlassung", worin alles Erreichbare an Material gesammelt worden ist, weitere Klarheit verschaffen? Hat nicht auch der verdienstvolle Forscher und Sammler zur Bismarck-Literatur, Herr von Poschinger, in dieser Richtung gearbeitet?

Der Wert dieses ganzen, bereits der Öffentlichkeit angehörenden Materials soll natürlich nicht bestritten werden; dennoch bedurfte es nach einer bestimmten Richtung hin der Ergänzung. Es handelt sich um die regelmäßige Tätigkeit des Fürsten Bismarck selbst, durch die er die Fühlung mit der Politik herstellte und die öffentliche Meinung unter-

richtete. Es ist ja hinlänglich bekannt, daß Fürst Bismarck sich hierzu der Hamburger Nachrichten bediente. Wie aber diese Verbindung hergestellt wurde, welcher Art die Tätigkeit war, durch die der große Staatsmann seine Meinung an die Öffentlichkeit brachte, das war bisher doch nur einem verhältnismäßig kleinen Kreise bekannt, und man begegnete darüber vielen Irrtümern.

Wenn man mit einem gewissen Rechte geneigt war, in den Artikeln der Hamburger Nachrichten aus diesen Jahren stets die Stimme Bismarcks zu vernehmen, so ist es doch für den historischen Forscher der Nachwelt wichtig, genau zu wissen, ob ein solcher Artikel von Bismarck selbst verfaßt oder von ihm nur inspiriert oder endlich eine ohne Bismarcks Veranlassung oder direkte Mitwirkung zustande gekommene redaktionelle Arbeit war. Über diese Frage aber konnte nur eine einzige Persönlichkeit in der Welt sicher Auskunft geben, und das ist eben der Verfasser des jetzt erschienenen, vorhin bezeichneten Buches.

Hermann Hofmann war der Redakteur der Hamburger Nachrichten, mit dem Fürst Bismarck ausschließlich und regelmäßig arbeitete, durch dessen Hand alle Instruktionen, Erläuterungen und Hinweise gingen, die der Fürst den Zeitungen zukommen lassen wollte, — auch das, was gelegentlich nicht in den Hamburger Nachrichten, sondern in einigen anderen nationalen Blättern untergebracht werden sollte.

Die Frage: Was hat Fürst Bismarck in dem Hamburger Blatte wirklich selbst geschrieben? ist natürlich für die Zeitgeschichte von Wichtigkeit, obwohl auch das, was Hofmann unter dem Einfluß eingehender Unterhaltungen mit dem Fürsten über die Tagesfragen und nach seinen Anweisungen geschrieben hat, inhaltlich nahezu denselben Wert beanspruchen kann. Ich sage „nahezu", denn auch die größte Anpassung an die Absichten des Inspirators schließt kleine Unterschiede nicht aus, die schon dadurch bedingt sind, daß der Redakteur täglich im Namen seines Blattes zu reden hat und aus solcher Rücksicht manches etwas anders ausdrücken muß als ein Staatsmann, der zur Kundgebung seiner Ansicht über eine politische Frage die Zeitung lediglich als Sprachrohr benutzt. So wertvoll z. B. das Penzlersche Werk ist, so muß doch gesagt werden, daß es diesen Unterschied in dem Ursprung der Artikel nicht immer genau genug gekannt und beachtet hat. Erst das Hofmannsche Buch läßt uns genau wissen, was Fürst Bismarck selbst an Zeitungsartikeln für die Hamburger Nachrichten geschrieben hat.

Daß das nicht immer so ganz unwesentlich ist, dafür kann gerade den Lesern der Grenzboten ein ganz interessantes Beispiel vorgeführt werden. In dem vortrefflichen Artikel über den Inhalt des Dreibundes (Nr. 46 vom 12. November 1913) ist auf einen Artikel der Hamburger Nachrichten vom 29. September 1890 Bezug genommen, „dessen Inspiration aus Friedrichsruh nicht bestritten werden" könne. Der Artikel befindet sich in der Penzlerschen Sammlung, man war also berechtigt, ihn als von Bismarck „inspiriert" zu betrachten, und ich selber zweifle keinen Augenblick daran, daß die wesentlichen Gedanken und Wendungen von Bismarck selbst herrühren, jedenfalls auch so wiedergegeben sind, wie sie Bismarck im Gespräch mit Hofmann formuliert hat. Das ist für die Beweisführung des erwähnten Grenzbotenartikels das einzige, worauf es ankommt. Wer aber aus einem besonderen Grunde Wert darauf legt, zu wissen, ob Fürst Bismarck selbst jenen Artikel geschrieben hat, der wird sich das Zitat noch auf etwas anderes hin ansehen müssen. Es fiel mir in dem Artikel auf, daß er weniger eine bestimmte politische Lage und die durch sie gegebenen Grundsätze der Politik erläuterte, als vielmehr die generelle Haltung der Hamburger Nachrichten auf einem bestimmten politischen Gebiet verteidigte. Die feine Linie, die Fürst Bismarck innezuhalten pflegte, war hier überschritten, zwar nur um ein Haarbreit, aber es war doch so. Fürst Bismarck hat gewiß das alles gesagt, was in dem Artikel stand, aber es lag ihm doch fern, die Redaktion des ihm zur Verfügung stehenden Blattes im allgemeinen gegen den Vorwurf der Austrophobie und der russophilen Gesinnung zu verteidigen. Als ich das Hofmannsche Buch in die Hand bekam, sah ich sogleich nach, ob der besprochene Artikel darin aufgenommen war. Es ist nicht der Fall, also darf man wohl sagen, daß

Bismarck ihn nicht geschrieben hat. Und die praktische Bedeutung dieses Unterschieds? Sie besteht darin, daß die Gedanken und Motive Bismarcks, die immer nur der Erläuterung und Begründung einer konkreten Lage galten, durch die Art, wie sie hier verwendet wurden, nämlich zur Begründung der generellen Haltung einer Zeitung, etwas mehr von Schema und Grundsatz annahmen, als Bismarcks Art entsprach. Eine Zeitung kann in ihrer Stellungnahme zu einer Frage nicht ganz die diplomatische Beweglichkeit zeigen, wie der Staatsmann. Wenn Fürst Bismarck davor warnte, sich in den Dienst der österreichischen Balkaninteressen zu stellen, so hatte er recht unter den Umständen, unter denen er diese Warnung aussprach. Wenn aber eine Zeitung von sich aus diese Warnung weitergibt in Form eines allgemeinen Grundsatzes, den sie für ihre politische Haltung aufstellt, so kann es eines Tages kommen, daß das Exempel nicht stimmt. Auch Fürst Bismarck hätte den Grundsatz, daß Deutschland des Bundes mit Österreich-Ungarn nicht im Sinne einer Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik wirken lassen dürfe, kaltblütig fallen lassen in dem Augenblick, wo er sich überzeugte, daß das Interesse Deutschlands in einer konkreten Lage ein anderes Verfahren forderte. Das konnte z. B. dann der Fall sein, wenn Rußland eine auf die Isolierung und Schwächung Deutschlands gerichtete Politik trieb und seine diesem Zweck dienenden Berechnungen auf die ganz zuversichtlich gehegte Annahme stützte, daß Deutschland seinen Bundesgenossen im entscheidenden Augenblick — unter dem Vorwand, daß Österreich-Ungarn durch seine Balkanpolitik den Angriff Rußlands selbst herausgefordert habe —, im Stich lassen werde. Also der Fall, daß das österreichische Balkaninteresse durch eine besondere Verkettung der Umstände in der europäischen Politik vorübergehend ein deutsches Interesse wurde, und zwar ein sehr ernstes und dringendes Interesse! Dieser Fall trat in der sogenannten bosnischen Krisis ein. Indem Fürst Bülow sich — anscheinend gegen die Bismarcksche Regel — an die Seite Österreich-Ungarns stellte, bewahrte er Deutschland vor einer großen Gefahr; die Meinung, es hätte das Gegenteil geschehen müssen, beruhte auf einer Verkennung der damaligen europäischen Lage und namentlich der Ziele der Izwolskischen Politik. Hofmann hat daher unrecht, wenn er dem Abdruck des Hamburger Nachrichten-Artikels vom 24. Januar 1892 bei der Stelle: „Es (Deutschland) würde schließlich Gut und Blut für die Wiener Balkanpolitik riskieren" — die Fußnote hinzufügt: „Wie es später durch die Bülowsche Bekundung der ‚Nibelungentreue' geschehen ist" (Band II S. 5). Wenn der Ausdruck „Nibelungentreue" allerdings in einer festlich bewegten Stunde aus hohem Munde gefallen ist, und wenn Fürst Bülow ihn einmal auch im Reichstage akzeptiert hat, so beweist das für die diplomatischen Motive der deutschen Politik gar nichts. Es hätte gar nicht der Lage entsprochen, wenn Bülow damals öffentlich den Schleier von den Machenschaften der europäischen Politik weggezogen hätte. Es genügte vollkommen, wenn die Öffentlichkeit durch ein hübsches Schlagwort auf die Tatsache hingewiesen wurde, daß Deutschland trotz Kriegsgefahr die Bündnistreue gehalten hatte. Daraus aber den Schluß zu ziehen, daß Deutschland, uneingedenk der Bismarckschen Warnungen, nur einer sentimentalen Wallung folgend die Politik Österreich-Ungarns unterstützt habe, ist unberechtigt und historisch unhaltbar.

An diesem Beispiel sollte nur gezeigt werden, daß es — ohne die Treue der Aufzeichnungen Hofmanns anzuzweifeln — doch gelegentlich von Wert sein kann, zwischen den von Bismarck geschriebenen und den von ihm inspirierten Artikeln zu unterscheiden. Das Hofmannsche Buch, das diese Unterscheidung ermöglicht, ist also ein wertvolles historisches Quellenwerk geworden. Aber auch das, was Hofmann dem Abdruck der Bismarckartikel aus eigenen Aufzeichnungen und aus den Eindrücken seines persönlichen Verkehrs mit dem Fürsten Bismarck vorangestellt hat, ist von eigenartigem Wert und von besonderem Interesse. Der Verfasser erzählt im Vorwort, daß er häufig darauf angeredet worden sei, warum er seine Bismarck-Memoiren nicht herausgebe; er habe kein Recht, damit zurückzuhalten. Das ist richtig; dieses Material durfte nicht verloren gehen. Denn wenn diese Mitteilungen auch, was

der Verfasser selbst hervorhebt, nicht durchweg Neues geben, weil manches davon schon veröffentlicht worden ist, so behalten sie doch durch den besonderen Zusammenhang, in den sie hier gerückt erscheinen, ihren Wert.

Es kann nicht die Aufgabe einer Buchbesprechung sein, „die Rosinen aus dem Kuchen zu nehmen", d. h. einen Auszug von alledem zu geben, was das Werk vorzugsweise interessant macht. Darum mögen einige Hinweise genügen. Sehr verbreitet ist noch immer die Vorstellung, daß Fürst Bismarck, von Zorn und Rachedurst über seine Entlassung erfüllt, seit 1890 an nichts anderes gedacht habe, als der Politik des Kaisers und ihren Vertretern, in erster Linie seinem Nachfolger, Steine in den Weg zu werfen. Obwohl alle, die die politischen Ereignisse jener Tage genauer und ohne vorgefaßte Meinungen verfolgt haben, wissen, daß diese landläufige Vorstellung unrichtig ist, so freuen wir uns doch, bei Hofmann weitere Beweisstücke zur Berichtigung solchen Irrtums zu finden. Insbesondere hat das Gefühl erlittener Kränkung und die berechtigte Bitterkeit über die Begleiterscheinungen seines Rücktritts niemals den Kern der Gesinnungen berührt, die ihn nicht aus Opportunismus oder Reflexion, sondern aus tiefstem Bedürfnis seines Wesens zum überzeugten Monarchisten machten. Wiederholt gibt er Hofmann die Weisung, alles zu vermeiden, was den Kaiser verletzen könnte oder was eine Kritik seiner persönlichen Meinungen bedeuten würde. „Ich kann bezeugen" — schreibt Hofmann —, „daß der Fürst, selbst in den allerschlimmsten und bittersten Tagen, ... in seinem Gespräch mit mir niemals ein Wort gebraucht hat, das den Respekt vor dem Monarchen irgendwie verletzt hätte."

Bei den Mitteilungen, die in diesem Zusammenhange gemacht werden, sei nebenbei auf einen kleinen Irrtum hingewiesen. Wie S. 32 erzählt wird, ließ Fürst Bismarck nach der bekannten Moskauer Rede des Prinzen Ludwig von Bayern, des jetzigen Königs, an Hofmann schreiben: „Eine Besprechung der Moskauer Angelegenheit würde einen Angriff gegen den Prinzen Heinrich von Preußen einschließen, und dies muß in den H. R. vermieden werden." Hiernach scheint damals in den ersten Meldungen über den Moskauer Vorfall die Lesart verbreitet gewesen zu sein, daß Prinz Heinrich die Rede des Prinzen Ludwig provoziert habe. Hofmann scheint dies an der bezeichneten Stelle seines Buchs als wirkliche Tatsache vorauszusetzen. Das ist aber ein Irrtum. Es war ein gänzlich unpolitischer Privatmann, der Vizepräsident des Deutschen Vereins, der durch einen unkorrekten Ausdruck die Erwiderung des Prinzen Ludwig hervorrief Prinz Heinrich hat außer einem kurzen, ganz knappen Trinkspruch auf den Kaiser von Rußland — wie ich als Augen- und Ohrenzeuge des Vorfalls versichern kann —, überhaupt nicht gesprochen.

Auch seinem Nachfolger und den Stützen des neuen Kurses trat Fürst Bismarck nicht, wie eine weitverbreitete Legende behauptet, von Anfang an feindselig in den Weg, sondern begann mit der herben Kritik der Politik seines Nachfolgers erst, als dieser sie herausgefordert hatte. Für diese an sich natürlich bekannte Tatsache bringt Hofmann neue und interessante Belege. Vornehmlich war es der Umstand, daß sich der Reichskanzler von Caprivi bei der Verteidigung des Sansibarvertrages im Reichstag auf eine Randbemerkung des Fürsten Bismarck stützen wollte, die er in den Akten gefunden hatte. Das brachte den Fürsten in Harnisch, weil er den Vorgang so auffaßte, als wollte Caprivi seine Fehler mit seiner (Bismarcks) Autorität decken. Es kam dazu, daß Fürst Bismarck — und er damals nicht allein — unter dem Eindruck stand, daß allerhand Persönlichkeiten geschäftig waren, um dem Kaiser sein Verhalten in falschem Lichte darzustellen und den Monarchen gegen ihn einzunehmen. An die Behörden ergingen kränkende Anweisungen, worin erklärt wurde, daß die Stimme des Fürsten Bismarck nicht mehr von Bedeutung sei. Alles das mußte erbitternd wirken, und Fürst Bismarck war nicht der Mann, dazu einfach zu schweigen. Aber wie er seine Kritik begründete, wie er sie aufgefaßt wissen wollte, wie er auch über die Ausübung seines Abgeordnetenmandats dachte, darüber findet sich mancherlei in Hofmanns Buch zu lesen. Vieles schon Bekannte taucht dabei wieder deutlicher in der Erinnerung auf: die leidige Angelegenheit der Uriasbriefe, als der greise Fürst nach

Wien zur Vermählung seines Sohnes reiste, die Veröffentlichung über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland am 24. Oktober 1896. Es ist aber nicht notwendig, den Inhalt des Buches noch weiter zu skizzieren. Was hier gesagt worden ist, wird zur Genüge zeigen, wie wichtig diese Veröffentlichung ist. Sie enthält eben, wie schon bemerkt, ein Material, das, obwohl inhaltlich nicht gerade durchweg neu, doch durch die besonderen Umstände, unter denen es gesammelt worden ist, ein eigenes Antlitz erhalten hat und dem künftigen Bismarck-Forscher wie jedem Historiker unserer Zeit unentbehrlich sein wird. W. von Massow

Wirtschaft

Erbschaftssteuerfragen. Über das Erbrecht des Staates denke ich ganz so wie die Grenzboten, deren Grundsätze ja jetzt von der öffentlichen Meinung und von den Gesetzgebern als richtig anerkannt werden, und will demnach, daß, wenn der Verstorbene kein Testament gemacht hat, an die Stelle der lachenden Erben der Staat oder das Reich trete. Für die ohne Zweifel bevorstehende definitive Regelung der Erbschaftssteuer aber möchte ich gründlicher Erwägung zwei Gedanken empfehlen, mit denen sich die Forderung größter Schonung gewisser Kategorien von Erben begründen läßt. Der eine ist der soziale, daß progressive Besteuerung des Kindeserbes nicht bloß um der Staatsfinanzen willen geboten ist, sondern auch zu dem Zweck, dem übermäßigen Anwachsen der großen Vermögen Schranken zu ziehen. Daß in den Vereinigten Staaten eine kleine Gruppe von Milliardären den Staat beherrscht, das Volk ausbeutet und den Staatszweck vereitelt, dafür haben wir ja das Zeugnis des allerkompetentesten Beurteilers, des Staatsoberhauptes Wilson, der es in seinem Buche, The new Freedom, beweist. Zwar reicht eine hohe Erbschaftssteuer, wenn sie nicht den Charakter der Konfiskation annimmt, für sich allein nicht hin, solchen Ausschreitungen vorzubeugen, aber der Staat sollte durch sie wenigstens seinen Willen bekunden, in dieser Beziehung sein Möglichstes zu tun. Mit dem Worte Sozialismus lassen sich ja heute verständige Politiker nicht mehr schrecken, denn sie wissen, daß der Staat selbst eine oder vielmehr die sozialistische Institution ist, und daß in politicis die Frage nicht lautet: Sozialismus oder Individualismus?, sondern: vernünftiger oder unvernünftiger Sozialismus; die Ansammlung von Privatreichtum verbieten oder was über ein bestimmtes Maß hinausgeht konfiszieren, würde unvernünftiger Sozialismus sein.

Nun ist es klar, daß dieser Zweck der Besteuerung des Kindeserbes nur bei großen Vermögen mitwirken kann. Gibt es demnach bei kleinem Nachlaß keinen politischen Grund für diese Steuer, so wird sie durch einen Rechtsgrund nahezu verboten: durch die Erwägung, daß der Wille des Erblassers das ist, was über die Verwendung seines Nachlasses in erster Linie zu entscheiden hat. Daß das Blut nicht das entscheidende ist, darin haben die Befürworter des Erbrechts des Staates vollkommen recht: wir sind heute nicht mehr bloße Glieder einer Sippe, sondern selbständige Persönlichkeiten. Aber eben als solche wollen wir, daß die materiellen Früchte unserer Arbeit denen gesichert werden, die uns am nächsten stehen. Für die meisten Menschen sind das, vom Ausnahmefall zerrütteter Familienverhältnisse abgesehen, die Kinder und der überlebende Gatte. Wenn nun der Erblasser ein kleiner Landwirt oder Handwerker oder Kaufmann und der Erbe sein Nachfolger in der Wirtschaft, im Geschäft ist, dann kann diesem schon ein kleiner Abzug vom Erbe die Existenz gefährden oder übermäßig erschweren. Das widerspricht aufs schroffste dem Willen des Erblassers, und der geht als eine der heilig zu haltenden Grundlagen unserer auf das Privateigentum gegründeten Gesellschaftsordnung dem in diesem Falle sehr unbedeutenden Finanzvorteile des Staates vor. Wir haben hier einen der Fälle, wo die Quantität in Qualität umschlägt: kleine Erbschaften sind anders zu behandeln als große. Das hat auch der radikale Lloyd George eingesehen; er läßt darum die Besteuerung des Kindes- und Gattenerbes erst bei 5 000 Pfund beginnen. (So gibt er selbst an in einer der Reden, die unter dem Titel „Bessere Zeiten" deutsch erschienen sind; in unseren Zeitungen laufen wider-

sprechende Angaben über die englischen Erbschaftssteuern um.) Hätte Bülows Entwurf die Besteuerung des Kindeserbes bei 100 000 Mark beginnen lassen, statt bei 20 000 Mark, dann würde etwaiger Widerspruch der Konservativen dagegen im Volke kein Echo geweckt haben.

Ist aber der Wille des Erblassers das Entscheidende, dann haben außer den Kindern und Gatten noch andere Personen Anspruch auf Schonung. An sich ist es ja richtig, die Steuer mit dem Verwandtschaftsgrade steigen zu lassen und den Nichtverwandten die höchste aufzulegen. Aber man erinnere sich an Fälle der folgenden Art, die nicht eben selten vorkommen. Ein wohlhabender Mann, eine vermögende Frau nimmt sich weitläuftiger Verwandten an, bedürftiger und würdiger Personen, unterstützt sie bei Lebzeiten, und will sie durch Legate vor Not bewahren. Oder: ein alter Junggeselle oder Witwer, der von einer Pension, oder als Handwerker, oder in einem freien Berufe von seiner Arbeit lebt, hinterläßt der Wirtschafterin, die ihm treu gedient und ihn in der letzten Krankheit gut gepflegt hat, sein kleines Sparkapital, dessen Zinsen für ihren notdürftigen Unterhalt gerade hinreichen würden. Wird ihr aber der vierte Teil hinweggesteuert, dann reichts nicht mehr. Hier wird durch eine hohe Erbschaftssteuer der Wille des Testators gröblich verletzt. Demnach empfiehlt es sich, bei Legaten und kleinen Nachlässen auch auf die progressive Staffelung nach dem Verwandtschaftsgrade zu verzichten. Carl Jentsch

Daß Carl Jentsch zu den Freunden der Erbrechtsreform zählt, konnte als selbstverständlich angenommen werden. Sein öffentliches Eintreten für das Erbrecht des Reiches beseitigt jeden Zweifel. — Mit Recht wendet er sich auch der Frage der Ausdehnung der Erbschaftssteuer zu, bevor diese wieder brennend wird. Eine progressive Besteuerung des Kindeserbes ist sicherlich nicht nur im Interesse der Reichsfinanzen geboten, sondern auch wegen der wohltätigen Wirkung, daß damit einem übermäßigen, amerikanischen Anwachsen großer Vermögen doch gewisse Schranken gezogen werden. Aber es geht nicht an, mit dieser Steuer erst bei 100 000 Mark zu beginnen. Denn eine Erbschaft bedeutet auch bei Anfällen von weniger als 100 000 Mark einen Gewinn für den Erben selbst in den Fällen, in denen er am Erwerb des Vermögens beteiligt gewesen ist. Eine bescheidene Abgabe von mäßigem Gewinn ist ebenso gerechtfertigt, wie eine hohe Abgabe von einer großen Erbschaft. Ob dies dem Willen des Erblassers entspricht, darauf kann es nicht ankommen. Wenn es nach dem Willen des Erblassers geht, erhält der Staat regelmäßig überhaupt nichts, weder von kleinen, noch von großen Erbschaften. Die Wohlfahrt der Gesamtheit ist aber wichtiger, als die Rücksicht auf Selbstsucht und Kurzsichtigkeit des einzelnen. B.

Genealogie

„Semigotha, 2. Jahrgang." — Das Geschlecht Schickler. Von dem „Semigotha" genannten „Weimarer historisch-genealogen Taschenbuche", das jetzt in München verlegt wird (Kyffhäuser-Verlag Zechner u. Co., München 23), ist unlängst der „zweite Jahrgang" erschienen. Dieses Jahrbuch ist nunmehr nicht nur an Umfang beträchtlich gewachsen, die Schriftleitung hat nicht nur an dessen Vervollständigung mit ersichtlich großem Fleiße gearbeitet, sondern es ist auch anzuerkennen, daß sie in einer langen Reihe von „Berichtigungen zu Familienartikeln" (S. 19 bis 85) in loyaler Weise einen großen Teil derjenigen irrtümlichen Zuschreibungen von Adelsgeschlechtern zum Judentume berichtigt und zurückgenommen hat, die im ersten Jahrgange vorgekommen waren und zu einem sehr erheblichen Bruchteile von mir, gerade in dieser Zeitschrift, widerlegt worden sind. Zu den Geschlechtern, die auch im vorliegenden zweiten Jahrgange noch zu Unrecht als im Mannesstamme jüdisch oder, genauer gesagt, von jüdischer Herkunft verzeichnet werden, gehören die Freiherren von Schickler. Wenn ich gerade sie heute herausgreife, so geschieht das aus einem bestimmten Grunde. Ich habe ganz gewiß keine besondere Sympathie für ein Bankherrengeschlecht, das, geschmückt durch Adels- und Freiherrentitel, die von einem Könige von Preußen noch dazu wenige Wochen vor dem großen Kriege gegen Frank-

reich verliehen sind, sein im Laufe von Jahrhunderten in Preußen-Deutschland verdientes Vermögen im Auslande, und zwar zu Paris und auf Landschlössern in Frankreich verzehrt. Aber das Geschlecht Schickler ist von allgemeinem Interesse, und zwar aus ganz anderen Gründen. Einmal ist sein Bankgeschäft, das, von David Splitgerber und Gottfried Adolph Daum im Juli 1712 begründet, ursprünglich „Splitgerber u. Daum", dann von 1774 ab, „David Splitgerbers seel. Erben", endlich, von 1796 ab, „Gebrüder Schickler" hieß und somit im Juli 1912 sein zweihundertjähriges Bestehen feiern konnte, von den ersten Zeiten her mit der Geschichte des Brandenburg-Preußischen Königshauses und Staates auf das engste verwachsen gewesen. Zum zweiten war es bis in die jüngste Zeit, seit 1910 mit dem Bankhause „Delbrück, Leo u. Co." verbunden und dadurch zur Firma „Delbrück, Schickler u. Co." geworden, dasjenige Bankgeschäft Berlins, das zu der Verwaltung des Privatvermögens Kaiser Wilhelms des Zweiten in der engsten Beziehung stand, indem nämlich der verstorbene Mitinhaber, Bankier Ludwig Delbrück, in Gemeinschaft mit dem Schatullenverwalter des Kaisers dieses Vermögen verwaltete. Als Ludwig Delbrück vor einigen Monaten aus dem Leben geschieden war, sind dann, und zwar im April des Jahres 1913, dessen Funktionen auch dem Schatullenverwalter übertragen worden.

Was nun die Geschichte des in Rede stehenden Bankhauses betrifft, so ist darüber, anläßlich des vorerwähnten Jubiläums, ein umfangreiches Sonderwerk erschienen, das Friedrich Lenz und Otto Unholtz zu Verfassern hat. Darin befindet sich auch ein Stammbaum des Geschlechtes Schickler. Diesem Stammbaume ist zu entnehmen, daß das Geschlecht aus Basel stammt. Der erste, nachweisbare Ahnherr ist: Hans Georg Schickler, Gewandschneider in Basel, also Mitglied einer sehr angesehenen Gilde, gestorben 1587. Sein Sohn war: Georg, Pfarrer zu Kilchberg, gestorben 1651. Dessen Sohn, Emanuel, war wieder Pfarrer zu Kilchberg und starb 1671. Des letzteren Sohn: Johann Heinrich Schickler starb 1697 als Präzeptor am Gymnasium zu Basel, und dieses Johann Heinrich Sohn, Johann Jakob (der Ältere), gleichfalls „Präzeptor", ist im Dezember 1730 zu Mühlhausen im Elsaß gestorben. Dort ist im Jahre 1711 Johann Jakob (der Jüngere) Schickler geboren, der im Jahre 1754 durch seine Vermählung mit Ernestine Johanna Splitgerber in das Bankgeschäft „Splitgerber u Daum" hineinheiratete und von 1759 an mit seinem Schwiegervater und seinem Schwager Friedrich Heinrich Berendes, dann mit diesem allein Mitinhaber des Geschäftes war. Von ihm stammten zwei Brüder: David (der Ältere) Schickler, gestorben 1818, und Johann Ernst Schickler, gestorben 1801. Beide begründeten zwei Linien, von denen die ältere erloschen ist, die jüngere noch blüht, aber auf wenigen Augen steht. Beide Linien vereinigten sich genealogisch, indem Johann Georg, Sohn des vorgenannten Johann Ernst, sich mit Davida Margarete Angelika Schickler, Enkelin von David (dem Älteren), Tochter Davids (des Jüngeren), vermählte und mit ihr, die 1884 starb, der Stammvater derjenigen wenigen Personen wurde, die von dem Geschlechte bis in die jüngste Zeit noch übriggeblieben sind.

Nach diesem Befunde ist aber die angeblich jüdische Herkunft des Geschlechtes Schickler nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Literaturgeschichte

Die Geschichte von Hakon, Hareks Sohn. Als Ergänzung der Notiz in Nr. 44 Jhg. 1913 der Grenzboten dürfte die Mitteilung interessieren, daß der „Gang nach dem Eisenhammer" auf einem spätgotischen Tafelbild in der Pfarrkirche zu St. Gangolf in Bamberg dargestellt ist. Die Seitenkapelle, in der das Tafelbild hängt, heißt zur „göttlichen Hilfe" und enthält als Hauptaltarbild eine Kruzifixdarstellung nach Art der bekannten Kümmernisbilder. Nach den Beischriften der Darstellungen wird hier die Sage auf Kaiser Heinrich den Zweiten und Kunigunde bezogen. Der Verleumder, ein „Kämmerer", wird der rote Ritter genannt. Die Verbrennung geschieht in einem Kalkofen. Die Darstellungen sind kurz erwähnt in dem Führer durch Bamberg von Friedrich Leist, Verlag Buchner, Bamberg 1889, S. 23; die Sage ist ausführlich, aber

stark verballhornt in jämmerliche Reime gebracht in Dr. Andreas Haupts „Bamberger Legenden und Sagen", Verlag Buchner, Bamberg 1877, 2. Auflage S. 264.

Nach der Frankfurter Zeitung vom 17. Oktober 1910 Nr. 287 versuchte man auch (meiner Ansicht nach etwas phantastisch) in dem Motiv des Überholens einen Naturmythos zu finden: die Sonne ist dem Tod verfallen durch Versinken in ein Bad kochenden Wassers oder flüssigen Metalls und wird vom Mond überholt. An der angeführten Stelle sind zitiert: die französische folkloristische Monatsschrift Revue des traditions populaires, enthaltend Aufsätze von Emanuele Cosquin: „La chaudière bouillante et la feinte maladresse", ferner M. Horten in der Orientalistischen Literaturzeitung. Es sei noch darauf hingewiesen, daß das Motiv des listigen Hineinstoßens in einen Ofen auch im Märchen „Hänsel und Gretel" enthalten ist.

Witz

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Die Rechtsfrage von Zabern

Von Privatdozent Dr. Karl Kormann

Der Tatbeſtand von Zabern iſt auch jetzt nach den beiden kriegsgerichtlichen Verhandlungen gegen Leutnant von Forſtner und gegen den Oberſten von Reuter für den, der dieſe Verhandlungen nur aus den Preſſeberichten hat kennen lernen, noch nicht hinreichend geklärt, um bereits in allen Einzelheiten rechtlich gewürdigt werden zu können. Immerhin darf das eine bereits als gewiß gelten, daß die Darſtellung, die der Tatbeſtand in dem Leitartikel der Deutſchen Juriſtenzeitung vom 15. Dezember durch einen unſerer angeſehenſten Staatsrechtslehrer gefunden hat, in ihrer eigentümlichen Vermengung von objektiven Tatſachenangaben und ſubjektiven Werturteilen offenbar mehr pikant als richtig geweſen iſt. Wer etwa den daſelbſt geſchilderten Schuſter Blank, „einen, wie es ſcheint unbeteiligten, harmloſen alten Mann,“ mit dem Schuſter Blank der kriegsgerichtlichen Verhandlung vom 19. Dezember vergleicht, der weder unbeteiligt, noch harmlos, noch alt geweſen iſt, der wird zunächſt kaum glauben, daß es ſich hier wirklich um dieſelbe Perſon handelt. Aber ſelbſt wenn man annimmt, daß jener Artikel von Anſchütz wenigſtens in der allgemeinen Schilderung des Verhaltens der Zaberner Bevölkerung recht hätte: „Menſchenanſammlungen auf der Straße, Schimpfreden gegen vorübergehende Offiziere und Soldaten, einmal ſoll auch ein Offizier tätlich beleidigt und beſudelt worden ſein; im übrigen nichts Ärgeres und nicht mehr,“ ſo wird man doch die Frage nicht unterdrücken können, ob dieſe Dinge nicht wenigſtens ſo „arg“ geweſen, daß das Militär ſie ſich nicht gefallen laſſen konnte.

Und daran wollen wir die Rechtsfrage anknüpfen, die wir nicht, wie es bisher zumeiſt geſchah, negativ dahin formulieren, was das Militär nicht hätte tun dürfen, ſondern poſitiv dahin, was es denn eigentlich hätte tun ſollen und

tun müssen. Oder man kann auch so fragen: was hätten die juristischen und unjuristischen Angreifer des „Militärskandals von Zabern" getan, wenn sie selbst Oberst in Zabern gewesen wären, oder was hätten sie dem Oberst zu tun geraten, wenn er sich rechtzeitig an sie mit der Bitte um Rat gewendet hätte?

Sicher hätten sie ihm in erster Linie geraten, den Schutz der Polizeibehörden anzurufen. Aber die jüngsten Verhandlungen in Straßburg haben gezeigt, daß der Oberst das längst getan hatte, daß indes die Maßnahmen der Polizeibehörden unzulänglich waren.

Im Hinblick auf diese Unzulänglichkeit der polizeilichen Maßnahmen konnte man ihm weiter raten, der Polizeibehörde die Requisition des Militärs nahezulegen. Die Rechtmäßigkeit einer solchen Requisition ist bisher noch nicht angezweifelt worden, obwohl sie auf den gemäß R. V. 68 auch im Reichsland geltenden Artikel 36 der Preußischen V. U. allein noch nicht gestützt werden kann. Aber die Verhandlungen haben weiter gezeigt, daß, als nicht vom Militär, sondern von der der Zivilverwaltung unterstellten Gendarmerie der Wunsch nach Requisition des Militärs ausgesprochen wurde, dieser Wunsch sofort abgelehnt wurde, „da die Gendarmerie sich doch nicht blamieren dürfe".

Anschütz hat in der Juristenzeitung S. 1458 weiter gemeint: „Der Regimentskommandeur hätte (so weitgehende Vollmachten sind den Truppenbefehlshabern im Reichslande durch das Reichsgesetz betreffend die Vorbereitung des Kriegszustandes in Elsaß-Lothringen vom 30. Mai 1892 gegeben) den Kriegszustand, unter sofortiger Meldung an den Kaiser, provisorisch in Szene setzen können." Der Oberst scheint in der Tat auch einmal daran gedacht zu haben. Aber es war sehr gut, daß er den Gedanken nicht ausführte, sondern zunächst das erwähnte Gesetz aufschlug; denn darin ist unzweideutig bestimmt, daß er diese Zuständigkeit nur habe „für den Fall eines Krieges oder im Falle eines unmittelbar drohenden feindlichen (!) Angriffes", also bezüglich des sogenannten militärischen Belagerungszustandes, dagegen nicht im Falle innerer Unruhen bezüglich des sogenannten politischen Belagerungszustandes.

Sollte der politische Belagerungszustand erklärt werden, so war dafür vielmehr kein anderer Weg gegeben, als der in R. V. 68 in Verbindung mit § 2 des Preußischen Gesetzes vom 4. Juni 1851 bezeichnete, d. h. Erklärung des Belagerungszustandes durch den Kaiser selbst, der nach richtiger, in der Praxis allerdings nicht anerkannter Ansicht nicht einmal in der Lage wäre, diese Zuständigkeit zu delegieren. Es mag hier beiläufig auf die Anomalie hingewiesen werden, daß die Truppenbefehlshaber im Reichsland hinsichtlich des politischen Belagerungszustandes weniger Macht besitzen, als sie in Preußen oder Sachsen auf Grund der älteren landesrechtlichen Bestimmungen haben, die, allerdings im Widerspruch mit der herrschenden Meinung der Wissenschaft, von der Praxis noch immer als geltendes Recht anerkannt werden! Bei Berücksichtigung dieses Rechtszustandes aber wird gewiß niemand von dem Militär erwartet haben, daß es die Erklärung des Belagerungszustandes be-

antragte, solange es annehmen konnte, daß mit einfacheren Mitteln sein Ziel zu erreichen sei.

Dieses einfachere Mittel nun schien ihm die Kabinettsorder vom 17. Oktober 1820 zu bieten, die ein Einschreiten des Militärs auch ohne Requisition in zwei Ausnahmefällen und insbesondere dann gestattet, wenn bei Störung der öffentlichen Ruhe durch Exzesse der Militärbefehlshaber bei Beobachtung des Auftrittes nach Pflicht und Gewissen findet, daß die Zivilbehörde mit der Requisition um Militärbeistand zu lange zögert, indem ihre Kräfte nicht mehr zureichen, die Ruhe herzustellen.

Anschütz hat, als er sein vernichtend scharfes Urteil über den „Zaberner Militärskandal" schrieb, diese Kabinettsorder nicht gekannt. Man wird ihm aber daraus keinen allzugroßen Vorwurf machen dürfen, da die Kabinettsorder auch sonst von der Wissenschaft durchweg übersehen worden ist. In der Praxis freilich hat man sich öfters schon darüber den Kopf zerbrochen; eine kriegsministerielle Instruktion vom 1. Mai 1851 hat seinerzeit erneut auf sie hingewiesen; in die dienstinstruktionellen Bestimmungen über den Waffengebrauch des Militärs ist sie mit kaiserlicher Genehmigung mit aufgenommen worden; bei den Berliner Unruhen vor einigen Jahren haben die beteiligten Behörden sich wieder mit ihr beschäftigt, wobei sich die wenig erfreuliche Erscheinung ergab, daß das Kriegsministerium sie nach wie vor für gültig erachtete, während das Ministerium des Innern es ablehnte, die Kabinettsorder an die ihm untergeordneten Behörden weiterzugeben.

Es fragt sich, ob die Kabinettsorder von 1820, die an sich als Bestand der Preußischen Militärgesetzgebung gemäß R. V. 61 auch für das Reichsland gelten würde, noch zu Recht besteht. Diese Frage kann meines Erachtens nur mit einem unzweifelhaften Nein beantwortet werden, da die Order, abgesehen davon, daß sie niemals in der Gesetzsammlung veröffentlicht worden ist, wenn nicht schon durch das Gesetz vom 20. März 1837, so doch jedenfalls durch V. U. 36 aufgehoben worden ist. Die gegenteilige Auffassung, die nach einem Bericht der Grenzboten vom 10. Dezember 1913 S. 526 in einem mir nicht bekannten Aufsatz der Kölnischen Zeitung bezüglich der kriegsministeriellen Instruktion vom 1. Mai 1851 vertreten worden ist, erscheint mir unhaltbar. Danach hat also der Oberst von Reuter sich auf ihre Bestimmungen nicht stützen können und es liegt, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, in der Tat objektiv eine Amtsanmaßung vor.

Eine Bestrafung wegen Amtsanmaßung kann freilich im vorliegenden Fall deswegen noch nicht erfolgen, da der Oberst subjektiv an die Gültigkeit der Order glaubte und immerhin auch glauben konnte. Es kommen ihm daher die Grundsätze über den sogenannten nichtstrafrechtlichen Irrtum zugute.

Wie aber gestaltet sich die Rechtslage, wenn, wie es aus Anlaß des derzeitigen Prozesses endlich geschehen sollte, auch die Militärbehörden die Ungültigkeit der Kabinettsorder von 1820 anerkennen? Welche rechtlichen Möglichkeiten wird

dann das Militär noch haben, wenn, was niemand hoffen will, was aber doch jedermann als möglich betrachten muß, ähnliche Dinge wie in Zabern sich einmal wiederholen? Soll es dann rechtlos sein?

Nun haben auch die, die von der Kabinettsorder nichts wußten oder — nach dem vorhin Gesagten zu Recht — nichts wissen wollen, darauf hingewiesen, daß das Militär ja doch immer ebenso wie jeder Privatmann die allgemeinen straf- und strafprozeßrechtlichen Notrechte habe, einerseits das Recht der strafrechtlichen Notwehr, anderseits das jedermann zustehende Recht zur vorläufigen Festnahme gemäß St. P. O. § 127. Das ist selbstverständlich richtig, und diese beiden Rechte sind auch geeignet, manche notwendigen Maßnahmen des Militärs zu rechtfertigen. So konnte man in dem Prozeß gegen den Leutnant von Forstner schon aus dem Gesichtspunkt der Notwehr, mindestens aber der fast allseitig anerkannten Putativnotwehr zu einem Freispruch kommen. Und bezüglich des Rechts der vorläufigen Festnahme hat ein Beamter des Berliner Polizeipräsidiums, Dr. Lindenau, in der Juristenzeitung S. 1462 noch besonders betont, „daß auch Übertretungen und leichte Vergehen als frische Tat im Sinne des § 127 St. P. O. die vorläufige Festnahme rechtfertigen können"; er schien dabei etwa an den berüchtigten Paragraphen über den groben Unfug zu denken, der wie sonst so oft auch hier als Retter in der Not angerufen werden könnte. Aber können solche Versuche, das Verhalten des Militärs zu rechtfertigen, wirklich befriedigen? Wäre es ein würdiges Schauspiel, wenn man wirklich nur durch Heranziehung des groben Unfugsparagraphen Dinge rechtfertigen könnte, von denen man das Gefühl hat, daß sie gerechtfertigt sein müssen? Mir will scheinen, daß solche Deduktionen doch etwas gar zu Kleinliches und Spießbürgerliches wären, zu sehr nach Advokatenkunststücklein aussehen würden, um dort am Platze zu sein, wo so Großes zur Erörterung steht wie der Konflikt zwischen Militärgewalt und Bürgerfreiheit. Aber auch von diesem mehr gefühlsmäßigen Moment abgesehen und rein auf das praktische Ergebnis gesehen, wird man unbefriedigt sein müssen; denn genügen die allgemeinen Notrechte den Bedürfnissen des Militärs? sind sie auf dessen Bedürfnisse oder nicht vielmehr einfach auf die Bedürfnisse des Privatmannes zugeschnitten?

Und damit erkennen wir den Grundirrtum derer, die nur von diesen allgemeinen Notrechten sprechen: Die einzelne Militärperson ist Privatmann und als solcher mit denselben Rechten ausgestattet wie jeder andere Privatmann, mit nicht weniger und mit nicht mehr, aber das Militär als solches, das Militär in seiner Gesamtheit ist mehr als ein Privatmann, es ist ein Teil der Staatsverwaltung; der Staat aber und die Staatsverwaltung lebt nicht einfach nach dem Recht des Privatmannes, sondern lebt nach einem eigenen Recht, dem Verwaltungsrecht. Die Frage ist, ob es neben den für den Privatmann bestimmten strafrechtlichen Notrechten nicht noch ein besonderes, auf die Bedürfnisse der staatlichen Verwaltung zugeschnittenes verwaltungsrechtliches Notrecht gibt. Diese Frage ist zu bejahen, wie noch zu zeigen sein wird.

* * *

Ich wiederhole noch einmal: der Staat und die staatliche Verwaltung lebt nicht einfach nach dem Rechte des Privatmannes, sondern lebt nach einem eigenen Recht! Wie der Staat mehr ist als der Privatmann, so ist selbstverständlich, daß die Rechte des Staates weiter greifen als die des Privatmannes. Das gilt namentlich aber auch von den Notwehrrechten; ein Gegenstück zwar zum allgemeinen Notwehrrecht, aber zugleich doch etwas, das in wesentlichen Beziehungen darüber hinausgeht, bildet das besondere Notwehrrecht der öffentlichen Verwaltung, das von der modernen verwaltungsrechtlichen Wissenschaft nach dem Vorgang von Otto Mayer (Deutsches Verwaltungsrecht I Seite 263; vgl. ferner Fleiner, Institutionen des Deutschen Verwaltungsrechts, dritte Auflage S. 307 f., Kormann, Einführung in die Praxis des Verwaltungsrechts, S. 60 f., sowie in dem Artikel „Öffentliche Anstalt" in Stengel-Fleischmanns Wörterbuch des Deutschen Staats- und Verwaltungsrechts, Band III S. 1 f.) als Polizei der öffentlichen Anstalt oder kurz als Anstaltspolizei bezeichnet wird.

Öffentliche Anstalt ist dabei im weitesten Sinne zu verstehen als gleichbedeutend mit öffentlicher Veranstaltung. „Öffentliche Anstalt in diesem Sinne ist etwa das Heer, das Heer im allgemeinen oder auch die einzelne militärische Veranstaltung, wie etwa eine militärische Parade" (Einführung a. a. O. S. 49), ebenso aber natürlich auch der Übungsmarsch einer geschlossenen militärischen Abteilung wie etwa der, um den es sich bei den Vorgängen in Dettweiler handelte.

Der öffentlichen Anstalt in diesem Sinne eignet nun ohne weiteres, d. h. ohne daß es irgend welcher besonderer gesetzlichen Vorschriften bedarf, eine Gewalt, die als Anstaltspolizei bezeichnet wird. Sie ist darauf gerichtet, „zwangsweise alles zu beseitigen, was den Betrieb der öffentlichen Anstalt stört" (a. a. O. S. 62). Über die allgemeine Notwehr hinaus „gibt es eine verwaltungsrechtliche Notwehr kraft Anstaltspolizei, die nicht an diese Voraussetzungen der strafrechtlichen Notwehr gebunden, sondern ohne besondere gesetzliche Grundlage zulässig ist. Sie findet statt, wenn die Militärbehörde durch Militärpersonen das Gelände absperrt, in dem die Truppe übt, wenn das Betreten ihrer Kasernen, Festungswerke, Pulvermagazine usw. durch Wachtposten verhindert wird, wenn bei Märschen oder Paraden der Passantenverkehr unterbrochen und der durch die Truppenabstände verbotwidrig hindurcheilende Passant mit Gewalt wieder zurückgestoßen wird. Sie findet ferner statt, wenn . . . Personen, die eine öffentliche Veranstaltung durch lautes Sprechen oder sonstwie stören, einfach weggeführt oder festgenommen werden. Eine Grenze findet diese Notwehr darin, daß sie, soweit nicht besondere gesetzliche Vorschriften ein weiteres gestatten, nicht über die Abwehr der Störung hinausgehen darf und sich dabei mit den zu diesem Zweck erforderlichen Maßnahmen begnügen muß" (a. a. O. S. 63).

Diese Sätze waren niedergeschrieben und veröffentlicht, ehe irgend jemand an Zabern denken konnte, aber sie treffen in demjenigen Satz, in dem die Rede ist von Störungen einer öffentlichen Veranstaltung durch lautes Sprechen oder

sonstige Handlungen, wozu natürlich insbesondere Schmähruse, Johlen usw. zu rechnen sein würden, ganz unmittelbar zu auf Vorgänge der Zaberner Art.

Keinem Zweifel kann das unterliegen bezüglich des Vorfalles in Dettweiler: Hier handelte es sich um den Marsch einer geschlossenen Abteilung, d. h. um eine öffentliche Veranstaltung in dem vorhin bezeichneten Sinne oder wie es Herr von Jagow in seiner bekannten Veröffentlichung mit vollem Recht in etwas anderer Terminologie bezeichnete, um einen „Akt der Staatshoheit". Die Belästigungen, deren sich das Publikum schuldig machte, waren, wie man nach den Zeitungsberichten über die kriegsgerichtliche Verhandlung vom 19. Dezember unbedenklich wird annehmen können, gerichtet gegen die militärische Abteilung überhaupt, nicht etwa bloß gegen den Leutnant von Forstner persönlich, der übrigens als Führer der Abteilung überhaupt schwerlich ohne Zusammenhang mit ihr gedacht werden kann. Darauf konnte das Militär reagieren mit Anstaltspolizei. Aus dieser Anstaltspolizei rechtfertigt sich insbesondere, wie schon vorhin in dem zitierten, gänzlich ohne Beziehung auf den konkreten Fall niedergeschriebenen Satz gesagt ist, die Festnahme der Schreier. Von einer Überschreitung desjenigen Maßes, das durch den Zweck der Abwehr der Störung geboten war, kann nicht die Rede sein, da die Festnahme schon deshalb nötig war, um dem Publikum zu zeigen, daß Ernst gemacht wurde. Aus diesem Gesichtspunkt heraus darf man sogar noch weitergehend sagen, daß die objektive Rechtmäßigkeit der Festnahme nicht einmal dann ausgeschlossen wäre, wenn der Festgenommene vielleicht, was nach den Erfahrungen aller Krawallprozesse sich nachträglich doch niemals mit Sicherheit feststellen läßt, gar nicht selbst geschrien hätte, sondern nur als Glied der schreienden Menge mehr passiv „dabei gewesen" wäre; denn eine Störung der öffentlichen Anstalt stellt schon diese schreiende Menge als solche dar.

Auch bezüglich der Räumung des Schloßplatzes vor der Kaserne und der dabei vorgenommenen Verhaftungen ließe sich das Vorgehen des Militärs wohl leicht aus dem Gesichtspunkt der Anstaltspolizei rechtfertigen. Denn wenn gerade vor der Kaserne demonstriert wurde, so ist ganz offensichtlich, daß auch hier das Militär als solches, d. h. eine öffentliche Anstalt gestört wurde.

Zweifelhaft kann die Sache sein bezüglich der Zulässigkeit derjenigen Maßnahmen, die in der Aussendung von Militärpatrouillen durch die städtischen Straßen und in den durch diese Patrouillen vorgenommenen Verhaftungen ihren Ausdruck fanden. Unzulässig wäre das dann gewesen, wenn die Belästigungen, die durch diese Maßnahmen unterdrückt werden sollten, sich nur gegen einzelne Offiziere persönlich gerichtet hätten, zulässig dagegen dann, wenn sich feststellen ließ, daß sie diese Offiziere als Teile des Heeres im Auge hatten, anders ausgedrückt, daß „systematisch" gegen das Militär als solches vorgegangen wurde; ob der erste oder der zweite Fall vorlag, ist eine aus der Gesamtanschauung der Verhältnisse heraus zu beurteilende Tatfrage.

Nicht zu rechtfertigen ist aus dem Gesichtspunkt der Anstaltsgewalt die Gefangensetzung der Beteiligten zum Zweck ihres militärischen Verhörs. Denn ein Verhör mit ihnen anzustellen war nicht mehr Sache der bloßen Abwehr, sondern eine Vorbereitung der Bestrafung. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Festgenommenen unter keinen Umständen in der Kaserne hätten festgehalten werden dürfen; nur wäre zur Rechtfertigung dieser Maßnahme eine andere Begründung notwendig gewesen, etwa die Gefahr, daß bei Freilassung die Störungen alsbald sich wiederholt hätten; ob diese Gefahr vorlag, ist wiederum Tatfrage.

Es kann gegen das Rechtsinstitut der Anstaltspolizei nicht etwa eingewendet werden, daß es im Widerspruch stehe mit dem Grundsatz der gesetzmäßigen Verwaltung. Dieser Grundsatz muß selbstverständlich anerkannt werden, aber er hat nicht die Bedeutung, daß für jedes Handeln der öffentlichen Verwaltung eine gesetzliche Spezialbestimmung nötig wäre, sondern es genügen auch Generalklauseln wie § 10 A. L. R. II. 17; und es gibt ferner bei der formalen Unvollkommenheit unseres ja nicht in einer großen Kodifikation niedergelegten Verwaltungsrechts eine Menge ungeschriebenes Recht, wie vorliegenden Falls das, was man das Recht der öffentlichen Anstalt nennt, — ungeschriebenes Recht, das in anerkannten Einzelsätzen und in der mit dem Bewußtsein der Gesetzmäßigkeit ausgeübten und unwidersprochenen Verwaltungspraxis gelegentlich zum Ausdruck kommt, das aber in seiner grundsätzlichen Bedeutung klarzulegen Sache der nicht zum Erfinden, wohl aber zum Entdecken neuer Rechtssätze bestimmten verwaltungsrechtlichen Wissenschaft ist.

Zweck der vorstehenden Erörterung war, zu zeigen, daß diese Wissenschaft in der Tat Möglichkeiten bietet, wie sie durch die unzweifelhaften Bedürfnisse der Praxis gebieterisch verlangt werden. Wenn die Zaberner Offiziere wiederholt erklärten, der Rock des Königs müsse unter allen Umständen geschützt werden, so war das natürlich durchaus unjuristisch ausgedrückt. Aber das berechtigte die Juristen noch nicht, wegen des unjuristischen Ausdrucks die Forderung selbst zu ignorieren. Sie mußte nur in juristische Ausdrucksweise umgesetzt werden; der juristische Ausdruck heißt Anstaltspolizei.

Wahrheit und Schönheit in der Kunst

Von Richard Müller-Freienfels

Wenn die ältere Ästhetik an ein Problem wie das der Wahrheit und der Schönheit in der Kunst heranging, so kam es ihr darauf an, eine einheitliche Formel zu finden, die für eine ihr vorschwebende Idealkunst wie angegossen paßte, die nur meist den Fehler aufwies, auf die in der Wirklichkeit bestehenden Kunstwerke in keiner Weise anwendbar zu sein.

Die neuere psychologische Kunstwissenschaft geht den umgekehrten Weg. Sie will nicht Einheit um jeden Preis, sondern sucht im Gegenteil gerade in einem psychologischen Verständnis der Mannigfaltigkeit der Kunstwerke ihre Aufgabe. Das scheint zwar im Gegensatz zu der alten konstruktiven Ästhetik und ihrer diktatorisch-metaphysischen Gesetzgebung ein beinahe kleinliches Bemühen, hat aber immerhin den Vorzug, auch einigen Gewinn für die Praxis des Kunstlebens zu versprechen. Denn wie man einem Menschen nur dann gerecht wird, wenn man ihn nicht nach einem kategorischen Normalmaß beurteilt, sondern nur, indem man auf seine individuelle Besonderheit eingeht und diese zu verstehen sucht, so ist es mit den Kunstwerken auch. Eine Psychologie der Kunst wird also kein ästhetisches Gesetzbuch und nicht einmal ein ästhetisches Kochbuch zu liefern vermögen, wohl aber kann sie vielleicht die Wege lehren, die richtige Einstellung den verschiedensten Kunstwerken gegenüber zu finden, was im Sinne der Kunst vielleicht mehr ist als abstrakte Theorien.*)

Unter diesem Gesichtspunkte werden wir auch das vorliegende Problem behandeln. Wir werden daher nicht dekretieren und mit aller Dialektik zu beweisen suchen, daß Wahrheit und Schönheit überhaupt nichts miteinander zu tun hätten, oder daß sie sich ausschlössen, oder daß sie ein und dasselbe wären; alle diese Theorien sind verfochten worden. Alle sind sie sowohl richtig als auch

*) Man findet die hier skizzierten Bestrebungen zusammengefaßt in meinem Werke: „Psychologie der Kunst“ (Teubners Verlag, 1912), 2 Bände.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY CALIFORNIA

falsch; es hängt nämlich nur davon ab, auf welche Kunstwerke sie angewandt werden.

Wir werden nun zu zeigen suchen, daß sowohl vom Künstler wie vom Publikum der Begriff Wahrheit in ganz verschiedenem Sinne gemeint wird, und daß es in der Tat Kunstwerke gibt, an die man mit vollem Rechte den Maßstab der Wahrheit anlegen kann, als auch solche, für die ein solcher Maßstab der falscheste von allen wäre. Wir werden zeigen, daß manche Kunstwerke „Wahrheit" bieten wollen, daß andere dagegen gerade in einem Durchbrechen alles dessen, was man Wirklichkeit oder Wahrheit nennen kann, ihre eigentliche Aufgabe suchen. Die richtige Einstellung einem Kunstwerke gegenüber finden, ist alles: wenn ich an ein Bild Hodlers oder Monets herantrete mit der Frage nach seinem Wahrheits- oder Wirklichkeitswert, so muß ich natürlich davorstehen wie ein Tauber vor der Musik. Ebenso aber wäre ich einem feingearbeiteten realistischen Porträt gegenüber ungerecht, wollte ich von ihm den Linienrhythmus oder die Farbenharmonie verlangen, die wir in den Werken moderner antirealistischer Maler finden.

Wir wollen nun, um die Möglichkeit einer richtigen Einstellung den Kunstwerken gegenüber zu erleichtern, eine Reihe von typischen Standpunkten kennzeichnen, wie man sich der Kunst gegenüber verhalten kann. Und zwar kennzeichne ich deren sechs: drei von solchen, welche Wahrheit auch in der Kunst verlangen, und drei andere, die gerade in der Antirealistik das Wesen der Kunst sehen. Wir verfahren dabei zunächst rein deskriptiv. Wir suchen nur die verschiedenen Möglichkeiten zu kennzeichnen und überlassen es dem einzelnen, sich klarzuwerden darüber, welche davon seiner Natur die gemäßeste ist. Vielleicht aber kann eine solche Betrachtung ihm auch ein Verständnis für solche ästhetische Erlebnisweisen erschließen, die ihm bisher unverständlich waren.

* * *

Hören wir zunächst diejenigen, die „Wahrheit" auch in der Kunst verlangen. Wir finden da als erste Stufe diejenige Anschauung, die ich als die „vorästhetische" bezeichnen möchte. Dieser ist überhaupt noch nicht die ästhetische Stellungnahme als solche aufgegangen. Eine Dichtung, deren materiale Wahrheit einem solchen Publikum nicht garantiert ist, gilt ihm als „Lüge". Shakespeare schildert im Wintermärchen höchst lustig dies Publikum: Der Ballade, die Autolycus anpreist, „wie eines Wucherers Frau mit zwanzig Geldsäcken in die Wochen kam und ein Gelüst hatte nach frikassierten Kröten," und anderen Schönheiten gegenüber haben die wackeren Schäfer nur eine Frage, ob es auch wahr sei, und sind völlig überzeugt davon, als sie sehen, daß es gedruckt ist. Nicht nur Kinder und naive Menschen fragen so. Selbst in der Blütezeit des mittelalterlichen Epos noch war dieser Maßstab allgemein, und jeder Dichter pflegte genau seine Quellen anzugeben, damit kein Hörer an den Drachen und Wunderdingen zweifle. Und selbst eine so gewaltige Dichterpersönlichkeit wie

Wolfram von Eschenbach hat noch einen Gewährsmann „Kyot" erfinden müssen, damit man die Schöpfungen seiner dichterischen Phantasie nicht Lügen schelte. Und trotzdem noch wird er von Gottfried von Straßburg darob als „vindaêre wilder maêre, d. h. ein Erfinder erlogener Geschichten, hart angefahren. Im Grunde steht auch heute zuweilen das Publikum noch auf diesem Standpunkt, wenn es bei Klingers Nietzsche z. B. die Porträtähnlichkeit verlangt, etwas, was mit dem ästhetischen Wert der Büste gar nichts zu tun hat.

Damit kommen wir aber bereits hinüber zu jener zweiten Stufe, wo zwar nicht mehr die materiale Wahrheit verlangt wird, wohl aber die „Wahrheit der Möglichkeit nach", die Wahrscheinlichkeit. Das heißt, man heischt von den Dichtungen nicht, daß sie wirklich geschehen seien, nur daß sie hätten geschehen können. Desgleichen verlangt man von Bildern und Statuen nicht, daß sie wirklich einem Modell aufs Haar gleichen, wohl aber, daß sie wenigstens so beschaffen sind, daß sie einem Modell gleichen könnten. Diese Kunstanschauung tritt von Zeit zu Zeit mit großer Entschiedenheit auf und nennt sich Realismus oder Naturalismus. Sie verlangt möglichste Treue der Natur gegenüber, sie kreidet als schlimme Fehler an, wenn irgendwo ein Pferd nicht anatomisch getreu gemalt ist, wenn im Roman das Milieu nicht bis auf Hausnummern und Straßennamen getreu nachgebildet ist. Bei historischen Kunstwerken prüft man Dokumente nach, um ihren Wert abzuschätzen. Und „Lebenswahrheit" ist das Feldgeschrei dieser Richtung, der wir aber trotz allem manches beträchtliche Kunstwerk danken. Noch heute ist ein großer Teil des Publikums ganz befangen in dieser Anschauung. Es will im Theater vergessen, daß es im Theater ist, rühmt die Wahrheit und Natürlichkeit der Schauspieler und ist in der Regel völlig unfähig, einem höheren Schwung zu folgen. Es kritisiert Boecklin, weil es keine Zentauren gäbe, und Iphigenie, weil man im Lande der Skythen unmöglich solche Humanität habe finden können. Es ist das vielleicht nicht der freieste und weiteste Standpunkt der Kunst gegenüber, aber immerhin einer, der sich gehalten hat über die Jahrhunderte hin und vermutlich auch weiter sich halten wird, und darum nicht mit verächtlichem Lächeln abzutun ist, wie man das zuweilen versucht hat.

Denn jener Standpunkt ist viel befehdet worden, und nicht nur von solchen, die die Wahrheit in der Kunst überhaupt verbannen wollten, nein auch gerade im Namen der „Wahrheit" hat man ihn bekämpft. Wir kommen damit heran an jene schwierige Streitfrage, die auch die Philosophie durchzieht, ob die „wahre" Welt denn die durch die Sinne vermittelte sei oder eine andere, geistigere, die sich in jener nur verschleiert zu erkennen gäbe. In diesem Sinne stellte man die „Wahrheit" der „Wirklichkeit" entgegen, indem man die Wirklichkeit der auf ihre Sinne sich berufenden Realisten als Trug bezeichnete oder sie doch nur als eine Wahrheit niederen Ranges gelten ließ, während die Wahrheit im höchsten Sinne erst die Welt der Ideen sei. Plato hat diese Anschauung als erster formuliert. Philosophisch nennen wir sie den Idealismus

und, wenn auch nicht immer klar bewußt, findet sie sich wieder in allen jenen Richtungen der Kunst, die wir als idealisierende bezeichnen könnten. Man will hier zwar nicht die alltägliche Wirklichkeit, aber dennoch eine geläuterte, verklärte, gesteigerte Wirklichkeit, die man eben als „Wahrheit" bezeichnet, gegenüber der niedrigen „Wirklichkeit" des Realismus und Naturalismus.

Für das Gebiet der Kunst ist der Idealismus und seine Wahrheitsanschauung vor allem in Deutschland verfochten worden, und Friedrich Schiller ist ihr stärkster Wortführer. Hören wir ihn selbst: „... Eben darum," so schreibt er im Vorwort zur „Braut von Messina", „weil es hier in der falschen Phantasiekunst nur auf eine vorübergehende Täuschung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit oder die beliebte Wahrscheinlichkeit nötig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt. Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Ziel abgesehen; es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu machen und dies dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen. Und eben darum, weil die wahre Kunst etwas Reelles und Objektives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Scheine der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem tiefen und festen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude." Bekanntlich sind diese Gedanken Schillers in der idealistischen Philosophie, besonders durch Hegel, noch weiter ausgesprochen worden. Hegel fügt ja auch die Kunst in sein System ein und sie wird ihm zur ersten Stufe des absoluten Geistes, Kunst ist ihm das unmittelbare Anschauen der Idee in objektiver Wirklichkeit. Und selbst der grimmigste Gegner dieser Philosophie, Schopenhauer, nähert sich doch in diesem Punkte seinem Antipoden, denn auch ihm sind die platonischen Ideen, nicht die einzelnen Dinge Objekt der Kunst, auch ihm also vermittelt die Kunst jene höhere Wahrheit, die in der Sinnenwelt höchstens durchschimmert.

Bleiben wir zunächst bei diesen drei Formen, in denen die Forderung der Wahrheit an die Kunst herangetreten ist. Sie sind nicht die einzigen, wohl aber die wichtigsten. Fragen wir nun, wie es kommt, daß man vom ästhetischen Erlebnis, das doch ein von allem Handeln isoliertes Ergriffensein unseres Gefühls ist, immer wieder „Wahrheit" verlangt hat. Die Antwort liegt wohl darin, daß diese Isolierung des ästhetischen Lebens von den übrigen Betätigungen des Geistes eben doch nicht so vollständig ist, daß vielmehr eine beständige Wechselwirkung besteht. Ein Mensch, der gewohnt ist, alles im Leben auf seine Wahrheit zu prüfen, wird auch dem Ästhetischen gegenüber nicht völlig dieser Gewohnheit entsagen können. Das kann zu so grotesken Äußerungen führen, wie zu jener oft zitierten eines Mathematikers, der nach einer Aufführung der Racineschen „Iphigenie" fragte: „Qu'est ce que cela prouve?" Man hat

nicht jene Freiheit des Geistes, um der Idealität des Kunstwerkes gegenüber auf die gewohnten Denkformen zu verzichten; und wenn man auch über die Forderung der materialen Wahrheit hinauskommt, die Forderung der Wahrscheinlichkeit, der Wahrheit der Möglichkeit nach bleibt doch, und zwar stärker noch der bildenden Kunst als der Dichtung gegenüber. — Auch ethische Erwägungen spielen mit. Man erklärt, die Kunst solle dem Leben nicht entfremden, solle uns nicht in ein weltfremdes Traumleben stürzen und uns untüchtig für das praktische Dasein machen. Aus solchen Erwägungen heraus schöpft gewöhnlich der Realismus sein ethisches Pathos, mit dem er jede Phantasiekunst befehdet. Da die „Wahrscheinlichkeit" für die meisten Menschen eine Vorbedingung für den Kunstgenuß ist, so wird die Ästhetik damit rechnen müssen, wenn auch die höchsten Gebiete der Künste solchen Menschen stets werden verschlossen bleiben.

Interessant ist es nun, die Wahrheitsforderung des Idealismus psychologisch zu analysieren. Sie ist ein Kompromiß und versucht einerseits dem logischen Wahrheitsbedürfnis gerecht zu bleiben und daneben doch auch jenen Forderungen der Kunst zu genügen, die aus ästhetischen Gründen eine Umgestaltung der Wirklichkeit heischen. Wir können es heute offen sagen: die Theorie des Idealismus ist falsch, die Praxis der großen idealistischen Künstler hat aber trotz ihrer Theorie große Werke geschaffen. Nicht darum sind Odyssee und Wallenstein, sind Tizians Heilige oder Goethes Lyrika große Kunstwerke, weil sie irgendwelche platonische Ideen verkörpern, sondern darum, weil sie das ästhetische Gefühl am tiefsten erregen. Und in der Tat liegt ein Berührungspunkt vor zwischen der Theorie des Idealismus und der ästhethischen Praxis aller stilisierenden Kunst. Wie die Ideen die Verkörperung des „Wesentlichen" mit Ausschaltung des Unwesentlichen und Zufälligen (συμβεβηκότα) sind, so arbeiten auch die großen Kunstwerke das Wesentliche und Typische heraus, allerdings nicht im scholastisch-absoluten Sinn, sondern im Hinblick auf die künstlerische Wirkung. Stilgebung ist Steigerung und Herausarbeitung des künstlerisch Wertvollen und Wirksamen und Beiseitelassen des künstlerisch Unwesentlichen. Dies hat zu jener Verquickung mit logischen Theorien geführt, indem man das logisch Wesentliche und das ästhetisch Wesentliche zusammenwarf. In Wirklichkeit ist es für ein großes Kunstwerk gleichgültig, ob es das Wesen der Dinge im logischen Sinne gibt; nur darauf kommt es an, daß es das Wesen der Dinge im ästhetischen Sinne herausarbeitet. Und das haben Phidias und der Dichter Schiller getan wie alle großen Künstler, wenn ihre Werke auch weit davon entfernt sind, „platonische Ideen" zu verkörpern.

* * *

So führt der Idealismus, obwohl er sich noch nicht freigemacht hat vom Glauben an die ästhetische Bedeutung der Wahrheit, dennoch bereits in seiner Praxis hinüber zu jener anderen Anschauung, daß die Wahrheit in der Kunst gleichgültig, ja schädlich sei. Denn die „Wahrheit" des Idealismus ist ja

bereits ein radikaler Bruch mit dem, was der gewöhnliche Menschenverstand unter „Wahrheit" versteht.

Auch unter den antirealistischen Forderungen der Kunst will ich drei Stufen unterscheiden, die den oben gekennzeichneten etwa entsprechen. Auch hier haben wir zunächst eine „vorästhetische" Stufe, die nicht in ästhetischen Theorien vertreten ist, die aber im Leben sich oft genug findet. Hier will man das möglichst Unmögliche, Unwahrscheinliche, Wunderbare, alles das, was sich im Leben nicht findet: Zauber und Hexerei, Geister und Fabelwesen. Es ist eine rein materiale Unwirklichkeit, die man von der Poesie fordert, und die meisten primitiven Kunstleistungen, Märchen und Sagen, Legenden und Abenteurergeschichten kommen diesem Sinn fürs Phantastische entgegen, der in aller Kunst den realistischen Tendenzen entgegengearbeitet hat, obwohl man sich dessen nicht immer bewußt war und wohl gar daneben ganz unkritisch all jenen bunten Zauber für Wahrheit nahm, wenigstens überhaupt nicht schied zwischen Wahrheit und Nichtwahrheit. Dieser Hang des Menschen zum Unwahrscheinlichen und Unmöglichen findet sich nicht nur auf primitiven Stufen des Denkens, oft tritt er gerade in Perioden überreiztester Kultur wieder auf, die ja oft eine gewisse Verwandtschaft mit den Anfängen der Kultur haben. Genau wie sich der naive Mensch an Gespenstergeschichten ergötzt, so tut es auch der Leser Edgar A. Poes', Baudelaires oder all der vielen modernen Gruselerzähler und Schauerromantiker. Dazu sind jene Maler zu rechnen, deren Bilder wirken, als wären sie im Fiebertraum oder Haschischrausch geschaffen, und auch wirklich zum Teil so entstanden sind. Im Grunde ist diese Unrealistik aber auch noch vorästhetisch, wenn sich diese Künstler auch noch so sehr als Ästheten gebärden, denn sie liegt im Stoff, nicht in der Formung.

Dort nun, wo wir eine bewußte Umformung der Wirklichkeit haben zum Zwecke der ästhetischen Wirkung, haben wir es mit der zweiten Stufe des Antirealismus zu tun, den ich im Gegensatz zu dem eben behandelten vorästhetischen materialen Antirealismus als den „formalen" bezeichnen möchte. Hier übernimmt man die Elemente der alltäglichen Wirklichkeit, behält sich aber die Freiheit vor, sie nach Belieben zum Zwecke besonderer ästhetischer Wirkungen umzugestalten, zu „stilisieren". Man hat diese Art der Kunst als den „stilvollen" Realismus bezeichnet und hat damit sagen wollen, daß der Realismus eben zum Zwecke einer einheitlichen ästhetischen Wirkung des Stils durchbrochen werden müsse. Wie weit diese Umformung geht, das ist sehr verschieden; ebenso sind die erstrebten Wirkungen nicht gleich. In der Malerei sind es besonders Raum- oder Farbenprobleme, nach denen stilisiert wird. So durchbricht ein Künstler wie Hodler die Wirklichkeit, um bestimmte Linienwirkungen, architektonisch-rhythmische Bildungen in seinen Gemälden zum Ausdruck zu bringen. Liebermann hat nachgewiesen, daß Manet auf seinem berühmten Bilde „Die Erschießung Maximilians" die Soldaten lieber vorbeischießen ließ, als daß er die lineare Wirkung geopfert hätte. Auch in der Dichtkunst finden wir diese Um-

gestaltung der Wirklichkeit zum Zwecke der vertieften ästhetischen Wirkung. Schon die Verwendung des Verses ist eine solche Stilisierung. Daß die Personen des „Wallenstein" oder des „Tasso" in wohlgesetzten Jamben, nicht in lüderlicher Prosa reden, ist durchaus antirealistisch. Und auch in der Gestaltung der Handlung und Charaktere merken wir überall die auswählende Hand des Dichters, der kunstfremde Nebensächlichkeiten ausmerzt, um die Hauptsache stärker hervortreten zu lassen. Wir sehen also, in dieser Kunstart begegnen sich Realistik und Antirealistik. Wir haben bereits oben gezeigt, daß die theoretische Forderung, daß diese Stilisierung auf die Wahrheit und die platonische Idee zu gehen habe, falsch ist und in Wirklichkeit nie erfüllt worden ist. Gemeinsam ist der Stilisierung und dem logischen Idealismus nur ein Herausarbeiten des Wesentlichen, aber die guten Künstler haben stets das ästhetisch, nicht das logisch Wesentliche herausgearbeitet, und diese beiden sind keineswegs identisch.

Man könnte nun meinen, in dieser Kunstart des stilvollen Realismus, der einerseits in gewisser Weise Wirklichkeit, aber doch auch wieder gestaltete und aus ästhetischen Gründen stilisierte Wirklichkeit gäbe, müsse sich eine endgültige Lösung finden lassen, da diese Kunst sowohl den antirealistischen wie den realistischen Tendenzen entgegenkommt, und in der Tat lassen sich die am höchsten gewerteten Kunstwerke aller Zeiten, von den hellenischen Dichtern und Malern über die Kunst der Renaissance hin bis zum deutschen Klassizismus, unter diese Rubrik unterbringen.

Trotzdem aber ergeht es dieser Vermittlung zwischen zwei Extremen, wie es stets solchen Vermittlungen ergeht: sie werden abgelehnt von den Radikalen beider Parteien. Nicht nur daß die extremen Realisten den stilisierten Realismus als unwahr und verlogen brandmarken, auch diejenigen, die den völlig realitätsfremden Charakter der Kunst betonen, halten den stilisierten Realismus für ein Kompromiß. Sie erklären, jede Rücksichtnahme auf die Wirklichkeit müsse aufhören, nur die rein ästhetischen Elemente müßten beachtet werden, das heißt diejenigen, die aus der Stimmung des Künstlers entsprängen und Stimmung im Genießenden wirkten; eine Rücksichtnahme auf irgendeine Realität käme nicht in Betracht. Wir haben solche Anschauungen in neuester Zeit, bis ins Groteske gehend in ihrer Formulierung, besonders von den sogenannten Expressionisten vortragen hören, und ihre Bilder sind denn auch oft genug zum Spott des Publikums geworden. Aber auch von ganz großen Künstlern früherer Zeiten sind solche Ideen geäußert worden, von Hebbel z. B., daß alles Geschehen in der Kunst nur symbolischen Sinn habe, keinen Wert an sich. Nur weil es ein Gleichnis für ein tieferes seelisches Geschehen, ein Ausdruck von Stimmungen und Gefühlen ist, nur darum habe es Berechtigung. Im Symbolismus sind diese Gedanken neu variiert worden. Es ist offenbar, daß diesen Künstlern die Farben und Worte nicht mehr den gewöhnlichen Wert haben, nicht Darstellungswert, sondern nur noch Ausdruckswert, und man muß daher auf alle Realistik vor solchen Bildern verzichten. Das Ideal dieser Kunst ist die Musik,

deren Material, die Töne, überhaupt unrealistisch ist, die nur Ausdruck sein will und die daher ihre eigene Welt aufbaut. So muß man an Kunstwerke dieses Typus herangehen, gar nicht mehr daran denkend, daß sie auch etwas darstellen könnten, nur noch Stimmungen daraus empfangend wie von einem Musikstück. Ich möchte diese Kunstart, im Gegensatz zur oben besprochenen materialen und der formalen Antirealistik, die „ideale" Antirealistik nennen, wobei zu bemerken ist, daß „ideal" nur eine Charakterisierung, kein Lob ist.

* * *

Nun wird es freilich nicht an Stimmen fehlen, die behaupten wollen, von diesen hier gekennzeichneten sechs Möglichkeiten seien einige völlig kunstfremd, die anderen ließen sich jedoch auf ein und dasselbe Prinzip zurückführen. Ich leugne nicht das eine und nicht das andere. Ich frage nur, was ist damit geholfen? Gewiß lassen sich, besonders von der Höhe metaphysischer Systeme herab, andere Standpunkte billig mit überlegenem Lächeln abtun: man wird aber nicht umhin können, anzuerkennen, daß ganze Zeiten und ganze Völker trotzdem der Kunst gegenüber sich anders verhalten und ihr Erleben derselben doch für richtiges Kunsterleben genommen haben. Ebenso kann man natürlich auch einige der hier skizzierten Standpunkte zusammenfassen und ein einziges „Prinzip" daraus destillieren. Aber was ist damit gewonnen? Der nächste Theoretiker verfährt anders und so wird ein ewiges Streiten um unlösbare Probleme bleiben. Uns scheint darum das beste, von solchem Streit abzusehen und, statt die Unterschiede zu verwischen, lieber die bestehenden Verschiedenheiten anzuerkennen und für sich diejenige Form des Kunsterlebens auszuwählen, die einem selbst als die angemessenste, reichste und schönste erscheint, oder aber, und das ist vielleicht das klügste, zu versuchen, allen Standpunkten gerecht zu werden. Dazu zu verhelfen, das ist ein Hauptziel der psychologischen Kunstbetrachtung.

Der geplante Kanaltunnel zwiſchen Frankreich und England

Seit mehr als einem halben Jahrhundert hat das Projekt, das Feſtland mit Großbritannien durch einen Kanaltunnel zu verbinden, die Gemüter in Frankreich und England beſchäftigt. Frankreich war bei der Förderung dieſes Projektes ſtets die treibende Kraft, während England, ſtolz auf ſeine „splendid isolation“ und in der Furcht, einen neuen Angriffsweg gegen ſich zu ſchaffen, bisher eine ablehnende Haltung einnahm.

Ein Hauptcharakterzug des engliſchen Volkes iſt ſeine konſervative Geſinnung, die es allen dem Volksempfinden widerſtrebenden Neuerungen, ſelbſt wenn ſie nützlich erſcheinen, nur langſam zugänglich macht. Dieſe nationale Eigenſchaft tritt auch in England bei der Beurteilung der Notwendigkeit eines Kanaltunnels in Erſcheinung, denn ganz abgeſehen davon, daß die Maſſe des engliſchen Volkes von der Nützlichkeit eines ſolchen nicht überzeugt iſt, ſträubt es ſich aus rein ſentimentalen Gründen gegen ſeine Herſtellung, da Großbritannien dadurch ſeiner rein inſularen Lage verluſtig gehen würde.

Wenn nun neuerdings an einer Verwirklichung des Tunnelbaues von engliſcher Seite gearbeitet wird, ſo iſt dieſes als ein bedeutſamer Wendepunkt in der Geſchichte der Tunnelfrage zu bezeichnen.

Da der Bau eines Tunnels von der Genehmigung des Parlamentes abhängt, hat ſich im Herbſt des vergangenen Jahres eine Abordnung von achtzehn Mitgliedern des Unterhauſes an den Premierminiſter Asquith mit der Bitte gewandt, ihr ſeine Hilfe bei der Verwirklichung dieſes großen Werkes zu leihen. Der Antrieb zu dieſer Petition, ſagte ſie, entſpringe lediglich der Überzeugung, daß die Herſtellung des Tunnels von größtem Nutzen für das engliſche Volk ſei, und ſie erwähnte, daß ſie weder von einer Eiſenbahngeſellſchaft, noch von der ehemaligen Tunnelbaugeſellſchaft beeinflußt ſei oder aus irgendwelchen geſchäftlichen Intereſſen für dieſe Frage einträte.

Mr. Asquith ſicherte der Abordnung eine wohlwollende Prüfung der Frage mit dem Hinweis zu, daß er natürlich nicht imſtande wäre, die ſtarke Oppoſition,

die unter seinen Vorgängern gegen den Tunnelbau geherrscht hätte, ohne weiteres unberücksichtigt zu lassen.

Ob nun diese Angelegenheit bald dem Parlament zur Beratung vorgelegt werden wird, ist sehr fraglich, da die englische Volksvertretung zurzeit mit solch wichtigen internen Fragen, wie der Homerule, der Entstaatlichung der walliser Kirche und der Landpolitik beschäftigt ist. Immerhin ist zu erwarten, daß ein entsprechender Gesetzentwurf über kurz oder lang dem Parlament zur Beratung unterbreitet wird, nachdem das Reichsverteidigungskomitee dazu Stellung genommen hat.

Um nun beurteilen zu können, ob es wahrscheinlich sein wird, daß der Tunnelbau in absehbarer Zeit seiner Verwirklichung entgegengeht, bedarf es eines Überblickes über den Gang der bisherigen Vorarbeiten und einer Beurteilung der technischen Ausführungsmöglichkeit, sowie der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Bedeutung eines Kanaltunnels.

Zum ersten Male wurde der Plan eines Kanalbaues von dem französischen Ingenieur Thomé de Gamond in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gefaßt und 1856 Napoleon dem Dritten sowie der Königin von England unterbreitet. Im Jahre 1869 bildete sich schließlich ein französisch-englisches Komitee, das auf beiden Seiten des Kanals die Gründung von Gesellschaften und die Erlaubnis zur Herstellung des Baues betreiben sollte. Kurz vor Beginn des deutsch-französischen Krieges setzte sich der französische Gesandte in London auf Antrieb der Komitees mit der englischen Regierung in Verbindung, um über die Bedingungen eines Tunnelbaues zu verhandeln.

Die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1870/71 unterbrachen diese Verhandlungen, die erst nach dem Friedensschlusse wieder aufgenommen wurden. Am 27. Oktober 1874 machte die französische Regierung durch ihren Gesandten der englischen Regierung noch einmal bestimmte Vorschläge, die ein Jahr später zur Bildung einer aus je drei Mitgliedern der beiden Länder zusammengesetzten Kommission führten.

Diese Kommission hatte die Aufgabe, ein Protokoll auszuarbeiten, das dem Vertrage zwischen den beiden Regierungen zugrunde zu legen war, und in dem alle diejenigen Fragen geregelt werden sollten, die für den Bau, die Unterhaltung, den Betrieb und die Verteidigung des Tunnels von Wichtigkeit waren.

Das fertiggestellte Protokoll, welches im Jahre 1876 den beiderseitigen Regierungen vorgelegt wurde, enthielt in bezug auf den wichtigsten Streitpunkt, die Verteidigungsfrage, folgende Festsetzungen:

Jede der beiden Regierungen hat das Recht, falls sie es im Interesse des eigenen Landes für notwendig erachtet:

1. den Betrieb der Eisenbahn und des Verkehres durch den Tunnel zu unterbrechen;

2. die Tunnelbauten oder die Eisenbahn auf ihrem Gebiete ganz oder zum Teil zu beschädigen oder zu zerstören;

3. den Tunnel unter Wasser zu setzen.

In einem der vorgenannten drei Fälle ist das betreffende Land nicht verpflichtet, dem anderen Lande oder deren Betriebsgesellschaft für den entstehenden Schaden irgendwelchen Ersatz zu leisten.

Diese Vorschläge fanden nicht die Zustimmung des englischen Parlamentes und warten heutigen Tages noch auf ihre Verwirklichung. Insofern war jedoch die Tunnelfrage inzwischen gefördert worden, als im Jahre 1875 die South Eastern Railway Company vom Parlament die Erlaubnis erwirkt hatte, bei Dover an der Shakespeare Cliff eine Versuchsgallerie von 2 Kilometer Länge herzustellen, die 1600 Meter unter dem Meere hinläuft. Die zu diesem Zweck mit Hilfe der South Eastern Railway Company gebildete „Submarine Company" verfügte über ein Anfangskapital von rund einer halben Million Mark.

In gleicher Weise war man auf französischer Seite vorgegangen, wo ebenfalls, nach Bildung einer Gesellschaft mit einem Kapital von 2 Millionen Franken, bei Sangatte eine Versuchsgallerie, die 1849 Meter unter das Meer reicht, hergestellt wurde. Alle diese Arbeiten mit ihren Maschinenanlagen sind bis auf den heutigen Tag instandgehalten worden, und man kann sagen, daß in jedem Augenblick die Arbeit weitergeführt werden kann, falls die britische Regierung ihre Einwilligung dazu gibt.

Die auf beiden Seiten gemachten Bohrversuche und das Studium der geologischen Verhältnisse des Meeresgrundes zwischen den geplanten Endpunkten der Bahnlinie eröffneten die günstigsten Aussichten für den Tunnelbau. An beiden Küsten ist das Kreidemassiv vollkommen gleichmäßig gestaltet. Da nun die Trennung der britischen Inseln vom Festland durch Überflutung des Kontinentalsockels infolge positiver Niveauverschiebung (Senkung des Landes) vor sich gegangen ist, so ist als sicher anzunehmen, daß die Gestaltung des Meeresbodens derjenigen des beiderseitigen Küstengebietes entspricht.

Die oberste Schicht wird aus Kreide, die mit Kiesel durchsetzt ist, gebildet; weiter unten ist die Kreide mit Lehm vermischt, und anschließend folgt eine sehr feste, gleichmäßige Schicht von lehmiger Kreide, die auch für die Zementgewinnung von Bedeutung ist. Die Kreide ist sehr leicht zu bearbeiten und gleichzeitig fest genug gegen die Gefahr des Einstürzens; die in ihr enthaltene Lehmmischung macht sie aber für Wasser undurchdringlich. Die Höhe dieser Erdschicht wird durchschnittlich auf 60 Meter geschätzt. Man kann sich also keine günstigeren geologischen Verhältnisse für einen Tunnelbau denken.

Allerdings scheinen die verschiedenen Schichten nicht überall wagerecht gelagert zu sein, sondern teilweise eine wellenförmige Gestalt anzunehmen. Will man also die Trace stets in gleichem Abstand von den weniger günstigen Erdschichten über der grauen Kreideschicht führen, so sind Steigungen und Gefälle nicht zu vermeiden. Die anfangs in dieser Hinsicht gehegten Befürchtungen sind aber neuerdings infolge der Möglichkeit des elektrischen Betriebes der Bahn geschwunden.

Da die Endpunkte der Bahnlinie über der Meeresfläche liegend gedacht sind, und die Trace sich nach der Mitte des Tunnels hin allmählich bis auf 95 Meter unter die Meeresoberfläche senken soll, muß sich das durchsickernde Wasser nach der Mitte hin sammeln. Zur Vermeidung von Störungen, die hierdurch entstehen könnten, sind Abzugsschächte geplant, die von der Mitte des Tunnels aus nach den beiden Küsten führen und dort etwa 120 Meter unter der Meeresoberfläche in Reservoirs enden, die mit Hilfe von Pumpen entleert werden.

Über die Frage, welche wirtschaftlichen Vorteile die unterseeische Verbindung den beiden Ländern bringt, ist viel gestritten worden. Der Handel zwischen England und Frankreich hat in den letzten Jahren nach den statistischen Berichten der französischen Zolldirektion wenig Fortschritte gemacht. Vom Jahre 1905 bis 1911 ist die Ein- und Ausfuhr zwischen Frankreich und England um 4,2 Prozent, zwischen Frankreich und Deutschland aber um 8,5 Prozent gestiegen. Der gewinnende Teil wäre hier Frankreich, da dieses infolge der schnelleren Verbindung für seinen Gemüse- und Obstbau einen besseren Absatz in dem an diesen Produkten ärmeren England fände. Aus demselben Grunde werden sich aber dort wohl viele Stimmen gegen das Kanalprojekt finden, da man bei dem an und für sich schon ungünstigem Stand der Landwirtschaft den französischen Wettbewerb fürchtet.

Anders liegen die Verhältnisse im Falle eines Krieges auf dem Kontinent, wenn Frankreich auf Seite Englands steht. Letzteres ist infolge des schon erwähnten Niederganges der Landwirtschaft auf umfangreiche Einfuhr von Lebensmitteln von außerhalb angewiesen. So wurden z. B. im Jahre 1911 (nach Statesmans Yearbook 1912) folgende Mengen in England eingeführt: 6 Millionen Tonnen Getreide oder Mehl, 1 900 000 Tonnen Mais, 400 000 Tonnen Reis, 215 000 Tonnen Butter, 120 000 Tonnen Käse, 900 000 Tonnen Fleisch und 150 000 Tonnen Kartoffeln, insgesamt rund 10 Millionen Tonnen Lebensmittel.

Wenn man nun in England auch nicht glaubt, daß die mächtige Flotte die Herrschaft zur See verlieren und die englische Küste einer Blockade aussetzen wird, so befürchtet man doch, daß einzelne feindliche schnelle Kreuzer die Handelsstraßen zur See, besonders zwischen England und Nordamerika unsicher machen und die Zufuhr, wenn auch nicht abschneiden, so doch verringern könnten. In diesem Falle soll der Kanaltunnel die Gefahr des Ausgehungertwerdens verhindern, da Frankreich stets die Zufuhr durch die Schweiz, Spanien und das neutrale Belgien bleibt.

Von ganz besonderer Bedeutung aber wäre der Kanaltunnel für englische Truppentransporte im Falle eines Krieges des Dreibundes gegen die Ententemächte.

Im Februar des vergangenen Jahres erklärte Lord Roberts im Oberhaus, daß die Teilnahme an einem großen Kriege das einzige Mittel sei, um die Existenz des britischen Reiches sicherzustellen. Dieses verpflichte die Regierung,

das gesamte Expeditionsheer (hundertsechzigtausend Mann — sechs Divisionen) sogleich zu Beginn des Krieges nach dem Kontinent hinüberzusenden, da die größte Gefahr für England die Störung des europäischen Gleichgewichtes sei. Lord Crewe fügte als Vertreter der Regierung hinzu, daß es von der politischen und strategischen Lage abhänge, ob man sofort alle sechs Divisionen oder nur einen Teil des Heeres absende.

Es unterliegt also keinem Zweifel, daß mit einem Eingreifen englischer Truppen auf dem Kontinent gerechnet werden muß. So lange aber die Verhältnisse zur See noch nicht geklärt sind, und ein Entscheidungskampf der Flotten noch nicht stattgefunden hat, können Transportschiffe auch unter dem Schutz eigener Kriegsschiffe nicht mit Sicherheit ungefährdet den Kanal durchqueren, da bei ungünstigem Wetter, wie Nebel und Regen, feindliche Torpedoboote sehr wohl den Transportschiffen gefährlich werden können. Der Abtransport der Truppen durch den Kanaltunnel schließt jedoch jede Gefährdung aus. Allerdings darf die Leistungsfähigkeit einer Eisenbahn nicht überschätzt werden, da z. B. ein deutsches mobiles Armeekorps hundertsechsunddreißig Züge zu hundert bis hundertundzehn Achsen für seine Beförderung bedarf. Bei sicheren Verhältnissen zur See würde also eine gleichzeitige Einschiffung der Truppen an mehreren Punkten zu einer rascheren Beförderung nach dem Kontinent führen, als durch eine Bahnbeförderung. Voraussichtlich würde man wohl beide Transportmittel zu gleicher Zeit wählen.

Die wichtigste Frage, von der die endgültige Genehmigung des Tunnelbaues abhängen wird, ist die Verteidigungsfähigkeit der Anlagen gegen einen feindlichen Angriff oder Handstreich.

In den Zeiten, als England noch nicht auf so freundschaftlichem Fuße mit Frankreich stand, war die Furcht vor einer französischen Invasion im englischen Volke vorherrschend. Diese Befürchtungen sind, wenn auch nicht für immer, so doch vorläufig nicht mehr aufrechtzuerhalten. Gegner des Projekts benutzen jedoch die antideutsche Stimmung in England, um Deutschland als den gefährlichen Feind in den Vordergrund zu rücken. Im Falle eines siegreichen Vorgehens der deutschen Armee im Kampfe mit Frankreich, sagen sie, sei es wohl möglich, daß der eine Endpunkt des Tunnels in deutsche Hände gelange. Wenn es auch dann für ausgeschlossen gehalten wird, daß der Tunnel als Angriffsweg gegen England benutzt wird, so würde doch schon allein die Zerstörung desselben eine beträchtliche Schädigung des Nationalvermögens bedeuten. Nicht ausgeschlossen sei ferner, daß nach einem unglücklichen Kriege ein Endpunkt des Tunnels in dauerndem Besitz des Feindes bliebe.

Ferner sei nicht von der Hand zu weisen, daß ein kontinentaler Gegner durch Handstreich, vielleicht ohne vorherige Kriegserklärung, sich beider Tunnelpunkte bemächtigen könne und auf diese Weise später den Weg nach England frei habe.

Diese Argumente führte vor allem Lord Wolseley im Jahre 1882 gegen den Kanal an, und so kam es, daß sich damals die militärische Kommission,

von deren Gutachten der Kanalbau abhängig gemacht wurde, und später auch mehrfach das Parlament gegen einen solchen aussprachen.

Alle diese Beweisgründe lassen die Anhänger des Tunnels nicht gelten und heben vor allem hervor, daß bei sachgemäßer Anordnung der Tunnelanlagen und der Verteidigungseinrichtungen dieser niemals zu einem Angriffswege gegen England werden könne.

Es sei selbstverständlich, daß die Ausgänge durch Sperrbefestigungen gesichert werden. Auf englischer Seite soll z. B. der Tunnel in einem Tale enden, so daß er nach der See hin geschützt ist, von der Landseite aber von drei Forts bestrichen werden kann. Daß ein Heraustreten feindlicher Truppen aus einem schmalen Ausgange unter dem heftigsten Feuer eine Unmöglichkeit ist, gibt selbst Lord Wolseley zu, der seinerzeit sagte, daß fünfzig Volunteers genügten, um hunderttausend Mann feindlicher Truppen das Debouchieren zu verwehren.

Eine fernere Möglichkeit, den Kanal zu sperren, gewähren die technischen Einrichtungen des Tunnels. Legt man die elektrischen Kraftanlagen auf englische Seite, so ist der Verkehr mit Leichtigkeit zu unterbinden. Von französischer Seite wurde daher der Vorschlag gemacht, alle elektrischen Anlagen für die von England nach Frankreich gehenden Züge auf französischer, und für die in umgekehrter Richtung laufenden Züge auf englischer Seite anzulegen, so daß eine der beiden Parteien niemals in der Lage sei, die andere auf diesem Wege anzugreifen.

Aber selbst wenn die elektrischen Kraftanlagen in Händen des Gegners sind und der Tunnel unzerstört ist, genügt schon allein die Anlage der Ventilationseinrichtungen auf englischer Seite, um den Verkehr im Tunnel durch Abstellen derselben unmöglich zu machen.

Als letztes und wirksamstes Mittel zur Sperrung des Tunnels bleibt schließlich noch die Überflutung oder die Sprengung desselben. Ersteres wäre nur für eine kurze Strecke, etwa am tiefsten Teil des Tunnels nötig, so daß kein dauernder Schaden dadurch entsteht. Auch eine Sperrung des Tunnels durch Sprengung ließe sich ohne großen Nachteil bewerkstelligen, indem man nur die über der Meeresoberfläche an den Endpunkten der Bahn liegenden Strecken zum Einsturze bringt.

Betrachtet man Gründe und Gegengründe vom rein militärischen Gesichtspunkte aus, so muß zugegeben werden, daß alles, was gegen den Kanalbau gesagt wird, nicht stichhaltig ist.

Trotzdem erscheint es auch jetzt noch zweifelhaft, daß das englische Parlament in einen Tunnelbau einwilligen wird, da man befürchtet, daß eine feste Verbindung mit dem Kontinent eine dauernde Beunruhigung des englischen Volkes und vermehrte Ausgaben für Rüstungszwecke verursachen könnte. Die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht stehen schon allein aus diesem Grunde einem Kanaltunnel sympathisch gegenüber.

Die im englischen Volk herrschende Stimmung gibt die Times (3. Januar 1914) in folgenden Worten treffend wieder:

„Unsere Ansicht ist, daß, wenn wir einen Tunnel haben, wir auch eine Landgrenze erlangen und es mit unserer insularen Lage zu Ende ist. Nimmt man die wirtschaftlichen und die militärischen Gesichtspunkte zusammen, so wiegen die Vorteile eines Kanalprojektes die Nachteile nicht auf, so daß das Unternehmen zu unserem Schaden auslaufen würde."

Dieses dürfte wohl auch die Ansicht der Mehrzahl des englischen Volkes sein.

F. M.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Zweite Fortsetzung)

Während also Herr Sebastian sich sorgte und nicht wußte, wie er diese Sorge los werden sollte, stand der Stadtschreiber von Mayen im Turmgemach des dicken Turmes und hielt ein scharfes Verhör mit der ab, die als Hexe gestern abend eingebracht worden war. Der Schreiber war ein dürrer langer Mann mit vogelartigem Gesicht und dunklen Augen, die bald hierhin, bald dorthin flogen, und nicht an einer Stelle Ruhe fanden.

Er hatte eine scharfe Stimme, und diese brauchte er mit pomphafter Art.

„Woher kommst du, Dirne, und wie ist dein Name?" So begann er, und die Gefragte, die in einem wackligen Strohstuhl saß, und den Inquisitor mit zornigen Blicken betrachtete, warf den Kopf in den Nacken.

„Ich bin nicht gewohnt, wie ein Bürgermädchen behandelt zu werden, Herr! Befleißigt Euch der Artigkeit, sonst werde ich nicht antworten!"

Der Schreiber riß die Augen auf. Wer vor ihm geführt wurde, der zitterte meistens, und das machte ihm Freude. Aber dies Mädchen zitterte nicht, und ihre Sprache war klar und herrisch. Vor Herrenleuten hatte Herr Wendemut aber immer Angst. Jetzt betrachtete er die Gefangene etwas genauer. Es war eine hochgewachsene Jungfrau, mit hellem Blondhaar, trotzig blickenden blauen Augen und einem schmalen, braungebrannten Gesicht. Sie hatte einen kleinen Mund, und wenn sie sprach, zeigte sie weiße Zähne. Sie war nicht gerade hübsch, wenigstens nicht das, was Lambert Wendemut darunter verstand;

aber sie war auch nicht häßlich, und wenn ihr grünes Tuchkleid weniger vertragen gewesen wäre, und ihre Schuhe noch heil, so würde sie noch stattlicher gewesen sein.

Aber der Schreiber liebte den gewaltigen Ton mehr als den milden.

„Du redest unartig!“ sagte er. „Als Gefangene bist du hier eingebracht und der Hexerei bezichtigt. Lege ein Geständnis ab: das ist besser, als sich auf Lügen zu versteifen!“

„Ich habe nichts zu gestehen!“ lautete die ruhige Antwort, „und vom Hexen weiß ich wohl weniger als Ihr. Wenigstens würde ich mich hüten, einem unbescholtenen adligen Menschen eine solche Beschuldigung ins Gesicht zu werfen!“

„Was redetst du vom Adel?“ Wendemut spitzte die Ohren.

„Weil ich eine adlige Jungfrau bin, Heilwig von Sehestede heiße und verlangen kann, daß Ihr mich meinem Stande gemäß behandelt!“

Die Jungfrau sprach sehr kurz und der Schreiber war betroffen. Aber er setzte sich mit Würde.

„Womit wollt Ihr Eure Behauptung beweisen?“

„Ich habe keine Beweise! Ihr müßt mir schon glauben.“

„Gute Dirne!“ Wendemut lächelte mitleidig. „Du hältst mich für leichtgläubig. Ich kenne keinen Adligen dieses Namens, und wer sich einen falschen Namen beilegt, der kann gestäupt und an den Pranger gestellt werden!“

„Ihr seid töricht!“ Mit blitzenden Augen war das Mädchen aufgesprungen. „Wagt es, mich noch weiter anzureden, als wäre ich eine Dirne von der Landstraße! Mein Vater, der königlich dänische Staatsrat von Sehestede wird mich schon zu finden wissen und Euch auch! Und dann sollt Ihr dem Pranger nicht entgehen!“

Sie sprach mit fliegendem Atem und mit einem solchen Zorn, daß der Schreiber aufstand. Er war eine feige Seele, und wer ihm fest entgegentrat, vor dem beugte er sich.

„Ich weiß nichts von einem königlich dänischen Staatsrat,“ begann er.

„Es gibt wohl vieles in der Welt, von dem Ihr nichts wißt!“ lautete die Antwort. „Aber mein Vater bekleidet dieses Amt und ist von seinem Herrn an den Hof im Haag gesandt worden, um dort wichtige Verhandlungen zu pflegen. Mich nahm er mit. Auf der Rückreise sind wir in der Nähe von Köln überfallen worden: es waren wohl Franzosen, die einen Streifzug machten. Mich riß einer aufs Pferd und jagte mit mir davon. Aber er war betrunken und konnte sein Pferd nicht meistern, noch weniger mich. Da konnte ich vom Tier gleiten und mich im Wald verbergen. Dann bin ich einige Tage gewandert, meistens bei Nacht, weil ich den Feinden nicht wieder in die Hände fallen wollte. Endlich bat ich in einem Dorfe um ein Stück Brod: denn ich war müde und matt geworden. Aber die Leute verstanden meine Sprache

nicht und gaben mir auch nichts. Sie warfen mich mit Steinen und schalten mich eine Ketzerin."

Herr Wendemut, der bis dahin schweigend zugehört hatte, machte eine Handbewegung.

„So seid Ihr keine gläubige katholische Christin?"

„Ich bin lutherisch!"

Die Antwort klang kurz und stolz, und Herr Wendemut öffnete seine Augen, so weit er es vermochte. Eine Lutherische hatte er seines Wissens noch niemals gesehen und sie sich immer ziemlich greulich vorgestellt.

„So seid Ihr also keine Hexe, wenigstens Ihr gesteht es nicht ein?" fragte er, und Heilwig Sehestede lachte zornig.

„Lieber Herr, Ihr fraget sonderbar! Versorget mich lieber mit einigen Laubtalern, damit ich mir ein neues Kleid kaufen kann, und laßt mich aus diesem schmutzigen Loch. Der Schließer und seine Tochter sind zwar keine üblen Leute, und die Magd hat mir heute das erste warme Essen gebracht, das ich seit Tagen erhielt, aber mit dieser Art von Leuten liebe ich doch nicht immer umzugehen. Vielleicht könnt Ihr mir ein adliges Quartier anweisen, bis ich meinen Herrn Vater benachrichtigt habe, daß er mich auslöst."

„Wenn Euer Herr Vater bei den Franzosen ist, wird er Euch nicht auslösen können!" erwiderte der Schreiber.

Ein Sonnenstrahl fiel gerade durch die blinde Scheibe des Turmes und auf Heilwigs Gesicht und blonde Haare. Der Zug des Trotzes verließ sie einen Augenblick und machte einem sinnenden Ausdruck Platz. Dadurch kam etwas Liebliches in ihre Züge und Lambert Wendemut empfand diese Lieblichkeit durch ein plötzliches Herzklopfen. Aber er nahm sich zusammen, und seine Stimme blieb trocken und strenge.

„Seht Ihr, nun wißt Ihr schon nicht weiter! Mag sein, daß Euer Vater irgendein Rat ist und daß die Franzosen ihn aufgefangen haben: helfen kann er Euch aber nicht, und was Ihr von mir verlangt, ist aberwitzig. Ihr seid eine Gefährliche! Wer weiß, vielleicht doch eine Hexe, die Unheil stiften will! Ihr müßt in scharfer Haft bleiben!"

Er hatte sich in Eifer geredet, während Heilwig ihn aufmerksam und ein wenig verächtlich betrachtete. Der Mann gefiel ihr nicht: gerade, wie ihr ihr Abenteuer gleichfalls nicht gefiel. Aber hatte ihr Vater sie damals, als sie ihn bat, sie mitzunehmen, nicht gewarnt, daß häßliche Abenteuer kommen konnten? Besser war es, auf dem behaglichen schleswigschen Gut Sehestede zu bleiben, als hinauszufahren in die weite Welt, wo es Kriege gab und wilde, böse Menschen. Weshalb aber war man jung und sehnte sich nach etwas anderem, als den weiten, grünen Wiesen, dem Brüllen der Kühe, dem Tanz auf dem Kieler Umschlag mit den wilden Junkern, die nur von Händeln sprachen und wieviele Leibeigene sie hatten!

Ach, es war gut gewesen in der weiten Welt! Aber nun — Heilwig legte die Hände zusammen und vergaß die begehrlichen Augen, die sie betrachteten.

„Wo liegt das Kloster Laach?" fragte sie aus ihren Gedanken heraus, und der Schreiber sah sie betroffen an.

„Was wolltet Ihr mit dem heiligen Kloster? Das ist nichts für Euch, die Ihr Euch selbst eine Ketzerin nennt!"

„Antwortet auf meine Frage!"

Heilwigs Stimme klang halb bittend, aber Wendemut besann sich darauf, daß er das Oberhaupt der Stadt Mayen vertrat.

„Ihr benehmet Euch unziemlich!" sagte er feierlich. „Morgen werde ich wiederkommen und hoffe, daß Ihr mir ein Geständnis ablegen werdet!"

Er ging, und Jupp, der draußen halb schläfrig mit seinem rostigen Schlüssel gewartet hatte, schloß umständlich die Tür des dunklen Turmgemaches.

Heilwig war allein. Erregt stand sie auf und lief auf den brüchigen Steinfliesen herum. Ihr Abenteuer hatte sie in den letzten Tagen so in Anspruch genommen, daß sie eigentlich kaum zur Besinnung gekommen war. Es ist keine Kleinigkeit für ein adliges Fräulein, das niemals allein und unbehütet gereist ist, im fremden Land auf der Straße zu wandern, in einem Land, das eine andere Sprache spricht, das eine andere Religion hat.

Sie sagten, daß sie deutsch sprächen und Christen wären. War das aber deutsch, was die Menschen in den kleinen schmutzigen Dörfern sprachen, und waren das Christen, die von Heilwig verlangten, daß sie vor einem plumpen Heiligenbild die Knie beugen und den Rosenkranz beten sollte? Denn das wurde von ihr verlangt, und als sie sich weigerte, stürzten die Weiber von Kottenheim auf sie, schalten sie eine Hexe und der Vogt wollte sie in Gewahrsam nehmen. Bis gerade der Büttel von der nächsten Stadt des Weges kam und sein Recht heischte. Denn ein simpler Dorfvogt darf nicht Recht sprechen, noch Gericht halten: das muß die Stadt tun, in deren Bannkreis er wohnt.

Unruhig ging Heilwig noch hin und her, in trübe Gedanke versunken, als die Tür leise offen ging. Kätha schlüpfte herein. Sie trug ein Bündel mit Kleidern und einen Napf mit dampfender Milch.

Heilwig hatte sie um andere Kleider gebeten und ihr zur Belohnung eine kleine Kette versprochen, die sie um den Hals trug, und wenn das ältere Mädchen auch nicht viel wußte von Goldeswert, so schien ihr doch das Kettlein in die Augen und besonders der rote Stein daran. Aber es war nicht allein die Gewinnsucht: das fremde trotzige Mädchen gefiel ihr. Sie kannte wohl Dirnen, die in den Turm kamen, weil sie verschiedener Missetaten beschuldigt waren; diese aber war ganz anders. Weinte und schrie nicht, sah ihr gerade in die Augen und schien nicht einmal Furcht zu empfinden. Keine Furcht, wenn man als Hexe wahrscheinlich verbrannt werden sollte!

Kätha wunderte sich, aber zugleich empfand sie Wohlwollen. Und daher brachte sie nicht allein Kleider, sondern auch die Milch, die Heilwig in durstigen Zügen trank. Denn die magere Suppe am Morgen war nicht stärkend gewesen. Dann warf das Edelfräulein die Kleider ab und steckte sich in das rauhe Hemd, das blaue Leinenkleid Käthas, während diese das feine Linnen des Unterkleides, die Spitzen des Hembes mit großen Augen betrachtete.

„Sowas hat die Frau Bürgermeister nit!" murmelte sie und fühlte nach dem Gewebe des Tuchkleides. Sie hatte schon Respekt gehabt, nun vergrößerte er sich. Heilwig aber strählte sich ihr langes blondes Haar und reckte sich wohlig in den groben Kleidern.

„Du wirst mir das Leinen waschen, damit ich es wieder tragen kann, und das Kleid will ich selbst bessern und bürsten. Drei Tage im Schmutz zu laufen tut keinem Kleide wohl!"

Kätha machte ein ehrfürchtiges Zeichen der Bejahung und verbiß sich dann doch das Weinen. Ach, ihr lieben Heiligen, wer ein so feines Hemd trug, konnte doch in die Stricke des Bösen fallen! Sie hatte schon zwei Hexen brennen sehen. Eine in Kochem an der Mosel, wo sie gerade ihre Base besuchte und nun das Schauspiel erleben mußte, zu dem Tausende aus der Umgegend kamen, und einmal in Niedermendig.

Beide Delinquentinnen waren alt gewesen und hatten Triefaugen; die Kühe behexten sie und brauten Tränke, die die Menschen wütend machten; ihr Feuertod war Gott und den Heiligen wohlgefällig. Nachdem der Scheiterhaufen verbrannt war, gab es Kirmeskuchen und ein Tanzvergnügen für die Jungen. Was erst würde sein, wenn diese Junge, Stolze auf dem Holzstoß stand? Kätha schauerte ein wenig zusammen, dann aber sah sie schon vor ihrem inneren Auge das große Fest und hörte sich berichten, daß sie die Hexe gekannt habe, und daß sie schier fremdartig und übernatürlich gewesen wäre.

„Du bist taub;" rief die klingende Stimme der Gefangenen, und die Angeredete fuhr aus ihren Gedanken auf. Heilwig faßte sie am Arm und drehte sie scherzend um sich selbst.

„Wärst du meine Magd, ich würde dich strafen, weil du mir keine Antwort gibst! Weißt du, wo das Kloster Laach liegt? Ich fragte dich schon zweimal!"

„Das Kloster zu Laach?" Kätha wunderte sich, daß sie Mund und Nase aufsperrte.

„Was will die Jungfer mit dem heiligen Kloster und den heiligen Mönchen?"

„Kennst du es und weißt du, wo es liegt?"

„Ei gewiß! Nit weit von hier! Aber —"

„Nicht weit von hier!" Heilwig atmete tief auf. „Ich will dem Abt eine Botschaft senden!"

„Dem hochheiligen Abt? Maria und Joseph! Mit dem darf kein Mensch reden, so heilig ist er! Und dann wollt Ihr, die Ihr —" Kätha suchte nach Worten, während Heilwig wieder im Gefängnis hin und her lief.

„Herr Placidus Kessenich! Mein Herr Vater hat oft von ihm geredet. Seine Hilfe wird er mir nicht versagen, wenn er weiß, daß ich in Not bin! Du mußt mir eine Botschaft ins Kloster tragen!"

Aber Kätha bekreuzigte sich.

„Kein Weib darf ins heilige Kloster! Ich darf auch nit fort aus der Stadt, und dann weiß ich auch nit, ob Ihr die Wahrheit redet! Der Böse kann arge Dinge schaffen! Heilige Mutter Gottes, bitt für mich!"

Kätha war so aufgeregt, daß sie unter Gebet das Turmgemach verließ und nicht darauf achtete, daß die Gefangene hinter ihr herrief. Sie war vom Teufel besessen, das war ganz gewiß! Wie konnte sie sich unterfangen, vom Herrn Abt zu reden? Von dem hohen Herrn, der vielleicht ein oder das andere Mal in Mayen an einem Festtage die Messe hielt, aber fast so vornehm war wie der Herr Kurfürst von Trier! Nur mühsam kam die arme Kätha die steilen Steinstufen des Turmes hinunter, und dann warf sie die Wäsche der Fremden mit Abscheu in einen Zuber, goß kochendes Wasser darüber und schwenkte einen Palmzweig, den sie vom Osterfest noch hatte.

Sie war so erregt, daß sie den Junker Wiltberg nicht bemerkte, der schon eine Weile in der Tür stand und ihren Namen rief.

„Kätha, auch heute bist du nicht bei mir gewesen und hast mir kein Essen gebracht! Was bedeutet dies?"

Sie trat aus dem Dampf heraus und wischte sich das Gesicht.

„Es ist mir leid, Junker, und wenn Ihr mir Geld gebt zum Einkauf, soll es nit wieder vorkommen!"

„Ich hab kein Geld!" entgegnete Sebastian. „Du hast mir auch sonst beigestanden, ohne nach dem Mammon zu fragen. Einmal wird die Zeit kommen, da ich alle meine Schulden werde bezahlen können, und bis dahin leihst du dem Gottvater!"

Kätha wischte sich die Augen. „Schon gut, Junker, ich werde Euch morgen bringen, was ich schaffen kann. Viel ist es nit, und die Unselige im Turm darf doch auch nit verhungern, ehe sie brennt. Heilige Jungfrau, gottelästerlich hat sie gesprochen! Ich mag es kaum wiederholen!"

Sebastian trat näher und vergaß seinen Hunger.

„Was hat sie gesagt? Kann ich sie nicht besuchen und ihr eine christliche Unterweisung geben?"

„Vielleicht könnt Ihr es! Ich glaub aber, sie ist von Sinnen! Vom Abt in Laach hat sie geredet, und wollt eine Botschaft schicken zum heiligen Herrn Abt! Ich glaub, sie muß in Ketten gelegt werden!"

„Laßt mich zu ihr, daß ich mit ihr rede!" rief Sebastian eifrig. „Welch Frevel sitzt in ihrer Seele!"

Er stand noch in der Tür der kleinen Wohnung, als eine energische Hand ihn zur Seite schob.

„Gebt Raum, Junker! Andere Leute wollen auch einmal Platz haben!“

Eine Frau in mittleren Jahren und in der schwarzen Tracht der Witwen trat über die Schwelle und redete Kätha an.

„Wo ist dein Vater? Er hat meinen Kater eingesperrt zum Gericht! Ich will ihn wieder haben!“

Kätha strich sich die Schürze glatt.

„Edle Frau, der Kater ist beschuldigt, den Sittich der Frau Apothekerswitwe aufgefressen zu haben, und da er keinen Herrn hatte, ist er von uns in Gewahrsam genommen!“

„Aber ich bin seine Herrin, ich, die Frau Ursula von Brewer aus Niedermendig! Was unterfangt ihr euch in Mayen, mein Tier in Gewahrsam zu nehmen und strafen zu wollen! Peter, mein Peter!“

Die Edelfrau rief es mit heller Stimme, und irgendwoher kam ein jämmerliches Miauen.

„Edle Frau, der Vater ist nit daheim und der Herr Stadtschreiber hat den Arrest befohlen. Ich kann nichts machen!“

Aber Frau von Brewer schob sie zur Seite, ging durch den halbdunklen Raum und rief noch einmal nach ihrem Kater. Wieder antwortete er, aber als sie den Schweinekoben offenstieß, war er nicht dort. Sie trat wieder auf Kätha zu.

„Ärgere mich nicht, Mädchen! Gib mir mein Tier, und du magst einmal nach Niedermendig kommen und dir eine Mandel Eier holen. Oder eine Speckseite, das steht in deinem Belieben! Und nun gib mir meinen Peter!“

Kätha stand unschlüssig. Mit den Edelleuten mochte sie es nicht verderben, und die Frau von Brewer kannte sie wohl dem Namen nach. Sie hatte eine offene Hand und kein Bettler ging unbeschenkt von ihrer Tür. Und wenn es nun bald eine Hexe in Mayen zu brennen gab, wer würde dann an den Kater denken, der bestraft werden sollte? Gerade griff sie zum Schlüsselbund, als Sebastian sich in die Unterhaltung mischte.

„Gestattet, edle Frau, daß auch ich ein Wörtchen sage. Ist es nicht besser, Ihr wartet, bis die Obrigkeit urteilt? Dieser Kater hat eine Missetat begangen, also muß er gestraft werden. Wenigstens will dies das Gesetz. Wohl aber kann man dagegen einwenden, daß ein unverständiges Tier die Gesetze der Menschen nicht alle innehaben kann. Dafür ist dann seine Herrschaft verantwortlich. So wird es also besser sein.“

„Seid Ihr ein Jurist?“ fragte Frau von Brewer kurz.

Sebastian wollte antworten, als Kätha dazwischen fuhr.

„Der Junker Wiltberg will ein Domherr werden!“ sagte sie eifrig. „Er kriegt noch einmal viel Geld.“

„Oder auch nichts!“ entgegnete die Edelfrau mit Achselzucken. „Heutzutage nehmen die Franzosen die Pfründen und berauben die Klöster und Burgen!“

„Gott wird Besserung geben!“ Sebastian sprach salbungsvoll, wie er es sich angewöhnt hatte und Frau von Brewer betrachtete ihn kühl.

„Ihr wißt mehr von der Welt als andere Leute! Uns andere will bedünken, daß der Feind immer näher kommt und daß der Jammer noch ärger werden wird! Wäre ich ein Junker, ich ginge ins Reichsheer und suchte den Feind zu verjagen! Das ist besser als hier zu sitzen und zu warten!“

Sie wandte sich wieder an Kätha.

„Gebt mir mein Tier! Ich gebe der Stadt einen Gulden, ist das nicht mehr als genug für des Katers Sünden?“

Sie warf einen Gulden auf den Tisch und Käthas Augen wurden groß. Sie schlüpfte in den Schweinestall, und gleich darauf fegte ein roter Kater durch den Raum und sprang der Edelfrau auf die Schulter. Dabei maunzte er kläglich und drückte seinen dicken Kopf an ihre Schulter, als wollte er ihr von der Unbill berichten, die ihm widerfahren. Die Herrin sprach begütigend auf ihn ein.

„Ja, so ist es, wenn man in die Fremde geht und Dummheiten treibt! Freu dich, daß ich von deinen Sünden erfuhr! Ein andermal wird es dir nicht so gut!“

Sie wollte sich mit kurzem Gruß vom Junker verabschieden, als ihr dieser in den Weg trat.

„Gestattet eine Frage, edle Frau! Ist Euer Kater vielleicht hierhergekommen, weil er die Hexe im Turm spürte? Ihr wißt doch, daß der Böse —“

„Eine Hexe ist hier im Turm?“ Die Frau von Brewer schlug ein Kreuz, aber dann schüttelte sie den Kopf.

„Heutzutage sollte man in Mayen an anderes denken als an gottlose Frauenspersonen!“

„Ich meine auch, daß sie vielleicht mehr eine Ketzerin ist als eine Hexe!“ schob Kätha ein. „Obgleich darin wohl wenig Unterschied ist!“

Der Kater miaute, als wollte er der Unterhaltung ein Ende machen, aber Frau von Brewer blieb stehen. Kätha mußte berichten, wie ihr Vater zu der Hexe gekommen war. In Kottenheim, dicht bei einem Steinbruch hatte sie gesessen und über die heilige Anna gelacht, deren Bild dicht am Wege stand und vor dem die Weiber von Kottenheim knieten, wenn sie etwas Besonderes wünschten. Und eine Frau, die ihr einen Rosenkranz zwischen die Finger drücken wollte, stieß sie zur Seite. Da war es doch gewiß, daß sie eine Verruchte war und es war gut, daß Käthas Vater gerade vorüberkam, sonst hätten die Kottenheimer sie ins Loch gesetzt und wohl gleich verbrannt. Nun

war sie hier, trug Kleider wie ein Edelfräulein und wollte den hochheiligen Abt von Laach sehen!

Kätha sprach sich atemlos und Sebastian fühlte, wie es ihm mit Schaudern über den Leib lief. So eine Verworfene hatte er noch nie gesehen und es drängte ihn, ihre Seele zu retten!

Aber Frau von Brewer, die aufmerksam zugehört hatte, schüttelte den Kopf.

„Mir will scheinen, daß dies keine Hexe ist, und nur eine, die vielleicht zu dem deutschen Heer gehört, das hart am Rhein steht. Bei ihm sind manche, die sich lutherisch nennen und von unserem Glauben nichts wissen wollen. Aber sie wollen uns helfen, den Feind zu vertreiben, und daher dürfen wir nicht unbarmherzig gegen Fremdlinge sein! Dem hochwürdigen Abt werde ich Bescheid zukommen lassen, daß er von dem Mägdlein hört, die nach ihm verlangt. Oder wenn sie wirklich schreiben kann, könnte ich auch ein Brieflein besorgen!"

Kätha machte eine entsetzte Gebärde. Ihr war der Kater unheimlich, der noch immer auf Frau von Brewers Arm saß und sie mit grünen Augen anstarrte. War das nicht vielleicht der Böse, der jetzt auch aus der Edelfrau sprach? Wäre der blanke Gulden nicht gewesen, sie würde unwirsch geworden sein; jetzt murmelte sie nur einige unverständliche Worte, und da auch Jupp wieder erschien, ein wenig schwankend auf den Füßen, aber fest im Glauben an die Hexe, so ging Frau von Brewer davon. Sie wußte, daß es unverständig war, fremde Menschen zu verteidigen. Jedes Dorf, jede kleine Stadt hatte damals sein Hexengericht: dagegen half sogar nicht einmal der Krieg und der Feind, der vielleicht bald vor den Toren stehen würde.

(Fortsetzung folgt).

Aus dem Kampfe um die Kinoreform

Von Dr. W. Warstat

Die Kinoreformbewegung gewinnt täglich an Ausdehnung und Tiefe. Von den verschiedensten Gesichtspunkten her wird die „Veredlung des Kinos“ theoretisch gefordert, und es mehren sich auch die praktischen Versuche, um alle die Gedanken auf ihre Brauchbarkeit in der Wirklichkeit zu erproben, welche in einer schon recht stattlichen Literatur geäußert sind.

Die erste Aufgabe dieser Zeilen soll daher die sein, auf einige der wichtigsten Erscheinungen der Kinoliteratur hinzuweisen, die zweite soll in der Schilderung der praktischen Fortschritte bestehen, die tatsächlich inzwischen in der Kinoreform gemacht worden sind.

Zu den wichtigsten und von Freund und Feind am eifrigsten umstrittenen Fragen der Kinoreform gehört das Problem der Kinozensur. Die Kinounternehmer beklagen sich natürlich über eine zu strenge und sinnlose Handhabung der Filmzensur, ja sie bestreiten ihre Berechtigung überhaupt; luden sie doch den Berliner Filmzensor Professor Dr. Brunner zu einem Vortrage auf dem Ersten Deutschen Kinokongreß zu Berlin im Dezember 1912 ein und nahmen dessen Ausführungen dann mit Gelächter und Widerspruch auf. Die Kinoreformer dagegen sehen in der Filmzensur trotz alledem ein wichtiges Mittel, um den Einfluß des Schundfilms auf Volk und Jugend zurückzudrängen. Der eifrigste Vorkämpfer der Filmzensur ist Gerichtsassessor Dr. Hellwig in seinem Buche „Schundfilms. Ihr Wesen, ihre Gefahren und ihre Bekämpfung“ *). Hellwig selber hat in Heft 16 d. Jahrgangs 1913 der Grenzboten Gelegenheit gehabt, seine Stellung zur Frage der Filmzensur grundsätzlich zu erörtern**). Auf sein Buch soll an dieser Stelle gerade deshalb hingewiesen werden, weil seine Unterscheidung von drei Arten der Schundfilms: geschmacklosen, sexuellen und kriminellen, noch heute brauchbar ist, weil es einen guten Überblick über die Probleme der Filmzensur gibt und weil Hellwigs Vorschläge zur Gestaltung der Filmzensur: Abstufung der Zensur und Unterscheidung zwischen Films, die auch für Kinder zulässig sind, und solchen, die nur vor Erwachsenen vorgeführt werden

*) Halle a. S. 1911, Buchhandlung des Waisenhauses. Preis 2,50 Mark.

**) „Schundfilm und Filmzensur.“

dürfen, Sachverständigenbeiräte bei der Zensur, Zentralisierung der Filmzensur im ganzen Deutschen Reiche, zum Teil heute durchgeführt sind.

Zwar haben wir noch kein Reichskinogesetz, wie es Hellwig fordert; aber wenn die Kinematographentheater in der Reichsgewerbeordnung den Theatern gleichgestellt werden, so ist doch eine annähernde Lösung dieses Problems geschaffen. Allerdings will uns die Einführung eines besonderen Reichskinogesetzes als glücklicher erscheinen; denn die prinzipielle Gleichstellung von Kino und Theater hat mancherlei Bedenken und mancherlei Härten für die Kinobesitzer.

Augenblicklich liegen die Verhältnisse in Beziehung auf die Filmzensur so, daß wenigstens die einzelnen Bundesstaaten danach streben, die Kinoverhältnisse einheitlich für ihren Bereich zu ordnen. Den neuen württembergischen Entwurf eines Kinogesetzes hat Hellwig im 16. Heft der Grenzboten Jhg. 1913 schon erwähnt.*) Für Preußen hat ein Erlaß des Ministeriums des Innern vom 6. Juli 1912 die Berliner Zensurstelle in eine zentrale Stellung gerückt und in ihr eine Sammelstelle für alle Zensurentscheidungen preußischer Polizeibehörden geschaffen.

In diesem Erlaß, ebenso wie im württembergischen Entwurf, wird die Hinzuziehung von sachverständigen Beiräten für das literarische, künstlerische und pädagogische Gebiet vorgesehen. Die Verhängung endlich des Kinderverbots für diejenigen Films, die ungeeignet oder schädlich für die Jugend erscheinen, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung geworden, mit der sich die Fabrikanten abfinden.

Es gibt allerdings auch noch immer Bundesstaaten, in denen überhaupt keine polizeiliche Zensur der Films eingeführt ist. In Hamburg z. B. prüft nur eine Lehrerkommission mit Genehmigung des Senats die Films auf ihre Brauchbarkeit für die Jugend, also lediglich vom pädagogischen Standpunkte.

Noch schwerer als mit der Filmzensur, deren Notwendigkeit und Nützlichkeit von einsichtigen Unternehmern wenigstens doch allmählig anerkannt werden wird, finden sich die Kinounternehmer mit den Beschränkungen des Kinobesuches in den Kinotheatern ab, die durch Polizeiverordnungen in den meisten größeren und kleineren Städten Deutschlands eingeführt worden sind. Im allgemeinen gestatten diese Verordnungen Kindern von sechzehn Jahren (die Grenze wird gelegentlich auch bei vierzehn oder achtzehn Jahren gezogen) den Besuch von Kinotheatern nur in Begleitung Erwachsener und nur zu Kindervorstellungen, die als solche am Eingang kenntlich gemacht und bis einer bestimmten Stunde (7 oder 8 Uhr abends) beendet sein müssen. Derartige Polizeiverordnungen sind von den Kinobesitzern mehrfach angefochten worden, meistens mit negativem Erfolge. Dessenungeachtet bereiteten die Kinobesitzer in Hamburg, wo eine ähnliche Verordnung seit dem 1. April dieses Jahres in Wirksamkeit ist, einen

*) Im Mai 1913 hat auch das Staatsministerium zu Gotha eine Verordnung über den Betrieb von Lichtspielunternehmungen erlassen. (Gesetzsammlung Nr. 30.)

Protest gegen sie vor, indem sie durch Beilagen zu den Programms die Besucher aufforderten, sich eng vereint mit den Unternehmern gegen diesen „Eingriff in die Rechte der Eltern" zu wenden. Alle Kosten versprachen selbstverständlich die Unternehmer zu tragen.

Ungleich friedlicher gestalten sich die Bestrebungen um die Verwendung des Kinematographen im Dienste von Volks- und Jugendbildung, sowie im Dienste der Wissenschaft. Kinounternehmer und Kinoreformer betonen gleich eifrig den Wert des Kinematographen für Volks- und Jugendbildung und Wissenschaft. Aber leider bleibt es bei den Unternehmern und ihrer Presse größtenteils bei dem platonischen Betonen dieser Tatsache. So zählt Emil Perlmann, der Chefredakteur der Fachzeitschrift „Der Kinematograph" in Düsseldorf in einer Broschüre „Der Kino als modernes Volkstheater"*) eine Fülle von Anwendungsmöglichkeiten für den Kinematographen auf, und die Unternehmerpresse**) bringt von Zeit zu Zeit Aufsätze, die sich mit der „Reform" des Kinos in ähnlichem Sinne beschäftigen. Mit dieser rein platonischen Betätigung für Kinoreform hat es dann aber meistens sein Bewenden. Aus der großen Anzahl der Schriften, die sich ernsthaft um die Verwertung des Kinematographen im Dienste von Volks- und Jugendbildung bemühen, sollen hier nur drei erwähnt werden: Pastor Walther Conradts Buch „Kirche und Kinematograph" als die älteste***), Prof. Dr. A. Sellmanns Broschüre „Der Kinematograph als Volkserzieher?"†) als die populärste und das Buch von Dr. Ernst Schulze „Der Kinematograph als Bildungsmittel"††) als eine Quelle für wertvolle statistische Angaben. Bedeutungsvoll ist es, daß schon in der Schrift von Conradt, der ältesten von den dreien, die Bildung eines Zweckverbandes interessierter Vereine usw. vorgeschlagen wird, dessen Aufgabe nicht nur in der Herstellung guter Films, sondern auch in der Begründung von Musterlichtbildbühnen und Wanderkinos bestehen sollte. Diesen Gedanken nimmt dann Dr. Ernst Schulze auf und fügt seinem Buche einen Programm- und Satzungsentwurf für eine „Deutsche Gesellschaft für Lebensbilder" bei, deren Ziele ähnliche sind, wie die eben geschilderten.

Erst in neuester Zeit aber ist die Kinoreformbewegung so stark geworden, daß man zu den ersten praktischen Erfolgen bei der Verwendung des Kinos für Zwecke der Volks- und Jugendbildung — und damit im Zusammenhange — für Unterrichtszwecke hat gelangen können.

Ein großes Verdienst an diesem Erstarken der ganzen Bewegung trägt unstreitig die noch junge, aber gut geleitete Kinoreformpresse. Neben der Zeit-

*) Verlag Agitationskomitee der Kinematographischen Fachpresse zur Förderung der Lichtbildkunst. Berlin 1912.

**) Erwähnt sei neben dem Düsseldorfer „Kinematograph" die „Erste internationale Filmzeitung" in Berlin.

***) Berlin 1910, Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. Preis 1 Mark.

†) Langensalza 1912, 2 Aufl., Hermann Beyer u. Söhne. Preis 0,80 Mark.

††) Halle a. S. 1911, Waisenhaus. Preis 2 Mark.

schrift „Die Lichtbildkunst", die sich mit der Kinematographie „in Schule, Wissenschaft und Volksleben" beschäftigt*) und der Zeitschrift „Film und Lichtbild"**), die hauptsächlich die wissenschaftliche und technische Kinematographie und Projektion pflegt, nimmt die Stelle als erste Vorkämpferin der Kinoreform die Zeitschrift „Bild und Film"***) ein. Sie gibt den besten Überblick über alle Fragen der Kinoreform und alles, was auf diesem Gebiete vor sich geht.

Gleichzeitig ist sie das Organ der Kinokommission des Westfälischen Landgemeindetages, welcher der Ruhm gebührt, das erste Gemeindekino in Deutschland errichtet zu haben, nämlich das zu Eickel in Westfalen.†) In immer größerer Anzahl sind ferner zuerst in Westfalen und dann auch in der Rheinprovinz einzelne Gemeinden aber auch Zweckverbände von Gemeinden dazu übergegangen, Wanderkinos anzuschaffeu, die abwechselnd in den einzelnen Gemeinden Mustervorstellungen veranstalten sollen. Auch einzelne gemeinnützige Vereine, zum Beispiel die Gesellschaft für Volksbildung, haben Wanderkinos für Mustervorstellungen in Bereitschaft gestellt, und außerdem sind eine ganze Anzahl geschäftlicher Unternehmungen gegründet worden, die Apparate und auch Films ausgleichen und dadurch die Veranstaltung von Mustervorführungen in Vereinen, Volksunterhaltungsabenden, Schulen usw. erleichtern. Als solche Gesellschaften seien genannt die „Lichtbilderei" in München-Gladbach und die „Gesellschaft für wissenschaftliche Films und Diapositive" in Berlin. Die Herstellung und Zusammenstellung allgemeinbildender und unterrichtlicher Films macht sich u. a. die „Zentrale für wissenschaftliche und Schulkinematographie" in Berlin zur Aufgabe.

Alle diese Unternehmungen und Gesellschaften kranken aber heute noch an mancherlei Schäden. Vor allen Dingen ist es ihnen noch nicht gelungen, feste Fühlung mit den Kinotheatern zu gewinnen. Der Bedarf der Kinotheater an neuen Films ist infolge des häufig wechselnden Programms zunächst noch zu groß, als daß sie ihn bei jenen Unternehmungen decken könnten, selbst wenn sie wollten. Die Kinotheater decken daher meistens nach wie vor ihren Filmbedarf bei den großen, internationalen Filmfabriken bzw. bei den Filmverleihern, die deren Fabrikate verbreiten. Sie beziehen wöchentlich zwei fertige Programms, auf deren Gestaltung sie nur in den seltensten Fälle nirgendeinen Einfluß haben. Die Hauptsache ist, daß in den Programms ein bis zwei „Kassenschlager", d. h. Sensationsdramen enthalten sind. Allerdings findet man heute auch nur noch selten in den Durchschnittstheatern Programms, die nicht auch diesen oder jenen

*) Herausgeber Rektor Hermann Lemke, Schultechnik. Verlag, Storkow (Mark).

**) Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.

***) Verlag der Lichtbilderei, M.-Gladbach.

†) Nähere Angaben über dieses enthält der zweite Teil der Broschüre „Kino und Gemeinde" von Franz Bergmann. Im ersten Teil habe ich selbst die Entwicklung des Gemeindekinogedankens und seine Bedeutung für die Kinoreform geschildert: „Kino und Gemeinde." Lichtbühnenbibliothek Heft 3. M.-Gladbach 1913. Volksvereinsverlag. Die beiden ersten Hefte enthalten 1.: „Lichtbild- und Kinotechnik" von F. P. Liesegang; 2.: „Kino und Kunst" von Hermann Häfker.

einwandfreien, sogar belehrenden Film enthielten. Das ist auch ein Erfolg, den die Kinoreformbewegung wohl indirekt erzielt hat.

Zu bedauern ist es aber, daß diese einwandfreien Films, sobald das einmal zusammengestellte Filmprogramm die Theater durchlaufen hat, überhaupt nicht mehr zu erlangen sind. Die Fabriken ziehen die durchgespielten Films ein, stellen keine neuen Abzüge mehr her und weigern sich, alte an Interessenten abzugeben. Es liegt ja in ihrem Interesse, den Markt immer aufs neue aufnahmefähig für ihre Neuerscheinungen zu erhalten.

Die Arbeit für Verwertung des Kinos im Dienste von Volks- und Jugendbildung wird aber durch diesen Umstand außerordentlich erschwert. Man ist daher von verschiedenen Seiten dem Gedanken eines „Filmarchivs" nähergetreten, in dem wertvolle Films dauernd aufbewahrt und für wissenschaftliche, populäre und Unterrichtszwecke bereitgehalten werden sollen. Ein solches Filmarchiv will die „Kinematographische Studiengesellschaft" in Berlin-Treptow gründen und ihr wird die „Gemeinnützige Gesellschaft der Kinofreunde", die in Hamburg in der Bildung begriffen ist, voraussichtlich folgen.*)

Durch die Gründung solcher gemeinnützigen Gesellschaften für Kinoreform wie dieser beiden sind die Vorschläge Conradts und Schulzes, die wir oben erwähnten, wenigstens im großen und ganzen erfüllt. Denn die „Kinematographische Studiengesellschaft" will auch zur Selbstherstellung solcher Films schreiten, deren Herrichtung für die Industrie nicht lohnen würde, und will diese Films dann vorführen, im übrigen aber alle Bestrebungen in wissenschaftlicher Kinematographie unterstützen, eine Auskunftsstelle errichten und ähnliches. Die Hamburger Gesellschaft wird ihre Tätigkeit wahrscheinlich noch energischer in den Dienst der Volksbildung stellen, Theater bei der Veranstaltung von Volks- und Jugendvorstellungen subventionieren, selbständig solche Vorstellungen veranstalten, vor allen Dingen Mittel bereitstellen, um Schülern den Besuch einwandfreier Veranstaltungen zu ermöglichen.

Denn auch mit der Schule haben die Reformbestrebungen bisher zu wenig Fühlung erhalten können. Teils sind die vorhandenen Films den Zwecken des Unterrichts nicht genügend angepaßt, ein Übelstand, der nur durch die Hinzuziehung von Fachpädagogen bei der Herstellung der Films zu beseitigen ist, teils stehen der Verwendung des Kinematographen im Unterricht zu große technische Schwierigkeiten entgegen, z. B. sind die Vorschriften über die Feuersicherheit der Vorführungen in der Schule sehr schwer erfüllbar. Diese Schwierigkeiten würden sich allerdings umgehen lassen durch die Veranstaltung besonderer Schulvorstellungen in privaten oder städtischen Theatern.

Am wenigsten Erfolge haben bisher noch die Bemühungen aufzuweisen, die das Kinodrama künstlerisch veredeln wollen, die eine wirkliche „Kinokunst" heran-

*) In Berlin ist inzwischen eine Art Zentralstelle für Unterrichtskinematographie gegründet worden. Dort werden Unterrichtsfilms gesammelt und auf Antrag der betreffenden Fachlehrer Schülern vorgeführt.

ziehen möchten. Selbst der Friede zwischen dem Verbande deutscher Bühnenschriftsteller und der Filmindustrie, selbst die Beteiligung von Dichtern wie Lindau, Sudermann, Fulda, Dreyer und Schauspielern wie Bassermann beim Filmspielen hat keine „Kinokunst" zuwege gebracht. Im Gegenteil, das, was man da zu sehen bekam, war ebenso schlecht oder sogar schlechter als die bisherige Kinodramatik, die von routinierten „Kinikern"*), Kinoschauspielern wie der Asta Nielsen und „Kinodichtern" wie Urban Gad hergestellt worden war.

Es wird heute anscheinend vielfach übersehen, daß dem Kinodrama nicht auf literarischem Gebiete aufzuhelfen ist. Literarische Größen hat man auch bisher schon genug für Kinostücke ausgebeutet: Shakespeare, Goethe, Schiller, Victor Hugo usw. Die modernen Dichter werden dem Kino nie bessere, eher vielleicht schlechtere Stoffe liefern — das psychopathologische Problem im Lindau-Film „Der Andere" eignet sich zum Beispiel denkbar schlecht für kinodramatische Darstellung —, höchstens werden sie ihm eine bessere Reklame liefern.

Die Kinokunst muß vom Schauspieler geschaffen werden, denn sie ist in ganz einzigartiger Weise mimische Kunst. Nicht das literarische Kinodrama, sondern die mimische Kunst des Schauspielers und das Stilgefühl des Kinoregisseurs können uns vielleicht zum Ziele führen. Man beschäftige sich daher weniger mit dem Kinodrama als mit der Kinodramaturgie**), wenn es sich darum handelt, die Möglichkeiten des Kinematographen künstlerisch auszunutzen.

Alle Versuche, das „Kinodrama" künstlerisch zu gestalten, leiden heute noch an dem Mangel an guten Kinoschauspielern. Man kann nämlich mit sehr starker Berechtigung den Satz aufstellen, daß Mimen, die als schauspielerische Größen im szenischen Theater mit Recht gelten, aller Voraussicht nach schlechte Kinoschauspieler sein werden. Ein Beispiel hierfür ist Bassermann, dessen mimische Übertreibungen und Gesichtsverzerrungen im Lindau-Film „Der Andere" gänzlich unästhetisch und unkünstlerisch wirkten. Als Gegenbeispiel aber könnte man die vielgeliebte und vielgeschmähte „Muse des Kinos" anführen: Asta Nielsen. Man mag mit dem Inhalt und der Art der Stücke, in deren Dienst sie ihre Kunst stellt, noch so wenig einverstanden sein. Dennoch hat diese Frau mit einem untrüglichen Instinkt das eine einzige Stilmittel erkannt, auf dem eine Kunst im Kino aufgebaut werden kann, die pointierte, gleichzeitig aber völlig beherrschte Bewegung, die gleich weit entfernt von Ausdruckslosigkeit einerseits, von Planlosigkeit und Übertreibung anderseits ist.

Hier wird die zukünftige Kinokunst einsetzen müssen, wenn sie etwas Wertvolles schaffen will. Auf der pointierten und konzentrierten Bewegung muß das Kinodrama aufgebaut sein, aus ihrer Kultivierung durch den Schauspieler kann allein einmal eine Kinokunst erwachsen.

*) Ich beabsichtige aber mit diesem Ausdruck nicht, die deutsche Sprache zu bereichern.

**) Vgl. Dr. M. Goldstein: „Kinodramaturgie" in Heft 16 Jhg. 1913 der Grenzboten.

Reichsspiegel

(Vom 7. bis 19. Januar 1914)

Die innere Krise

Unter den historisch-literarischen Ergebnissen, die anläßlich des Regierungsjubiläums unseres Kaisers zutage gefördert wurden, findet sich eine Feststellung Wilhelm von Massows, die, soweit ich sehe, keine rechte Beachtung gefunden hat, obwohl sie zusammen mit anderen an dieser Stelle schon berührten Erscheinungen zweifellos geeignet erscheint, ein klärendes Licht auf unsere innerpolitischen Verhältnisse zu werfen. „Man irrt schwerlich weit von der Wahrheit ab, wenn man annimmt, daß Kaiser Wilhelm der Zweite bald nach seiner Thronbesteigung von dem starken Eindruck ergriffen wurde, daß wir mit starken Schritten in ein Epigonenzeitalter hineingingen," heißt es in Massows bedeutendem Werke „Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten", und weiter: „... es ist ... durchaus verständlich, wie ein junger, hochgemuter Herrscher, der unter seinen Vorfahren so viele bedeutende und große Persönlichkeiten zählt, sich gegen nichts so kraftvoll wehrte, als gegen die Möglichkeit, der Führer eines Epigonenzeitalters zu werden" (S. 28).

Als Wilhelm der Zweite den Thron seiner Väter bestieg, fand er einen Reichskanzler vor, der universal alle Zweige der Politik beherrschte und persönlich beeinflußte und leitete.

Durch diese Tatsache wurde aber dem jungen Kaiser auch rein persönlich von vornherein die Rolle eines Epigonen aufgezwängt, für die er seinem ganzen Charakter nach durchaus nicht paßte. Aus dieser Stellung als Epigone herauszukommen, war daher das instinktive und natürliche Streben des jungen Monarchen. In seinem Kampf um die Selbständigkeit, der, durch unverantwortliche Kräfte zersplittert, so überaus traurige Nebenerscheinungen zeitigte, stellte sich sehr bald die weitere Tatsache heraus, daß das geradezu autokratische Regiment, das der große Bismarck auf Grund seiner außerordentlichen persönlichen Erfahrung hatte führen können, es verhindert hatte, Politiker und Staats-

männer heranreifen zu lassen, die nun ihrerseits dem neuen Kaiser als hervorragende Kenner der Einzelfächer und erprobte Berater hätten zur Seite treten können. Bismarck hatte in der Tat keinen staatspolitisch durchgebildeten Nachwuchs von einiger Bedeutung aufkommen lassen. Eine Schule hat er nicht gezeitigt. Die glückliche wirtschaftliche Entwicklung unseres Vaterlandes hat daneben eine große Zahl der tüchtigsten Kräfte aus dem Staatsdienst, das ist aus Diplomatie und Verwaltung, hinübergelockt in die Stellungen bei Industrie und Handel, wo sie für ihre Fähigkeiten nicht nur ein weites Betätigungsfeld schon in jungen Jahren, sondern auch eine so glänzende Entlohnung finden, wie sie weder der Staat Preußen noch das Reich zu bieten vermögen. So kamen die Verhältnisse dem instinktiven Streben des Kaisers entgegen und zwangen ihn, vielleicht mehr als er es selbst wollte, sein persönliches Ermessen und seine persönliche Anschauung in die Wagschale zu werfen und seine Minister zu ausführenden Organen eines persönlichen Willens zu machen, ohne sich dabei unbedingt auf seine Ratgeber zu verlassen.

Wenn die früher empfundenen Mängel an geeignetem Beamtenmaterial beseitigt worden wären und dem Kaiser und König eine Garde von überragenden Persönlichkeiten zur Verfügung stände, um damit jederzeit die leitenden Posten besetzen zu können, bedürfte es der Erinnerung an diese Kehrseite der Wirksamkeit Bismarcks nicht. Aber auch in den abgelaufenen fünfundzwanzig Jahren hat sich eine Beamtenschule, wie wir sie brauchen, nicht entwickelt und es ist nicht gelungen, durch den Beamtenkörper hindurch Persönlichkeiten in der notwendigen Zahl in die Höhe zu bringen, die eine Garantie dafür bieten könnten, das Reich durch die Fährnisse zu leiten, in die es dank der Entwicklung tausendfältiger neuer, gesunder und ungesunder, staatfördernder und staatgefährdender Kräfte gekommen ist. Ich gebe hier, angeregt durch Massows Ausführungen, einem Gedanken Ausdruck, der in der Luft liegt und der, genährt aus verschiedenen Quellen, schon auf die verschiedenste Weise an die Öffentlichkeit gelangt ist; er findet Ausdruck in der unruhigen Agitation der Alldeutschen, in dem dreisten Fordern der Sozialdemokratie, in dem ungewöhnlichen Vorgehen der konservativen Preußen im Herrenhause. Es ist ein Gedanke, der ebenso in der bedeutsamen Schrift von Borussicus über die Mißstände der Personalverhältnisse in der preußischen Verwaltung*) nach Ausdruck ringt, wie in dem Ruf des Grafen Stolberg nach Rückkehr zu Steinschen Idealen**), wie schließlich in dem Rufe nach Stärkung des parlamentarischen Einflusses. Von welcher Seite wir auch unsere innerpolitischen Zustände betrachten wollen, überall tritt uns das erwachende Bewußtsein entgegen, daß das Volk, daß die Nation sich selbst aufraffen müsse,

*) Borussicus, Eine Schicksalsstunde des preußischen Staates, Betrachtungen der Neuordnung der preußischen Verwaltung. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark. (Erscheint in den nächsten Tagen.)

**) Albrecht Graf zu Stolberg-Wernigerode, Eine Reform des preußischen Wahlrechts. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11. Preis 1 Mark.

um den heimischen Zuständen eine Wendung zu geben, die zum Heile des Ganzen erforderlich ist. Es gibt heute kaum einen denkenden Menschen in Deutschland, dem nicht das Wort auf der Zunge läge: „So darf es nicht weitergehen!"

Während der abgelaufenen vierzehn Tage hat die allgemeine Mißstimmung über die augenscheinliche Schwäche der Regierungsgewalt einen eigentümlichen Ausdruck im preußischen Herrenhause gefunden. Die konservative Partei, die bekanntlich nicht müde wird, gegen die Möglichkeit der Einwanderung des Parlamentarismus in unser politisches Leben zu predigen, hat unter Führung des Grafen Yorck von Wartenburg dem preußischen Ministerpräsidenten auf dem Wege durch das Parlament — also mit parlamentarischen Mitteln — ihr Mißfallen zum Ausdruck gebracht, wie — wenn auch in anderer Form — im Dezember v. J. es der Reichstag getan hat. Was ist das anderes, als ein Versuch dem Parlamentarismus Eingang zu verschaffen? Denn ob die Parteiherrschaft von links oder rechts ausgeübt werden soll, ist doch für das Wesen des Parlamentarismus unerheblich! Gewiß, man geht noch nicht soweit, dem Herrn von Bethmann durch Obstruktion die Gesetzgebungsarbeit unmöglich zu machen, zieht also formell auch nicht die parlamentarischen Konsequenzen. Aber man fordert doch ziemlich unverblümt vom Könige, diesen der Partei unbequemen Mann durch einen anderen zu ersetzen und bedient sich des Parlaments als Ausdrucksmittel für die Forderung.

Nun ist es bei uns noch nicht üblich, daß der Monarch mit wendender Post dem Drängen der Parteien Rechnung trägt, und so darf auch ziemlich alles, was in den letzten Tagen von einem Kanzlerwechsel geschrieben und gesprochen wurde, zunächst ins Reich der Fabel gewiesen werden. Damit ist freilich nicht gesagt, daß Herr von Bethmann unabsetzbar ist. In der Führung der Zaberner Angelegenheit hat er, aller seiner Vorsicht zum Trotz, eine unglückliche Hand gehabt und sich dadurch mächtige Gegner gemacht und, was noch schlimmer, Vertrauen in einflußreichen Kreisen eingebüßt. Bleibt er also noch längere Zeit im Amt, so werden diejenigen Kreise, die in den heutigen Zuständen eine Gefahr für das Reich erkennen, auf den Weg der Selbsthilfe gedrängt — Dr. Rösicke hat solches bereits auf der gestrigen Tagung des Preußenbundes ausgesprochen — und wir gleiten schneller und schneller in die Bahn des Parlamentarismus, trotz Delbrücks und Bethmanns Verwahrungen dagegen.

Bei einer allgemeinen, tief in den Verhältnissen begründeten Mißstimmung, die schon seit Jahren im Volke nagt, bedarf es gewöhnlich nur eines unbedeutenden äußeren Anstoßes, um die allgemeine Unzufriedenheit zu explosivem Ausbruch zu bringen. Diesmal ist es der an sich herzlich belanglose Fall Forstner gewesen, der sich zu dem hochpolitischen Prozeß gegen den Obersten von Reuter ausgewachsen hat: ein Jena nicht nur der Reichslandenpolitik! Ein Memento und als solches die läuternde Flamme, deren die Nation bedurfte. Mit großer Genugtuung können wir feststellen, wie wenig die Nation infiziert ist von dem

selbstmörderischen Internationalismus, der sich dem Augenschein nach in Presse und Parlament so außerordentlich breit gemacht hat. Das kraftvolle Auftreten eines seiner Verantwortung voll bewußten Mannes, wie es Oberst von Reuter ist, hat genügt, um ein millionenfaches Echo zu wecken: „Gott sei Dank, es gibt also doch noch Männer in verantwortlichen Stellungen!" Wenn bisher dem Obersten von Reuter gegen sechzigtausend zustimmende Zuschriften geworden sind, so kommt das einer Kundgebung gleich, aus der wir schließen können, daß die überwältigende Mehrheit des Volkes ganz instinktiv auf die Seite des Obersten getreten ist, der doch formell die bürgerlichen Freiheiten antastete. Aus dem gesunden Empfinden heraus, daß hier ein Mann steht, auf den man sich in jeder schwierigen Situation wird verlassen können, ist diese Stellungnahme möglich! Und nicht nur deshalb: sondern in dem erhebenden Bewußtsein, daß neben dem Wirken des Intellekts, der nur zu leicht ein dem gesunden Menschenverstande unverständliches Recht konstruiert, in der Armee, in diesem Extrakt der Volkskraft, noch Überzeugungstreue und Mannesmut frisch gesunden und sich entwickeln können. Für unsere in Paragraphen geschnürte Zeit eine Entdeckung, die politisch nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Es gibt also doch noch eine Fülle moralischer Kräfte, die die Monarchie, der Staat, die Regierung nur zu nutzen brauchen, um selbst nach innen und außen stark dazustehen. Wir haben wie durch ein Plebiszit einen Maßstab für unsere Kraft gewonnen, besser und sicherer, als wie er in der Bewilligung des Wehrbeitrages durch den Reichstag gegeben war.

Kehren wir nun zu der eingangs gemachten Feststellung zurück, so ergibt sich, daß es nur der Appell an die gesunden Instinkte der Nation sein kann und sein muß, der die Regierung auch in Zukunft befähigen könnte, ihren Apparat wieder auf die Höhe zu bringen, die der Tüchtigkeit des Volks entspräche. Gerade die Feststellungen und das Auftreten der Konservativen im preußischen Landtage sprechen für meine Auffassung, daß die Regierung, also auch die Monarchie, nur dadurch Kräftigung erfahren kann, daß sie sich immer erneut aus den Reichtümern und Kräften des Volkes ergänzt und Kräfte saugt. Gewiß: die Geschichte Preußens weist den König in erster Linie auf seine Beamtenschaft und nicht auf die Parlamente hin. Steht aber daneben nicht die Geschichte der Befreiungskriege und der Reichsgründung? Gewiß: eine gesunde Beamtenpolitik — das ist eine solche, die nur den Tüchtigen befähigt, auf den führenden Platz zu gelangen —, wird den Einfluß egoistischer, schädlicher Personen in Presse und Parlament in diejenigen Schranken zurückdrängen, die notwendig sind, um einen sicheren Gang des Regierungsapparates zu gewährleisten und die Bevölkerung mit Vertrauen in die Unabhängigkeit der Regierung zu erfüllen. Wie aber, wenn in der Personalpolitik des führenden Bundesstaates die guten Traditionen der Beamtenschaft schon ganz erheblich erschüttert erscheinen, wenn sich dieser Domäne königlicher Macht, wie Borussicus meint, Parteieinflüsse zu bemächtigen beginnen!? Wie, wenn sich die Beamtenschule nicht mehr fähig erweist, Staatsmänner heranzu-

bilden, obwohl auf ihr nicht die Schwere eines Dämons wie Bismarck lastet?! Dann bleibt uns Patrioten nur übrig, auf jenes gewaltige Kraftreservoir hinzuweisen, aus dem schon vor hundert Jahren der Freiherr von Stein die Elemente hervorgezogen hat, die die Hohenzollernmonarchie und den preußischen Staat vor dem völligen Zusammenbruche erretteten und sie befähigten, zum Eckpfeiler eines neuen deutschen Reiches zu werden. Es ist keine Reklamephrase für den Büchermarkt, wenn Borussicus seine Schrift über die preußische Verwaltung eine „Schicksalsstunde des preußischen Staates" nennt. Gibt es noch eine Gelegenheit für den preußischen Staat, die in seiner Tradition schlummernden Kräfte für die Gesamtheit nutzbar zu machen, so liegt diese in den Arbeiten der Immediatkommission zur Reform der preußischen Verwaltung. Scheitert auch diese Hoffnung, so bleibt eben nichts anderes übrig, als sich jener anderen Institutionen zu bedienen, durch die die Kräfte der Nationen in den Dienst des Staatsganzen gestellt werden, der Parlamente. Wir dürfen den Parlamentarismus bei uns in Deutschland nicht auf die Basis stellen wollen, auf der er in Frankreich beruht. Die Nachklänge der Zaberner Angelegenheit zeigen zu deutlich, wie die Nation denkt. Wir müssen in ihm ein Leitungsrohr erkennen, das dem Regierungsapparat moralische und geistige Kräfte zubringt. Bei den Auffassungen, wie sie durch die Zabernaffäre im Lande bekannt geworden sind, gibt es keine ernsthaften Gegensätze zwischen Monarchie und Volk; es gibt nur Meinungsverschiedenheiten über die Mittel, mit denen die preußisch-deutschen Monarchien gestärkt werden könnten. Die besten Männer sollten an der Spitze derjenigen Institute stehen, die uns das Größte verkörpern, was wir im irdischen Leben besitzen, an der Spitze des Staates und seiner Organe. Ist das System unserer Behördenorganisation zur Gewinnung und Heranbildung dieser besonders Tüchtigen aus irgendwelchen Gründen, die nicht beseitigt werden können, nicht imstande, dann wird die Ausbildung durch etwas anderes, eben durch die Parlamente, durch den Parlamentarismus geschehen.

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Erinnerung

J. G. Fichte, † 27. Januar 1814. Wie die Menschen, erstaunlich genug, ihre so verschiedenen Sprachen bis in sehr feine Regungen des geistigen Lebens verstehen, so sprechen noch leichter manche Charakterzüge oder Taten an, wenn sie auch wie in einem fremden Dialekt reden. Ungefähr kosmopolitische Sympathien erregt die kraftvolle und opferbereite Persönlichkeit. Sinkt sie ins Grab, so gilt von ihr die Formel des Perikles: außerordentlicher Männer Grabmal ist die ganze Erde. Fichte ist dem landläufigen Bewußtsein wohl meist der Verfasser der Reden an die deutsche Nation (1807/8) und der Philosoph, der gesagt hat: „was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist. Denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es beliebt. Sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat. Ein von Natur schlaffer oder durch Geistesknechtschaft, gelehrten Luxus und Eitelkeit erschlaffter und gekrümmter Charakter wird sich nie zum Idealismus erheben." Von seiner Philosophie, also wesentlich der mehreren Häutungen unterworfenen „Wissenschaftslehre", die Schopenhauers Galle stark erregte, handeln die berufsmäßigen Geschichtschreiber. In das Fühlen und Denken unserer Tage sind wohl nur Fichtes sozialistische Ansichten übergegangen. Von solchen kann man reden, da er z. B. meinte, der Staat solle die Armut unmöglich machen und allen Bürgern Arbeit und Absatz gewährleisten. Die Möglichkeit, sein leibliches Dasein selbst zu erhalten, sei ein Urrecht der Person. Es darf im Staate keinen geben, der nicht von seiner Arbeit lebt und leben kann, keinen Notleidenden, aber auch keinen Müßiggänger. Mithin muß der Staat das Recht haben, die Tätigkeit des einzelnen zu beaufsichtigen, um den Müßiggang zu verhindern, und die Macht (durch Regale u. a. m.), Unterstützungsanstalten zu gründen, um den Armen zu helfen. Denn der Arme hat ein absolutes Zwangsrecht auf Unterstützung. Zu den Bedingungen des freien Handelns gehört, daß alle Eigentümer sind. Jeder Mensch soll also Eigentum haben. Soll der Staat auch jedem das Recht sichern, von seiner Arbeit leben zu können, so schließt doch Fichte die Gewerbefreiheit (wie auch den Freihandel) aus.

Indessen scheinen uns das Fäden, die im Gewebe der Zeit auch ohne Fichte erschienen wären. Glaubte er, sich im Denken über den Staat orientieren zu müssen, so wird man in jenen Betrachtungen wohl daneben den Pulsschlag eigener Erfahrungen spüren, ein Echo der Gefühle hören, die er in langen bösen Tagen an sich selbst kennen gelernt hatte. Es ging ihm oft so, wie Lessing einmal von sich sagt: „Ich stand am Markte, niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte usw." Der beklemmende Dunst der Dürftigkeit umgab Fichte und seine sieben Geschwister nicht nur in dem elterlichen Hause des armen Leinewebers in Ramenau, einem Dorfe der Oberlausitz, sondern haftete wie ein zäher Nebel an ihm auf seinen Irrfahrten. Diese brachten ihn, nachdem er 1780 in Jena Student der Theologie geworden war, als Hauslehrer von 1784 bis 1791 auch in die Schweiz, ja bis nach Warschau, wo er das einzige Mal (über die Einsetzung des Abendmahls) predigte Noch 1790, also achtundzwanzig Jahre alt, war er, wie er einem Freunde aus Leipzig schrieb, von einem Tage zum anderen um Brot verlegen; aber dennoch damals — vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde. Warum? Weil er die Kantische Philosophie studierte, in der

ein Student von ihm unterrichtet zu werden wünschte.

So hatte er endlich sich selbst gefunden. Als er 1793 die Schweizerin Maria Rahn geheiratet hatte, trug ihn, wider Erwarten, zum erstenmal eine schön gewölbte Woge des Glücks empor: 1794 erhielt er die Professur in Jena. Da mochte sich seine Brust weiten und ihm scheinen, daß der Äther duftend ohne Wolken schwebe, wie Goethes Nausikaa sagt. Aber es ist bekannt, daß er nach bald sich erhebenden Schwierigkeiten, hauptsächlich infolge des sogenannten Atheismusstreites, 1799 aus Jena weichen mußte. Er kam nach Berlin, das er nur im Sommer 1805 und Winter 1806/7 verließ, um in Erlangen und Königsberg Vorlesungen zu halten.

Sicher war er nicht das, was man eine bequeme und konziliante Persönlichkeit nennen kann, nicht sanft und friedliebend, wie er 1791 einem Freunde schrieb. Die „herrischen Gelüste seines Selbstgefühls" zeigten sich oft genug, auch in dem Zuge seines Wesens, den man als erziehungswütig bezeichnen kann. Aber es war nicht die enthirnte Reformzappelei schwachköpfiger Pedanterie. Sein stählerner Wille wollte mit dem Radikalismus der Spekulation auf Volk und Vaterland wirken; in der widerstrebenden Welt, oft mit scharfen Pfeilen der Beredsamkeit, das durchsetzen, was ihm die begriffliche Deduktion als erwünscht oder notwendig erscheinen ließ. Und doch war er nach Goethes Ausdruck (der im Jenaer Streit gegen ihn war) „eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen".

Wie die Prophetie wesentlich Ausfluß des Willens ist, so erhebt sie ihre Stimme gern bei umwölktem Himmel. Sie kann bloß eine düstere Zukunft verkünden, hat aber doch nicht selten die herbe Aufgabe, das Schicksal als Schuld zu deuten und den Zeitgenossen Fehler vorzuhalten, die sie ablegen müssen, ehe sie unter den schwer herabhängenden Wolken des Donners eine Dämmerung des erquickenden Lichts erschauen können, das sich zum Glanz eines neuen Tages erhellen soll. Auch sind ja die persönlichen Erlebnisse jener Propheten nicht derart, daß sie zur Nacheiferung verlocken könnten, als hätte die Zeit unfehlbar einen Kranz bereit, um den Schauer jubelnd zu krönen. Wie Fichte einmal sagte: ich denke nicht, sondern in meinem Denken denkt ein anderes, so fühlte er in den düsteren Zeiten unserer Not in sich nur den Herzschlag des Vaterlandes.

In Wahrheit trug er unter der Rednertoga den Kriegsmantel. Denn unmittelbarer Lebensgefahr setzte ihn seine Wirksamkeit aus, wie auch den andern Dioskuren, den zarteren Schleiermacher, die seinige. Mit jener unbefohlenen, so erwünschten Mechanik des Handelns, bei welcher das Leben der Güter höchstes nicht ist, schrieb unser Patriot z. B. 1808: „Ich weiß recht gut, was ich wage; ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei mich treffen kann. Aber dies ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich gern sterben." Er gehört nicht unter die feierlichen Nullen. Konnte er nicht als eine Art von Feldprediger die Soldaten in den Krieg begleiten, so trotzte er in Berlin der Gefahr, einem fusillez moi ça. Als sich das Vaterland wie von einer Blutleere des Gefühls erholte, war auch Fichte zu der wahren Betätigung der Männlichkeit, zum Tode, bereit. Anders aber, als er dachte, traf ihn der unentrinnbare Sensenhieb. Noch einmal hatte ihn die Welle gehoben, da er in Berlin, der Hauptstadt des Staates, der nach seiner Meinung die Führung in Deutschland übernehmen sollte, Professor wurde. Nach wenig Jahren riß ihn der Tod mitten aus der Bahn. 1813 füllten sich die Berliner Lazarette, und Fichtes Gattin war unermüdlich in der Pflege der Leidenden. Im Januar 1814 erkrankte sie selbst. Genötigt, seine Vorlesungen zu beginnen, verließ sie Fichte, um sie vielleicht tot wiederzufinden. Nach zwei Stunden zurückgekehrt erfuhr er, daß anscheinend die größte Gefahr vorüber sei. Als er sich zu ihr niederbeugte, so glaubt man, nahm er selbst den Krankheitskeim in sich auf. Seine letzte Freude war die Nachricht, daß Blücher den Rhein überschritten hatte.

Friedrich Wilhelm der Dritte verdient Dank, wenn er (1799) gesagt hat: Ist es wahr, daß Fichte mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen; mir tut das nichts. K. Bruchmann

J. G. Fichtes Werke in sechs Bänden (Auswahl) sind im Verlage von Felix Meiner, Leipzig (kompl. brosch. 36 Mark, in Halbfranz 45 Mark) erschienen. Der gleiche Verlag hat auch Einzelausgaben verschiedener Werke veranstaltet, die geeignet sind, die Kenntnis Fichtescher Ideen in weite Kreise zu tragen, u. a. die „Reden an die deutsche Nation", (brosch. 2 Mark), „Fichte und Forberg, Die philosophischen Schriften zum Atheismusstreit" (brosch. 2 Mark), „Die Anweisung zum seligen Leben" (brosch. 2,50 Mark), „Das System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre" (brosch. 3,50 Mark) und „Die Bestimmung des Menschen" (brosch. 1,80 Mark). Die Herausgabe hat Fritz Medicus besorgt, auch hat er mehrere Bände eingeleitet.

Jugendpflege

Die Pfadfinderbewegung in der Schweiz. Die vor etwa vier Jahren in England durch General Baden-Powell in das Leben gerufene großartige Jugendbewegung der Pfadfinder hat auch bald auf dem Kontinent in den verschiedensten Ländern festen Fuß gefaßt. Im Juni des Jahres 1912 ist auch ein Schweizer Pfadfinderbund gegründet worden, der schon mehrere tausend Knaben und Mädchen umfaßt. Gerade in der Schweiz mußte sich diese Art erzieherischer Jugendfürsorge unter schwierigen Verhältnissen durchsetzen, denn dort wirken schon seit vielen Jahren die verschiedensten Einrichtungen im Dienste einer körperlichen Ertüchtigung der heranwachsenden Jugend. Die Turn- und Schützenvereine, der militärische Vorunterricht und die Kadettenkorps sind alle tätig im Sinne einer militärischen Vorbereitung zur erhöhten Feldtüchtigkeit und eines inneren Ausbaues des eidgenössischen Volksheeres. Sie nehmen aus diesem Grunde auch alle in ihrer vaterländischen Wirksamkeit Rücksicht auf die Bedürfnisse des militärischen Lebens und auf die Hinweise der hervorragenden soldatischen Führer. Der schweizerische Pfadfinderbund lehnt im Gegensatz zu allen anderen Organisationen ähnlicher Art streng und deutlich eine Betonung des militärischen Standpunktes ab und stellt den großen Gedanken des Schöpfers dieser Erziehungsform, die Heranbildung und Stärkung eines bewußten und edlen Charakters, als allererste Aufgabe obenan. Inmitten der überreichen Herrlichkeiten des schweizerischen Gebirgslandes wollen die Führer ihre Knaben in zielbewußtem, planvollem und ernstem Schaffen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenschweißen und so die Interessen des einzelnen hinter diejenigen der Gesamtheit zurückstellen.

In der Schweiz hatte diese Bewegung ihren impulsiven Ursprung innerhalb der Reihen der Christlichen Vereine junger Männer in der Südschweiz genommen. Auch in anderen Landesteilen bildeten sich unter der eifrigen und hingebenden Leitung von Männern, die den großen erzieherischen Wert der Pfadfinderbewegung erkannt hatten, einzelne Gruppen. Durch die nationale Selbständigkeit der Kantone hatten die Abteilungen im Anfang ein recht verschiedenes Gepräge. Die Bewegung konnte erst erstarken, als es einem Zentralkomitee gelang, die bestehenden Gründungen unter allgemein anerkannten Grundsätzen zu einer höheren Einheit zu sammeln. Den schon bestehenden Gruppen durfte von ihrem durch die Entwicklung gerechtfertigten Charakter nichts genommen werden; aber doch war eine Zusammenfassung, um ein Zersplittern zu verhindern, eine große Notwendigkeit.

Jede Pfadfinderbewegung besteht aus einer oder mehreren „Patrouillen" von jeweils acht Jungen. Die ganze Abteilung wird von einem „Instruktor" (Oberfeldmeister) geführt, der seinerseits aus der Zahl der Leute für jede Patrouille einen Patrouillenführer (Feldmeister) bestimmt. Die Patrouille ist eine für immer festgefügte Untereinheit, deren Mitglieder nicht ohne weiteres in eine andere Patrouille übertreten können. Eine solche Änderung darf nur mit Willen des Instruktors geschehen. Der Eintritt der Jungen in den Kreis der Pfadfinder kann erst nach bestandenem Aspirantenexamen erfolgen, in dessen Verlauf er über den tieferen Sinn und den Inhalt der Pfadfindergesetze Auskunft erteilen muß. Gleichzeitig soll ein dem Instruktor vorgelegter selbstgefertigter Gegenstand Zeugnis ablegen von einem gewissen Grade gewöhnlicher Handfertigkeit. Dann erst wird der Knabe mit feierlichem

Versprechen als Aspirant (Jungpfadfinder) in eine Patrouille aufgenommen und erhält damit die Berechtigung, die Kleidung der Abteilung zu tragen. Zur Ablegung des eigentlichen Pfadfinderexamens braucht der Aspirant zunächst die Einwilligung seines Instruktors. Dieser muß durch Beobachtung während der Aspirantenzeit die Überzeugung gewonnen haben, daß der Junge in moralischer und körperlicher Hinsicht reif und würdig ist, im Geiste des Pfadfindertums zu leben. Ist das Urteil des Instruktors positiv, dann hat sich der Aspirant der eigentlichen Prüfung zu unterziehen, die sich auf folgende Punkte erstreckt:

„1. Zehn in unseren Gegenden vorkommende Bäume nach Blatt oder Silhouette erkennen und bestimmen; ihre charakteristischen Eigenschaften angeben.

2. Wenigstens einen Franken erspart und auf einer Sparkasse angelegt haben.

3. Nach Besichtigung während einer Minute von vierundzwanzig verschiedenen, zerstreut auf einem Brette liegenden Gegenständen eine Liste aufzustellen, die wenigstens sechzehn der gesehenen Gegenstände enthält.

4 Zwei Kilometer in weniger als fünfzehn Minuten zurücklegen.

5. Mit höchstens zwei Streichhölzern im Freien ein Feuer anzünden und auf diesem Feuer ein kleines Mahl bereiten.

6. Eine Generalstabskarte lesen und den Kompaß gebrauchen können.

Diese sechs Bedingungen, die in der Pfadfinderprüfung erfüllt werden müssen, fordern von dem Knaben doch schon eine tüchtige, ernste theoretische und praktische Vorarbeit. Darin liegt aber ein großes erzieherisches Moment; sie muß durch zielbewußtes Schaffen auf eine bestimmte Höhe gebracht werden. Besondere Abzeichen geben die verschiedenen Grade der Leistung an und reizen den Ehrgeiz. Die beiden Examina geben die eigentliche Gewähr für eine bis zu einem bestimmten Grade gleichförmige Ausbildung der einzelnen Abteilungen. Ihre Einführung wird darum durch das Zentralkomitee von jeder Gruppe verlangt, wenn sie sich dem eidgenössischen Pfadfinderbunde anschließen will. Im übrigen aber ist es den Abteilungen freigestellt, ein oder das andere der gesamten Erziehungsrichtung nicht widersprechende Prinzip besonders auszubauen. Professor Broßmer

Schöne Literatur

Das Kleistbuch von Julius Hart. Berlin, Verlag Neues Leben. Wilhelm Borngräber.

Als Goethe Tiecks paradoxe Deutung des Charakters der Lady Macbeth erfuhr, bemerkte er, wir hätten in der Behandlung Shakespeares den Kreis schon durchlaufen und wären auf dem Standpunkte angelangt, daß uns die Wahrheit anwidert, der Irrtum aber willkommen erscheint. So geht es Julius Hart mit seinem krampfhaften Versuch, in Kleists „Prinzen von Homburg" etwas ganz Neues hineinzulegen. Es ist in der Tat schwer, augenblicklich über Kleist zu schreiben, nachdem Meyer-Benfey ihn für den eigentlichen und einzigen deutschen Klassiker neben Goethe erklärt und Wilhelm Herzog eine erschöpfende begeisterte Biographie gegeben hat. Die plötzliche Erkenntnis von Kleists überragender Größe weckt einerseits wie bei Roland Schacht (Nr. 42 Jhg. 1913 der Grenzboten) den Widerspruch, anderseits die Lust, diese Erkenntnis zu vertiefen und durch Erfindung eines Kleistsystems zu begründen. Der kluge Julius Hart hat sich in den Gedanken verrannt, daß vor ihm noch keiner Kleist richtig beurteilt hätte, denn gerade dort sei Kleists eigentliches Wesen zu finden, wo die früheren Ausleger das Krankhafte und Verfehlte zu sehen glaubten. Und nun gibt der geistvolle Kritiker eine außerordentlich scharfsinnige Erklärung, wie der „Prinz von Homburg" eigentlich gemeint sei; glänzend geschrieben, fesselnd bis in die Kleinigkeiten, aber in Kleists Text findet sich nicht der geringste Anlaß zu Harts Ansicht. — Oder soll das wirklich das Neue sein, daß „der Jahrtausende alte Kampf zwischen Vernunft und Natur der große Stoff ist, die einzige Angelegenheit, um welche sich für Kleist alles handelt?" Da muß ich aus meiner, natürlich höchst minderwertigen, Schulpraxis widersprechen. Das weiß längst jeder Primaner, daß im „Prinzen von Homburg" kein Held im Sinne Max Piccolominis dargestellt werden soll, sondern ein Stück Natur, Gefühl, im Gegensatz zum Recht, zum strengen Gesetz der Vernunft.

Die auffallendste Willkür der Auslegung ist die Annahme, daß der Kurfürst den Prinzen zu seinem Nachfolger auf dem Thron bestimmt hätte. Das ist mit keiner Silbe erwähnt. „Wie alles Große in der Kunst, so ist auch Shakespeare einfacher, als man ihn so oft darzustellen sich bemüht hat" (Rudolf Genée). Das gilt auch für Kleist. Und Hart bemüht sich sichtlich, eine einfache Formel für Kleist zu finden, aber er verschlingt sich in Irrpfaden, weil er dem Wahne lebt, über Kleist sei noch nichts Richtiges gesagt worden. „So war denn doch der Kluge klug genug, nicht klug zu sein."

Ich darf als Schulmeister wohl eine praktische Lehre daraus ziehen: der unverfälschte Kleist tritt nur in der „Penthesilea" hervor; damit muß der reifere Leser, also unser Primaner, die Kleistlektüre beginnen. Denn hier ist alles klar: die rasende Leidenschaft kennt keine Grenzen, wirklich keine, auch nicht die der literarischen Sitte; darüber springt der Gegenstandskünstler, der glühendste Bilderschmied hinweg, wie der Renner über die bekannte Hürde. Von der „Penthesilea" aus wird erst der „Prinz von Homburg" begreiflich. Sie ist der Schlüssel zum Wesen des Dichters, der Prinz und Michael Kohlhaas öffnen nur den Blick in Seitengemächer. Darum war es verfehlt, daß Hart für das Kleistbuch die Analysen dieser beiden Werke erkor. Tr. Friedemann

Reisebeschreibungen

Otto Goebel, „Vom Ural bis Sachalin". Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin 1913. Preis 4,75 Mark.

Nachdem der Verfasser über die wirtschaftlichen Forschungsergebnisse seiner im Laufe der letzten Jahre mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes ausgeführten großen sibirischen Reisen berichtet hat, legt er uns nunmehr ein überaus fesselndes Buch vor, in dem er seine Reiseerlebnisse und Eindrücke vom Standpunkt des allgemein menschlich interessierten Beobachters schildert. Wenn schon das europäische Rußland in seinem gegenwärtigen kulturellen Bestande dem gebildeten Westeuropäer auch heute noch oft genug nicht mehr als ein lebloser Schattenriß bedeutet, so gilt dies in noch viel höherem Maße von dem ungeheuren Gebiet, das sich zwischen dem Ural und dem Stillen Ozean breitet. Goebel hat nun, abgesehen von den nördlichsten Landstrichen, nahezu alle Städte und Landesteile besucht, die wirtschaftlich und kulturell von irgendwelcher Bedeutung sind, und uns ein so ungemein lebensvolles Bild entrollt, daß das unwirtliche Sibirien in greifbare Nähe gerückt erscheint. Ins Riesenhafte projiziert erscheinen uns die Mißstände im Verkehrswesen, die Anspruchslosigkeit bezüglich Sauberkeit und äußerem Behagen, die jeder Reisende schon im europäischen Rußland kennen zu lernen Gelegenheit hat. Aber mit feinem Humor weiß sich der Verfasser über alle Beschwerden, die oft lebensgefährliche Dimensionen annehmen, hinwegzusetzen und läßt sich für die spärlich gesäte Schönheit der nordischen Natur und die Beurteilung der Menschen und ihrer Lebensverhältnisse den Blick nicht trüben. Es ist ein Kennzeichen der Darlegungen Goebels, daß sie mit der strengen Sachlichkeit wissenschaftlicher Beobachtung den Reiz der Erzählung eines Wanderers vereinen, der durch das Land zieht und an der Fülle der Lebensformen seine helle Freude hat. Auch das Geringe und Unscheinbare weiß er zu erfassen und in das große Buch einzutragen, in dem schließlich jede Rechnung aufgeht. So hat uns denn Goebel in überaus sympathischer Weise auf losen Blättern ein Kapitel aus dem Leben und Weben der Menschheit erzählt, das viele Leser fesseln wird. *

Preisausschreiben

Die Psychologische Gesellschaft zu Berlin hat beschlossen, eine Preisaufgabe zu stellen. Als Thema ist gewählt: **„Beziehungen zwischen der intellektuellen und moralischen Entwicklung Jugendlicher."** Der Umfang der Arbeit soll vierzehn Bogen nicht überschreiten. Sollten jedoch die Untersuchungstabellen besonders umfangreich werden, so ist ein Überschreiten dieser Grenze zulässig. Die Arbeiten müssen bis zum 1. Juni 1915 abgeliefert sein; die Ablieferung hat stattzufinden bei dem Vorsitzenden der Psychologischen Gesellschaft, Herrn **Sanitätsrat Dr. Albert Moll, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 45.** Um die Anonymität

zu wahren, sollen die Arbeiten an der Spitze ein Stichwort enthalten. Dieses Stichwort soll mit der genauen Adresse des Bearbeiters in einem versiegelten Kuvert der Arbeit beigefügt werden. Die Arbeiten müssen mit der Schreibmaschine geschrieben sein. Der ausgesetzte Preis beträgt 750 Mark; eine Verteilung der Summe auf mehrere Arbeiten ist zulässig. Preisrichter sind die Herren Professor Dr. Meumann in Hamburg, Sanitätsrat Dr. Albert Moll in Berlin und Professor Dr. William Stern in Breslau. Die Preisverteilung findet nach Mehrheitsbeschluß statt, doch steht in besonderen Fällen jedem Preisrichter ein Vetorecht zu. Die Psychologische Gesellschaft hat das Recht, die Arbeit oder die Arbeiten, denen ein Preis zuerkannt ist, in ihr Eigentum übergehen zu lassen und in ihren Gesellschaftsschriften zu publizieren.

Unter Jugendlichen sind nicht nur junge Leute von etwa 14 bis 18 oder 20 Jahren, d. h. solche jenseits des eigentlichen Kindesalters, zu verstehen; es ist vielmehr das eigentliche Kindheitsalter eingeschlossen. Es ist auch statthaft, bei sonst fehlendem Untersuchungsmaterial die Untersuchungen ausschließlich bei Kindern bis zu 14 Jahren vorzunehmen. Immerhin wäre es wünschenswert, daß auch die der eigentlichen Kindheit folgenden Jahre berücksichtigt werden.

Was die Methoden der Untersuchung betrifft, so werden bestimmte Vorschriften über die Wahl der Methode nicht gemacht. Um den Grad der intellektuellen Entwicklung festzustellen, sei auf folgendes hingewiesen. Es wird sich empfehlen, verschiedene Methoden anzuwenden, besonders sich nicht auf die Prüfung einer einzigen intellektuellen Fähigkeit, z. B. die Kombinationsmethode oder die Ebbinghaussche Ergänzungsmethode zu beschränken, weil sonst die Gefahr vorliegt, daß die Prüfung der intellektuellen Entwicklung einseitig wird.

Auch die Prüfung der moralischen Entwicklung soll nach möglichst mannigfaltigen Methoden erfolgen Wünschenswert ist es, sich nicht nur auf die Beantwortung von Fragen zu stützen, die dem Kinde vorgelegt werden, obwohl die Fragemethode berücksichtigt werden kann. Es ist zu empfehlen,

Werkstätten Bernard Stadler

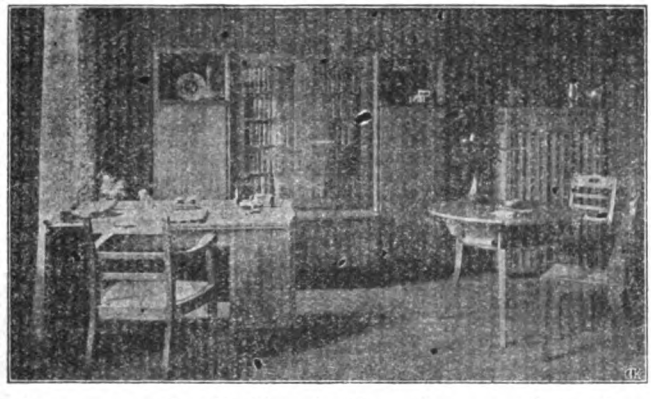
Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserlesenes kunstgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

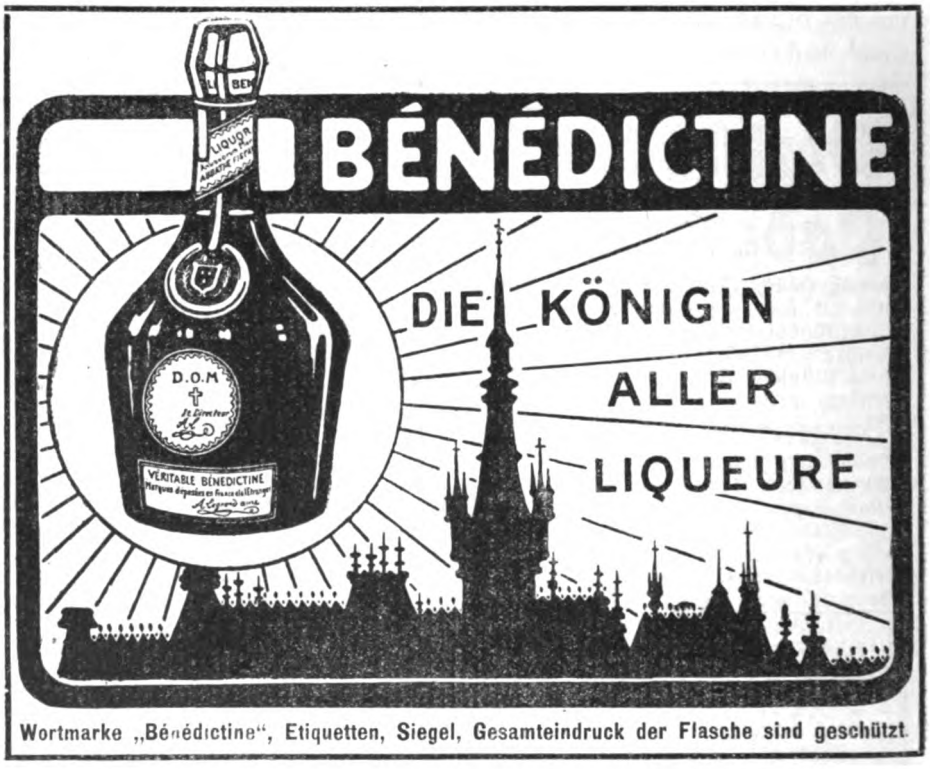
Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

wenn möglich auch Beobachtungen über die objektive Handlungsweise des Jugendlichen und über das gesamte Benehmen der Kinder bei der Prüfung zu sammeln und zu verarbeiten; doch muß es dem Bearbeiter überlassen bleiben, nach den zur Verfügung stehenden Untersuchungsmöglichkeiten die Methoden zu bestimmen. Im ganzen hat die Prüfung der moralischen Entwicklung sich möglichst zu erstrecken auf die sittlichen Gefühlsreaktionen, die sittlichen Urteile (die sittliche Einsicht), das sittliche Wollen und wenn möglich das sittliche Handeln des Jugendlichen.

Selbstverständlich ist eine Untersuchung normaler Jugendlicher erwünscht; es sind höchstens zu Vergleichszwecken Befunde von abnormen und kriminellen Jugendlichen anzureihen.

Alle Anfragen sind an Herrn Sanitätsrat Dr. Albert Moll, dessen Adresse oben angegeben ist, zu richten.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.



Wortmarke „Bénédictine", Etiquetten, Siegel, Gesamteindruck der Flasche sind geschützt

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Epilog zum Preußentag

Von George Cleinow

Wer ſich ein wenig in der Gedankenwelt der rechtsgerichteten Kreiſe Deutſchlands auskennt, weiß, welch ein tiefes Mißbehagen auf ihnen laſtet, ſeit ſie ſich der Unterjochung der deutſch-konſervativen Partei durch den Bund der Landwirte bewußt geworden ſind, der weiß auch, wie leicht dieſe Kreiſe jede Idee aufgreifen, die die Hoffnung erweckt, die ausſchließliche Bedeutung des Landbundes für die konſervative Partei mit ihrer Hilfe beſeitigen zu können. Wenn der ſtille Kampf in den Reihen der Konſervativen bisher keine größere Bewegung hervorgerufen hat, ſo mag das in erſter Linie in der Eigenart der in Betracht kommenden Kreiſe liegen, die an ſich ſchon nicht leicht dazu neigen, mit ihren Sorgen an die Öffentlichkeit zu treten und an ihrer Scheu, durch offenen Proteſt der konſervativen Sache mehr ſchaden zu können, als ſelbſt ein Sieg eventueller Sezeſſion nutzen möchte. Außerdem hat der Bund der Landwirte ſich zweifellos die größten Verdienſte um die Landwirtſchaft, dieſen Pflanzboden konſervativer Geſinnung erworben und — ein Blick in die parteipolitiſche Umgebung lehrt, daß es den Angehörigen der liberalen Parteien mit den wirtſchaftlichen Intereſſenverbänden nicht beſſer geht, wie den Konſervativen. Es hieße alſo den feſten Boden verlaſſen, wollte man die Anlehnung an den Landbund aufgeben. So klammert man ſich denn an die Hoffnung, allmählich und von innen heraus die Partei doch noch

umbilden zu können und ergreift nur zu gern jede sich bietende Gelegenheit, um neben der Betonung rein wirtschaftlicher Ideale auch die politischen zur Geltung zu bringen.

Von diesem durch die innerparteilichen Verhältnisse gegebenen Gesichtspunkte aus mußte daher die Beurteilung ausgehen, als im Herbst des vorigen Jahres, des Jubeljahres der Befreiungskriege, eine Gruppe von etwa zweihundert deutschen Männern den Aufruf zur Gründung eines Preußenbundes erließ. „Die erhebende Erinnerung an die großen Zeiten und Taten vor einem Jahrhundert, da Preußen wie ein Mann aufstand, um das Joch eines fremden Eroberers abzuschütteln," vermochte in der Tat den Patriotismus aufzurütteln und manchen zu dem Glauben zu verleiten, als könne auch der konservative Gedanke neue Kräfte aus der Ideenwelt jener großen Zeit schöpfen, ohne sich mit den Dogmen in Widerspruch zu setzen. Wer wollte auch fehlen, wenn es galt, die Nation wieder mit jenem Preußengeiste zu erfüllen, der ausging von Kant, Fichte, Schleiermacher, Steffens, Arndt, Stein, York von Wartenburg, die uns jeder an seinem Teil den Ideengehalt der Befreiungskriege versinnbildlichen?!

Der Zeitpunkt für den ersten Aufruf war nicht schlecht gewählt. Die preußische Regierung, durch Herrn von Bethmann verkörpert, bot genug Anlaß zu Klagen und Kritik. Gerade von den Bundesratsvertretern der Kleinstaaten hörte man in den letzten Jahren häufiger, daß die von Preußen instruierten Stimmen sich in wichtigen Lebensfragen der Einzelstaaten nachgiebiger gegen die partikularen Bestrebungen nichtpreußischer Staaten zeigten, als es notwendig und für die Sicherheit der Reichseinheit zuträglich war; das Experiment mit den Reichslanden zeitigte immer unbequemere Ausblicke; die Haltung des Reichskanzlers rief immer mehr Kopfschütteln hervor. Schließlich boten lokale Gründe einen praktischen Anlaß: die Möglichkeit für die Deutsch-Konservativen, in Hannover das Erbe der Welfenpartei anzutreten, nachdem die Thronbesteigung Ernst Augusts in Braunschweig und dessen Verzicht auf Hannover einer hannoverschen Welfenpartei den Boden entzogen hatte. So konnte denn auch an dieser Stelle (1913, Heft 43) die beabsichtigte Gründung des Preußenbundes um so mehr begrüßt werden, als es den Mittelparteien schwer fallen dürfte in das Erbe der Welfenpartei einzutreten. Einiger Vorbehalt mußte allerdings gemacht werden.

Es wurde auf die übermäßige Betonung des Autoritätsprinzips hingewiesen und darauf aufmerksam gemacht, daß das positive Ziel eines solchen Preußenbundes ein weit verstandener preußischer Partikularismus sein müsse,

der, anknüpfend an die Folgen unserer wirtschaftlichen Entwicklung, den ständig wachsenden Massen des Mittelstandes und der Arbeiterbevölkerung die Freude an der Heimat wiederzugeben hätte, dessen Aufgabe es also wäre Heimatsgefühle zu wecken und zu pflegen und damit der Gesamtheit neue ideelle Kräfte zuzuführen. Die erste Nummer des bundesamtlichen Organs hat diese Aufgabe unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Grenzboten angenommen, aber die Forderung nach freiheitlicher Betätigung zurückgewiesen. Wie unter diesen Umständen der Aufruf des neuen Bundes mit einer Erinnerung „an die großen Zeiten und Taten vor einem Jahrhundert", die doch nur auf freiheitlicher Basis durchführbar waren, eingeleitet werden konnte, blieb mir zunächst unverständlich. Auch sonst enthält die erste Nummer nichts, was an eine „erhebende Erinnerung" gemahnt: Polemik! Nichts als Polemik! Abwehr, Ablehnung, absprechende Urteile! Das geht soweit, daß das Musikfest auf der großen Pariser Weltausstellung von 1867, auf dem zehn Militärkapellen in Uniform um hohe Preise stritten, zur Erhöhung des Preußentums gegenüber Bayern und Badensern dienen muß. Das geht soweit, daß an einer Stelle von der bayerischen Kapelle besonders hervorgehoben wird, sie habe einen vollen Mißerfolg erlitten, während an anderer Stelle nebenher gesagt wird, daß ihr tatsächlich ein zweiter Preis zuteil ward.

Am Sonntag, den 18. d. M., ist nun der Preußenbund zu einer konstituierenden Versammlung zusammengetreten, nachdem er eine „machtvolle" Kundgebung in Aussicht gestellt hatte, nachdem aber auch die Zusammensetzung der Versammlung durch die Einberufer auf das sorgsamste durchgesiebt worden war, so daß wir wohl berechtigt sind, in den im Abgeordnetenhause versammelten Vertretern des Preußentums den Extrakt jenes reinen Preußentums zu erkennen, wie ihn die Preußenbündler selbst hoch und wert schätzen. In der Tat eine illustre Gesellschaft von hervorragenden konservativen Persönlichkeiten: Herr von Heydebrand, neben dem der temperamentvolle Direktor des Bundes der Landwirte, Dr. Rösicke, nicht fehle, Pastoren, Generale, Vertreter aus Handel und Industrie und aus der Landwirtschaft. Aber von dem Geist, jenem alten Preußengeist, der angeblich diese Gesellschaft erfüllen sollte, war nichts zu spüren. Das einzige positives Wollen andeutende Wort war das Bekenntnis des Dr. Rösicke zur Notwendigkeit der Selbsthilfe. Aber auch dieses gemahnte in der von Herrn Handelskammersyndikus Dr. Rocke zusammengeführten Vereinigung nicht an die Selbsthilfe von Tauroggen. Nicht Einigkeit bedingte es gegen vorhandene Gefahren, es säte Zwiespalt, es forderte zum Kampf gegen den inneren Feind, womit nicht etwa nur die Sozialdemokratie, sondern alles

gemeint ist, was nicht auf dem Boden dieser Preußenbündler steht. Ein Preußenbund, wie er sich uns nach dem ersten Aufruf darstellen konnte, ist dieser Preußenbund nicht! „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" so würde der Geist von 1813 den heutigen Preußenbündlern zugerufen haben.

Auf den Verlauf der Versammlung braucht hier nicht eingegangen zu werden. Er hat genug Staub aufgewirbelt, infolge der eigenartigen Benutzung des Schreibens des Freiherrn von Pechmann durch den Vorsitzenden des Bundes, sowie auch infolge der rednerischen Entgleisung des Generals von Kracht. Läßt man auch alle Kommentierungen und Erläuterungen gelten, die vorgebracht worden sind, um diese Dinge zu beschönigen, so bleibt doch genügend übrig, um aus dem Ton der Versammlung die Tendenz des erwähnten Korrespondenzblattes des Bundes zu verstehen: dasselbe polemische, absprechende Wesen wie dort, derselbe Mangel aufbauender Ideen, und, was für einen konservativen Kreis besonders bedenklich stimmt — Mangel jedes historischen Denkens! Das hat auch die Leitung der Deutsch-konservativen Partei empfunden und kurz entschlossen haben erst Graf Westarp und nach ihm die Konservative Korrespondenz die Vaterschaft für die Mißgeburt dieses Preußenbundes abgelehnt.

In der Tat: wer heute als konservativer Mann die bessernde Hand an unseren Staats- und Reichsbau legen will, wer heute dem alten Preußengeist wieder Geltung verschaffen will, der hat nur zwei Ausgangspunkte dafür: die Reformen des Freiherrn von und zum Stein und die Vorgeschichte der Reichsgründung. Dort würden die konservativen Parteien auch das Rüstzeug finden zur Befruchtung des konservativen Gedankens im nationalen Sinne.

Die Neugestaltung des deutschen Zivilprozesses

Anregungen aus Anlaß des Richter- und Anwalttages

Von Amtsrichter Karl Häuschkel

I.

Neben der Reform des Strafrechts erregt seit Jahren von allen Fragen der Gesetzgebung die Umgestaltung des Zivilprozesses das größte Interesse.

Die heutige deutsche Zivilprozeßordnung ist, am 30. Januar 1877 als Gesetz verkündet, seit dem 1. Oktober 1879 in Kraft. Seitdem haben sich nicht nur die äußeren Bedingungen, unter denen die Zivilprozeßordnung Gesetz geworden ist, geändert. Vor allem sind es neue Ideen, welche die Gesetzgebung heute beherrschen; nicht mehr auf die Tradition und die Durchführung bestimmter Grundsätze, sondern vor allem auf eine den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung tragende Prüfung und Sichtung des Stoffes wird bei der Schaffung eines Gesetzes ausschlaggebender Wert gelegt.

Es drängt sich von selbst die Frage auf, ob die anfänglich mit großen Erwartungen begrüßte, bald aber vielfach angefeindete Zivilprozeßordnung von 1879 den Anforderungen, welche heute an ein Gesetz gestellt werden, standhalten kann.

Schon wenige Jahre, nachdem die Zivilprozeßordnung ihre Herrschaft angetreten hatte, wurden Stimmen laut, welche eine Revision des Gesetzes verlangten. Als Vorkämpfer dieser Bestrebungen trat Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Reichsgerichtsrat Otto Bähr auf. Inzwischen hat die Zivilprozeßordnung durch die Novellen vom 30. April 1886, dann vom 17. Mai 1898 und schließlich vom 1. Juni 1909 einige Abänderungen erfahren. Ferner sind für das Verfahren vor den neu errichteten Sondergerichten (Kaufmanns-, Gewerbegerichten) Bestimmungen gegeben worden, welche von denen der Zivilprozeßordnung recht erheblich abweichen.

Trotzdem wird die Reformierung unseres Zivilprozesses nach wie vor lebhaft erörtert. Die Bestrebungen gehen dabei weit auseinander. Auf der einen Seite wird lediglich eine Abänderung der jetzigen Zivilprozeßordnung angestrebt, andere Vorschläge laufen auf eine vollständige Neugestaltung des Zivilprozeßrechtes hinaus, sei es unter Beibehaltung unserer heutigen Gerichtsverfassung, sei es unter teilweiser oder vollständiger Neuorganisation der Justizbehörden.

Am weitesten geht wohl Oberlandesgerichtsrat Reichert, welcher einer umfassenden Justizreform das Wort redet, auf dem Gebiete der Zivilrechtspflege sowohl wie der Strafrechtspflege. Er will neben den anders zu organisierenden Gerichten („Gerichten", an denen Einzelrichter Recht sprechen, und „Obergerichten", an denen Senate in der Besetzung mit drei Richtern zu schaffen sind) „Rechtsämter" gebildet wissen, denen in Zivilsachen vor allem die Aufgabe der Rechtsberatung und Streitverhütung sowie der Rechtsprechung in Bagatellsachen, der Vorbereitung der an das Gericht zu bringenden Prozesse und der einstweiligen Regelung des Streites zufallen soll (vgl. hierzu Deutsche Richterzeitung, IV. Jahrgang Nr. 15, S. 613 ff.). Auf der anderen Seite warnt Professor Wach, der sich als Lehrer des Zivilprozesses einen hochangesehenen Namen erworben hat, nachdrücklich davor, der Zivilrechtspflege andere Grundlagen zu geben. Ihm dünkt lediglich die Art und Weise, wie die seiner Meinung nach durchaus brauchbare Zivilprozeßordnung von einer Reihe von Richtern angewandt wird, nicht richtig. Auch die Professoren Mendelssohn-Bartholdy und Stein sowie andere stimmen ihm zu.

Um zu der Frage der Reformbedürftigkeit des Zivilprozeßrechtes Stellung nehmen zu können, muß man sich zunächst über die Aufgabe im klaren sein, welche der Zivilprozeß zu erfüllen hat.

Der Prozeß soll, um mit Reichsgerichtsrat Lobe zu sprechen, die Rechtsordnung verwirklichen. Dies gilt in gleicher Weise vom Strafprozeß wie vom Zivilprozeß. Die Prozeßordnungen sind also die Summe der Regeln, durch welche Vorsorge getroffen werden soll, daß der Prozeß in einer seiner Zweckbestimmung gerecht werdenden Weise zum Austrag gebracht wird. Die zu diesem Ende in der Zivilprozeßordnung zusammengefaßten Vorschriften ordnen demgemäß einerseits die Art und Weise, in welcher festzustellen ist, ob derjenige, der die staatlichen Machtmittel zur Durchsetzung eines ihm von der Rechtsordnung angeblich gewährten Anspruches anruft, überhaupt einen solchen Anspruch hat. Sodann aber regelt die Prozeßordnung das Verfahren, welches der Verwirklichung des festgestellten Anspruches dient.

Es ist begreiflich, daß jemand, der einen vermeintlichen Rechtsanspruch im Wege des Zivilprozesses nicht durchzusetzen vermocht hat oder dem gegenüber ein anderer einen seiner Meinung nach unbegründeten Anspruch mit Erfolg geltend zu machen verstanden hat, im Falle eines für ihn ungünstigen Ausganges des Prozesses oft zu glauben geneigt ist, daß ihm Unrecht geschehen sei. Meist wird es sich hierbei lediglich um Vorurteile handeln, welche auf das Gefühl des Ärgers über den verlorenen Prozeß oder des Neides und Hasses auf den Gegner zurückzuführen sind. Solchem Vorurteil entspringende Klagen sind für den Gesetzgeber belanglos, sie werden nie verstummen solange Prozesse geführt werden.

Häufig werden aber auch, worüber kaum noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, Klagen laut, welche einen tieferen Grund haben. Sie bewegen sich

hauptsächlich in der Richtung, daß der Prozeß zu langsam vonstatten geht, mit Unannehmlichkeiten für die Parteien verknüpft ist, die sich vermeiden lassen könnten, überhaupt zu unpraktisch ist und obendrein zu viel Kosten verschlingt.

Selbstverständlich sind diese Klagen nicht durchweg begründet, denn die prozessierenden Parteien, von denen sie ausgehen, vergessen vielfach, daß sie selbst den Streitstoff von vornherein, wenn auch nicht immer zu übersehen vermögen, so doch kennen, daß das Gericht aber erst sich das Tatsachenmaterial beschaffen muß, um sich ein Bild machen zu können. Gerade diese Arbeit erfordert die peinlichste Sorgfalt und ist infolgedessen mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpft, zumal nicht nur die Parteien selbst dem Gericht eine subjektiv gefärbte Darstellung geben, sondern auch die Zeugen die Vorgänge immer nur so zu schildern vermögen, wie sie diese aufgefaßt haben, vielfach also in Abweichung von der objektiven Wahrheit. Nur eine eingehende und genaue Ermittelung der tatsächlichen Vorgänge und Verhältnisse, aus denen der Prozeß hervorgegangen ist, ermöglicht, wie der am 12. und 13. September v. J. in Breslau abgehaltene deutsche Anwaltstag in einer seiner Thesen hervorhebt, eine dem Recht und den wirtschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Rechtspflege. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Feststellung eines verwickelten Streitstoffes oft längere Zeit in Anspruch nimmt und mit mehr Umständen verknüpft ist, als den Parteien lieb ist.

Freilich darf auch nicht geleugnet werden, daß selbst die Prozesse, deren Tatsachenmaterial denkbar einfach ist, oft ungebührlich lange Zeit dauern, dabei aber eine gründliche, sachgemäße Vorbereitung vermissen lassen und sogar mit falschen Entscheidungen enden. Es bedürfte jedoch überhaupt keiner Prozeßreform, wenn der Mißstand seinen Grund lediglich in der ungenügenden Eignung des Richters für sein Amt hätte. Vielmehr käme es dann nur darauf an, die unfähigen Richter nicht mehr als Zivilprozeßrichter tätig sein zu lassen oder aber, falls erkannt würde, daß der Richterstand in seiner Gesamtheit den Pflichten des von ihm auszufüllenden Amtes nicht voll gerecht zu werden vermag, durch eine zweckmäßige Vorbildung für den Richterberuf und durch Weiterbildung der Richter einen seinen Aufgaben gewachsenen Richterstand zu schaffen.

Wenn man jedoch die heutige Zivilprozeßordnung daraufhin prüft, ob sie eine Rechtspflege ermöglicht, welche dem Recht und den wirtschaftlichen Bedürfnissen entspricht, so wird dies, wie es auch die überwiegende Mehrzahl der sachverständigen Urteiler tut, verneint werden müssen. Der Richter vermag, wie Landgerichtsdirektor Hildebrand betont, dank der untätigen Rolle, welche das Gesetz ihm auferlegt, weder für eine gründliche und zweckmäßige Vorbereitung noch für eine schnelle Durchführung des Prozesses zu sorgen. Er muß im allgemeinen abwarten, wann und in welcher Form ihm die Parteien das zur Entscheidung erforderliche Tatsachenmaterial unterbreiten. In der Herrschaft der Partei über den Prozeß findet sein Recht der Prozeßleitung ein Gegengewicht, welches diesem Recht seinen Wert nimmt. Hierzu kommt die denkbar

strikteste Durchführung des Prinzips der Mündlichkeit und eine übermäßig reichliche Bemessung aller Fristen. Infolgedessen vermag der Richter weder in den einfachen Fällen in angemessener Zeit zu einem Urteil zu gelangen, noch einen schwieriger gestalteten Prozeß so zu leiten, daß sein Zweck so bald, einfach und sicher als möglich erreicht wird. Das heutige Prozeßverfahren eignet sich also nicht zur Verfolgung unstreitiger Forderungen, aber auch nicht, da die Erforschung der Wahrheit in ihm außerordentlich erschwert ist, zur Durchführung streitiger Ansprüche.

Auch der Deutsche Richtertag, welcher am 12. und 13. September v. J. in Berlin im Plenarsitzungssaale des Reichstagsgebäudes stattgefunden hat, hat deshalb, und zwar einstimmig, anerkannt, daß das Volk berechtigten Anlaß zu Klagen hat. Schon die Leitung des Richterbundes hat, als sie zum Thema des einen der auf diesem Tage gehaltenen Vorträge die Frage wählte: „Wie ist den hauptsächlichsten Klagen des Klägers über den Zivilprozeß abzuhelfen?", stillschweigend den gleichen Standpunkt eingenommen. Der Vortrag und die Verhandlungen über dieses Thema, über welche in der Nummer der Deutschen Richterzeitung vom 15. Oktober 1912 ein stenographischer Bericht erschienen ist, sind deshalb nicht weniger wertvoll, weil der Richtertag scheinbar in eigener Sache zu Gericht gesessen hat.

Die Fragestellung läßt erkennen, daß es dem Deutschen Richterbunde darum zu tun gewesen ist, Vorschläge für ein auf modernen Anschauungen aufgebautes, den praktischen Bedürfnissen gerecht werdendes Gesetz zu erlangen. Nicht darum handelte es sich, ob für den Zivilprozeß auch künftighin der Grundsatz der Mündlichkeit und der Einheitlichkeit des Verfahrens, wie ihn die Zivilprozeßordnung von 1877 bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durchgeführt hat, beizubehalten ist; nicht darum, ob der Partei die Herrschaft über den Prozeß zu wahren und dem Richter ein gegen früher vielleicht verstärktes Recht der Prozeßleitung zuzugestehen ist. Die Idee der Zweckmäßigkeit, das Interesse derer, denen der Zivilprozeß zu dienen bestimmt ist, waren das Leitmotiv nicht nur des mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vortrages des Reichsgerichtsrats Dr. Lobe, sondern auch der daran anknüpfenden lebhaften Diskussion.

Selbstverständlich sind auf dem Deutschen Richtertage ebenso wie bisher in der Literatur tiefgehende Meinungsverschiedenheiten über die erforderlichen Reformen zutage getreten. Indessen ist der Richtertag dem Referenten in zwei Kardinalfragen einmütig gefolgt. Er hat die Notwendigkeit einer besseren Scheidung zwischen streitiger und nichtstreitiger Rechtspflege erkannt und andererseits den Ausbau der vorbeugenden Mittel zur Verhütung von Prozessen empfohlen.

Wenn erst nutzlose Prozesse möglichst unterbleiben und jeder, soweit es an ihm liegt, die Rechtsordnung zu verwirklichen bestrebt ist, ohne daß es der Anrufung der staatlichen Autorität und der Inanspruchnahme staatlicher Machtmittel bedarf, so wird daraus auch eine günstige Rückwirkung für die vor das Forum des Gerichts gebrachten Prozesse erwachsen; deren um so sorgfältigere

und gewissenhaftere Bearbeitung wird durch die Abnahme ihrer Zahl und die Verhütung der Prozesse, die für den einen oder den anderen Teil aussichtslos sind, dabei oft genug gerade die meiste Arbeit erfordern, gewährleistet. Damit ist weiterhin aber auch die Möglichkeit einer prompten Rechtsprechung geboten. Diese Vorteile ließen sich vollends steigern und obendrein noch durch den Vorzug einer Verbilligung der Rechtspflege vermehren, wenn die nichtstreitigen Ansprüche, das sind die Ansprüche, welche der Verpflichtete lediglich nicht erfüllen will oder nicht erfüllen kann, obwohl er seine Pflicht zu deren Erfüllung nicht leugnet, eine zweckmäßigere Behandlung erführen als bisher.

II.

Reichsgerichtsrat Lobe bezeichnet als die Quelle eines beträchtlichen Teiles aller Prozesse die Gesetzesfremdheit des deutschen Volkes, zu der sich eine stark ausgeprägte, gesundes Rechtsgefühl leicht irreführende Rechthaberei gesellt. Will man den daraus erwachsenden Prozessen vorbeugen, so gilt es also, Rechtsfremdheit und Rechthaberei zu bekämpfen, man muß Aufklärungsarbeit verrichten und Frieden zu stiften versuchen. Während Lobe die letztere Aufgabe Einigungsämtern zuweisen will, bezeichnet er die Erteilung von Rechtsrat und die Aufklärung in Rechtsfragen als die vornehmste und wichtigste Aufgabe der Anwaltschaft. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen gewinnt auch das Problem des Anwaltszwanges, das in den Verhandlungen des Anwaltstages in Breslau einen breiten Raum eingenommen hat, erhöhte Bedeutung. Denn die vom Anwaltstag gewünschte Beibehaltung des Anwaltszwanges würde nicht nur für die anhängig werdenden Prozesse von Bedeutung sein. Vor allem ist gerade der Anwaltszwang zweifellos ein hervorragendes Mittel zur Verhütung von Prozessen, wenigstens unter der Voraussetzung, daß jeder Anwalt die Vertretung eines von ihm als aussichtslos erkannten Prozesses strikte ablehnt. Dem Prozeßsüchtigen bliebe also der Weg zu dem Gericht, vor dem er selber nicht auftreten kann, in solchen Fällen verschlossen. Es wäre eine um so sicherere Garantie dafür geboten, daß aussichtslose und mutwillige Prozesse nicht geführt werden, je strenger der Anwaltszwang durchgeführt würde. Diese Erkenntnis würde an sich sogar den Wunsch zu erzeugen vermögen, daß auch vor dem Amtsgericht jede Partei nur im Beistand eines Anwalts auftreten dürfte. Indessen wären die Nachteile, die aus einem derart ausnahmslos durchgeführten Anwaltszwange erwüchsen, zu große, als daß noch an eine Ausdehnung des Anwaltszwanges gegenüber dem jetzigen Zustand ernstlich zu denken wäre. Im Gegenteil, selbst auf die Gefahr hin, daß Prozesse angestrengt werden, die keinerlei Erfolg versprechen, und Prozesse aufgenommen werden, deren dem Beklagten ungünstiger Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, ist sogar der Aufhebung des Anwaltszwanges in seiner jetzigen Form das Wort zu reden. Denn einmal entspricht es nicht der Billigkeit, auch von einem Rechtsuchenden, dessen Fähigkeit, sich selbst vor Gericht zu vertreten und die Rechts- und Sachlage zu überblicken,

außer allem Zweifel steht, die Annahme eines Anwalts zu verlangen. Sodann ist der Rechtsstreit oft derart einfach, daß unter der Herrschaft eines guten Prozeßgesetzes auch weniger Gewandte ihr Recht finden werden, ohne durch einen Anwalt vertreten zu sein. Schließlich spielt auch die Kostenfrage sehr häufig eine ausschlaggebende Rolle, da die Annahme eines Anwalts den Prozeß recht erheblich — und bei zahlungsunfähigen Gegnern unnötig — verteuert.

Ein Gegengewicht, welches wenigstens bei Vorhandensein eines zahlungskräftigen Gegners von Bedeutung wäre, könnte jedoch dadurch geschaffen werden, daß wie die Kosten eines für den Prozeß angenommenen Anwalts, so auch schon die Kosten eines Anwalts, dessen Rat vor Anstrengung des Prozesses eingeholt wurde, vom Gegner unter Umständen zu erstatten sind und im Kostenfestsetzungsverfahren festgesetzt werden können. Da diese Kosten überdies bedeutend geringer sind als die Gebühren für Vertretung im Prozeß, so würde manchem der Entschluß, vor Anstrengung oder Aufnahme eines Prozesses den Anwalt erst einmal um Rat zu fragen, leichter werden als jetzt. Mancher wird, wenigstens wenn er einsichtig genug ist, von einem Prozeß abstehen, von dem ihm der Anwalt abgeraten hat.

Eine immer mehr zunehmende Bedeutung gewinnen neuerdings neben dem Anwalt die Rechtsauskunftstellen. Lobe empfiehlt warm deren weiteren Ausbau. Allerdings muß der Staat, wenn diese Rechtsauskunftstellen ihre Aufgaben befriedigend erfüllen sollen, eine gewisse Kontrolle über sie ausüben, insbesondere von den Beamten der Stellen den Nachweis der Befähigung zu diesem Amte verlangen. Auch läge es dem Staate ob, selbst helfend einzugreifen, wo solche Einrichtungen noch fehlen. Dies könnte durch Einrichtung staatlicher Rechtsauskunftstellen geschehen, wo sich ein Bedürfnis herausstellt. Am Sitze des Gerichts selbst hätte, auch neben dort bereits vorhandenen Auskunftsstellen, die schon jetzt mit der Erteilung von Rechtsrat und Anfertigung von Schriftsätzen betraute sogenannte Anmeldestube, der tüchtige und erfahrene mittlere Justizbeamte beizugeben wären, deren Funktionen zu erfüllen. Für einzelne, vor allem für größere oder weit abgelegene Orte, die nicht Sitz eines Gerichts sind, empfiehlt sich ferner die Einrichtung bestimmter Tage, an denen ein hierzu besonders qualifizierter Beamter zur Erteilung von Rechtsrat an Ort und Stelle abgeordnet wird. Damit würde ein Seitenstück zu den bereits jetzt bestehenden Gerichtstagen geschaffen.

Schließlich könnte man daran denken, den Richter selbst zum Berater der Rechtsuchenden einzusetzen. Bei der Fülle der Stellen, an welche sich diese ohnehin schon wenden können, ist dafür indessen kein Bedürfnis vorhanden. Außerdem würde damit eine Neuerung geschaffen, von der kaum anzunehmen ist, daß sie sich bewähren wird, wenigstens nicht innerhalb unserer heutigen Gerichtsverfassung, denn von dem häufig an einem Gericht allein fungierenden Richter, welcher einer Partei vor Anstrengung des Prozesses Rat und Auskunft erteilt hat, glaubt selbstverständlich die andere Prozeßpartei einen unparteiischen

Richterspruch nicht erwarten zu können. Es wäre also mit dieser Einrichtung bereits wieder die Grundlage für neue Unzufriedenheit gegeben. Aber auch andere Bedenken müssen hiergegen aufstoßen; vor allem würde die Arbeitskraft und die Zeit des Richters dem eigentlichen Gebiete seiner Tätigkeit, der Rechtsprechung, zu sehr entzogen.

Es steht dem nichts im Wege, daß Rechtsanwälte, Rechtsauskunftstellen und Anmeldestuben zugleich auch, um einmal zusammenfassend diesen Ausdruck hier zu gebrauchen, als Einigungsämter in Tätigkeit treten. Zurzeit haben diese Funktion, soweit staatliche Einrichtungen in Frage kommen, die Amtsgerichte und die Schiedsmänner zu erfüllen. Erstere sind auch künftig als Ämter für diesen Teil der Rechtspflege beizubehalten. Dagegen wird den Schiedsmännern, deren Tätigkeit auf diesem Gebiete ohnehin immer mehr an Bedeutung verliert, nur noch das Sühneverfahren in Privatklagesachen zu belassen sein, denn sie vermögen den Rechtsuchenden nicht die erforderlichen Garantien für eine sachgemäße Erledigung ihrer Anliegen zu bieten, weil ihnen fast immer jegliche juristische Vorbildung und Schulung und oft auch das Verständnis für Fragen zivilrechtlicher Natur — Eigenschaften, welche gerade auch für das Sühneverfahren unerläßlich sind — fehlen. Den Rechtsuchenden stehen ja bei der vorgeschlagenen Regelung die verschiedensten Einrichtungen offen, unter denen sie, je nachdem sie der einen oder der anderen größeres Vertrauen entgegenbringen, die Wahl haben, ganz abgesehen von den unter diesen Umständen allerdings größtenteils überflüssig werdenden privaten Einigungsämtern.

Die Möglichkeit, bei derselben Stelle, die der Erteilung von Rechtsrat und Rechtsauskunft dient, auch das Sühneverfahren mit dem Gegner zu betreiben, würde einen großen Vorteil bedeuten. Freilich hängt die Gewährung dieser Möglichkeit von einer Maßnahme ab, die immerhin von großer Bedeutung ist. Es handelt sich darum, daß den Rechtsanwälten die Stellung von staatlichen Beamten, den Rechtsauskunftstellen die Eigenschaft staatlicher Behörden zu verleihen ist, soweit sie die Funktionen der Einigungsämter auszuüben haben. Denn einer ersprießlichen Förderung des Gedankens der Sühne und Streitschlichtung wäre nur dann der Boden geebnet, wenn die in einem Einigungsverfahren geschlossenen Vergleiche, ähnlich wie die im § 794 Ziffer 5 der Zivilprozeßordnung erwähnten notariellen oder gerichtlichen Urkunden, ausnahmslos zu vollstreckbaren Schuldtiteln erhoben würden, zum mindesten falls sich der Schuldner darin ausdrücklich der sofortigen Zwangsvollstreckung unterwirft. Einem Vergleich, zu dessen Erfüllung der Schuldner erst wieder durch Betreibung des Mahnverfahrens oder durch Anstrengung der Klage angehalten werden müßte, kommt nicht der gleiche Wert zu, wie einem ohne Urteil oder Zahlungsbefehl vollstreckbaren Titel. Urkunden, welche nicht von Beamten oder Behörden aufgenommen sind, könnten aber nie die Eigenschaft eines Vollstreckungstitels erlangen. Übrigens liegt in dem Vorschlage, die Rechtsanwälte zu staatlichen Beamten zu ernennen, soweit sie die Funktionen der alten Schiedsmänner über-

nehmen, ein Gedanke, der sich in der Übung, das Notariat mit der Anwaltschaft zu verbinden, wiederfindet.

Der Versuch der Sühne darf, wie Lobe hervorhebt, nicht die Vorbedingung für die Beschreitung des Prozeßweges sein, denn den Rechtsuchenden würde beim Scheitern der Sühne, die sie vielleicht sonst nicht erst versucht hätten, nur Zeitverlust entstehen. Selbst für Bagatellsachen ist es nicht ratsam, den Sühneversuch obligatorisch zu machen.

Neben der Rechtsberatung und dem Sühneverfahren erblickt Lobe in der Neuregelung des Kostenwesens ein weiteres Mittel zur Verhütung von Prozessen. Er wünscht, daß die Erhebung des Widerspruchs im Mahnverfahren von der Hinterlegung einer Gebühr abhängig gemacht wird, während auf der anderen Seite Anerkenntnisse und Vergleiche Gebührenfreiheit genießen und eine Ermäßigung der bereits entstandenen Gebühren zur Folge haben sollen. Mit Recht hat sich gegen den ersteren Wunsch Lobes der Richtertag gesträubt. Der Vorschlag ist in der Diskussion als unsozial und übertrieben bezeichnet worden. Die Anwendung des Grundsatzes der vorgängigen Hinterlegung einer Gebühr im Falle der Revision läßt sich gewiß nicht zum Vergleiche heranziehen. Denn vor der Revisionsinstanz haben sich schon zwei Instanzen mit dem Prozeß beschäftigt. Das Bedürfnis nach einer dritten Instanz ist, so notwendig die Rechtsprechung des Reichsgerichts für eine gesunde Entwicklung des Rechtslebens ist, für den einzelnen Fall nicht als besonders dringend anzuerkennen. Der Schwerpunkt wird, wie dies auch bisher schon der Fall hätte sein sollen, in dem Verfahren vor dem Gericht erster Instanz liegen. Die Berufung, welche in der Hauptsache nur einer Überprüfung des ersten Urteils dienen soll, schafft an sich hinreichende Garantien für eine sorgfältige und sachgemäße Rechtsprechung. Wird aber durch eine allzu rigorose Behandlung der Kostenfrage, die ja überhaupt nur ein leider notwendiges Übel ist, dem Unbemittelten schon für die erste Instanz die Möglichkeit abgeschnitten oder doch nicht unwesentlich erschwert, mit seinen Einwendungen gehört zu werden, so wird nur Unzufriedenheit im Volke erzeugt. Gerade diesem Gefühl soll aber die Prozeßreform den Boden entziehen. Der zweiterwähnte Vorschlag Lobes, Anerkenntnis und Vergleich soweit als möglich zu verbilligen, ist dagegen zweifellos ein nicht zu unterschätzendes Mittel zur Verhütung von Prozessen. Insbesondere würde dadurch mit gutem Erfolge auch den leidigen Prozessen, bei denen schließlich nur noch die Kostenfrage zu entscheiden ist, gesteuert werden. Jeder Zivilprozeßrichter weiß, wie oft Vergleiche gerade an der Kostenfrage scheitern, weil darin keine Partei nachgeben will.

(Fortsetzung folgt)

Russische Eindrücke eines Kroaten

Von Dr. Dragutin Prohaska

I.

Sankt Petersburg

ie läßt sich nicht einfangen, diese Stadt der bleichen Nächte, der christlichen Antichriste, der westlicher Zivilisation anhängenden Buddhisten, der Fortschrittler-Absolutisten, der Denker-Mystiker. Man muß Logik, Chronologie, Dimensionen und alle Elemente vergessen, aus denen wir bestehen, soll diese Welt harmonischer Gegensätze in einen Begriff gefaßt werden, will man zumindest das Typische ihrer Gestalt bestimmen.

Schon in ihrer Basis, im Plan ist der Grund zu finden, warum sie keinen Begriff von sich zu bilden erlaubt. Der Begriff unterscheidet sich von den Anschauungen wie der Turm von der Kirche, der Blitzableiter vom Heim, wie die Höhe von der Breite, der Gedanke vom Gefühl, wie die Abstraktion von den Realitäten, aus denen sie abgeleitet wird. Petersburg ist auf Schlamm angelegt und auf verstreuten Inseln, der vielfach zerschnittenen deltaartigen Mündung zahlloser Newaarme. Auf weichem, weit ausgedehntem Grund, der keinerlei Architektur in die Höhe duldet, nur eine, die in die Breite geht. Als diese weiche Erde noch ganz feucht war, bestand Petersburg aus lauter Archen Noahs, aus den typisch russischen hölzernen „Datschi". Der eherne Schritt der Zivilisation trat den Boden aus, härtete ihn und die Holzhütten verschwanden nach und nach, um immer noch leichten Gebäuden im Rokokostil zu weichen mit Filigranbalkonen, mit Einrichtungsstücken, die auf schlanken, feinen, vergoldeten Beinen standen und mit Bewohnern, die unter ihren Perücken „diskret aufzutreten" verstanden. Aber schon zur Zeit Katharinas, die mit Diderot korrespondierte, meldet sich ein schwererer Ton und die Lebensführung wird materialistischer. Etwas wie Gelehrsamkeit, die Periode, die Ode, Geschichte und Wörterbücher, Dershawin, Lomonosow ... folgen. Und in Puschkin fließt das alles zusammen in eine lebendige Poesie. In ihm triumphiert die Konsolidierung des petersburgischen Bodens zum ersten Male in unabhängiger und genialer Weise. Er jubelt vor dem „Ehernen Reiter" über die hundertjährige Kulturarbeit. Da ist er, der Ritter aus Bronze, der das Roß emporreißt, hoch auf

litauischem Granit! Ganz Rußland bäumt sich unter den Sporen des unerbittlichen Fortschrittszaren: das Roß stampft den Stein und zertritt die legendäre Schlange, die vielleicht auch jenen russischen Schlamm bedeutet, den der kühne Reiter zusammengestampft hat.

Und nun tritt Petersburg wieder in eine neue Architekturepoche — das Direktoire. Die Erneuerung des imperatorischen, cäsarischen, römischen Geistes in der Architektur erfaßt auch die Stadt des östlichen, unrömischen Peter. Lange Fassaden mit dicken Säulen. Zu beiden Seiten des ehernen Reiters: links der Synod, rechts die Admiralität — lange Kilometergebäude. Sie ziehen sich eine Viertelstunde weit und können nicht „hinauf"..... Auch die Akademie kann es nicht, die Börse nicht, nichts in diesem Stile und auf diesem Grund. Eine Art Katholizismus wehte über das Reußenland. Alexander der Erste war Mystiker, geheime Religionsgesellschaften verbreiteten sich über Rußland, Geheimbünde mit geheimen Gebräuchen, religiöse Romantik. Es blieb nichts Großes von alledem, außer dem „Kasanski sabor" (Tempel) im Stile des St. Peter zu Rom und dem jüngeren grandiosen „Isakijewski sabor", der mich lebhaft an das Pantheon in Paris erinnert.

Hier beginnt die Begriffsvermengung. Basiliken und Tempel, byzantinische Zwiebeltürme und Renaissancekuppeln. Eins neben dem anderen. Der Westen kreuzt sich mit dem Osten, Rom mit Konstantinopel, Paris mit Moskau, und es ersteht — Sankt Petersburg.

Innerhalb der Petersburger Mauern prallen Progressisten und Reaktionäre aneinander, Konservative und Revolutionäre, Slawjanophilen und Anhänger des Westens, Dekabristen und Diener des Zarentums, Bjelinski und Aksakow und weiter, weiter gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts selbst ein Turgenjew und ein Tolstoj.

Worin liegt die Seele dieser Stadt? Liegt sie wirklich in endlosen, unseligen Widersprüchen?

Vor der Fassade der Akademie der bildenden Künste lagern am Ufer der Newa zwei Sphinxe, einander gleich, einander zugekehrt, — seltsam! Eine Aufschrift besagt, sie seien aus uralten ägyptischen Grabstätten im Jahre 1832 hierher in die Stadt des heiligen Peter gebracht worden. Ich konnte mich an diesen Sphinxen nicht satt sehen, und so oft ich an ihnen vorüberging, fand ich an ihnen irgend etwas Neues, das ich früher nicht gesehen hatte oder nicht sehen wollte. Und jedesmal zog ich andere Beschauer nach, die bald mich, bald die Sphinxe anguckten und . . . weiter wanderten. Die Sphinxe sind völlig gleich, sogar ihre Schnauzen sind an derselben Stelle zerschlagen, wenn man von Schnauze sprechen kann, da es doch der Kopf eines Weibes ist und nur einer Löwin Leib. Auf den Köpfen zwei gleiche Priesterkappen und der Schweif in gleicher Weise unter dem Bein hindurch über die Hüfte geworfen. Sie sehen einander an, Tag und Nacht, mit blindem unaussprechlichem Blick. So sehen Weib und Weib einander an, wenn sie aneinander eine modische Neuheit, oder

ein charakteristisches (kriminelles?) Merkmal oder das Anzeichen versteckter körperlicher Reize betrachten: feindselig, interessiert und begeistert zugleich.

Diese beiden Sphinxe, sind sie nicht das Symbol der Sankt Petersburger Seele mit den zwei Naturen, Kulturen, und mit irgendeinem gemeinsamen Geheimnis, einer Blutsgenossenschaft, einer allgemein menschlichen tieferen Einheit? — Sphinxe an der Newa! Die Newa ist nicht der Nil, aber auch ein Gewässer, das ewig fließt. Frauen sind keine Sphinxe, aber Sphinxe und Frauen sind geheimnisvolle, immer wieder zu lösende Rätsel. Sabori sind keine Basiliken, aber Basiliken und Sabori sind Gottestempel, und es ist nur ein Gott — wenn es ihn gibt.

Ja, wenn es ihn gibt? Das ist die ewige Frage dieses Volkes von Gotteskämpfern, das einen Gogol, Dostojewski und einen Tolstoj geboren hat, das alle seine synthetischen Kräfte anstrengt, um schließlich durch Zweifel und Gegensätze des Zweifels hindurch mit irgendeinem „Ja" antworten zu können: nicht mit einem Begriff, mit einem Bild, oder beinahe mit einer Tat. Vor uns steht, erwartet und unverhofft Mereschkowski, der Autor des Gott-Menschen und Mensch-Gottes, der Synthetiker Nietzsches und Tolstojs, des Antichrist und des Christ.

Und in den bleichen Nächten, wenn die Sphinxe vom Mondensilber an den Ufern der Urheimat träumen und vom Gesang des Priesterchores am Osirisaltar, stiehl dich zu ihnen und betrachte sie. Sie lächeln. Lächeln ein bleiches Lächeln und du kannst leicht auf ihren geheimnisvollen Gesichtern eine Art Freude lesen, die den ganzen numidischen Körper der Ungeheuer durchströmt, vom Frauenkopf unter der Priestermitra bis zu den weiblichen Löwenhüften und bis in das letzte Glied des nervigen Schweifs, der ein anderes, ganz anderes Geheimnis bedeckt, als die Priestertiara, die Mitra. Aber das Lächeln ist bei der einen wie bei der andern das gleiche, uud wieder weißt du nicht, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Gott-Mensch oder Mensch-Gott. Schweif-Haupt oder Haupt-Schweif? Die Sphinx! Ein sinniger Unsinn und daher das geniale Lachen, das von der Mitra bis in den Schweif ausgegossen ist.

Während ihr euch so in philosophisch-religiösen Spekulationen ergeht, streift euch die schwarze Kutte seiner Ehrwürden. Man sitzt bei einem Gläschen Tee am Freundestisch, und sicher waren hier schon im Gespräch bis Mitternacht große Fragen gelöst worden. „Entschuldige, Oladika, um Gottes willen, sage, wer Christus war, Gott-Mensch oder Mensch-Gott?" — „Nicht eins, nicht das andere — sondern die Dreiheit; das Geheimnis der allerheiligsten Dreieinigkeit lehrt das Evangelium, lehren die Kirchenväter und der Synod. Das ist der Glaube der rechtgläubigen Kirche. Glaube dem Dogma."

Und der dualistische Begriff von Sankt Petersburg ist erschüttert, aufgehoben, vernichtet. Vor dir öffnet sich der Blick auf drei Dimensionen, nicht nur auf Länge und Breite, sondern auch — auf die Höhe. Vor Kuppeln und Zwiebeltürmen steht die Erinnerung auf und die Ahnung von gotischen

Spitzen und du entdeckst erst jetzt, daß es in Petersburg — keine Gotik gibt. Ganz und gar gibt es sie nicht. Auch die paar protestantischen Tempel reichen nicht hoch. Und da scheint dir die Gotik mit einemmal als das Symbol dessen, was dem russischen Volke fehlt: Beharrlichkeit, Schärfe, spekulativer Feinsinn, geistiger Protestantismus, der Kultus der dritten göttlichen Person, der Glaube an den Heiligen Geist. Der Protestant erhebt Einspruch gegen einen Kult ohne Geistigkeit, er nimmt selbst das Evangelium in die Hand und will es begreifen, verstehen, mit seinem persönlichen Geiste sich aneignen. Hussens: „Man beweise es mir!", Chelickis: „Der geistige Gott", Luthers: „Ein feste Burg ist unser Gott", Fichtes: „Ich", Hegels dreispältige dialektische Methode: „These — Antithese — Synthese", Schopenhauers Wille — das sind Manifestationen protestantischen Geistes. — Schopenhauers Wille, der sich dem Leben widersetzt, wird bei Tolstoj zum Grundsatz: Widersetze dich nicht dem Bösen. Aus Hegels Synthese machte Solowjew eine Destruktion der rationalistischen Philosophie und ersetzte sie durch die Philosophie des Herzens: durch Theosophie. Aus Fichtes „Ich" machten die nihilistischen Sozialisten ein Nicht-Ich, Nicht-Wir unter einer anderen Ordnung der Dinge.

Aus dem Protestantismus machte der russische Geist — das Schisma. Schisma ist Schisma und ist kein Protest. Mit jemand oder mit etwas zerfallen ist etwas anderes als jemand kritisieren und reformieren. Sich abwenden etwas anderes als Krieg führen. Sich dem Bösen nicht widersetzen etwas anderes als seinen Sphinx-Kopf und -Schweif niedertreten.

Aber die Entwicklung des russischen Volkes, Sankt Petersburgs, ist nicht vollendet. Der Boden, auf dem die gegenwärtige Ordnung der Dinge steht — mit dem Synod an der Spitze — trocknet aus und versteinert sich. Dieser Grund wird bald auch höhere Konstruktionen zu tragen vermögen, als der Synod es ist. Man hört davon, daß dem Lande der Reußen — das Patriarchat zurückgegeben werden soll. Der Patriarch muß über dem Synod stehen, dort, wo jetzt noch der Archaismus aus den Zeiten Peters des Großen steht. Das Zarentum, einmal getrennt von der Kirche, muß notwendig eine neue Formel für seine Rechtfertigung suchen. Statt der Salbung durch Gott — die Salbung durch das Volk, statt der Theokratie — die Demokratie, statt des Zarentums — die Verfassung. Das wird ein weiterer Fortschritt des ersten hohen Gebäudes sein auf dem soliden Grund der Wiederherstellung des Patriarchates. Die Vernunft wird abfallen vom Glauben und neben ihr in die Höhe wachsen. Gott und Mensch werden sich in neuem Sinne entwickeln. Im Menschen wird jenes geistige Selfgovernement sich befestigen, das bis jetzt dem Rechtgläubigen, das auch dem Katholiken fehlt (der Masse, dem katholischen Volk, dem französischen wie dem kroatischen), das aber der puritanische Arbeiter in England hat, besonders aber der Deutsche und ein wenig der Tscheche. Und solch ein Selfgovernement ist etwas vom Heiligen Geist, etwas Göttliches. Und doch durchaus menschlich.

Sankt Petersburg entwickelt sich durch einen Prozeß, wodurch sich Wörter, Zusammensetzungen bilden. Das ausschließlich rechtgläubige Sankt fiel ab mit der Erscheinung Peters, der die dualistische Doppelregierung des Heiligen und Unheiligen befestigte. Eine weitere Etappe wird das Aufsuchen einer stärkeren Basis sein, einer selbst sich beschützenden Burg — Luthers Prinzip, vielmehr nicht Luthers, sondern schon das der Hussiten, im Kern nicht germanisch — sondern allgemein kulturell.

Vor uns ist ein dreifach zusammengesetztes Wort, eine Bilderreihe, und nicht ein einheitlicher Begriff, der absolut befriedigen würde. — Darin liegt es, weshalb sich die Seele Sankt Petersburgs nicht „fassen" läßt.

Zur Landarbeiterfrage

Von Regierungsrat Arnold Gaede-Posen

Gewöhnlich wird der große Bedarf an ausländischen Saisonarbeitern in unseren landwirtschaftlichen Großbetrieben mit der größeren Intensität der landwirtschaftlichen Wirtschaftsweise, mit dem vermehrten Anbau von Hackfrüchten (Kartoffeln und Zuckerrüben), vor allem aber mit dem Mangel an Winterarbeit, der durch die Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen entstanden ist, erklärt. Das trifft auch zu. Das ganze Jahr hindurch kann der landwirtschaftliche Großbetrieb bei den heutigen Produktionsverhältnissen nur einer bestimmten Zahl von Arbeitern Beschäftigung geben. Für diese Zahl muß er Wohnung, Kost und Lohn in jeder Jahreszeit bereithalten, Schul- und Armenlasten tragen. Daß er das gleiche auch für die Arbeiter leiste, die er nur zur Bewältigung der Mehrarbeit in der Bestellungs- und Erntezeit braucht, kann von ihm niemand verlangen.

Solange es Saisonarbeiter gibt, die dem Gute nicht mehr zur Last fallen, wenn die Ernte unter Dach und Fach gebracht ist, muß sie daher auch der Großbetrieb verwenden. Er würde sonst unvernünftig wirtschaften.

Beachtet man dies, so kann man Herrn von Dewitz („Eine ungewöhnliche Gefahr für die deutsche Landwirtschaft", Nr. 255 des „Tag") nicht darin zustimmen, daß die Saisonarbeiter durch angesiedelte Arbeiter ersetzt werden könnten und müßten. Denn die zur Saisonarbeit in landwirtschaftlichen Groß-

betrieben angesiedelten Arbeiter würden, soweit nicht ausnahmsweise Forstarbeit vorhanden ist, im Winter beschäftigungslos sein. Die Ansiedlung von Arbeitern ist nur da möglich, wo dauernd Arbeitsgelegenheit vorhanden ist.

Die Saisonarbeiterfrage wird niemals durch die Arbeiteransiedlung gelöst werden. Darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Nur eine starke innere Kolonisation, bei der zahlreiche Großbetriebe in Familienbetriebe aufgelöst werden, kann die Zahl der Saisonarbeiter soweit verringern, daß sie keine Gefahr für die Unabhängigkeit der deutschen Landwirtschaft mehr bilden. Die russischen Drohungen, die Grenze gegen die Abwanderung von Arbeitern zu schließen, dürfen daher auch nicht, wie Herr von Dewitz vorschlägt, dahin führen, die Ansiedlung von Bauern hinter der Arbeiteransiedlung zurücktreten zu lassen, sondern sollten im Gegenteil ein Sporn sein, die Bauernansiedlung energischer zu betreiben als bisher. Mit jeder Umwandlung eines Gutsbezirks in ein Bauerndorf verschwindet eine Kolonne ausländischer Arbeiter für immer aus dem Lande.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Ansiedlung von Arbeitern auf dem Lande unterbleiben könne. Auch diese ist dringend notwendig. Denn die starke Abwanderung vom Lande hat zur Folge gehabt, daß auch ein Mangel an ständigen Arbeitskräften eingetreten ist, und zwar beim Großbauer sowohl wie beim Großgrundbesitzer. Diesem Mangel kann durch die Seßhaftmachung von Arbeiterfamilien begegnet werden. Dabei ist im Osten zu unterscheiden zwischen der Ansetzung von Deputatfamilien auf den Gütern und der Ansiedlung von freien Arbeitern auf Eigentumsstellen.

Die letztere (die eigentliche Arbeiteransiedlung) hat für den Grundbesitzer den Mangel, daß der Arbeiter nicht an seinen Dienst gebunden ist. Eine geringe Lohndifferenz kann zur Folge haben, daß sich der Arbeiter eine andere Arbeitsstelle sucht, wenn sie auch weiter entfernt liegt als das Gut. Auch kann kaum verhindert werden, daß der Arbeiter sein Eigentum an eine Person verkauft, die nach ihren persönlichen Eigenschaften für die Arbeit auf dem Gute nicht in Frage kommt. Daraus erklärt es sich auch, daß der Großgrundbesitz bisher der Ansiedlung von Arbeitern auf Eigentumsstellen wenig Interesse entgegengebracht hat.

Wichtiger für den Großgrundbesitzer ist die Erhaltung der auf dem Gute noch vorhandenen ständigen Arbeiter und die Ergänzung der Lücken, die die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung bereits in die Reihen der Deputatarbeiter gerissen hat. Auch hierin werden sich die Verhältnisse noch mehr verschlechtern, wenn sich die Besitzer nicht zu zwei Maßnahmen entschließen: zur Errichtung guter Wohnungen und zur Erhöhung der Löhne.

Die Löhne auf dem Lande sind trotz der guten Konjunktur verhältnismäßig niedrig geblieben, und die Arbeiterwohnungen lassen auch heute noch auf vielen Gütern viel zu wünschen übrig, wenn auch in den letzten Jahren dank dem guten Beispiele der Domänenverwaltung eine Besserung eingetreten ist. Das

ist auch der Punkt, wo die Besitzer gezwungen werden müßten, etwas zu tun, und Herr von Dewitz hat ganz recht, wenn er sagt, daß die landschaftlichen Kreditinstitute eingreifen müßten, wo der Besitzer selbst der Frage kein Verständnis entgegenbringt. Wenn die Landschaft Neu- und Nachbeleihungen nur bei Gütern mit guten, massiven Arbeiterwohnungen vornehmen würde, möchten Katen aus Lehmpatzen mit Strohdach bald der Vergangenheit angehören. Wie die Landschaften, so müßten auch die jetzt im Osten eine große Rolle spielenden Besitzfestigungsbanken auf die Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Gutsarbeiterschaft hinwirken, indem sie ihren sehr billigen Kredit (zweite Hypotheken zu 3,8 Prozent auch bei einem Banksatz von 5 bis 6 Prozent) nur unter der Bedingung zur Verfügung stellen, daß ein Teil des Geldes zum Bau von guten Arbeiterwohnungen verwendet wird.

Weniger leicht wird eine allgemeine Erhöhung der Löhne der ständigen Arbeiter zu erreichen sein. Zwar könnten die Besitzer, die ihr Gut schon vor dem sprunghaften Steigen der Güterpreise erworben haben, mit Lohnerhöhungen vorgehen, ohne die Rentabilät ihres Betriebes zu gefährden. Denn ihr Anlagekapital verzinst sich seit einer Reihe von Jahren infolge der gestiegenen Ertragsfähigkeit des Bodens, der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und der hohen Preise aller landwirtschaftlichen Produkte recht gut. Anders aber steht es mit denjenigen Besitzern, die schon zur Zeit der Hochkonjunktur auf dem Gütermarkt ihren Besitz erworben haben. Diese sind häufig so hoch belastet, daß die Erträge des Gutes kaum hinreichen, sämtliche Hypothekenzinsen zu zahlen, geschweige denn eine allgemeine Lohnerhöhung mitzumachen. Oder anders ausgedrückt, bei diesen Gütern ist das Zurückbleiben der ländlichen Löhne bereits kapitalisiert und vom Gute getrennt worden. Ein gewiß ungesunder Zustand, der sich immer weiter ausdehnen wird, je mehr Güter den Besitzer wechseln.

So hängt auf dem Lande die Arbeiterfrage mit der Bodenpreisfrage auf das innigste zusammen, was man nicht übersehen darf, wenn man die ländlichen Arbeiterverhältnisse verbessern will. Der Preistreiberei auf dem Gütermarkte entgegenzutreten, wird eine wichtige Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Außer einer gesetzlichen Regelung des Güterverkaufsvermittlungswesens wird wohl der Ausbau des Gesetzes betreffend die Zulassung einer Verschuldungsgrenze für land- oder forstwirtschaftlich genutzte Grundstücke vom 20. August 1906 ernstlich in Erwägung gezogen werden müssen. Denn erst, wenn es unmöglich ist, Großgrundbesitz schon mit einer geringen Anzahlung zu erwerben, werden Spekulanten und andere leistungsunfähige Käufer vom Markte verschwinden, was ein Nachlassen der Nachfrage nach Grundbesitz und demgemäß ein Sinken der Güterpreise zur Folge haben müßte.

Die Saisonarbeiterfrage wird durch die Verbesserung der Lage der ständigen Gutsarbeiter insofern beeinflußt, als jede Abwanderung einer Deputatfamilie dazu beiträgt, die Zahl der Saisonarbeiter auf dem Gute zu vermehren. Der Besitzer bemüht sich dann eben, möglichst viel von den Arbeiten, die früher der

Winterzeit vorbehalten blieben, schon von den Saisonarbeitern ausführen zu lassen. Je mehr Deputatfamilien auf einem Gute gehalten werden, desto geringer pflegt auch die Zahl der beschäftigten Saisonarbeiter zu sein.

Mit Recht hebt Herr von Dewitz hervor, daß auch die großen Bauern stark unter Arbeitermangel leiden. Ihnen kann eher als den großen Gütern durch die Ansiedlung von freien Arbeitern auf Eigentumsstellen geholfen werden. Denn während die Ansiedlung von freien Arbeitern in einem Gutsbezirk nur ausnahmsweise gelingt, sind mit ihrer Ansiedlung in Landgemeinden, wo sie Anschluß an den ihnen sozial nahestehenden kleinbäuerlichen Besitzer finden, schon recht gute Erfolge erzielt worden. Indirekt werden auch die großen Güter von den angesiedelten Arbeitern Nutzen haben. Denn ihre erwachsenen Kinder werden oft so lange Deputatarbeit nehmen, bis sie sich das zum Erwerb einer kleinen Rentenstelle erforderliche Kapital erspart haben. Jedenfalls hat die Aussicht auf ein Eigentum schon manchen ländlichen Arbeiter von der Abwanderung in die Industrie zurückgehalten.

Zur Vermehrung der ländlichen Arbeiterschaft würde ferner die Begründung von kleinen Bauernstellen, von sogenannten Halbbauernstellen, die mit einem Pferde oder mit Kühen beackert werden, beitragen. Diese Stellen können zwar eine Familie, solange die Kinder klein sind, ernähren, sie sind aber selten so ertragreich, daß die erwachsenen Kinder mit dem zum Erwerb einer Bauernstelle erforderlichen Kapital ausgestattet werden könnten. Außer dem ältesten Sohne, der die Wirtschaft übernimmt, pflegen die Kinder dieser Leute auf ländliche Arbeit zu gehen. Aus dem Gesichtspunkte der ländlichen Arbeiterfrage müßte daher der Gründung von Halbbauernstellen bei der Aufteilung von Gütern noch größere Beachtung geschenkt werden, als es bisher geschehen ist, zumal die Nachfrage nach solchen Stellen recht groß ist.

Einen weiteren Vorschlag zur Vermehrung der Landarbeiter hat Karl Bernhard von Oertzen in Nr. 273 des „Tag“ zur Erörterung gestellt. Er schlägt vor, in erster Linie die Mietwohnungen in den Dörfern zu vermehren, da sich in Mecklenburg, dem klassischen Lande der Häuslerkolonisation, gezeigt habe, daß die freien Landarbeiter sich fast immer unter der Mieterbevölkerung und nur selten unter den Kleinstellenbesitzern befänden. Es müsse allerdings in den Dörfern durch Auslegung von Gemeindeland dafür gesorgt werden, daß die Mieter einige Morgen Land pachten könnten; dann aber seien die Verhältnisse so, wie sie der Landarbeiter sich wünsche; denn der Mieter brauche sich an keinen Arbeitgeber zu binden, könne seinen Wohnsitz nach Belieben wechseln und sei trotzdem in dem Besitze eines kleinen landwirtschaftlichen Betriebes, der ihm das Vorwärtskommen erleichtere. Mit der Vermehrung der Mieter werde außerdem am besten für eine spätere Kleinsiedlung gesorgt, da die Erfahrungen in Mecklenburg gezeigt hätten, daß die Kleinstellenbesitzer zum größten Teile aus der Mieterbevölkerung des Landes hervorgehen. Fast überall, wo die Einlieger verschwunden seien, stocke in Mecklenburg die Häuslersiedlung, die vorher kräftige

Fortschritte gemacht habe. Daher verspreche die Schaffung von Mietwohnungen in den Dörfern mit Pachtgelegenheit mehr praktischen Erfolg, als die Prämiierung von Stellen, durch die man den Landarbeiter künstlich in eine Lage versetzen wolle, die er nicht begehre und für die er nicht passe. Als Vermieter kämen in erster Linie die Besitzer kleiner Stellen (Häusler) in Betracht, die durch Gewährung größerer Baudarlehen oder Überweisung von Landzulagen zur Einrichtung von Mietwohnungen auf ihrem Gehöft angeregt werden müßten.

Diese Ausführungen sind sehr bestechend, für Mecklenburg werden sie auch zutreffend sein. Für die östlichen Landesteile drängen sich aber doch Bedenken auf.

Zunächst: Werden Mietwohnungen mit ein wenig Pachtland in den Dörfern überhaupt begehrt sein? Ich möchte es bezweifeln.

Die Wohnungen, die ein Kleinstellenbesitzer vermietet und zwar zu einem möglichst hohen Mietzins, pflegen nicht besser zu sein als die Wohnungen der Deputatarbeiter auf den Gütern, und auch das von der Gemeinde für die Mieter zur Verfügung zu stellende Pachtland wird den Ansprüchen der Leute, was Bodengüte, Größe und Entfernung vom Hause betrifft, schwerlich genügen. Die Mieter werden bald merken, daß sie in Wohnung und Landnutzung nicht besser stehen als auf dem Gute, wo ein halber Morgen Gartenland und ein Morgen Kartoffelacker gut bestellt und gedüngt, sowie freies Futter für eine Kuh zu ihren Bezügen gehörten. In seinen Arbeitsverhältnissen aber steht jeder Mieter schlechter als der auf mindestens ein Jahr verdungene Deputatarbeiter, da er sich die Arbeit — oft in weiter Entfernung von seiner Wohnstätte — selbst suchen muß und im Winter häufig ohne Beschäftigung ist. Auch mit Pachtland werden die Mieter auf dem Lande daher stets ein unzufriedenes, dem Einfluß der Sozialdemokratie leicht zugängliches Proletariat sein. Ich kann mir ferner nicht denken, daß die Gemeinden die Hand dazu bieten werden, die Mieterbevölkerung im Dorfe zu vermehren; denn abgesehen davon, daß die Bauern nur höchst ungern Land abgeben, müssen sie befürchten, daß ihnen aus der Vermehrung der armen Bevölkerung größere Armenlasten erwachsen. Endlich wird auch dem Großgrundbesitzer mit einer solchen Ansetzung von Arbeitern kein Gefallen getan. Denn woher werden die Bewerber um eine Mietwohnung mit Pachtland kommen? Zweifellos ausschließlich aus der Deputatarbeiterschaft der Güter, deren Zusammenschmelzen die Besitzer schon jetzt mit Sorge beobachten. Denn daß das Vorhandensein von Mietwohnungen mit Pachtland in den Dörfern eine Rückwanderung ehemaliger Landarbeiter aus den Städten und den Industriebezirken auf das platte Land zur Folge haben wird, wird wohl niemand glauben.

So werden im Osten voraussichtlich alle Beteiligten ihre Mitwirkung bei der Durchführung des von Oertzenschen Vorschlages versagen. Es fehlt ihm auch meines Erachtens gerade das, was bei der Ansiedlung von Landarbeitern auf Eigentumsstellen den Erfolg verspricht: die soziale Hebung der ländlichen

Arbeiterschaft aus dem besitzlosen Proletariat in den Stand der Grundbesitzer, die Verbesserung ihrer Wohnungsverhältnisse durch den Bau von Eigenheimen und die Erhöhung ihres Einkommens durch die Erträge aus einer Landwirtschaft, die, da sie Eigentum und kein kündbares Pachtland ist, zum höchsten Reinertrag gebracht werden kann. Anwärter auf eine solche Stelle kommen zwar ebenfalls häufig aus den Reihen der Deputatarbeiter, es mehren sich aber zusehends die Fälle, wo auch städtische und Industriearbeiter, angeregt durch die Vorzüge des ländlichen Eigentums, sich ansiedeln lassen. Auch kommt von den Deputatarbeitern nicht jeder Arbeiter dafür in Betracht, denn der Erwerb einer Eigentumsstelle erfordert die Leistung einer Anzahlung von 500 bis 1000 Mark. Die Güter können also durch die Kleinsiedlung nur solche Leute verlieren, die den Dienst ohnehin bald verlassen hätten, um ihre Ersparnisse nutzbar zu machen, während die Schaffung von Mietwohnungen mit Pachtgelegenheit in den Dörfern auch in die besitzlose Gutsarbeiterschaft Unruhe tragen muß. Berücksichtigt man ferner, daß die Verwandlung eines Deputatarbeiters in einen freien, zur Miete wohnenden Landarbeiter gar nicht einmal im Interesse des Arbeiters liegt — auch die mecklenburgischen Einlieger bildeten eine sehr unzufriedene Bevölkerungsschicht —, so wird man sich in den östlichen Landesteilen besser darauf beschränken, die ländlichen Arbeiterverhältnisse durch die bereits erörterten Maßnahmen zu verbessern, die sich kurz dahin zusammenfassen lassen: Aufteilung größerer Güter in Bauernstellen, um den Arbeiterbedarf der Landwirtschaft zu verringern, Bekämpfung der Abwanderungslust der einheimischen Arbeiter durch Verbesserung der Wohnungs- und Lohnverhältnisse auf den Gütern, und Heranziehung weiterer einheimischer Arbeiter durch Schaffung von Halbbauern- und Arbeitereigentumsstellen. Daneben sind selbstverständlich alle Wohlfahrtsbestrebungen eifrig zu fördern, die sich zum Ziele gesetzt haben, das Leben auf dem Lande angenehmer zu gestalten und die Anhänglichkeit der Bevölkerung an die eigene Scholle zu pflegen.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Dritte Fortsetzung)

Die Edelfrau drückte ihren Kater an sich und war verschwunden, ehe Jupp merkte, daß es ein Delinquent war, der dort weggetragen wurde. Doch über den Gulden schmunzelte er und nahm sich vor, dem Stadtschreiber zu melden, daß der böse Kater eines plötzlichen Todes gestorben sei, wie das bei ihm nur begreiflich war. Auch Sebastian ging wieder in sein Häuschen zurück. Die Nachmittagssonne stand in seinem Garten, und durch das Loch in der Mauer und die Efeuranken sah er wieder in die weite Welt. Sein neuer Hausgenosse, der Bursch, kam ihm entgegen, wedelte und brachte ihm eine halb verzehrte Ratte. Er war kein Kostverächter und säuberte das Haus von Insassen, die auch Sebastian nicht gefielen. Dann aber schnupperte er an dem Wandschrank, wo noch ein Teil der Würste und das geräucherte Fleisch lagen. Er schien für Wechsel in der Nahrung zu sein, während Sebastian errötete. Denn es war ihm klar geworden, daß dieses angenehme Paket nicht direkt vom heiligen Sebastian kam, sondern von dem Botenwagen der Gritt, dem er in der engen Gasse begegnete. Er hatte kein ganz reines Gewissen, tröstete sich aber mit Elias, den die Raben in der Wüste speisten. Niemand wußte, woher sie das Brot nahmen. Also ging er zum Schrank, stärkte sich, und Bursch, sein Rabe, erhielt sein Teil. Aber beim Essen kamen wieder die Gedanken, die ihn verfolgten und unruhig machten, und er nahm sich vor, morgen zum Stadtschreiber zu gehen und ihn zu bitten, daß er, der Herr von Wiltberg, ein ernstes Wort mit dem verirrten Geschöpf reden dürfte. Mit der Fremden, die, ob sie nun eine Lutherische oder eine Hexe war, jedenfalls auf den Wegen des Bösen wandelte.

Während Sebastian sich dies vornahm, stand die Botenfrau Gritt vor dem Stadtschreiber und redete auf ihn ein.

„Werter Herr, ich habe den Packen oben auf meinen Wagen gelegt, und was darinnen war, ist alles in Ordnung gewesen. Zwei Gulden habe ich dafür ausgegeben, und ich habe es billig gekriegt, weil der Fleischer in Koblenz mich kennt und mich nit anführen darf! Und wenn nun der Packen nit mehr auf meinem Wagen war, so ist es daher, daß sich der Böse ein scheußliches Spiel mit mir erlaubte. Was wohl daher kommt, daß ja eine Hexe hier im Turm

sitzen soll! O, ich kenne das! Einmal in Koblenz, als ich am Rhein entlang ging und vergessen hatte, mein Gebet zu sagen —"

„Gib mir die zwei Gulden zurück, die mir gehören!" unterbrach sie der Schreiber. Er saß an seinem Tisch, der mit Papieren bedeckt war und strich mit der Gänsefeder über die blanke Platte.

„Herr Stadtschreiber, das Geld gab ich für das Fleisch, die Würste und für den Malvasier!"

Lambert Wendemut richtete seine kalten Augen auf die Frau.

„Wo ist das Fleisch, wo ist mein Malvasier?"

„Ich weiß es nit, werter Herr, ich —"

„Du wirst in den Turm müssen, wegen Diebstahls!"

„Ich? Heilige Mutter Gottes! Ich sprach die Wahrheit, glaubt es mir, Herr!"

„So gib das Geld wieder!"

Die massive Gestalt der Frau sank in sich zusammen.

„Ich hab es ja nit! Habt doch Erbarmen! Vier Kinder soll ich satt machen!"

Die Gritt war häßlich. Verarbeitet, mit wetterhartem Gesicht und wilden Haaren. Wie sie nun die Hände zusammenlegte und ihre trüben Augen zu dem harten Antlitz des Mannes am Schreibtisch erhob, hatte sie doch etwas Rührendes. Wendemut sah es nicht, er war gelb vor Verdruß geworden und spielte mit der Glocke, die vor ihm stand. Wenn sie klingelte, kam Jupp, der Büttel, der draußen auf seine Befehle wartete, und dann wanderte die Gritt in den Turm. Wann kam sie wieder heraus? Vielleicht, wenn sie bei der magern Kost Hungers gestorben war; denn es gab nur Wasser und Brot, und das nicht reichlich.

Die arme Gritt schauderte, wenn sie daran dachte. Ach Gott, wenn sie zwei Gulden gehabt hätte, wie gern würde sie sie gegeben haben! Wie aber sollte sie zu der großen Summe kommen? Sie hatte nur Geld in der Hand, wenn sie für andere etwas kaufte, sie selbst verdiente wenig. Gerade so viel, daß vier Kinder nicht verhungerten.

„Also, du wirst in den Turm gehen!"

Die Gritt fiel auf die Knie.

„Herr Stadtschreiber, ich will alle Strafe tun, nur dieses nicht! Was soll aus meinen Kindern werden? Und ich selbst: so aus der Arbeit weg und doch unschuldig; ich will arbeiten bis ich das Geld wieder habe! Nur kein Gefängnis!"

Sie winselte wie ein Tier, und der Mächtige betrachtete sie verächtlich. Wie doch die Menschen furchtsam waren, und wie war es schön, ihnen Furcht einzuflößen!

„Willst du mir einen Brief besorgen?" fragte er plötzlich, und die Gritt atmete auf.

„Was der Herr will! Alles, was ich tun kann, soll geschehen, und wenn mir das Blut aus den Fingern spritzt!"

„Das tut nicht nötig!“ Der Stadtschreiber spielte mit seiner Feder.

„Weißt du, wo Schloß Eltz liegt?“

Sie machte eine bejahende Bewegung.

„Ich habe gehört, da wären Franzosen —“

„Mag sein!“ Er sprach gleichgültig. „Bring diesen Brief an einen Kavalier, dessen Namen ich dir nenne. An keinen andern; wen du siehst, dem mußt du sagen, daß du nur den Herzog von Tremouille sprechen willst. Ihm gib den Brief! Er wird Dich belohnen!“

Wendemut sprach langsam und die Frau überkam ein Zittern. An der Mosel hausten die Franzosen wie die Wilden. Ganz Koblenz war voll gewesen von ihren Schändlichkeiten. Der Kurfürst, der in Ehrenbreitstein wohnte, sollte bitterlich geweint haben, wie er hörte, daß die Weinberge verbrannt wurden und die Menschen gehängt und zu Tode gepeinigt.

„Du wirst noch heut Abend gehen!“ Lambert Wendemut sprach gleichgültig. „Den Brief lieferst du ab und der Herr Herzog wird dir eine Empfangsbestätigung geben. Zeigst du mir diese nicht vor, brauchst du nicht wieder hierherzukommen. Deine Würmer werden dann aus der Stadt gejagt!“

Gritt erwiderte kein Wort. Sie wunderte sich kaum. Die Mächtigen der Erde waren einmal so — wer ihnen nicht gehorchte, der mußte sterben oder ins Gefängnis. Sie nahm den Brief, steckte ihn unter ihr Brusttuch und horchte auf einige Weisungen, die ihr der Stadtschreiber noch erteilte. Ganz spät, diesen Abend, sollte sie die Stadt verlassen. Mit einem Schein, daß sie es durfte. Auch dies Papier hielt sie bald in der Hand, ging aus dem spitzgiebligen Rathaus auf die Straße und merkte es kaum, daß es regnete und daß der Wind scharf von der Eifel her wehte. Eilig schlüpfte sie in ein Nebengäßchen, wo ihre Wohnung lag, und sagte ihren Kindern kaum Guten Abend. Die saßen um ein sparsames Feuer, das auf dem Herde brannte und kochten eine magere Wassersuppe. Das älteste Mädchen war zwölf Jahre alt, die besorgte den elenden Hausstand, wusch und flickte für die anderen. Die Kinder lachten vergnügt, als die Mutter eintrat. Wenn sie in Koblenz gewesen war, gab es meistens nachher etwas Gutes zu essen. Ein Stück alten Platz vom Bäcker, oder einige Knochen vom Fleischer, aus denen man Suppe kochen konnte. Gestern hatte die Mutter auch etwas zu essen mitgebracht, aber sie war dann gleich wieder weggelaufen, weil sie etwas verloren hatte, und das schien auch heute noch nicht wieder da zu sein. Den ganzen Tag war Frau Gritt umhergelaufen, nun setzte sie sich auf einen Schemel und stützte den Kopf in die Hand.

Lies, ihre Älteste, sah sie fragend an.

„Mutter, war da nit was im Korb für uns? Wir haben heute noch nix zu essen gehabt!“

Gritt zeigte mit dem Finger auf ein Wandbrett. Dort lag, gut eingepackt, ein Brot und ein kleines Stück Fleisch.

„Eßt es nur!"

„Sollst auch was haben!" meinte Lies, aber die Botenfrau stand auf und ging aus der Tür, ohne noch einen Blick rückwärts zu tun. Sie wußte, daß sie nicht wiederkommen würde. Schon in die Nähe von Koblenz sollten die Franzosen kommen. Also würde sie ihnen gleich in die Hände laufen. Und was dann mit ihr geschah, das konnte sie sich denken! Hübsch war sie nicht und alt war sie auch — spät war sie zur Ehe gekommen, und der Franz, der sie endlich freite, war schon lange tot. Aber lieber würde sie noch eine Zeitlang gelebt haben, wenn auch das Leben wenig Freuden bot. Aber was sagte der Pfarrer in der Beichte? Zur Freude käme kein Mensch auf die Welt, und nur zum Leide. Ja, der hochwürdige Herr mußte es wissen. Also mußte man wohl dem Leid entgegengehen und sich freuen, wenn es nicht zu lange dauerte. Doch war es besser, den Kindern nicht Lebewohl zu sagen. Wenn die Mutter nicht wiederkehrte, so mußten sie sich eben durchschlagen.

Gritt schlüpfte an den Häusern entlang, sah, wie hier und dort ein Lichtschein aufblitzte, und blieb endlich vor einem Hause stehen, in dem ein Fenster recht hell war. Hier wohnte der Herr Bürgermeister, und wenn er nicht krank gewesen wäre, würde Lambert Wendemut nicht regieren und sie in ihren Tod schicken. Aber er lag mit verbundenen Beinen und schrie manchmal vor Schmerzen, und seine Frau sagte, das wäre die Strafe, weil er immer so gern einen Becher Wein getrunken habe. Aber er war ein guter Herr und würde Gritt glauben, wenn sie sagte, daß die Hexe den Packen vom Wagen gezaubert habe. Ja, die Hexe! Gritt kroch an den Häusern entlang, bis sie zum Turm kam — trotzig und dunkel lag er dort, und in ihm wohnte die Böse, die über Gritt das Unglück gebracht hatte.

Die Schustermeisterin Gallich von der Ecke hatte es ihr gleich gesagt, als sie den verlorenen Packen suchte und nicht finden konnte.

„Paß auf, Gritt! Wir haben eine Teufelsbuhlerin in der Stadt — heut morgen sind bei mir sieben Schiefer vom Dach gefallen und unser Schwein hat den Husten. Und nebenan beim Färber ist das älteste Kind in Krämpfen gestorben!"

Gritt schauderte, wenn sie an das Elend dachte, das so eine Teufelsbündlerin anstiften konnte, und in ihrem Herzen stieg wilder Zorn auf. Wenn sie doch die Hexe erwischen und sie mit verbrennen könnte! Sie hatte sie ins Unglück gestürzt! Allerlei Geschichten gingen durch ihren Kopf. Wenn sie sonst mit ihrem Handwagen nach Koblenz zog und dort Besorgungen machte, dann dachte sie nie etwas. Nun aber fiel ihr eine Zaubergeschichte nach der anderen ein. Überall gab es böse Geister, sie quälten die Menschen und brachten sie in die Hölle! Und nun war eine solche Zauberin hier in der Stadt, und sie, die arme Gritt, mußte deswegen in den Tod!

Es war dunkel geworden und Gritt ging zum Osttor, um Auslaß zu begehren. Da saß der Torwart und flickte einen Korb. Denn er war auch

Korbflechter und freute sich des Nebenverdienstes. Er konnte nicht lesen, aber als ihm Gritt das Siegel der Stadt wies, zeigte er ein paar Zahnstummel und humpelte zum Tor, um es mit einem gewaltigen Schlüssel zu öffnen.

„Willst als wieder einkaufen, Gritt?" fragte er, und sie murmelte etwas Unverständliches. Sie konnte den alten Kaul nicht leiden, aber heut abend wurde ihr der Abschied sogar von ihm schwer. Nun stand sie draußen; von den Bergen kam der Wind und der Regen, und in den kahlen Bäumen rauschte es drohend. Aber Gritt schlug sich das Tuch fest um den Kopf, senkte ihn und ging trotzig feldeinwärts. Sie kannte den Weg an die Mosel. Durch Wald ging es und an kahlen Höhen vorüber. Bis sich die Höhen abwärts neigten und die flinke Mosel ihre Gewässer durch die Weinberge führte. Es war wärmer dort, und vielleicht blühten schon die Bäume und die Bauern gruben in den Weinbergen, wenn sie nicht von den Franzosen totgeschlagen wurden.

Der Wind wurde stärker und Gritt senkte den Kopf immer tiefer. Der Regen war kalt wie Eis und tat ihr weh; einen Augenblick blieb sie stehen, um Atem zu holen, dann ging sie wieder weiter. Weshalb wohl der Stadtschreiber an den französischen Mann schrieb? Wieder blieb die Frau stehen und duckte sich in den Schutz von zwei großen Bäumen. Es war ihr, als klirrte etwas: waren die Franzosen schon so nahe, daß sie den ganzen Weg von der Mosel her gekommen waren? Und wenn die Franzosen die Stadt einnahmen, was wohl mit ihren Kindern werden würde? Die Lies war ein großes Ding und auch wohl hübsch. — Gritt hatte in Koblenz gehört, daß die Welschen manchmal die Mädchen mit sich nahmen, und daß kein Mensch wieder von ihnen hörte. Wenn ihre Lies nun so in die Welt verschleppt würde?

Es klirrte wieder, ein Pferd schnob, und dann rief eine Stimme: „Hier ist Schutz, gnädiger Herr! Ich kann ein Licht anzünden und auf die Karte blicken!"

Gritt schrie auf. Ein Pferd trat sie beinahe auf den Fuß und ein Reiterstiefel streifte sie.

„Hallo! Wen haben wir hier?" Eine schwere Hand faßte sie.

„Erbarmen, Herr! Ich tat nichts Böses!"

„Das sagen sie alle!" murrte die Stimme, während die Faust noch fester zupackte. „Sag, woher du kommst und was du hier tust! Zur Nachtzeit laufen ehrbare Weiber nicht auf der Landstraße umher!"

„Haltet sie, Josias, und gebt mir das Feuerzeug!" sagte eine andere, ruhigere Stimme. „Ich will auf der Karte nachschauen, wohin wir geritten sind!"

Ein Funken blitzte auf und bald brannte eine kleine Wachskerze, bei deren Schein Gritt zwei Berittene sah, die so dicht neben ihr standen, daß sie sich kaum vor den Hufen der Pferde retten konnte. Beide trugen einfache Lederkleidung, aber der eine hatte stolze Haltung und eine vornehme Sprache.

Beide Gesichter beugten sich über ein Blatt, das der jüngere in der Hand hielt, dann erlosch das Licht und der eine Reiter fluchte.

„Gottes Tod! Dieser verwünschte Sturm!"

„Laßt das Fluchen, Josias!" meinte der andere. „Wir geben den Leuten hier ein schlechtes Beispiel. Sollten uns besser betragen als sie!"

„Gnädigster Herr, es ist doch übel, sich so verritten zu haben! Eure Gnaden wollte nur ein wenig jenseits des Rheines reiten und nun sind wir mitten in der Wildnis und wissen nicht, ob die Franzosen vielleicht in der Nähe sind!"

„Ich glaube es nicht, Josias! Die letzten Nachrichten lauteten von der Mosel und ich meine, daß wir noch ein ganzes Stück bis dahin haben! Wo sind wir, gute Frau?"

Der Herr wandte sich mit dieser unerwarteten Frage an Gritt, und diese fuhr zusammen. Denn sie verstand nicht alles, was diese Herren redeten — das scharfe Hochdeutsch war ihr eben so fremd wie anderen der weiche rheinische Dialekt, aber soviel hörte sie doch, daß diese Reiter keine Franzosen und vielleicht vornehme Leute waren. Umsonst aber wanderte sie nicht seit vielen Jahren nach Koblenz, begegnete vornehmen Herren, und hatte doch auch einmal den Kurfürsten gesehen.

„Gnädige Herren," ihre Stimme klang weinerlich. „Ich bin eine arme Frau und muß tun, was mir die Obrigkeit gebeut. Und wenn diese will, daß ich gen Eltz soll, wo die Franzosen brennen und morden, so —"

„Schwatz nicht lang! Hast du eine Botschaft?"

Das war wieder der Begleiter, der so rauh redete; aber beim Kerzenlicht hatte Gritt doch gesehen, daß er weder alt war noch häßlich. Und wenn er rauh redete, so wußte Gritt, daß alle Männer so sprachen.

Sie griff in das Brusttuch und zog ihren Brief hervor.

„Der Herr Stadtschreiber wollte, daß ein Franzosenherzog ihn kriegte. Aber wenn diese Herren deutsch reden und vielleicht nit so arg bös sind, so kann ich ihn auch hier abgeben. Ich bin eine arme Witfrau und meine Kinder hungern, wie wir alle in Mayen es tun!"

Sie brachte die Worte halb schluchzend hervor und der vornehme Herr nahm ihr das Schreiben aus der Hand.

„Laß sie mit uns kommen, Josias, vielleicht kann sie uns den Weg zum Rhein weisen!"

Ja, das konnte die Gritt. Im Regen und Sturm lief sie neben den beiden Reitern her, die ihre Tiere langsam gehen lassen mußten. Denn der Weg war schlecht, voller Löcher und großer Steine. Die Herren hatten sich verritten. Landeinwärts wollten sie reiten von Andernach aus, und da waren sie an die Berge gekommen, die sie nicht kannten und von denen sie nicht wußten, ob nicht die Franzosen darin säßen.

Einmal hielten sie ihre Pferde an und der, der Josias genannt wurde, holte aus seinem Mantelsack eine Lederflasche und einen goldenen Becher. Er füllte ihn und der andere trank einige Schluck, um dann zu sagen, daß die

Frau auch trinken sollte. So durfte Gritt aus dem kostbaren Becher trinken und der Wein glitt ihr wie Feuer durch die Adern, daß sie ganz lustig wurde. Bah — warum sollte sie dem Stadtschreiber den Willen tun und nicht den Deutschen, die freundlich waren? Ihre Kinder würde sie schon aus der Stadt bringen, ehe Herr Wendemut es merkte, und vielleicht konnte sie dann im Heer bleiben, das dem Kaiser gehörte. Denn soviel wußte sie doch von den Welthändeln, daß der Kaiser mit den Franzosen kämpfte und daß ihm manche wackere Herren beistanden.

Wenn die Franzosen nicht solche Mordbrenner gewesen wären, würde es Gritt gleichgültig gewesen sein, ob sie zu ihnen ging oder zu den anderen. Aber sie wußte, daß sie alles töteten, und diese Männer gaben ihr Wein und waren ganz freundlich.

Es kamen allmählich die Lichter von Andernach und in der Ferne blitzte der Rhein. Gritt hatte die Herren einen kurzen Waldpfad geführt; nun lag hier und dort ein Wachtfeuer, und ein Soldat stieß seine Muskete auf die Erde und rief: „Halt, wer da!"

„Seine Gnaden, der Herzog von Plön und Josias von Sehestedt!" rief der letztere.

Gritt warf einen raschen Blick auf den Reiter, neben dem sie einherschritt und der in so tiefen Gedanken war, daß er die Frau vergessen zu haben schien. Bei dem flackernden Feuerschein sah sie, wie groß und kräftig gebaut er war und wie mächtig sein Pferd — neben dem anderen — erschien. Ein trotziges Gesicht hatte er und lange dunkle Haare, die vom Regen glatt geworden waren und schwer über seine Schultern hingen. Vor einem großen Zelt hielt der Rappe an. Ein Diener trat mit einem großen Windlicht heraus und half dem Herzog vom Pferde, während Josias von Sehestedt eilig aus dem Sattel sprang und sich dabei schüttelte.

„Gottes Tod, wir sind naß wie die Hechte im Plöner See!"

„Josias, wenn Ihr noch einmal flucht, so soll Euch der Teufel holen!" rief der Herzog ärgerlich und sah dann in Gritts Gesicht, das von einem breiten Lächeln verzogen wurde.

„Was lachst du?"

Aber Gritt zog sich ihr Kopftuch über Nase und Ohren, während der Junker Sehestedt sie am Arm faßte.

„Höre, Weib, kannst du waschen und flicken? Da war eine alte Marketenderin, die mir meine Hemden wusch und mein Wams stopfte, wenn es Löcher hatte. Nun hat sie das Fieber und wir haben sie zu den Nonnen gebracht. Was aber hier umherläufst an anderen Weibern kann ich nicht leiden. Komm mit in mein Zelt und ich will dir deine Arbeit zeigen!"

Er zog die Frau mit sich in ein kleineres Zelt, das unweit des herzoglichen lag. Wüst sah es hier aus, als der Junker einen Wachsstock anzündete, lachte er verdrießlich, zog aber aus einem Bündel mehrere Kleidungsstücke und breitete sie vor Gritt aus.

„Sieh alles durch, Weib, und laß dir Wasser von irgend jemand geben. Zwirn und Nadeln müssen irgendwo liegen, suche sie nur!“

„Der Herr hat keinen Diener?“ Mitleidig sah Gritt auf einige zerlöcherte Seiden- und Samtröcke.

„Ich hatte einen, aber er ist mir totgeschossen worden und einen anderen mag ich nicht. Die stehlen alle wie die Raben, und wenn auch bei mir nicht viel zu stehlen ist, so mag ich nicht alles hergeben!“

Gritt suchte sich schon einen Fingerhut und Nähzeug aus dem Bündel, fädelte ein und begann zu stopfen. Der Junker hatte etwas Behagliches, das ihr gefiel, wenn der andere Herr wirklich ein Herzog war, so ging man ihm lieber aus dem Wege.

Es war kalt draußen und der Regen schlug durch die Zeltwände, daß sie naß wurden. Aber der Wachsstock brannte mit ruhigem Licht, und der Junker, der sich umgezogen hatte, legte sich auf eine Decke und schlief fest ein. Von draußen kam gelegentlich ein klirrender Schritt, ein Ruf, ein wilder Gesang, aber das schlechte Wetter machte das Lager still. Gritt nähte fleißig. Große Risse zeigten die feinen Röcke, und die Spitzen daran waren schmutzig und zerfetzt. Keine sorgsame Hand hatte über des Junkers Kleidung gewaltet, da war es gut, daß er sich zu helfen wußte und eine Frau vom Wege auflas. Wie fest er schlief. Gritt konnte sein junges, unbekümmertes Gesicht sehen, das sich dem Kerzenschein zuwandte. Ein kleines Bärtchen zierte seine Oberlippe und über die Stirn lief eine rote Narbe. Ob er wohl noch eine Mutter hatte, die um ihn sorgte und für ihn betete? Oder war er einer von den Ketzern, die sich lutherisch nannten und die Teufelsbrut waren?

Ein Soldat trat ein und setzte eine Schale mit heißer Suppe auf den kleinen Tisch. Er riß die Augen auf, als er Gritt sah, aber er sagte nichts. Zwei Scheiben Brot legte er neben das Essen und ging dann wieder. Der Junker war in die Höhe gefahren, sah die Suppe, legte sich aber gleich wieder.

„Iß du nur!“ sagte er schlaftrunken.

Während er einschlief, schob Gritt die Schale zu sich heran, füllte sich einen Zinnbecher daraus und trank langsam und mit Behagen. Dies stille Sitzen im Zelt gefiel ihr und in der Suppe waren große Stücke Fleisch. Sie freute sich, den Stadtschreiber gleich verraten zu haben, sie wollte bei den Kaiserlichen bleiben. Sorgsam deckte sie den großen Rest der Suppe zu, aß ein Stück Brot und nähte weiter. Heute konnte sie nicht waschen, morgen aber sollte der Junker ein reines Hemd haben und einen heilen seidenen Rock.

Wieder betrat jemand das Zelt. Diesmal war es ein Diener, der auf seinem Rock ein gesticktes Nesselblatt trug.

„Seine Gnaden will mit dir reden!“ sagte er, und Gritt mußte ihre Arbeit aus der Hand legen und freute sich nur, doch einen Teil der Suppe gegessen zu haben. Jetzt hätte sie nichts mehr herunterbringen können.

Da saß der Herzog in seinem Zelt. Mehrere Wachskerzen brannten um ihn herum, er selbst hatte einen mit Kissen belegten Stuhl und der ganze

Raum war mit einem schweren Teppich ausgelegt. Der Herzog trug einen dunkelblauen, mit Pelz besetzten Rock; sein langes schwarzes Haar war trocken geworden und begann sich wieder zu kräuseln. Er hielt den Brief in der Hand, den Gritt vom Stadtschreiber erhalten hatte und gab ihn ihr wieder.

„Du mußt tun, was dir dein Herr befahl, dieser Brief ist für einen französischen Herrn, wir wollen ihn nicht behalten!"

„Gnädiger Herr!" Gritt wurde aufgeregt. „Die Franzosen bringen mich um und der Stadtschreiber, der mir das Papier gab, ist nit mein Herr!"

Der Herzog lehnte sich in seinen Stuhl zurück und wickelte sein langes Haar um die Hand.

„Es ist besser, du gehst, Weib; besser für uns und für dich. Die Franzosen werden dir nichts tun; ein Bote wird meistens nicht getötet und der Offizier, an den der Brief ist, wird dich vielleicht belohnen! Also gehe gleich!"

„Gleich?" Gritt schluchzte. „Wenn Ihr wüßtet, wie zerrissen die Kleider vom Junker sind, so würdet Ihr schon erlauben, daß ich meine Arbeit zu Ende mache. Und der Junker ist gut, er hat mir nichts getan und mir seine Suppe gegeben!"

Der Herzog beugte sich über eine Karte. „Soll ich dir den nächsten Weg nach Eltz zeigen?"

„Ich geh nit!" trotzte sie. „Und was ich nit will, hab ich nie getan!"

„Dann muß ich dich also hängen lassen!" Die Stimme des Herzogs klang ruhig, aber Gritt fühlte plötzlich, daß er im Ernst sprach. Sie brach in Tränen aus.

„So ein armes Weib, wie ich! Der Stadtschreiber von Mayen will mich ins Loch stecken, so ich ihm nit gehorch, und Ihr droht mit dem Strick! Und dabei bin ich allzeit ehrlich gewandelt und hab meine Kinder durchgebracht, so gut es ging. Vier Stück sind es und nur die älteste könnt sich allein helfen!"

Der Herzog sah aufmerksam in ihr grobes, verhärmtes Gesicht.

„Ich will nicht dein Böses, Frau, zieh hin gen Eltz und sei klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube!"

Der Diener mit dem Nesselblatt war schon wieder da und zog Gritt sanft aus dem Zelt.

„Du mußt tun, was er sagt!" flüsterte er ihr zu. „Er ist klüger, als wir anderen zusammen!"

Wieder wollte Gritt eine laute Klage beginnen, als der Junker Sehestedt vor ihr stand und sie am Arm faßte.

„Heule nicht, Weib! Ich bring dich aus dem Lager! Ein Stück Brot und eine Wurst geb ich dir mit, dieweil du mir meine Suppe mit einem Tuch bedecktest und meinen letzten Goldtaler, den ich im Rock hatte, nicht nahmst! Und nun merke auf, was ich sage!"

(Fortsetzung folgt)

Vom Berliner Theatermarkt

Von Dr. Arthur Weſtphal

Das Bild der Berliner Theaterſituation, das ſich mit Beginn der laufenden Saiſon beträchtlich verſchoben hatte, läßt ſich jetzt, bald nach Neujahrs Anfang, zum erſten Male in ſeinen veränderten Richtlinien annähernd beſtimmen und umreißen: die erſten vier Monate angeſtrengter Arbeit ſind vorüber. Das große Wettrennen, das im September einſetzte, iſt ein klein wenig abgeflaut. Die neuen Männer, die damals, wie der Schillerſche Jüngling, mit tauſend Maſten in den Ozean geſchifft ſind, haben ihre Probezeit hinter ſich und präſentieren ſich der Umwelt mit mehr oder weniger geſunden Gliedmaßen. Aus unſicherem Nebel ſchälen ſich allmählich feſt umriſſene Geſichter. Zertretene Hoffnungen lagern dicht neben noch heute hochbeſchwingten Wünſchen. Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück. Ausverkaufte Häuſer und beglückte Kaſſierergeſichter auf der einen, betrübte Lohgerbermienen und die unheimlich ſchallende Stimme des Gerichtsvollziehers auf der anderen Seite.

Eigentlich iſt es noch immer ſo geweſen. Das rätſelhafte Börſenſpiel um den Theatererfolg hat noch jedesmal zu anderen Reſultaten geführt, als die Mitſpielenden errechnet zu haben meinten. Sie glauben zu ſchieben, und in Wahrheit werden ſie geſchoben; geſchoben von der Gunſt des Publikums, von der Preſſe, von den Geheimniſſen des „glücklichen Wurfs“, von einer Konjunktur, die in der Luft hängt und doch niemals mit Händen zu greifen iſt, von geſchickt poſtierten Schauſpielerleiſtungen, vom Wetter, von einer über Nacht auferſtandenen Aktualität — kurz und gut, von tauſend und abertauſend Zufälligkeiten, die, ſolange es ein Theater gibt, noch niemand vom grünen Tiſch aus zu überſehen und zu lenken gelernt hat. Der Fluch des kapitaliſtiſchen Unternehmertums laſtet ſchwer auf dem zeitgenöſſiſchen Berliner Theater. Der nicht mehr aufzuhaltende Siegeslauf jener Bühnen, die, wie die vereinigten Volksbühnen oder die Schillertheater, auf feſter genoſſenſchaftlicher Grundlage bzw. auf der ſoliden Baſis eines Abonnentenkreiſes ruhen, redet in dieſem Zuſammenhang eine mehr als laute Sprache und führt die ins Blaue hinein unternommenen va-banque-Spekulationen unſerer Geſchäftstheater immer wieder ad absurdum.

Immerhin: die übergroße Mehrzahl reichshauptstädtischer Theater, soweit sie künstlerisch und literarisch in der vordersten Schlachtreihe marschieren, ist eben noch immer in den Händen kapitalistischer Unternehmer. Das mag man, je nach Temperament und Beruf, billigen oder bedauern. Auf jeden Fall wird man mit der Tatsache als solcher zu rechnen haben. Wenn nun die laufende Saison, im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen, von vornherein gewisse Hoffnungen zu erwecken und, wie gleich gesagt werden darf, auch zu erfüllen imstande war, so lag das an der vor einem Jahre vollzogenen, neuen Verteilung der Kräfte, die eine bis dahin ungewöhnliche Anspannung und Intensität im Arbeiten zu gewährleisten schien. Es ist ein altes Gesetz, daß jede Konkurrenz die Qualität der Leistung schließlich und endlich in die Höhe treibt, und so stand denn zu erwarten, daß der durch eine veränderte Konstellation ernsthaft verstärkte Wettbewerb auf dem Berliner Theatermarkte auch für das zunächst beteiligte Publikum eine Reihe von segensreichen Früchten zeitigen würde.

Den mittelbaren Anstoß zu den Veränderungen im Bilde der Berliner Situation gab der im November 1912 erfolgte Tod Otto Brahms, der wohl überhaupt als das tiefstgreifende Theaterereignis des Jahres 1912 angesprochen werden muß. Der von Brahm jahrzehntelang mit geradezu heiliger Inbrunst gepflegte Ibsen- und Hauptmann-Kult, der zu den schönsten und unantastbarsten Besitztümern des Berliner Bühnenlebens gehörte, war plötzlich seines Priesters, seines geistigen Vaters, seines getreuen Eckarts beraubt. Sollte aber deshalb, weil der Tod eine gewiß schwer auszufüllende Lücke gerissen hatte, der Kult als solcher ein klangloses Ende nehmen? Sollte die von Otto Brahm zu einem wunderherrlichen Ganzen zusammengeschweißte Künstlerschar des Lessingtheaters auf einmal in alle Winde zerstreut werden? Und sollte das Brahmsche Lebenswerk, auf das gerade wir Berliner vor aller Welt stolz zu sein ein Recht hatten, mit einem Schlage zu einer Angelegenheit von gestern und vorgestern werden? Alle Ernstmeinenden waren sich klar darüber, daß eine derartige sang- und klanglose Verabschiedung der Brahmschen Tradition nicht möglich sei, daß sie die gröbste aller Pietätlosigkeiten, daß sie geradezu eine Tempelschändung darstellen würde. Und es herrschte denn auch nur eine Stimme der Befriedigung, als der Stamm der Brahmschen Schauspieler sich unter dem Eindruck der ethischen Notwendigkeit zu einem Sozietätsunternehmen (Deutsches Künstlertheater) zusammenschloß, um das Erbe des verstorbenen Herrn und Meisters pietätvoll zu hüten und weiter zu pflegen. Das neue Sozietätstheater, das kurz nach dem Tode Brahms zum realen Begriffe wurde und sich unter die geistige Führung Gerhart Hauptmanns und Rudolf Rittners stellte, ging rasch daran, sich sein Heim in der eben freigewordenen Kurfürsten-Oper zu gründen.

Damit war nun das Lessingtheater für strebsame Adepten freigeworden. Ein solcher fand sich sehr bald in der Person des Direktors Viktor Barnowsky, der während seiner Tätigkeit am Kleinen Theater eine ganz erstaunliche Begabung als Regisseur und Erfühler der rhythmischen Seele einer

Dichtung bewiesen hatte. Ob er unter den veränderten Bedingungen des größeren Hauses mit dem gleichen Glück wie bisher würde arbeiten können, mußte natürlich abgewartet werden. Soviel stand fest: unter dem direktorialen und Regienachwuchs des Berliner Theaters rangierte Barnowsky an allererster Stelle.

Das durch Barnowskys Abgang verwaiste Kleine Theater übernahm Dr. George Altmann, der bis dahin in Hannover mit einigem Glück als Direktor tätig gewesen war, und eine weitere, allerdings mehr nebensächliche Verschiebung im Berliner Bühnenbilde trat dadurch ein, daß die Direktoren Meinhard und Bernauer zu ihren bisherigen zwei Theatern (Berliner Theater und Theater in der Königgrätzerstraße) noch ein drittes, das durch den skrupellosen Rudolf Lothar an den Rand des Abgrunds gebrachte Komödienhaus hinzupachteten.

Diese flüchtige Übersicht wird erkennen lassen, daß für ein neues, reges Spiel der Kräfte alle Wege offenstanden. Die frisch auf den Plan getretenen Männer hatten nicht nur mit der gegenseitigen Konkurrenz zu rechnen, sondern sie standen auch samt und sonders unter dem immer noch übermächtigen Schatten Max Reinhardts, der nun einmal der erklärte Favorit der Berliner war und sich eben erst durch eine Reihe prachtvoll eindringlicher Regietaten in neue Gunst gesetzt hatte.

So standen die Dinge zu Beginn der mit Spannung erwarteten Herbst-Saison 1913. Seit Jahren hatte das Berliner Theaterleben seinen Freunden nicht soviel Fragen zu beantworten aufgegeben, seit Jahren nicht soviel unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet wie diesmal.

Die Haupt- und Staatsaktionen ließen denn auch nicht auf sich warten. Charakteristischerweise blieben sie fast ausnahmslos auf mehr oder weniger kühne Regietaten beschränkt. Längst erprobte dichterische Werte für die Bühne zu erobern oder ihnen durch eigenartige Inszenierungskünste eine veränderte, zeitgenössische Physiognomie zu geben, schien wesentlicher, dringender, als poetisches Neuland urbar zu machen und zu bepflügen. Die Freude am Theater als solchem, der Ehrgeiz, es im Herausarbeiten des szenischen Rahmens den Konkurrenten zuvor zu tun, überwog. So eröffnete das Deutsche Künstlertheater die Saison mit der vielbesprochenen Tell-Aufführung, die Gerhart Hauptmann mit seinem Namen als Regisseur deckte. Es soll in diesem Zusammenhange nicht erörtert werden, warum der aus mißverstandener Ideologie gezeugte Versuch, Friedrich Schillers Freiheitsdrama seiner Pathetik zu entkleiden und zum naturalistischen Bauern- und Volksstück zu stempeln, mißlang und mißlingen mußte. Die Feststellung möge genügen, daß das Debut der Sozietäre weniger glücklich als menschlich sympathisch war. Man sah, trotz allem, einen redlichen ethischen Willen an der Arbeit, der wohltuend abstach von der fixen Betriebsamkeit dreister Börsenspekulanten. Man sah einen reinlichen Idealismus, der sich der Erinnerung an Otto Brahm nicht zu schämen hatte. Man sah Möglichkeiten und Hoffnungen, und man wartete ab. Das heißt: eigentlich wartet

man auch heute noch ab. Den Sozietären, denen man vor allen anderen eine gedeihliche Weiterentwicklung gewünscht hätte, ist leider bis zu dem Tage, an dem diese Zeilen in Druck gehen, noch immer nicht der ersehnte große Wurf gelungen. Für sie lag und liegt die Schwierigkeit darin, auf der von Brahm überkommenen Repertoirebasis weiterzubauen, die Tradition des geistigen Vaters vor dem Stehenbleiben zu schützen und fortzuentwickeln, mit anderen Worten: auf neue positive Wirklichkeitswerte im Sinne des großen germanischen Realismus zu fahnden. Auf diesem Wege haben sie bis zum heutigen Tage keine übermäßig glückliche Hand erwiesen. Es zeigte sich sehr bald, daß die alten Ibsenschen und Hauptmannschen Zugstücke allzu abgespielt waren, um auf die Dauer die notwendig gewordenen Kassenerfolge zu gewährleisten. Und die neuen literarischen Werte, die sie, immer mit redlichem Willen und mit viel schöner Kraft, durchzusetzen trachteten (Galsworthy: „Kampf", Nathansen: „Die Affäre", Ernst Hardt: „Schirin und Gertraude", Hauptmann: „Der Bogen des Odysseus"), waren letzten Endes nicht stark, nicht lebendig genug, um den großen Aufwand, der um sie vertan wurde, künstlerisch und ökonomisch zu rechtfertigen.

Besser ist bisher Viktor Barnowsky, der neue Herr des Lessingtheaters, gefahren. Der Ibsensche „Peer Gynt", mit dem er und seine längst erprobte Regiekunst seinen Einzug hielt, ist — Detailausstellungen wollen daneben nichts sagen — ein Erfolg auf der ganzen Linie gewesen. Auch hier überraschte ein tiefernstes Streben und eine vornehme, würdige Geistigkeit im Erkennen des Wesentlichen; aber eine Geistigkeit, die auch dem Körperlichen, der inneren Plastik des Kunstwerks kein i-Tüpfelchen schuldig blieb. Mag Verdienst oder Glückszufall den Hauptanteil am Barnowskyschen Erfolge haben: es ist nicht zu bestreiten, daß dieser Direktor, wenn man von einem mißlungenen und doch interessanten Herbert Eulenberg („Zeitwende") absieht, bisher eigentlich von Sieg zu Sieg geschritten ist und immer wieder verblüffende Beweise seiner Regiebegabung abgelegt hat. An Bernard Shaws entzückend gespielte Farce „Pygmalion" und an den weit wichtigeren Georg Büchner-Abend („Wozzek" und „Leonce und Lena"), der geradezu als längst notwendig gewordene literarische Rettungstat angesprochen werden muß, sei im Vorübergehen erinnert.

Wenn die beiden genannten Bühnen, ob mit oder ob ohne Erfolg, jedenfalls heute schon bestimmt vorgezeichnete Wege weisen, so läßt sich von dem jetzigen Kleinen Theater (Direktion Altman) noch nicht sagen, welchem Ziele es entgegensteuert. Es gibt da noch immer Schwankungen, Unsicherheiten und Veränderungen im Bilde, die selbst ein vorläufig abschließendes Urteil nicht ermöglichen. Nur soviel kann man wohl sagen, daß der sympathische Direktor gut daran tun wird, sich von jetzt ab entschiedener als bisher an die Hand eines erprobten großstädtischen Regisseurs zu geben und sich weniger wagemutig auf die eigene Kraft und Erfahrung zu verlassen. Die Leistungen des Theaters, das bisher mit nicht gerade überwältigendem Glück Herbert Eulenberg („Belinde"), Ludwig Thoma („Die Sippe"), Georg Hermann („Jettchen Gebert") und zwei

Einakterabende gebracht hat, werden dann ganz von selbst über den bisherigen guten Durchschnitt hinauswachsen. Das Kleine Theater Unter den Linden zu verwalten, verpflichtet. Das Beste müßte hier gerade gut genug sein. Und mit tüchtigen Stadttheatervorstellungen — Direktor Altman verfügt über Menschendarsteller allererſten Ranges — ist das Rennen im heutigen Berlin nicht mehr zu machen.

Das oben erwähnte Komödienhaus ist von seinen neuen Direktoren offenbar für die leichtere, aber einwandfreie Unterhaltung bestimmt. Man begann mit einem hübschen Scherz von Raoul Auernheimer („Das Paar nach der Mode") und hat jetzt in dem jüdischen Milieudrama von Nathansen „Hinter Mauern" ein dankbares Repertoirestück gefunden. Ihre ernsthaften literarischen Verpflichtungen suchen die Direktoren Meinhard und Bernauer nach wie vor in dem Theater in der Königgrätzerstraße auf achtbare Art einzulösen. Man spürt zwar nie bis aufs Letzte ihren inneren Beruf zu großen Aufgaben der dramatischen Kunst, aber da sie zwei so erlesene Prachtexemplare aus der deutschen Schauspielerwelt, wie Paul Wegener und Irene Triesch im Engagement haben und ihnen zuliebe die Strindbergsche „Kronbraut" und Shakespeares „Richard III." herausbringen, so soll auch ihnen ein redlicher Wille und die Fähigkeit, ihren Willen mit tüchtigen Mitteln durchzusetzen, bescheinigt werden.

Soweit sich die Dinge bisher übersehen lassen, hat die bedrohlich angeschwollene Konkurrenz dem großen Wundermann von Berlin, dem Professor Max Reinhardt im Deutschen Theater nichts Ernsthaftes anhaben können. Im Gegenteil: es scheint eher, als ob er eben dadurch zur äußersten Anspannung seiner prachtvollen und noch unerschöpften Kräfte gespornt worden sei. Im „Deutschen Theater" und in den „Kammerspielen" ist selten so fleißig und mit so strahlendem Erfolge gearbeitet worden wie gerade diesmal. Wenn man den Theaterspiegel der letzten vier Monate durchsieht, so findet man, daß allein auf Max Reinhardts Konto folgende Premieren bzw. Neueinstudierungen kommen: Vollmöller: „Die venezianische Nacht"; Goethe: „Tasso"; Wedekind: „Franziska"; Flers und Caillavet: „Die goldenen Palmen"; Wedekind: „Musik"; Schmidtbonn: „Der verlorene Sohn"; Lessing: „Emilia Galotti"; Strindberg: „Wetterleuchten"; Shaw: „Androklus und der Löwe"; Becque: „Die Pariserin"; und im Rahmen des noch nicht abgeschlossenen, in prunkvollen Gewändern einherrauschenden Shakespeare-Zyklus: „Ein Sommernachtstraum", „Viel Lärm um Nichts", „Hamlet", „Der Kaufmann von Venedig", „König Lear".

Natürlich steht bei dieser Massenproduktion längst nicht alles auf der gleichen Werthöhe. Es hat auch böse Nieten gegeben, wie die „Goldenen Palmen", wie „Musik", wie der „Verlorene Sohn" und wie „Androklus und der Löwe". Ganz besonders überrascht auch hier das fast jedesmalige Versagen, wenn es wirkliches dichterisches Neuland zu erobern galt. Aber auf der anderen Seite zeigt das Reinhardtsche Repertoire der letzten Monate eine so bunte und so köstlich reiche Fülle, sei es im Darstellerischen, sei es in verblüffenden Wundern

der Regie, daß man schließlich doch mit dem Hute in der Hand davorsteht und sich bedingungslos vor soviel künstlerischer Reife und Arbeitsfreudigkeit und Elastizität beugt. Eindrücke wie den „Tasso", wie „Emilia Galotti", wie das Strindbergsche „Wetterleuchten" oder wie manche Szenen aus Shakespeare vergißt man nicht. Da war vieles, was über den Alltagsbegriff des landläufigen „Theaters" hinausging; vieles, was deutlich genug zu erkennen gab, daß zwischen Max Reinhardt und der großen Schar seiner Konkurrenten und Nacheiferer denn doch noch eine ganz gehörige Kluft gähnt.

Zum Schluß muß noch rasch des Schmerzenskindes unter den Berliner Theatern gedacht werden: des Königlichen Schauspielhauses am Gendarmenmarkt. Es ist heute schon soweit, daß man melancholisch wird, wenn man nur den Namen aussprechen hört. Was ist im Laufe der letzten Jahre aus dieser so reich dotierten und auch innerlich so reichen Bühne geworden! Da hilft kein Vertuschen, kein Verdunkeln des leider allzu klar liegenden Tatbestandes. Die Berliner Hofbühne ist uns alles, aber auch schlankweg alles schuldig geblieben, was wir mit unseren schon arg reduzierten Hoffnungen von ihr erwarteten. Daß sie auf dem Gebiete jeder ernsthaften modernen dramatischen Produktion versagen mußte und versagen muß, ist uns nichts Neues. Darüber rechten wir nicht mehr. Denn schließlich und endlich kann der Hausherr im eigenen Hause tun und lassen, was ihm beliebt. Aber daß nun auch die Klassikeraufführungen des Schauspielhauses allmählich ein so unterirdisches Niveau erreicht haben, daß man gar nicht mehr im Ernst darüber reden kann; daß Regie und Darstellung, trotz wundervoller Schauspieler wie Vollmer, Pohl, Kraußneck, Patry, Helene Thimig, sich immer wieder in dem Zustande einer absoluten Verkalktheit präsentiert; daß das ganze Haus anmutet, als wäre es vor sechzig Jahren eingeschlafen und niemals wieder aufgewacht — das ist doch zu aufreizend schmerzhaft, als daß man es mit Stillschweigen übergehen könnte. Was nützt es, ständig um den heißen Brei herumzuschleichen und das Kind niemals beim rechten Namen zu nennen? Hier tut Abhilfe, schleunigste, allerschleunigste Abhilfe dringend not. Das Königliche Schauspielhaus könnte und sollte seiner ganzen Vergangenheit nach ein gesunder, unerschütterlicher Grundpfeiler inmitten des unsoliden Betriebes der Berliner Theaterwirtschaft*) sein, könnte und sollte im Sinne des Goetheschen Wortes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!" den treusorgenden Verwalter unserer vornehmsten nationalen Güter abgeben. Und was ist es heute in Wirklichkeit? Eine Mumie, ein Petrefakt, ein Überbleibsel aus Urgroßvaters Tagen, für das jeder, der

*) Anm. An dem Tage, an dem diese Zeilen in Druck gehen, melden die Zeitungen den Zusammenbruch des Deutschen Schauspielhauses an der Weidendammer Brücke. Damit schließt ein sehr dunkles Kapitel aus der Berliner Theatergeschichte genau so unrühmlich wie es begonnen hatte. Das lang hingezogene Sterben des Deutschen Schauspielhauses beweist noch einmal, mit welch unerhörtem Leichtsinn im heutigen Berlin Theaterunternehmungen gegründet werden.

ernsthaft um die Angelegenheiten des Theaters bemüht ist, eigentlich nur noch ein mitleidiges Lächeln übrig hat.

Wir wären damit am Ende unserer Betrachtung. Die bloßen Unterhaltungstheater, die Berlin jahraus, jahrein mit Scharen amüsementshungriger Gäste füllt, sowie die mehr nach pädagogischen Zielen strebenden Volksbühnen interessieren in diesem Zusammenhange nicht. Es bleibt somit nur die Frage nach dem Resultat dieser Untersuchung, nach ihrer Bilanz sozusagen, offen. Nun, soweit eine derartige Bilanz auf Grund eines knapp über vier Theatermonate verteilten Materials überhaupt möglich ist, darf wohl gesagt werden, daß der vollkommene Mangel an neu durchgesetzten dichterischen Werten zweifellos das Verblüffendste an diesem Übersichtsbilde ist. Wir sind gewiß im Augenblick nicht reich an dramatischen Vollnaturen. Aber so armselig wie diesmal ist die dichterische Ausbeute wohl noch nie gewesen. Da ist auch nichts, was über den allerdürftigsten Durchschnitt hinausragt, nichts, was auch nur nach so etwas wie einem Versprechen aussieht. Wenn der bisherige Theaterwinter trotz alledem, als Ganzes betrachtet, eine ungewöhnliche Farbigkeit und Beweglichkeit im guten und sogar im allerbesten Sinne aufweist, so liegt das ausschließlich an dem durch die neue Konjunktur mächtig gehobenen Wettbewerb aller praktischen Theatermänner, ausschließlich an den auf das edle Handwerk der Bühne beschränkt gebliebenen Leistungen wertvoller Regisseure. Darum: seien wir naive Optimisten und erwarten wir von der zweiten Hälfte des Winters alles, was uns die erste schuldig blieb. Glück auf den Weg!

Wilhelm Heinrich Wackenroder

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Bei aller Stetigkeit seines Eifers und seiner eisernen Begier, irgend etwas Vortreffliches hervorzubringen, besaß er zugleich eine gewisse Blödigkeit und Eingeschränktheit des Geistes, bei welcher die Pflanze der Kunst immer einen unterdrückten und gebrechlichen Wuchs behält, und nie frei und gesund zum Himmel emporschießen kann: eine unglückliche Konstellation der Gemütskräfte, welche schon manche Halbkünstler auf die Welt gesetzt hat." Ein junger Maler, der sich zu Raffael sehnt, wird so in seines Wesens tiefsten Zügen erläutert; man kann sagen, daß jene Worte auch Wackenroders Persönlichkeit umzeichnen. Es war in ihm eine heiße, sehnsüchtige Liebe zur Kunst, welche sein Leben bestimmte und ihm Glanz

verlieh; aber es fehlte ihm die Kraft zur Schöpfung, die Fülle zur Gestaltung. So blieb er stets ein Dilettant und litt an dem Zwiespalt des Wollens und Könnens, bis er frühe, mit fünfundzwanzig Jahren, an einem Nervenfieber aus dem bedrängenden Leben scheiden mußte (am 13. Februar 1798). Und eben, weil der Tod ihn sobald in seine Arme nahm, ward es ihm vergönnt, in wenigen Schriften*) ein vollkommenes Zeugnis seines Strebens und Verlangens zu hinterlassen. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und die „Phantasien über die Kunst für Freunde der Kunst" wurden von Tieck herausgegeben, mit dem Wackenroder eine zärtliche, glückestrunkene Zeit der Freundschaft durchschwärmte. Es sind uns verschiedene Briefe erhalten, welche in ihrem Überschwange der Empfindung heutige Menschen oft beinahe peinlich anmuten. „O Tieck, so liebst du mich denn mehr, als ich je kühn genug war und sein konnte, zu erwarten? ... Ich erschrecke aufs heftigste, wenn du mir in die Augen sagst: ich sei dir zum Leben notwendig! Noch einmal! Was stiehlst du mir meine Gefühle, — und warum verwechselst du die Rollen in dem schönen Duodram, das wir zusammen spielen, und nimmst die meine? Tieck, ich müßte mich ja in den Staub legen und trauern, wenn ich wüßte, daß meine Entfernung dir so viel trübe Stunden brächte ... Und wenn ich je deiner Freundschaft weniger wert sein sollte, o so erinnere dich, daß du mich geliebt hast, und sei so mitleidig, mich wieder zu dir hinaufzuziehen, verachte mich nicht!"

Vielleicht ahnte er sein frühes Sterben und suchte bei dem Freunde Aufrichtung und Kraft? Er sank als Blüte, vom Sturme weggenommen, den er nicht bestand. Aber der rührende Duft ist zurückgeblieben; wer sparsam und aufhorchend liest, fühlt in den wenigen Blättern, die Wackenroder uns überließ, wieviel Gläubigkeit und Staunen, wieviel heimliche Freude und Sehnsucht darin beschlossen liegen. Er selbst fühlte, „daß der Geschmack größtenteils seinen Grund im feineren (schwächeren, empfindlicheren) Bau und Organisation des Körpers habe." Und man darf wohl glauben, daß eben seine Zartheit ihn befähigte, so spürsam und ahnend vor die Dinge zu treten. Er ahnte ihre Seele; er wußte, daß sie dem Schauenden, Fragenden nicht leer und fremd bleiben. Und so gibt er sich an sie hin, verliert sich in ihnen. Die Musik rührt sein Innerstes mit süßestem Zwange. „Weil ich da gewöhnlich sehr aufmerksam bin, so ist es mir besonders auffallend, wie müde die Musik mich immer macht: ich fühle es sehr, wie die Töne, wenn man sie mit ganzer Seele aufnimmt, die Nerven ausdehnen, spannen und erschlaffen." Wenn nur die Geistestätigkeit durch die Musik in ihm erregt ist und seine Gedanken „gleichsam auf den Wellen des Gesanges" entführt werden, dann vermag er am besten als Ästhetiker nachzudenken. Aber nur die andere Art des Genusses gilt ihm als die wahre: „sie besteht in der aufmerksamsten Beobachtung der Töne und ihrer Fort-

*) Die beste vollständige Ausgabe verlegte Eugen Diederichs in Jena.

schreitung; in der völligen Hingebung der Seele in diesen fortreißenden Strom von Empfindungen; in der Entfernung und Abgezogenheit von jedem störenden Gedanken und von allen fremdartigen sinnlichen Eindrücken. Dieses geizige Einschlürfen der Töne ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden, die man nicht allzulange aushält. Eben daher glaube ich behaupten zu können, daß man höchstens eine Stunde lang Musik mit Teilnehmung zu empfinden vermöge, und daß daher Konzerte und Opern und Operetten das Maß der Natur überschreiten."

So schritt Wackenroder beständig in Dämmer und Ahnung, scheu und gleichsam unter die Menschen verschlagen. Er schrak auf bei jedem harten Laute und litt unter des Lebens rauher Berührung. Das Studium der Jurisprudenz, das ihm sein Vater empfohlen hatte, war ihm ein Zwang, den er widerwillig auf sich nahm. Ihn lockte die Ferne. Die Romantiker entdeckten das Unbewußte, und Wackenroder war einer der ersten, die es in Worte zu fassen suchten. Er deutete an, wies ahnungsreich den Weg — und mußte die Ausbeute, die Gestaltung anderen überlassen. Tieck nahm auf, was der Freund ihm Neues, Ungemeines zeigte; und Friedrich Schlegel urteilte sicher, als er seinem Bruder schrieb: „Er hat wohl mehr Genie als Tieck; aber dieser gewiß weit mehr Verstand." Immer ist Wackenroder in holden, verlangenden Träumen. In seinem Joseph Berglinger gab er einen Teil seines Selbst; „denn bei nicht starken Seelen geht alles, womit der Mensch zu schaffen hat, in sein Blut über und verwandelt sein Inneres, ohne daß er es selber weiß". So verlieh ihm die Kunst allein Beseligung und Fülle.

Es soll hier nicht versucht werden, sein Werk darzustellen. Dazu ist es zu offenbar, zu schlicht und innig. Jedes Wort wird hart und starr, das deutend und erläuternd diese gartenstille, verklärte Traumwelt zu umschreiben wagt. Wir erfahren, daß er den Vasari studiert und aus ihm Belehrung und Anregung gewonnen hat. Und wenn er auch — der Anschauung gemäß, die seine Zeit beherrschte — der eklektischen Kunst des feinen, glatten, geschmackvollen Raffael mit besonderer Liebe nachging, so muß nachdrücklich erwähnt werden, daß er doch auch den ungemäßen, umfassenden Tiefblick Leonardos erkannte, und daß er selbst über den heftigen, stürmenden, ringenden Michelangelo reiche und köstliche Worte findet. „Es ist nicht genug, ein Kunstwerk zu loben: ‚es ist schön und vortrefflich', denn diese allgemeinen Redensarten gelten auch von den verschiedenartigsten Werken; wir müssen uns jedem großen Künstler hingeben, mit seinen Organen die Dinge der Natur anschauen und ergreifen, und in seiner Seele sprechen können: ‚das Werk ist in seiner Art richtig und wahr'". Er vergleicht Raffael und Buonarotti: „Jenen möchte ich den Maler des Neuen, diesen des Alten Testamentes nennen; denn auf jenem — ich wage den kühnen Gedanken auszusprechen — ruht der stille, göttliche Geist Christi — auf diesem der Geist der inspirierten Propheten, des Moses und der übrigen Dichter des Morgenlandes. Hier ist nichts zu loben oder zu tadeln, sondern ein jeglicher ist, was er ist."

Daß Wackenroder Nürnberg und die Kunst des Mittelalters für uns entdeckt hat, ist oft betont worden. Dürer nahte er mit anbetender Verehrung; er schilt auf jene, denen nur das Griechentum Geltung besaß: „Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch und nicht unsere Sprache redet? Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute wie Griechenland?“ — „Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen, — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gotischen Türmen wächst wahre Kunst hervor.

Friede sei mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! Und möchtest du wissen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen dir fremden Welt der Herold deines Namens bin! Gesegnet sei mir deine goldene Zeit, Nürnberg! Die einzige Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte.“ Wir wissen heute, daß dieses lockende Mittelalter niemals der Wirklichkeit glich, daß es eben „Romantik“ blieb wie die Bilder Schwinds oder Richters. Und dennoch umwirbt es uns immer wieder wie schimmerndes Mondlicht; und klare, schöne Träume kommen ja nur von solchen, die reines Herzens sind. Ihnen ist die Kunst noch eine Feier und Andacht. „Die Kunst ist *über* dem Menschen“, und „Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens“.

Einmal schreibt Wackenroder dem Freunde Tieck, daß er sich jetzt mit den „schönen Wissenschaften unter den Deutschen“ beschäftige: „Da hab ich denn manche sehr interessante Bekanntschaft mit altdeutschen Dichtern gemacht und gesehen, daß dies Studium, mit einigem Geist betrieben, sehr viel Anziehendes hat.“ Und als Tieck, der später die Sammlung der Minnelieder besorgen sollte, starke Zweifel äußert, wird ihm die Antwort: „Du kennst übrigens sehr wenig von den altdeutschen Litteraten, wenn du bloß die Minnesinger kennst. Überhaupt ist sie zu wenig bekannt. Sie enthält sehr viel Gutes, Interessantes und Charakteristisches, und ist für die Geschichte der Nation und des Geistes sehr wichtig.“

So erscheint uns Wackenroder wie ein stiller Wanderer; an fremde Felsen klopft er prüfend an, und es fließt helles, erquickendes Wasser und rinnt durchs beglänzte Tal und wird ein Fluß. . . .

Es muß noch ein Wort gesagt werden über die Schriften, die über die Musik handeln. Vielleicht ist niemals über das unfaßliche Wesen dieser losgelösten, vieldeutigen Kunst so Klares, Ahnungsreiches ausgesprochen worden. „In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das *Gefühl fühlen* lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüts träumenden Geistern lebendes Bewußtsein und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.“ Der Kundige erkennt, wie Wackenroder hier Schopenhauers wundervolle Deutung schon vorhersagte: „Deshalb eben ist die Wirkung der Musik so sehr viel mächtiger und eindringlicher, als die der anderen Künste: denn diese reden nur vom Schatten,

sie aber vom Wesen" (Die Welt als Wille und Vorstellung). Alles ist Gefühl, Blick nach innen, Heiligung. Und so klagt Joseph Berglinger, daß er „statt frei zu fliegen, erst lernen mußte, in dem unbehilflichen Gerüst und Käfig der Kunstgrammatik herumzuklettern". Er leidet am Publikum, am Unverstande der Masse. „Er geriet auf die Idee, ein Künstler müsse nur für sich allein, zu seiner eigenen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menschen, die ihn verstehen, Künstler sein." Er zieht sich „still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück". Man versteht, wie Wackenroder voll Grimm und Spott dem Freunde zuruft: „Die unsinnige Operettenwut der Berliner scheint mit der Zeit immer mehr Nahrung zu bekommen und noch nicht den höchsten Grad erreicht zu haben. Ist dieser da, so muß notwendig eine Revolution erfolgen, sonst werden wir so barbarisch in der Kunst als — die Lappländer." — Er will nie erklären und auseinanderlegen: „Wer das, was sich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünschelrute des untersuchenden Verstandes entdecken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken." Und in dem „wunderbaren morgenländischen Märchen von einem nackten Heiligen" preist Wackenroder in frommen Tönen die Erlösung durch die Musik; schlicht und rein wie eine alte Legende, wie ein Bild des zarten Fra Angelico in Weiß und Gold. —

Lieber, traumhafter, inniger Wackenroder! Wie ein Gast aus fremdem, verklärtem Lande, darin Blätter und Bäche seltsame, erdenferne Melodien rauschen, bist du in unsere rauheren Gefilde getreten. Gütig, mit groß erstaunten, scheu lächelnden Augen hast du uns Kunde gebracht aus deiner Heimat, die nicht von dieser Welt war. Und als du zurückgegangen, blieb deiner Liebe sanftes Leuchten. Und wollen wir es doch unternehmen, mit der „Wünschelrute des untersuchenden Verstandes" dein Wesen auszusagen, so sei es mit deinen Worten über den armen, merkwürdigen Joseph Berglinger: „Ach! daß es eben seine hohe Phantasie sein mußte, die ihn aufrieb. — Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben?... Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer der Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießt."

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturgeschichte

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung, herausgegeben von Dr. **D. Sarason.** B. G. Teubner, Leipzig und Berlin; in Leinen geb. 15 Mark, in Halbfranz 18 Mark.

„Ein Jahrbuch der Gesamtkultur ist dieses Werk. Nicht eine Chronik, sondern ein Denkmal der Zeit, die jährlich erneute Darstellung des kulturellen Niederschlages alles Geschehens" lauten die ersten Sätze der Einführung durch den Herausgeber. Was bedeutet dieses Programm?

Wenn der unermeßlich angeschwollene Wissensstoff unserer Tage von jedem geistigen Arbeiter eine Spezialisierung fordert auf einer gesunden allgemeinen Grundlage, wenn aber anderseits eine auch nur einigermaßen gleichmäßige Kenntnis oder Übersicht der tatsächlichen Begebenheiten bei der ungeheuren extensiven und intensiven Ausdehnung der Lebensgebiete für den einzelnen nur sehr schwer zu gewinnen ist, so bedeutet die Schaffung dieses Jahrbuches eine Tat des Teubnerschen Verlages, die sich würdig an die Seite stellt der großartigen systematischen Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, wie sie die ‚Kultur der Gegenwart' desselben Verlages darbietet. Wird aber dieses noch nie dagewesene Riesenwerk wohl nur von wenigen Auserlesenen in allen seinen Teilen bewältigt werden können, so ist das neue Jahrbuch dazu bestimmt, in der Form eines naturgemäß etwas labilen Querschnitts mit weit engerer zeitlicher Achse von den einzelnen ganz aufgenommen zu werden. Auf diese Weise will es einem jeden dazu helfen, ein Maximum persönlicher Kultur und sozialer Leistungsfähigkeit zu erreichen. Es will dazu helfen, alle Kräfte der Zeit zur Lösung des höchsten Problems der Menschheit, des Kulturproblems einzustellen und damit die Bildungslage der Gesellschaft, deren bedenklichen Zustand trotz wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Aufwärtsbewegung der Herausgeber in der Einführung ausgezeichnet umschreibt, wesentlich zu heben, indem neue Formen geschaffen werden, die den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechen, um in der Mannigfaltigkeit der Zwecke wie der Kräfte den lebendigen Zusammenhang zu erhalten und schließlich den Aufbau einer neuen Kultur herbeizuführen. So will das Buch nicht durch Anhäufung nebeneinander liegenden Tatsachenmaterials, durch eine bloß statische Betrachtung, sondern durch eine Organisation der kulturgeschichtlichen Tätigkeit die Vorstellung der geistigen Kontinuität erwecken, in anschaulichen Formen und Bildern die den Tatsachen zugrunde liegende seelische Bewegung, das seelische Wesen der Zeit als Ganzes in der großen gesamtpsychischen Strömung erfassen und ge-

stalten. Diese Formgebung ist mindestens ebensosehr Sache der Kunst wie der Wissenschaft. Wenn diese darauf ausgehen wird, die Ideen als die höchste Form der Bindung singulärer Ereignisreihen in der Einheit des Blickes, in Größe des Horizonts, in unbedingt organischer Auffassung des Gegenstandes aufzufinden, so ist die Bezwingung des unendlich reichen Lebens der Gegenwart in darstellender Gesamtform Sache der Kunst.

Das Buch soll die großen bewegenden Gedanken der Zeit auf allen Gebieten der Kultur aufzeigen, indem es die Geschehnisse und Forschungsergebnisse des Jahres in ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Gesamtkultur charakterisiert. Mit berechtigtem Stolz sagt der Herausgeber, daß die für dies Unternehmen gewonnenen führenden Geister die volle Gewähr für die Erreichung dieses Zieles bieten.

In achtzehn Abschnitten mit fünfundsechzig einzelnen Aufsätzen wird das Leben der Gegenwart dargestellt. Die Klarheit und knappe Rundung der Einzelbilder ist vorzüglich für Stunden der Muße und Beschaulichkeit geeignet; es ist ein Vergnügen, sich so auf den eigenen oder benachbarten Gebieten zu orientieren oder auch aus fernerliegenden Lebenskreisen die für unsere Kulturentwicklung bestimmenden Momente herausgehoben zu finden.

Das Werk ist von einer nahezu lückenlosen Vollständigkeit. Für das fehlende Völkerrecht wird eine übersichtliche Darstellung erst für den folgenden Jahrgang in Aussicht gestellt, ebenso für den bergbaulichen Betrieb. Weshalb die Chirurgie nicht behandelt ist, vermöchte ich allerdings nicht anzugeben, beim Forstwesen ist das ja eher begreiflich. Aber das Buchwesen und der Buchhandel könnte wohl ein andermal eine Darstellung finden. Der lebhafte Anteil des Judentums an der geistigen Bewegung tritt mehrfach hervor. Sollte sich da nicht auch eine Sonderbehandlung empfehlen? Sie würde der gesonderten Stellung in etwas entsprechen und würde wohl zeigen können, wie die Führer dort energisch aus dem europäischen Kreise herausstreben. Das Fehlen einer gesonderten Darstellung des Katholizismus etwa aus der Feder eines Martin Faßbender berührt im Kapitel Religion eigentümlich, während doch eine Politik „vom Standpunkte des Zentrums“ nicht fehlt. Ebenso hat man das Fehlen einer Darstellung des religiösen Lebens der Gegenwart vom rein orthodoxen Standpunkte des Protestantismus bemängelt. Man wird sich aber doch wohl mit diesen Beschränkungen abfinden müssen, wenn man wie der Herausgeber vollen Ernst macht mit der Anschauung, daß eine von absoluten Werten ausgehende Geschichtsauffassung unmöglich zu einer organischen Anschauung des Gesamtverlaufs wird vordringen können. Das liegt an der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft.

Einen in dem vorliegenden Bande erschienenen Aufsatz von C. F. Lehmann-Haupt über „den alten Orient und seine Beziehungen zum Westen“ veröffentlichten die Grenzboten in Heft 46 des Jahrgangs 1913.

Hermann Schurig

Mathematik und Naturwissenschaften

B. Branford: „Betrachtungen über mathematische Erziehung.“ Aus dem Englischen übersetzt von R. Schimmack und H. Weinreich. (B. G. Teubner, Leipzig und Berlin; 1913, 408 S. Gebunden 7 M.)

Brandfort ist ein kundiger Praktiker. In seinem Buche legt er Beobachtungen und Erfahrungen über mathematischen Unterricht nieder, den er 20 Jahre lang in England an Schule und Universität erteilte. Kein Allheilmittel oder starre Vorschriften will er geben, sondern Anregungen für einen wirklich gedeihlichen Unterricht. In erster Linie zielt er auf die Behandlung der Geometrie hin. Den meisten Nutzen werden die Anfänger im Lehramte von den Ausführungen haben. Wer selbst einige Zeit in diesem Fache unterrichtet hat, findet vieles vor, was er längst selbst als methodisch wertvoll erkannt hat und täglich bei seinem Unterrichte verwendet. Ganz alte pädagogische Wahrheiten sind oft zu dick unterstrichen, z. B.: „Es scheint mir ein ganz falsches Verfahren — in der Geometrie wie auch in anderen Fächern — zu sein, wenn man dem Kinde fertig gemachte Erklärungen vermitteln will, die nach mehr oder weniger sorgfältiger Erläuterung auswendig gelernt werden müssen.“ (S. 9.) Ferner: „Mir persönlich ist es oft

vorgekommen, daß ich die ganze Lehrstunde auf eine unvermittelte Frage oder Antwort eines aufgeweckten Schülers hin mit Erfolg vollständig verändert habe." (S. 9.) Oder: „Ich möchte damit zugleich dem Lehrer anempfehlen, daß er niemals den Gang des Unterrichts in eine starre Form preßt." (S. 34.) Derartige Anweisungen finden sich häufig in dem Buche. Unsere Erzieher brauchen sich solche Weisheit nicht erst aus England zu holen. Bemerkenswert ist der Versuch des Verfassers, die Geschichte der Mathematik in den Unterricht hereinzuziehen. In einem besonderen Abschnitt zeigt er, wie die Menschheit veranlaßt wurde, mathematisches Wissen zu entwickeln, wie die mathematische Zeichensprache geschaffen wurde, und wie ein Parallelismus besteht zwischen dem tatsächlichen Entwicklungsgang des geometrischen Wissens von den ältesten Zeiten ab und dem Wege, auf dem das Wissen nach Ansicht des Verfassers am schnellsten und wirksamsten dem Schüler vermittelt werden kann.

Lamarck: „Die Lehre vom Leben." Dargestellt von Dr. F. Kühner. (Eugen Diederichs, Jena, 1913. 260 S. Gebunden 6 M.)

Das Buch über Lamarcks Lehre vom Leben gehört in die neue Sammlung: „Klassiker der Naturwissenschaft und Technik", welche Dr. Franz Strunz-Wien bei Eugen Diederichs in Jena herausgibt. Hier sollen die Bahnbrecher der Naturforschung aus allen Epochen zu Worte kommen, aber nicht so, daß ein naturwissenschaftliches Lesebuch entsteht. Das Ziel ist ein anderes. Es soll ein wirklich lebendiger Bildungsbesitz dadurch geschaffen werden, daß die großen Naturforscher alter und neuer Zeiten in ihrem Ringen, Siegen oder Unterliegen dem Leser vor Augen geführt werden. Er berührt sich innerlich mit ihnen, so daß ihm die wissenschaftliche Tatsache zu einem Erlebnis wird. Der erste vorliegende Band (Serie I, Nr. 12) beschäftigt sich mit dem französischen Naturforscher Lamarck, dessen Gedanken über eine allmähliche Entwicklung der Lebewesen zu seiner Zeit wenig Beachtung fanden und lange vergessen waren. Heute sind sie, besonders durch Prof. Weismann, in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. Über manche Dinge, die Lamarck vor mehr als hundert Jahren niederschrieb, wird gerade in unserer Zeit viel gesprochen, z. B. über die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften. Der Verfasser hält sich, wie es auch dem Charakter des Buches entspricht, von allen Streitfragen fern. Er gibt eine anschauliche Darstellung von Lamarcks Leben und Lehre, bei welcher auch der Schriften über Physik, Chemie, Geologie und Wetterkunde gedacht wird.

Dr. K. Schmitt-Wendel.

Schöne Literatur

Die jungen Schweizer. Wenn so zehn Novellen in einem Bande (**Jakob Boßhart:** Erdschollen. Novellen. H. Haessel Verlag, Leipzig 1913. 4 Mark) sich zusammenfinden und Phantasie, Eigenart, Sprachmusik und schlichte Wahrhaftigkeit uns schon aus den Titeln: wie „Heimat", „Im Rotbuchenlaub", „Die geblendete Schwalbe", „O Leben, o Liebe" entgegentönen, so kommt es gar nicht darauf an, daß alle zehn Musterwerke seien. Die Weite des Akkords, die des Dichters Anschlag umfaßt, die unbeabsichtigte Einheit der Erzählungen in der Persönlichkeit des Dichters muß uns genügen.

Die erste der Novellen: „Heimat" scheint geeignet als Zeughaus, als unbelebte Rüstkammer Boßharts, die Novelle: „Im Rotbuchenlaub" aber als Höhepunkt seines heutigen Könnens gemustert zu werden. „Heimat" zeigt uns die Waffen des Dichters, sozusagen außer Gebrauch, „Rotbuchenlaub" aber seine lebendigen Kinder, die seine Rüstung tragen.

Der Tobelhans, der nicht umsonst den Namen Schollenberger führt, ist, wie seine Vorfahren, Besitzer eines unwirtlichen, hartackerigen Gutes, dem die karge Nahrung mit Arbeitsgewalt ordentlich entrissen werden muß. Er und sein Geschlecht sind dem Hofe gleich geworden, der Mensch hat sich innerlich und äußerlich dem Boden auf dem er steht angepaßt. Ein gewaltiger epischer Gedanke diese Angleichung des wandelbaren Menschen an die treuere Eigenart seines gegenständlichen Besitzes, doch die Ausführung hält noch nicht Schritt, sie fällt aus dem Erbarmungslos-großen ins Gefühlvoll-kleine und zuletzt verschwindet der Gedanke der Einheit zwischen

Mensch und Boden überhaupt, — dem Lehrsatz zuliebe. Zu einer gemeinnützigen Kraftanlage bedarf der Staat des Tobelhofs. Ein hoher Preis wird geboten, nach langem Kampfe schlägt der Schollenberger zu, er verkauft das Gut und geht daran zugrunde, — wie Peter Schlemihl, der für Geld seinen Schatten hergab. Er wird ein Träumer und ein Tropf. Die Lehre, die Moral schreit laut genug: ihr Schweizer, haltet fest an euerem Grund und Boden, an den alten Sitten, am unwandelbaren Bestehen des Alten, — sonst geht ihr zugrunde! Dagegen ist nun selbst vom dichterischen Standpunkt — den politischen wollen wir fürs erste unangetastet lassen — manches einzuwenden. Das typisch schweizerische Problem, daß gerade hier mit sonderbarer Härte und Schärfe an jeden Bürger herantritt, ist sein Verhalten gegen die Fremden und das Fremde. Auf beiden Seiten lauern Gefahren: hie Pfahlbürgertum, hie Reisläuferei. Der Schweizer steht in der beständigen Gefahr, die Aufrechterhaltung seiner völkischen Eigenart, die Wahrung seines teuersten Erbteils mit der Enge der Gesinnung, — die Großzügigkeit, die Weite seines Sinnes mit Einbuße der nationalen Kraft zu erkaufen. Dieses Problem ist nicht gemeingültig, dogmatisch zu lösen; jeder einzelne echte Schweizer wird die Mitte, die zwischen Scylla und Charibdis liegt, für sich jedesmal neu suchen und finden müssen. Die poetische Widerspiegelung schweizerischen nationalen Daseins jedoch wird die Darstellung der einen Kraft niemals bieten können, einzig und allein das gestaltete Widerspiel beider Kräfte. Diese Totalität, die Allseitigkeit läßt der Erzähler vermissen. Seine Tendenz steht allein für sich und findet den würdigen Gegner nicht. So gehen die Stöße in die Luft. Aber auch die große Grundidee der Novelle, die notwendige Einheit in der Psychologie des Besitzes und des Besitzers verläuft im Sande. Der schicksalfeste Tobelhans zerschellt am neuen Wohnort, an kleinlichen Gefühlsklippen, an Bauernsticheleien, die seiner hürnen Haut doch nichts anhaben dürften. Er wird plötzlich empfindlich wie ein städtischer Musiklehrer. Mag aber die Erzählung „Heimat" im ganzen nicht bestehen, unzusammenhängend und ungemeistert liegen doch Dichterschätze darin bunt durcheinander umher: das gute, feste Auge, das eine bestimmte Bauernstube von tausend anderen, denen sie gleicht wie ein Ei dem andern, auf den ersten Blick unterscheidet und das Bezeichnende in Holzschnittderbheit sicher aufs Papier setzt, die Sprache von ländlich sauberem Staat, gepflegt und unmittelbar zugleich. Boshart vermeidet sorgfältig alles Dialektische, die schriftsprachliche Grenze ist strengstens gewahrt und der Periode eine gewisse gehaltene Allgemeingültigkeit verliehen. Diese hervorragenden Eigenschaften scheinen wie gesagt in „Heimat" wie frisch errungen, „Im Rotbuchenlaub" bedient sich ihrer ein überlegener, ein geübter Besitzer. Die zwei prächtigen Gestalten, Mattis und Hermine, wandeln so sicher vor uns einher, alljährlich zur Blutbuche, wo zu Sonnenaufgang das Wunder des strahlenden Lichtes durch die blutroten Blätter auf ihr zerstörtes Lebensglück herniederrieselt, daß wir uns, dem Autor und seinem Leserkreise unrecht täten, aller Originalität völlig unbeschadet die ehrenvolle Ähnlichkeit mit einem anderen Paar, mit Sali und Vreneli aus Kellers „Romeo und Julia auf dem Dorfe" zu verschweigen. „Im Rotbuchenlaub" ist die Absicht der „Heimat"-Novelle erreicht. Örtliches, Gegenständliches und Menschlich-Innerliches ist eins, alles dient, die Handlung sicher zu tragen, und wenn der lange und weise vorbereitete tragische Moment eintritt, die Erzählung in eine kurze Wechselrede aufblitzt, da ist das Wort auch felsenwichtig: „weil es ein gesprochen Wort war." Beklommen hören wir das kurze: „Du lohnst gut," das Hermine dem Mattis, der sie ingrimmig der Schande preisgibt, entgegenpfeift, — und erschüttert fühlen wir: wieder mal ist hier unwiderbringlich ein Glück zerbrochen.

Im selben Problemkreis der Sässigkeit, der Wechselbeziehung zwischen Ort und Mensch, bewegt sich eine andere ebenfalls recht begabte, wenn auch weniger farbige Erzählernatur: **Heinrich Federer** (Pilatus, Eine Erzählung aus den Bergen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung).

Je mehr die vielfache und häufige Ortsveränderung selbstverständliche Notwendigkeit unseres Lebens wird, desto mehr nimmt die örtliche Bedingtheit unseres Wesens ab. Andere Kräfte überwiegen in ihrem Einflusse

und wir werden uns gleicher, — sei nun unsere Heimat rauh und streng, oder sanft und lieblich beschaffen, gleichviel. Um so teuerer wird uns der Gedanke, im erzählenden Kunstwerk Menschen zu begegnen, die Zug für Zug aus ihrer Örtlichkeit hervorwachsen, die wirklich die zum Bewußtsein herangewachsene Seele eines Erdenwinkels bedeuten. Dieselbe Aufgabe, die Bosshart in seiner Novelle „Heimat" sich nur flüchtig gestellt, hat Federer mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit ergriffen. Seinen Starrkopf von Marx Aulis will er aus dem Pilatus-Gestein heraushauen, im Element des Berges allein leben lassen, ihn nach seinem Bergführer- und Wildererlod wieder in dies Gestein, in das Urelement eingehen lassen, um so den Pilatus-Berg selber in Marx Aulis zum menschlichen Bewußtsein zu führen. Wie so ein Berg lebendig wird, und in seinen sinnlos großen Dimensionen sich noch regt und bläht, seine Brüste öffnet und Ströme der stumpfen, schwergewichtbeherrschten Materie von Wasser und Gestein auf das kluge, sinnvolle Menschenleben hinabschleudert, — da ist der Berg Marx Aulis selber. Dieser Teil der Aufgabe ist dem leidenschaftlichen Schöpferdrang eines jugendkräftigen Talents vollauf gelungen. Nur das Gegenspiel reicht nicht aus: wo Marx Aulis zum Berge werden soll, da entbehren wir in der Menschenzeichnung der Ruhe und der Beherrschtheit einer Hodlerschen Linie. Marx Aulis selber und seine menschliche Umgebung ist zu vielfältig gesehen. So trotzig ihm die Locke in die Stirn fällt, so griffig seine stahlglatten Hände die Geiß an den Hörnern packen, — ein Zusammenraffen fehlt, es zerflattert allzu vieles auf den 320 Seiten. Gestrichen muß werden, aber so, daß nichts wegfällt, daß alles doch drinne bliebe. „Eingeisten" nannte Goethe das Verfahren, und Federer wird dem sicherlich noch auf die Schliche kommen, das fühlt man seiner Atmosphäre an. Wie käme man sonst zu einer so ungeheuerlichen Anforderung? Er wird doch nach seinem Pilatus niemandem mehr glauben, daß er zum harmlosen Unterhaltungsschriftsteller geboren ist. Fast schade, daß er es bisher geglaubt.

Von dem Nationalproblem und dem Heimatproblem weg, vom Lande in die Stadt führt uns Paul Ilg (Die Brüder Moor, eine Jugendgeschichte. Verlag von Gideon Karl Sarasin, Leipzig 1912. 4 Mark) dessen wertvoller, im besten Sinne hochinteressanter Roman vor allem als eine nützliche Warnung gegen allzu schützenfestmäßige Heimatduselei gelten mag, die in den Niederungen der schweizerischen Literatur stark ins Kraut schießt. Es kann nicht genug betont werden: schweizerisch bleibt ein Dichter, der es wirklich ist, — ohne das Nationale stofflich, äußerlich bewußt hervorzukehren.

Eine verunglückte Jugendaufführung der „Räuber" ist die tragende Mitte, um die sich die Jugendgeschichte des reichen Herrensohnes Theodor Zellweger und des armen Rabengäßlers Christian Knecht kunstvoll fügt und lagert. Ersterer ist bloß der Pflegesohn seiner angesehenen und reichen Eltern, und als er dies neunzehnjährig erfährt, schlägt seine schwärmerische Kinderliebe für die noch immer jugendanmutige Mutter, die für und für seine ganze Seele als Dreieinigkeit der Schönheit, Reife und Güte erfüllt, in lodernde, begehrliche Leidenschaft um. Die Flamme verzehrt alles um ihn herum, die Mutter, ihr und sein Glück.

Christian Knecht indessen zehrt seine Mutter auf mit der grausamen Selbstverständlichkeit der Natur. Er soll doch ein studierter Herr werden und daran reibt sich die Mutter auf, in den Tod hinein. Rankende Fülle weitverzweigten Erlebens, tatkräftige, tüchtige Alltäglichkeit, verwegene Mädchenliebelei, blutige Glücksentsagung in vier, fünf soziale Schichten hineinprojiziert, umfaßt in der straffen zeitlichen Einheit der Räuberaufführung dieses Meisterstück überlegener Komposition. Der vierthalbhundert Seiten starke Roman mutet wie eine kurze Novelle an, so gebieterisch handhabt Ilg die Begebenheit und ihre Gruppierung. Der Roman steht tatsächlich an der Grenze der epischen Gattung und es ist einem, als hielte man einen Bologneser Glastropfen in der Hand. Bricht man dem ein Millimeterstückchen von seinem langen Schweif, so zerfällt die große Perle in eine Million funkelnder Kriställchen. Rührt Ilg noch ein Jota an diesem hochgespannten Roman, so wirft das Werk wohl eigenwillig seine jetzige Hülle von sich und gewaltig in

ihrer Nacktheit stünde die Tragödie vor uns. Ob in Ilg vielleicht der erste wirkliche Dramatiker der Schweiz ersteht?

Der glückhafte Einfall, seinem Roman als Kompositionsmitte die Geschichte der Räuberaufführung einzumauern, gewinnt im Lichte dieser Frage tiefere Bedeutung, Bekenntniswert. Ilgs Wesensverwandtschaft mit Schiller tritt gar häufig und stets sympathisch an seinem Werk hervor. Das leise anklingende Don Carlos-Motiv sei bloß erwähnt, tiefer liegt sein sieghafter Glaube an die unerschütterliche Vorherrschaft des Geistes über der Materie, dem auch der erstaunlich reife, gehaltene Pathos seiner Periode entstammt. Die antithetische Anschauungsweise des Lebens, die das Vielfältige und Nuancierte in Schwarz-Weiß umwandelt und dadurch dem kleinen Geschehnis Größe, Einfachheit verleiht, die sittliche Erhabenheit eherner Pflichtreligion, die doch durchglüht ist von sinnenglühendem Glücksverlangen, das alles bringt Ilg dem großen Schatten so nah. Von Abhängigkeit oder gar Nachahmung kann gar nicht gesprochen werden, aber mit Spannung wollen wir Ilgs weitere Entfaltung verfolgen und zusehen, was Schillers Geist neuerwacht in der Brust des stammverwandten Alemannen zutage fördert.

Dr. Richard Meßlény

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 26/27.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Der Reichsgedanke

Von Heinrich Freiherr von Gleichen

Es iſt eine bemerkenswerte Tatſache, daß in heutiger Zeit auf einen deutſchen Staatsmann, den Freiherrn vom Stein, von den verſchiedenſten Seiten aus hingewieſen wird. Man beſinnt ſich auf jenen Realpolitiker und patriotiſchen Idealiſten, der vor hundert Jahren in Preußen ein liberales, poſitives Programm vertrat. So gibt Profeſſor Arnold Berger in „Nord und Süd“ unter der Überſchrift „Der moderne Staatsgedanke und der Freiherr vom Stein“ eine Darlegung des großzügigen und doch ungemein poſitiven Programms jenes Staatsmannes. Die Problemſtellung des modernen Staatsgedankens iſt in Verbindung mit Steins Wirken darin entwickelt. Danach hängt das politiſche Niveau eines Volkes davon ab, wie ſehr Staatsform und Geſellſchaft eine innere Einheit bilden. Stein hat wohl ſeinerzeit die reifſte Vorſtellung von den Möglichkeiten einer ſolchen Einheit gehabt. Kein Wunder, daß man auf ihn zurückgreift.

Stein wirkte, von patriotiſcher Inbrunſt und Glut erfüllt, ohne Kunſt und Gaben der Diplomatie für Preußens, für Deutſchlands Erhebung. Er forderte, daß alle Schichten des Volkes an der Bildung des ſtaatlichen Willens teilnehmen ſollten, nicht als ein Recht, ſondern als ſtaatsbürgerliche Pflicht, die zur Vorausſetzung allerdings eine planmäßige Erziehung des Volkes zu ſtaatsbürgerlicher Reife verlangt.

Stein legte bei ſeinen Reformen den Grund zur verantwortlichen Mitarbeit des Volkes und ſeiner planmäßigen Erziehung dazu und baute in größten Zügen auf. Bei aller Abneigung gegen Revolutionäres ſcheute er ſich auch nicht, ſeinerſeits Feſſeln, die das Verantwortungsempfinden und das kraftfreudige Schaffen des einzelnen Bürgers lähmen mußten, radikal zu löſen. Der Schwerpunkt lag dabei aber nicht in dem Befreiungsakt, ſondern Stein

erstrebte vor allem, eine innerliche, politische Gebundenheit zu schaffen, die er in der ständischen Organisation und Verfassung verfichert sah.

Der besondere Ausgangspunkt der damaligen Bewegung zur Erhebung Preußens und Deutschlands war die Aufgabe der Befreiung von fremder Unterdrückung. Es galt die moralischen Kräfte auszulösen, die im Kampf gegen Frankreich zum Siege führten. Denn nur dasjenige Volk vollbringt solche Tat, das in sich selbst geschlossen dasteht. Voll Vertrauen in eine bedeutende Bestimmung Deutschlands war Stein bei seinem Werk von dem Gedanken getragen, die Kräfte der einzelnen zu nationaler Gemeinschaftsarbeit zu lösen und zu binden. Durch die inneren politischen Maßnahmen jener Zeit wurden denn auch dem Vaterlande gewaltige Energien erschlossen, die dann voll zur Geltung kamen, als Deutschland positiv bedeutende Aufgaben gestellt erhielt. Ein halbes Jahrhundert nach Stein wurde die staatsrechtliche Formel für die alte historische Aufgabe der Einigung des Reiches gefunden. Eine neue Ära begann. Steins Zeit hatte dazu den wertvollsten Unterbau geliefert.

Bei der Schaffung des neuen Reiches war Preußen Bismarcks edelstes Instrument. Schon vor hundert Jahren hatten die Patrioten alle Hoffnung auf dies ruhmreiche Land gesetzt. Bismarck wie Stein wußten, was mit Preußen zu machen war. Bei aller Wertschätzung der Möglichkeiten, die Preußen für den Reichsgedanken gewährte, wußten sie allerdings auch, wo Grenzen lagen, Grenzen, die in alter Tradition militärischer Disziplin ihren Grund hatten. Friedrich Wilhelm der Erste immortalis! Preußische Einseitigkeit bedurfte des Ausgleichs. Deshalb erblickte man in der Verbindung von Nord und Süd, in der Verschmelzung von alldeutscher Kultur und preußischer Willenskraft die besondere Gewähr für eine bedeutende Entwicklung Deutschlands.

Es kam zur staatsrechtlichen Einigung im neuen Deutschen Reiche, doch mußte dessen staatsrechtliche Konstruktion, wie Bismarck selbst bemerkte, als ein Notbau gelten. Der innere Ausbau blieb eine politische Aufgabe der weiteren Entwicklung. Es erwies sich nun, daß bei Behandlung dieser Aufgabe Schwierigkeiten eintraten, die verschiedene Wurzeln hatten. Das Reich besaß keinen einheitlichen nationalen Charakter, und völkische Fremdkörper, deren Assimilationsprozeß sich nicht glücklich entwickelte, störten die Arbeit. Zudem bildeten sich kulturelle und wirtschaftliche Spaltungsvorgänge von bedeutungsvoller Kraft. Alle politischen Bemühungen dagegen, die darauf abzielten, den Reichsgedanken in demokratischer Weise zu entwickeln, ihm eine gleichmachende Kraft zu imputieren, können schon jetzt als ein folgenschwerer Irrtum angesehen werden. Naturgemäß fand dieser Irrtum seine vornehmste Vertretung in unserem eigentümlichen Parlamentsgebilde, das der organischen Fundierung in Geschichte und Gegenwart entbehrt.

In unserer heutigen Zeit kommen nun ernsten Betrachtern, trotz aller materiellen und theoretischen Errungenschaften der Neuzeit, tatsächliche Einbußen

an sittlichen Kräften immer mehr zum Bewußtsein. Zumal in politischer Beziehung erweckt diese Betrachtung schwere Bedenken. Das deutsche Volk wird von einer inneren Zerrissenheit beunruhigt, deren Wurzeln nicht klar zu erkennen sind. In der systematischen Hetze von Demagogen können sie nicht allein liegen. Sie müssen organische Gründe haben. Die Pflichtmomente im Volksleben haben eine Abschwächung erfahren. Es zeigt sich, daß der Gemeinschaftsgedanke des Reiches weniger bedeutungsvoll für den Stand unserer politischen Gesundheit ist, und der Ausbau des Reichsgedankens auf keinem Wege ist, der vertrauensfreudig in die Zukunft blicken läßt. Die Besinnung auf partikulare Gemeinschaften scheint demgegenüber erforderlich zu sein, um einer teilweise sogar destruktiven Wirkung des Reichsgedankens in politischer Beziehung Einhalt zu gebieten.

Aus diesen Erwägungen heraus entwickelte sich in Hannover der Preußenbund, dessen Programm auch im östlichen Preußen starken Widerhall weckte. Einem Programm der Reichsverwaltung, das anscheinend darauf hinausgeht, demokratische Ansprüche und Möglichkeiten zu vermehren, ohne die Gewähr innerer sittlicher Hemmungen zu bieten, soll das Programm des preußischen Pflichtbewußtseins entgegengehalten werden. Der Preußenbund geht dazu auf partikulare Grundlage zurück. Die innige Verbindung mit der überkommenen Tradition, das Festhalten ihrer ideellen und materiellen Werte bedeutet auch in der Tat die gesunde Grundlage allen Staatsbürgertums. Klassengliederungen, organische Einfügungen in soziale Schichten gewähren innerliche und äußerliche Bindungen. Der Preußenbund hat mit der Meinung vollauf recht, daß der Gedanke eines einheitlichen Deutschen Reiches alle moralische Kraft verliert, wenn es nicht gelingt, die positiven partikularen Werte und Kräfte zu erhalten und im organischen Verbande zu stärken. Deshalb nahm der Preußentag eine Erklärung an, in der zum Ausdruck gebracht wird, daß nur ein starkes, in der Entwicklung seiner Kräfte durch unitarische Fesseln nicht gehindertes Preußen seinem deutschen Berufe gerecht werden kann.

Es ist jedoch auffallend, daß die programmatischen Erklärungen auf dem Preußentage wenig positiven Idealismus erkennen lassen. Wohl wird von den Treitschkeschen Worten der Ehrfurcht vor Gott und den Schranken, die die Natur den Menschen gesetzt hat, der Ehrfurcht vor dem Vaterlande, das dem Wahnbilde einer genießenden, geldzählenden Menschheit weichen soll, gesprochen. Spricht man jedoch von dem Mittel, wie die moralischen Eigenschaften unseres Volkes erhalten und die verlorenen wiederzuschaffen sind, so gilt als Hort aller politischen Sittlichkeit dem Preußenbunde die Autorität im Staate, und als höchstes Ideal die Schulung des Pflichtgefühls in Heer und Flotte*). Bei den

*) Der Zaberner Fall beweist wohl Kraft und Bedeutung der Disziplin, beweist aber gleichzeitig, welche verheerende Wirkung die Beschränkung auf dies eine Ideal dem Vertrauensverhältnis zwischen Volk und Regierung gegenüber ausübt.

ganzen Verhandlungen des Preußenbundes tritt aber niemand auf, der eine Erziehung des Volkes zu staatsbürgerlicher Reife fordert. Es wird von der Unreife der Wählermassen gesprochen, es wird von der Unreife der parlamentarischen Vertretung im Reich gesprochen, aber es wird kein Wort über das Mittel dagegen gesagt. Es ist durchaus eine Wendung zum Bösen zu nennen, wenn in der Autorität das erste und letzte Ideal des modernen deutschen Staatsbürgertums erblickt werden soll. Man besinne sich doch, wohin man treibt. Man spricht vom Mittelstand und dessen Vernachlässigung. Glaubt denn jemand im Preußenbund ernsthaft, daß solcher Appell im gewerblichen Mittelstand inneren Widerhall findet? Autoritätsglauben und Disziplin bessern ja auch keine politische Unreife. Dafür dürften die Weltgeschichte und die Geschichte Deutschlands einwandfreie Beweise genug liefern.

Der Preußenbund geht aber weiter und versündigt sich gegen sein eigenstes Prinzip. Als im Herrenhaus der Antrag des Grafen York angenommen wurde, wurde dem Ministerpräsidenten ein Mißtrauensvotum ausgesprochen. Es wurde damit ein demokratisches Aktionsmittel versucht, wie es der Preußenbund beim Reichstage aufs schärfste verurteilt. Hinter diesem Antrage steht offiziell oder nichtoffiziell der Preußenbund. Er erklärt sich jedenfalls mit solchem Vorgehen solidarisch.

Allen Ausgangspunkten des Preußenbundes gegenüber sei betont, daß es durchaus unbestritten bleibt, ja vielmehr eine heilige Überzeugung sehr vieler deutscher Patrioten bildet, daß die Erkenntnis der Einbußen an sittlichen Werten, an Idealismus im Volksleben überhaupt, zu einem Kreuzzug gegen alles Destruktive führen muß, wenn überhaupt noch Positives gewollt werden soll. Es bedeutet die unmittelbarste Aufgabe aller derjenigen, die sich politisch verantwortlich fühlen, für Stärkung der ideellen Güter unseres Volkes Sorge zu tragen. Es ist deshalb durchaus nötig, auf Tradition und Geschichte zurückzugehen. Vom Preußenbunde wird jedoch statt organischer Entwicklung der Tradition nur Reaktion verlangt. Und mit Obstruktion auf demokratischer Basis wird der Kanzler, der die Schwere der bisher ungelösten Aufgabe, Unität und Partikularismus organisch zu verbinden, voll empfindet, aber in ehrlichster Weise behandeln will, systematisch affrontiert.

Deshalb ist es gerade solchen Stellungnahmen gegenüber dringend erforderlich, daß auf Steins Programm und auf seine ethische und ideale Auffassung des deutschen Staatsbürgertums zurückgegangen wird. Steins Programm war konservativ im besten Sinne, indem es für Traditionen politische Garantien schaffen wollte, aber auch liberal und fortschrittlich im besten Sinne, da es Entwicklungen ermöglichte. Die Worte „liberal" und „Fortschritt" gelten heute in gewisser Weise als verwandt mit Verflachung und Entbindung von Verantwortung. Stein seinerseits wollte die Vermehrung der staatsbürgerlichen Rechte mit der Vermehrung der staatsbürgerlichen Verantwortung verbinden. Überall bei seinen Reformen war das Ziel klar, jedes Einzelglied des staatlichen Orga-

nismus zur Selbständigkeit, d. h. zur Fähigkeit der Selbständigkeit zu erziehen und die Pflichten der persönlichen Hingabe aus dem Mechanischen in das Bewußte zu erheben. Überall knüpfte Stein an die traditionellen Boden- und Berufsständigkeiten an, überall wurde das Historische mit moderner Entwicklungstendenz verbunden. Der Plan seiner Reichsstände ruhte auf dem Unterbau der Provinzialstände, Staats- und Selbstverwaltung reichen sich bei ihm die Hand.

Das Problem heißt heute wie damals: Unität und Partikularkraft in harmonische und organische Verbindung zu bringen. Die Steinschen Programme bringen, weil Stein in seltener Weise Realpolitik und Idealismus verband, auch der Neuzeit wertvollste Zielrichtung.

Das Reich hat gewaltige Aufgaben nach innen und nach außen. Der Reichsgedanke muß lebendig und stark bleiben. Dazu bedarf es des intensiven, organischen, inneren Ausbaues des Reichsgebäudes. Und das ist nur möglich, wenn man auf die im partikularen Verbande verantwortlich geschulten Einzelkräfte zurückgeht. Man verstärke die Kernfestigkeit des Reiches, indem man die Erziehung des Deutschen zum verantwortlich sich fühlenden preußischen, bayerischen, hanseatischen Staatsbürger befördere. Aber man sehe auch zu, die fehlenden organischen Verbindungen innerhalb der Reichsverwaltung und zwischen Reichsverwaltung und Partikularstaat herzustellen und zu verbessern. Man hüte sich, für den Reichsgedanken nur negatives Verständnis zu besitzen und man hüte sich, unter dem Motto: „Für Ideale!“ destruktive Demokratenpolitik zu treiben.

Wenn für die Aufgabe der Stärkung des staatsbürgerlichen Verantwortungsgefühls die bestehenden politischen Organisationen nicht entsprechendes Verständnis haben oder überhaupt versagen, so hätte in diese Lücke ein liberaler Preußenbund einzutreten, dem zur Seite jedoch ein Bayernbund, ein Thüringerbund und andere politische Partikularverbände stehen müßten. Sie alle hätten die Vertiefung des politischen Staatsbürgertums im partikularen Verbande zur Aufgabe. Dadurch wäre die beste Grundlage für die Möglichkeit eines inneren Ausbaues des Reichsgedankens zu schaffen.

Es bestehen bedeutende Aufgaben für das Reich. Wie soll Frische und Energie sich dafür einsetzen, wenn Kompetenzkonflikte und Obstruktion sich allem redlichen Bemühen dauernd entgegenstemmen? Kraft und Schwung für die Aufgaben des Reiches und liebevolle Pflege der kleinsten Zelle im Rahmen der Partikularverbände, das sind die Voraussetzungen für eine glückliche, fortschreitende Entwicklung Deutschlands. Aller politischer Idealismus zugunsten der Einheit und Macht unseres Volkes muß sich auf Verantwortung und Vertrauen begründen, wenn Berechtigtes und Wertvolles geschaffen und Erlösung von unheilvollem Banne gebracht werden soll.

Bismarcks Staatsstreichplan

Von Maximilian von Hagen

Als im Oktober 1906, wenig mehr als acht Jahre nach Bismarcks Tode, die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst zur Ausgabe gelangten, da ergab sich für die Geschichtswissenschaft eine reizvolle Aufgabe. Es galt die verschiedenen, oft in wenigen Worten liegenden Enthüllungen des dritten deutschen Reichskanzlers, die in der Presse eine fast durchweg unfreundliche Aufnahme fanden, unter die historische Lupe zu nehmen. Denn nur von einer wissenschaftlichen Kritik der Veröffentlichung war eine intimere Kenntnis der politischen Zusammenhänge der neuesten Geschichte zu erwarten, die ja für den an der Regierung unbeteiligten Zeitgenossen niemals restlos zu deuten sind.

In diesem Sinne begann der Geschichtslehrer an der Universität Berlin, Professor Hans Delbrück, die Frage des Bismarckschen Sturzes, zu der die Hohenloheschen Tagebuchnotizen interessantes Material liefern, von neuem zu prüfen, da diese Frage nach der Lektüre des Bismarckschen Entlassungsgesuches und der sonstigen Eröffnungen über seinen plötzlichen Rücktritt dem Tieferblickenden noch keineswegs gelöst erscheinen konnte. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen legte er noch im selben Jahre, im November- und Dezemberheft seiner Preußischen Jahrbücher, der Öffentlichkeit vor. Sie gipfeln in der „Enthüllung", daß Bismarcks Entlassung hauptsächlich deshalb erfolgen mußte, weil Kaiser Wilhelm der Zweite den Staatsstreichgedanken ablehnte, den der Altreichskanzler nach langjährigen Drohungen durch Abänderung des Wahlrechtes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durchzuführen wünschte, als der Reichstag ihm die Aussicht auf sichere Majoritäten zu versagen schien. In einem späteren Aufsatze über „Bismarcks letzte politische Idee" löste Delbrück — im Januarheft der Preußischen Jahrbücher von 1912 — durch vergleichende Untersuchung aller bekannt gewordenen Bismarckschen Wahlrechtspläne auch die weitere Frage, wie sich der Kanzler die Abwandlung der Verfassung gedacht haben muß. Danach wollte Bismarck am Ende seiner Amtszeit das Wahlrecht nicht prin-

zipiell, sondern nur praktisch ändern. Er beabsichtigte dies einmal im Wege eines Ausnahmegesetzes gegen die — sozialdemokratische — städtische Arbeiterschaft zu tun, weil diese ganz anders als die ländliche der Wahlbeeinflussung durch staatserhaltende Elemente entzogen ist. Außerdem wünschte er die geheime Abstimmung zu beseitigen, die schon gegen seine ursprüngliche Absicht erst durch den Antrag Fries in das Bismarcksche Wahlgesetz vom 9. April 1866 hineingebracht worden war. Dieser Bruch der Verfassung wäre natürlich, wie Delbrück überzeugend nachgewiesen hat, nur nach erfolgter Auflösung und Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches durch die vom Kaiser zu diesem Zwecke einzuberufenden Bundesfürsten möglich gewesen. Zur gesetzlichen Begründung eines solchen Staatsstreiches hatte Bismarck bereits im Jahre 1884 einen Bundesratsbeschluß herbeigeführt, der das Deutsche Reich ausdrücklich für einen freien Vertrag der Fürsten erklärte, der auch wieder gelöst werden könne.

Wer historisch zu arbeiten versteht, wird diese Gedankenfolge nicht deswegen ablehnen dürfen, weil sie mangels unwiderleglicher Dokumente noch nicht mathematisch zu beweisen sei. Denn sie besitzt bei richtiger psychologischer Analyse zahlloser Bismarckscher Aussprüche auch heute schon die Stützen, die für die Erkenntnis der historischen Wahrheit nötig sind. Daher ist die Annahme unberechtigt, daß ein Gelehrter von dem Rufe Delbrücks zu einer die Allgemeinheit interessierenden Frage von allergrößter historischer Bedeutung aus reiner Neigung zu „Eigenbrödeleien" das Wort ergriffen habe, um wieder einmal eine neue wissenschaftliche Streitfrage aufzuwerfen. Dagegen spricht schon der Umstand, daß er seine Auffassnng nach dem ersten Entrüstungssturm, der sich in der nationalen Presse gegen sie erhob, und trotz mannigfacher Anfechtungen auch von seiten weniger oder schlechter unterrichteter Fachgenossen, aufrechterhalten und mehrfach in den Preußischen Jahrbüchern und kürzlich erst in einer auch in Buchform erschienenen akademischen Vorlesung über „Regierung und Volkswille" wiederholt hat, in der die Verfassung des Reiches im Stile der in den Preußischen Jahrbüchern niedergelegten historisch-politischen Anschauungen ihres Herausgebers behandelt wird. Vor allem aber ist zu beachten, daß seine „Enthüllungen" von Tatsachen, die auch noch anderen bekannt sind, nicht einfach behauptet, sondern daß sie mit den Mitteln der historischen Forschung bewiesen werden, und zwar auf Grund einer Methode, die Umstände und Quellen im Geiste der Bismarckschen Entwicklung begreift.

Im Gegensatz zum größten Teile der Presse hat denn auch die Wissenschaft die ganze Angelegenheit mit gebührender Achtung vor den mit zugänglichen Quellenstellen gestützten Resultaten aufgenommen. Wer sie bestritten hat aus gefühlsmäßiger Abneigung gegen eine Kombination, bei der das dämonische Bild Bismarcks nach unserer Ansicht freilich keineswegs verändert, geschweige denn ins Unbedeutendere verzerrt erscheint, der tat es mit ehrlichen Waffen der Kritik, die sich allerdings der von Delbrück gefundenen Wahrheit gegenüber als stumpf erweisen mußten. Andere aber — und das sind zahlreiche unserer

bedeutendsten Historiker — nahmen sie unumwunden an, weil sie ihnen als der zusammenfassende Ausdruck einer zwischen zahlreichen Zeilen Bismarckscher Äußerungen liegenden historischen Konsequenz erschien. Sie dürften daher die Ansicht eines offenbar wohl informierten Korrespondenten der Weserzeitung teilen, daß sich die Richtigkeit dieser These „durch eine Fülle jeden Zweifel ausschließenden Materials" in der Zukunft erweisen wird. Fürs erste bleibt es freilich die Aufgabe der Forschung, die Delbrückschе Entdeckung durch weitere Zitate zu fundieren und in ihren Wurzeln aufzusuchen, was ein dankbares Thema für eine Doktordissertation sein dürfte. Für „Bismarcks parlamentarische Kämpfe um die Kolonien" ist diese Arbeit in einer Miszelle des Juliheftes der Preußischen Jahrbücher von 1913 bereits vorbereitet worden, wobei sich ergeben hat, daß Staatsstreichgedanken bis in den Anfang der achtziger Jahre zurückgehen. Weitere Belegstellen finden sich allein bei der Lektüre der Bismarckschen Kampfreden gegen die Parteien in großer Anzahl für alle Gebiete seiner Politik.

So ungewöhnlich also die Delbrückschе Veröffentlichung, deren Einzelheiten man natürlich an Ort und Stelle nachlesen muß, für den Laien erscheinen mag, so wenig verblüfft sie bei nachprüfender Lektüre der Bismarckschen Reden in den letzten Jahren seiner Amtszeit. Hat man sie erst einmal zu Ende gedacht, so drängt sich bei der historischen Nachforschung sofort der Wunsch auf, sie auch in ihre Anfänge zu verfolgen. Alsdann findet man nicht nur, daß schon damals einige Parlamentarier Bismarcksche Staatsstreichpläne witterten. Man entdeckt vielmehr bald, wie frühzeitig Bismarck, der immer an die Zukunft dachte, wenn er auch im Reichstag die politischen Angelegenheiten von Fall zu Fall behandeln mußte, die Folgen des von ihm 1866 eingeführten allgemeinen, gleichen und direkten Reichstagswahlrechts erwog. Zahlreich sind seine Klagen über den damit begangenen Fehler, der freilich weniger auf Kosten einer Überschätzung der Parteien, als auf Rechnung der Tatsache zu setzen ist, daß er auch diese Frage der inneren Politik unter dem Gesichtswinkel und zum Vorteil der äußeren gelöst hatte. Sie sind Legion, wenn man alle die Beschwerden über die Undankbarkeit der Volksvertretung, die er in ihrer Zusammensetzung niemals als solche ansah, alle die Selbstvorwürfe über seine falsche Einschätzung der nationalen Gesinnung des Reichstags zusammennimmt.

Es wäre daher unverständlich, warum sich die öffentliche Meinung mit Hartnäckigkeit gegen eine Theorie sträubt, die sich bei Betrachtung der parlamentarischen Kämpfe des am Ende mit allen Parteien zerfallenen Kanzlers geradezu konsequent aufdrängt, wenn man den eminent historisch sich entwickelnden Bismarck eben historisch und nicht politisch, als einen zum Programm verdichteten Nationalheros nehmen würde, wie es nun einmal heute geschieht. Nur daher kommt es, daß man lieber die Zeugnisse des gestürzten, geschichtlich gewissermaßen abgeschlossenen und selbst als Geschichtschreiber und Publizist auftretenden Privatmannes Bismarck über Fragen seiner Amtszeit nachliest, als

die eigentlichen Quellen seiner Geschichte, die Reden und Äußerungen des mitten im lebendigen Handeln stehenden Kanzlers. Wer seine Bismarckkenntnis auf die „Gedanken und Erinnerungen" und auf die schriftlichen und mündlichen Äußerungen des verabschiedeten Kanzlers stützt, der erwirbt gewiß einen Schatz politischer und historischer Bildung, den er in der politischen Weltliteratur kaum wiederfinden dürfte. Aber erst die Quellen, die immer nur die den Ereignissen zeitlich näherstehenden Äußerungen sein können, ermöglichen die Prüfung seiner späteren Darstellung, die sich teils durch das Gedächtnis, teils durch die Konsequenz des Gedankens, teils auch durch bewußte Tendenz vielfach verschoben hat. Wer dies bezweifelt, prüfe einige authentische Bismarckartikel der Hamburger Nachrichten von 1890 bis 1898, wie sie jetzt von Hofmann gesammelt sind, wissenschaftlich nach; er wird dann bei psychologischer Analyse, die auch aus einer verklausulierten Form den wahren Sachverhalt zu erkennen versteht, bald einsehen, daß der Redner Bismarck in den Zeiten seiner Amtsführung selbst in seinen vorsichtigsten Äußerungen oft mehr verrät, als der politische Weise von Friedrichsruh. Dieser stellte im Kampfe mit dem neuen Regime seine Politik als ein Schema hin, das er nicht verlassen sehen wollte, wenn er nicht die augenblicklichen Vorteile einer entgegengesetzten Kursführung erkennen konnte. In der Zeit seiner langen Reichskanzlerschaft trieb er dagegen eine wahrhaft historische, die Dinge entwickelnde und im rechten Moment meisternde Zukunftspolitik, die der passiven Kritik seiner alten Tage vielfach widerspricht.

Psychologisch betrachtet erscheint es daher noch lange nicht beweisend, wenn Bismarck nach seinem Sturz vor einem Verfassungsbruch gewarnt hat, was die bismarckorthodoxe Presse immer wieder als Hauptgrund gegen die Delbrückschе These ins Feld führt. Denn tatsächlich widersprach er damit keineswegs früher gehegten Plänen, sondern bekämpfte sie nur in der Erkenntnis der Gefahren, die ihre Durchführung für eine noch traditionslose Regierung wie die jungwilhelmische mit sich bringen mußte. Ebenso ist es kein Beweis, daß Bismarck auch im Reichstag den Gedanken eines Staatsstreiches von der Hand gewiesen hat. Denn er hat nicht viel später ebendort den Parteien geraten, auf dem falschen Schienenstrang noch rechtzeitig zu bremsen, damit ein Zusammenstoß vermieden werden könne. Hierzu sei außerdem bemerkt, daß Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 17. September 1878 aus begreiflichen politischen Gründen jeden Plan einer Oktroyierung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts für Preußen geleugnet hat, obwohl es nach den Forschungen Onckens heute erwiesen ist, daß er in seinen Unterredungen mit Lassalle im Januar 1864 gerade diesen Plan zuvor erwogen hat und erst wegen der deutsch-österreichischen Konflikte von 1864 bis 1866 als Werbemittel für die deutsche Einigung auf die Reform des Deutschen Bundes übertragen hat. Im einundzwanzigsten Kapitel der „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck dagegen für feinere Ohren deutlich genug ausgesprochen, daß er die Frage des allgemeinen Wahlrechts wie alle politischen Fragen mit der Verfassung von 1866 nicht für

allezeit gelöst glaubte, daß er sie vielmehr für veränderungsbedürftig hielt, wenn sie sich nicht als Stütze des Reiches bewähren sollte, als die sie im Kampfe für Deutschlands Freiheit und Einheit nach außen und innen geschaffen worden war. Er hat daselbst ebenso wie in seiner schon erwähnten Reichstagsrede ohne Rücksicht auf liberale Kritik zu verstehen gegeben, daß er das „populäre und von der früheren Frankfurter Versammlung hinterlassene" Wahlrecht nicht aus innerpolitischer Überzeugung, sondern als revolutionäres Mittel zum Zwecke der Begründung des Reiches in die Wage der Entscheidung werfen mußte.

Es läßt sich daher nicht nur aus den Wegen der Bismarckschen Politik schließen, daß der Kanzler dies Wahlrecht wieder zu ändern oder gar zu beseitigen gedachte. Denn es ist an der gleichen Stelle wörtlich ausgesprochen, daß „die Liquidation und Aufbesserung der dadurch angerichteten Schäden" nach dem gewünschten Erfolg der Reichsgründung noch immer rechtzeitig eintreten könne.

Wenn Bismarck trotzdem die Reichsverfassung bis ans Ende seiner Amtszeit unangetastet ließ, so geschah es, weil bis dahin das Regieren mit den Parteien möglich gewesen war. Schon in den achtziger Jahren wurde es schwerer und schwerer, und 1889 mußte Bismarck an eine gewaltsame Lösung denken, weil der Fall des Sozialistengesetzes ein Anschwellen der roten Flut versprach, das Bismarck nach seinen Anschauungen gar nicht anders als gewaltsam hätte bekämpfen können. Mag er den Fall dieses Gesetzes begünstigt haben, um Konfliktsstoff für den Staatsstreich zu sammeln, oder nicht: der Ausgang konnte kein anderer sein als ein Verfassungsbruch, und diesen Ausgang hat der Kaiser verhindert, was den Bismarckschen Abgang von der politischen Bühne zur Folge hatte. Nach alledem ist die einfache „Zurückweisung" dieser Kombinationen mit dem Argument einiger Bismarckepigonen, daß sie niemals davon hätten verlauten hören, obwohl sie es doch wissen müßten, hinfällig. Denn man braucht, um einen Satz aus den zustimmenden Artikeln der Tagespresse herauszugreifen, „wirklich kein Staatsmann wie Bismarck zu sein, um klar zu erkennen, daß man solche Dinge nicht machen kann, wenn man vorher darüber redet". Es nimmt darum nicht wunder, daß Bismarck auch am Ende seines Lebens nicht über den eigentlichen Grund seiner Entlassung gesprochen oder geschrieben und daß Leute seiner privaten und politischen Umgebung kein Wort darüber aus seinem Munde erfahren haben. Es war eben das heikelste Problem seiner ganzen Regierung, dessen Erfolg, da er es nicht hatte lösen dürfen, ihm selbst zweifelhaft bleiben mußte. Zudem: hätte er etwa in den Hamburger Nachrichten im Gegensatz zur Regierung und Nation den Staatsstreich weiter predigen sollen, damit die Ungläubigen von heute zweifelsfreie Dokumente für die bedenklichsten Pläne seines plänereichen Daseins in Händen halten könnten? Mußte er nicht vielmehr solch letzte Möglichkeiten selbst seinen Intimsten vorenthalten, damit sie möglichst für alle Zeit und mindestens für seinen Lebensabend begraben blieben? Gewiß, Bismarck brauchte nicht für seinen Ruhm zu

fürchten, er verzichtete auch auf Popularität, weil er das Bewußtsein seiner Taten in seinem Innern trug. Aber wenn er über diese Frage schwieg, so tat er es wohl auch um der eigenen Sicherheit willen. Denn nachdem schon die deutschen Volksboten im Reichstag in verblendetem Haß gegen den grimmen Bekämpfer aller parteipolitischen Einseitigkeit seinen Sturz — nach Bismarcks eigener Äußerung — angesichts des „jahrelangen Druckes" mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen und ihm selbst den einfachen menschlichen Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag verweigert hatten, dürfte die ernste Frage naheliegen: Würde nicht auch das deutsche Volk — abgesehen vielleicht von einigen in Wahlrechtsfragen ultrakonservativ denkenden Leuten — statt nach Friedrichsruh zu wallen, um seinem neben Marthin Luther größten Sohne der Tat die geziemende Dankbarkeit zu bezeugen, ihm in ganz anderer Weise gelohnt haben, wenn es seine letzten Pläne gekannt hätte? Bismarck, der den Wechsel der Volksstimmung genau kannte, der bei einem unglücklichen Ausgang des deutschen Krieges von 1866 den Tod in der Schlacht suchen wollte, um nicht als Strafford auf dem Schaffot zu enden, mußte daher am Ende seines Lebens zusehen, daß die wichtigste Ursache seines Sturzes geheimblieb. Nachdem ihn ein höherer Entschluß vor der Tragik des Heldenlebens bewahrt hatte, sein eigenes Werk selbst zu zerstören, wäre es sinnlos gewesen, in den Augen des auch in politischen Dingen moralisch urteilenden Publikums den eigenen Ehrenschild zu beflecken. Nicht Unehrlichkeit also, nicht Scheu vor Enthüllungen, die er bei anderen wichtigen Fragen auch nicht kannte, sondern die einfache Zweckmäßigkeit, die in diesem großen Leben trotz seiner scheinbaren Zufälligkeiten stets die größte Tugend war, entschied sein Schweigen über den dämonischsten Plan seiner politischen Laufbahn.

Das romantiſche Bedürfnis unſerer Zeit

Ein Beitrag zur Kulturpſychologie

Von Dr. W. Warſtat

Unſere Kultur iſt auch heute noch immer vorwiegend eine Kultur des Verſtandes, eine intellektuelle Kultur, die Gemütswerte, die Gefühlsſeite des menſchlichen Seelenlebens kommen bei ihr noch immer zu kurz.

Zwar hat ſich die kunſterzieheriſche Bewegung, indem ſie ſich allmählich zu einer Bewegung für allgemeine Ausdruckskultur auswuchs, bemüht, dem Bedürfnis des Menſchen nach Auslebung ſeiner Gefühlsanlage, ſeinem Bedürfnis nach gefühlsmäßigem, nach „romantiſchem“ Erleben, auf dem Gebiete der Kunſt ein Wirkungsgebiet nachzuweiſen. Die Erfüllung des Lebens mit künſtleriſcher Kultur, die Schaffung einer neuen und eigenen Ausdruckskultur aus unſerer Zeit und für unſere Zeit ſollte die Gemütsleere unſeres modernen Kulturlebens ausfüllen und verdecken.

Allein die Kämpfer für Ausdruckskultur haben die gefühlsnährende Kraft der künſtleriſchen Werte von vornherein zu hoch eingeſchätzt, ſie ſind heute gerade dabei, ſie einſeitig ganz und gar zu überſchätzen. Jedenfalls iſt es der kunſterzieheriſchen Bewegung nicht gelungen, die intellektualiſtiſche Weiterentwicklung unſerer Kultur aufzuhalten oder auch nur zu hemmen. Allerdings muß ihr zugeſtanden werden, daß ſie eifrig mitgeholfen hat bei der Feſtſtellung, daß das hiſtoriſche Wiſſen von alten Kulturformen, daß dieſe Kulturformen ſelber für unſere lebende Gegenwart mit ihrem Bedürfnis nach Bodenſtändigkeit und Eigenwert nur noch ſehr bedingten Wert haben, ebenſo wie die hiſtoriſch-philologiſche Methode, die uns mit jenen alten Kulturformen bisher auf der Schule und auf der Univerſität vertraut gemacht hatte. Ihr, der kunſterzieheriſchen Bewegung, iſt es mit zu danken, wenn inzwiſchen auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft die hiſtoriſch-philologiſche Methode allmählich zurückgedrängt worden iſt.

Aber ſehen wir einmal zu, was in der Wiſſenſchaft an deren Stelle getreten iſt. Die Naturwiſſenſchaft zieht mit ihrer empiriſchen Methode, mit einer Methode, die das ſinnlich Faßbare und Meßbare in erſter Reihe, und zwar verſtandesgemäß, intellektuell, wertet, als Siegerin ein. In der Form der empiriſch-pſychologiſchen Methode hat ſich die Naturwiſſenſchaft ſogar das

Gebiet der Geisteswissenschaften erobert, so paradox das auch klingen mag.*) Das bedeutet aber: an Stelle der einen intellektuellen, verstandesgemäßen Anschauungsweise ist nur eine andere getreten, nämlich die empirisch-naturwissenschaftliche.

Gerade die neue, empirisch-naturwissenschaftliche Anschauungsweise hat ihrerseits in viel stärkerem Maße zur Intellektualisierung, zur Verarmung unserer Kultur an Gefühlswerten beigetragen, als es je die historisch-philologische Anschauungsweise getan hat. Die historisch-philologische Anschauungsweise suchte wohl Gefühlswerte, die in früherer Zeit auf dem Gebiete der Sittlichkeit, der Religion, der Kunst Geltung gehabt hatten, in Spiritus zu setzen — wir bitten um Verzeihung für das Bild — und diese Präparate dann unserer lebenden Zeit als vollwertige und kraftvolle Ideale aufzuschwatzen. Sie vergeudete ihre Kraft bei dieser Sisyphusarbeit und wurde dabei unfruchtbar, sobald es sich um Erzeugung oder bloß um das Verständnis neuer Werte handelte. Die historisch-philologische Anschauungsweise verschwendete viel Kraft an Altes und ließ viel Neues verkümmern, das ist wahr! Aber da sie ihrem ganzen Charakter nach mehr zum Konservieren, zum Bewahren, als zum Zerstören geneigt war, so ist sie nur selten zum Angriff gegen bestehende Gefühlswerte losgegangen.

Die naturwissenschaftlich-empirische Anschauungsweise ist aber von vornherein angriffsweise gegen diejenigen Gefühlswerte vorgedrungen, die in einer Kultur eine wichtige, wenn nicht ausschlaggebende Rolle spielen, nämlich gegen die Gefühlswerte oder Ideale religiöser und kirchlicher Art. Der verstandesgemäßen Kritik der naturwissenschaftlich-empirischen Anschauungsweise konnten die religiösen und kirchlichen Symbole nicht standhalten. Sie waren auch vollständig wehrlos gegen diese Angriffe des Verstandes; denn sie schöpfen eben ihre Kraft und ihre Stärke aus einem ganz anderen Boden: nicht aus dem des logischen Denkens, sondern dem der intuitiven Erkenntnis, aus dem Boden des Gefühls. Wenn Naturwissenschaft und Religion miteinander kämpfen, so stehen sich zwei Gegner gegenüber, die sich mit ihren Waffen gegenseitig nicht erreichen können.

Ein Knabe schießt einen Pfeil in die Wolke und glaubt sich Sieger und seinen Feind getroffen, weil er weder Pfeil noch Gegner wiederfinden kann. So schießt die Naturwissenschaft Pfeil auf Pfeil gegen die Religion und die Kirche, so schwindet religiöses Bewußtsein, religiöses Gefühl aus unserer Kultur wie die Wolke. Die Menge aber jubelt und jauchzt dem Sieger, der Naturwissenschaft zu, denn sie sah die Pfeile fliegen.

Die Gründe, die Gedankenreihen der empirisch-naturwissenschaftlichen Anschauungsweise leuchten der Menge sehr stark ein. Gerade die Besiegung der religiös-kirchlichen Ideale betrachtet man als einen besonders großen Triumph

*) Man vergleiche K. Lamprechts Aufsatz: „Eine Gefahr für die Geisteswissenschaften", Zukunft vom 28. Juni 1913.

des vorurteilsfreien Verstandes und läßt die Gefühlswerte von Religion und Kirche leichten Herzens fahren.

So bedeutet nicht nur der Siegeslauf der empirisch-naturwissenschaftlichen Anschauungsweise an sich eine weitere Intellektualisierung oder Rationalisierung unserer Kultur, sondern die religions- und kirchenfeindliche Richtung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat zunächst durch Beseitigung der religiös-kirchlichen Gefühlswerte in weiten Kreisen unseres Volkes geradezu zu einer Verarmung unserer Kultur an solchen Gefühlswerten, an „romantischen" Werten geführt.

Wir wollen jetzt für eine kurze Zeit die naturwissenschaftliche Anschauungsweise aus dem Auge lassen, um erst später noch einmal zu ihr zurückzukehren.

Die Schuld an der Verarmung unserer Zeit an religiösen Gefühlswerten darf nämlich nicht der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise allein in die Schuhe geschoben werden. Eine zweite große Bewegung trägt ein gleiches Maß von Schuld hierbei. Das ist die sozialdemokratische Bewegung.

Es genügt nicht, die Feindschaft der Sozialdemokratie gegen die religiösen Gefühlswerte, gegen die religiösen Ideale der Kirche aus ihrer politischen Stellung zum heutigen Staate herzuleiten. Die Sozialdemokratie lehnt die religiösen Gefühlswerte der Kirche nicht bloß deswegen ab, weil sie in der Religion und der Kirche feste Stützen der heutigen Staatsform sieht. Der letzte Grund für diese Feindschaft, oder sagen wir besser, für diese Gleichgültigkeit der Sozialdemokratie gegen die Romantik der Religion liegt tiefer.

Die Sozialdemokratie hat von jeher durch die Betonung rein praktischer, klassen- und wirtschaftspolitischer Ziele die Massen an sich zu locken und für sich zu gewinnen versucht und verstanden. Die Klasse der Besitzlosen in den Kampf um politische und vor allem wirtschaftliche Vorteile zu führen, ihnen für diesen Kampf starke und wirksame Waffen in die Hand zu geben, sie zu praktischen Erfolgen zu führen, das versprach die Sozialdemokratie.

Die ersten beiden Teile ihres Versprechens hat die Sozialdemokratie restlos gehalten, und auch praktische Erfolge fehlen ihr nicht. Die Art, wie sie das zuwege gebracht hat, ist aber gerade für das, was wir beweisen wollen, charakteristisch.

Die Sozialdemokratie hat die Massen organisiert. Aber der Zweck dieser Organisation war lediglich ein praktischer, ein wirtschaftspolitischer. Für Romantik ist da kein Platz. Die Sozialdemokratie hat sich ihre Kämpfer, ihre Führer zum Teil durch eine wohldurchdachte Bildungsarbeit selbst herangezogen, sie mit allen den Waffen an Wissen und Bildung ausgestattet, die die Wissenschaft nur hergeben konnte. Auch die Volksbildungsbestrebungen der Sozialdemokratie sind hier zu erwähnen. Aber die Sozialdemokratie ging auch bei diesen kulturellen Bestrebungen stets von dem Satz aus: Wissen ist Macht! Auch ihre Bildungsarbeit ist dem praktischen Zweck untergeordnet, wird dem Kampf um

wirtschafts- und klassenpolitische Ziele allein dienstbar gemacht. Für die Kultur von Gefühlswerten bot sich nirgends ein Anlaß, findet sich nirgends ein Platz.

Wenn die naturwissenschaftliche Bewegung das kulturelle Streben gerade der Gebildeten auf das empirisch Erfaßbare, dem Verstande und der Erfahrung Zugängliche einstellte, so stellte die Sozialdemokratie das Interesse der niederen Volkskreise auf das Praktische ein, auf Fragen des wirtschaftlichen und politischen Vorteils. Die naturwissenschaftliche Bewegung muß ihrer Natur nach kirchenfeindlich sein. Die Sozialdemokratie steht ihrem inneren Wesen nach den Gefühlswerten der Religion gleichgültig gegenüber, lehnt aber Religion und Kirche aus politischen Gründen ab.

So ist durch die Beseitigung der religiösen und kirchlichen Gefühlswerte, dank jenen beiden geistigen Strömungen, das geistige, das kulturelle Leben unserer Gebildeten und der niederen Volkskreise in gleicher Weise verarmt an Gefühlswerten, an romantischen Werten.

Die menschliche Natur aber läßt sich auf die Dauer keinen Zwang antun. Und so mehren sich gerade in unserer Zeit die Erscheinungen, die darauf hinweisen, daß jenes romantische Bedürfnis des Menschen, seine Gefühlskraft auszuleben, noch lebt, und daß er daran geht, sich anderswo einen Tummelplatz zu schaffen, nachdem man ihm seine alten Werte, seine alten Ideale zerstört hat.

Wir wollen hier kurz auf drei dieser Erscheinungen hinweisen.

Nicht nur, daß man auf dem Gebiete der Wissenschaft allmählich die Einseitigkeit, die einseitig intellektuelle Bedingtheit der naturwissenschaftlich-empirischen Methode einzusehen und neben der alleinseligmachenden Erfahrung als Erkenntnisquelle auch die Intuition, das gefühlsmäßige Erfassen einiger Aufmerksamkeit zu würdigen beginnt! Auch die Naturwissenschaft versucht sogar daher an die Stelle der religiös-kirchlichen Gefühlswerte, die sie zerstört hat, neue Gefühlswerte zu setzen, sie versucht an Stelle der Religion eine Weltanschauung zu begründen. Diese Weltanschauung ist der Monismus.

Man mag nun über den Wert des Monismus als Weltanschauung denken wie man will*), man muß jedenfalls diesen Versuch einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung als den Versuch einer Schaffung neuer Gefühlswerte, neuer „Ideale", und daher als eine Anerkennung des romantischen Bedürfnisses im Menschen, vielleicht sogar als ein Produkt des romantischen Bedürfnisses der Naturwissenschaftler, der Monisten selber, registrieren und werten.

Die zweite der Erscheinungen, die auf das romantische Bedürfnis unserer Zeit hinweisen, zeigt sich innerhalb der niederen Volksklassen, die von der Sozialdemokratie beeinflußt sind. Ich verdanke die Kenntnis dieser Erscheinung einer Mitteilung von Dr. Heinz Marr vom Hamburger Volksheim und berufe mich auf ihn.

*) Man vgl. meinen kleinen Aufsatz: „Der Monismus als Weltanschauung", Grenzboten 1913, Heft 39 S. 620.

Man kann nämlich bei den Volksbildungsabenden und den Vorträgen, die das Volksheim veranstaltet, feststellen, daß die Besuchsziffer der rein wissenschaftlichen Abende, auch wenn ihr Thema mitten ins praktische Leben hineingreift, relativ gering bleibt. Dagegen sind alle die Abende überlaufen, die irgendwelche Fragen des Gemütslebens, Fragen aus dem Gebiete der Ethik, der Sittenlehre namentlich und der Weltanschauung, behandeln. Eine ähnliche Erscheinung kann man ja auch sonst bei Veranstaltung öffentlicher Vorträge beobachten. Vorträge über religiöse, über Weltanschauungsfragen, mögen sie nun von kirchlicher Seite oder den Gegnern der Kirche oder Religion veranstaltet sein, finden außerordentlich starken Besuch.

Auch die Anhänger der Sozialdemokratie also, und darauf kommt es uns hier in erster Reihe an, finden keine endgültige Befriedigung, finden kein Glücksgefühl in ihrer Lehre. Auch die Anhänger der Sozialdemokratie zwingt das romantische Bedürfnis der Menschen in unserer Zeit in seinen Bann. Auch die Sozialdemokraten sind auf der Suche nach einer neuen Religion, nach neuen Gefühlswerten, nach einer neuen Weltanschauung und ihren Idealen, die das Gefühlsbedürfnis der Menschen befriedigen können.

Nicht mit Unrecht weist Dr. Marr darauf hin, daß vorläufig der Monismus sich als die Zukunftsweltanschauung der Sozialdemokratie, als deren Zukunftsreligion darstelle. In der Tat lassen viele innerlich verwandte Züge, namentlich der starke praktische Einschlag, der im Monismus enthalten ist, es nicht so sehr unwahrscheinlich erscheinen, daß hier zwei Mächte aufeinander zustreben, die nach ihrem Zusammentreffen nebeneinander und einander befruchtend einhergehen werden.

Am stärksten spricht sich aber das romantische Bedürfnis unserer Zeit in der neuen Jugend aus, in der Jugendbewegung, die heute als „freideutsche" Jugendbewegung alle die vereinzelten romantischen Strömungen in der Jugend zu einem großen Ganzen zusammenzufassen sich bemüht. Unsere Jugend steht gerade in der Zeit ihrer Entwicklung, in der das Gefühlsleben mit außerordentlich starker Macht erwacht und Werte fordert, an denen es sich betätigen kann, nämlich in der Pubertätszeit, so ziemlich völlig unter der Herrschaft einer Macht, die den intellektuellen Charakter unserer ganzen Kultur getreulich zum Ausdruck bringt. Das ist die Schule.

Es ist selbstverständlich, daß die Kultur einer jeden Epoche sich in der Schule widerspiegeln muß, wofern die Schule nicht rückständig ist. Auch in unserer heutigen Schule — wir denken in erster Reihe an die höhere Schule — können wir die einzelnen intellektualistischen Strömungen unserer Zeit wiederfinden, und zwar stehen die einzelnen Schularten unter der Herrschaft verschiedener Nuancen jener Strömungen. Das Gymnasium ist beherrscht von der historisch-philologischen Anschauungsweise, und ihr gegenüber finden, genau so wie im großen Leben, die Gefühlswerte keinen rechten Platz, um zu lebendiger, zu Gegenwartswirkung zu gelangen. In den Anstalten realen Charakters herrscht

dagegen die naturwissenschaftliche Anschauungsweise vor, und der Kampf der Religion und ihrer Gefühlswerte mit der Naturwissenschaft und ihren Verstandeswerten wiederholt sich auch in der Schule. Der Religionsunterricht und alle die ethischen Fächer, die der Jugend Gefühlswerte, Ideale, vermitteln können und sollen, haben auf der Schule einen noch viel schwereren Stand als im Leben. Denn hier in der Schule ist der Raum, auf dem der Kampf sich vollzieht, ein unvergleichlich viel engerer, und die Zuschauer, vor denen der Kampf stattfinden muß, viel weniger urteilsreif. Was Wunder, wenn sich die Jugend von den Gefühlswerten, die ihr der Religionsunterricht und die übrigen ethischen Fächer in unseren höheren Schulen zu bieten versuchen, mit Mißtrauen abwendet.

Die Jugend aber kann eine solche Verarmung an Gefühlswerten, zumal in der Pubertätszeit, der „romantischen" Periode des menschlichen Lebens, am wenigsten vertragen. Daher hat die Jugend als offenbare Reaktion gegen den Intellektualismus der Schule eine Flucht in die Romantik unternommen, deren Tragweite wir erst heute zu übersehen anfangen.

Diese Flucht in die Romantik geschah im Wandervogel. Hans Blüher hat in seinen beiden Bänden „Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung", und im Ergänzungsbande dazu „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen"*) die Wandervogelbewegung als ein Phänomen sexueller Inversion zu erklären versucht, wobei er die Begriffe sexueller Inversion und Sexualität im Sinne der Freudschen Schule so weit faßt, daß eigentlich jede Beziehung zwischen Mensch und Mensch unter diesen Begriff von Sexualität fallen muß**). Es ist außerdem unmöglich, mit Hilfe dieser Theorie alle Erscheinungen im Wandervogel, namentlich die Kulturbewegung im Wandervogel, zu erklären. Sie stellt sich für Blühers Gesichtspunkt als Entartung dar.

Nein, das Grundphänomen des Wandervogels ist vielmehr die romantische Flucht in ein selbstgeschaffenes Gefühlsleben aus der intellektuellen Kultur der Schule. Das romantische Wanderleben der ersten Wandervögel mit seiner Anlehnung an das Bacchanten- und Kundenleben gab der Jugend die Gelegenheit zum Ausleben ihres Gefühlsbedürfnisses, die sie in der Schule nicht finden konnte. Diese Romantik nahm aber bald etwas rüde Formen an. Man gefiel sich in der Betonung des Ungebärdigen, Kulturlosen, ja Rohen. Die Reaktion gegen diese rohe „Kunden- und Verbrecherromantik" führte den Wandervogel weiter, führte ihn weiter auf das Gebiet einer Kulturromantik eigentümlicher Art, die heute bei ihm in Blüte steht. Man suchte die Kunden- und Verbrecherromantik zunächst durch eine Art „Naturmenschenromantik" zu ersetzen. Naturgemäßes Wandern, naturgemäßes Leben wurde jetzt Wandervogelideal. In

*) Alle drei Bände bei Bernh. Weise, Berlin-Tempelhof, 1912 (vgl. die Grenzboten 1913, Heft 31 Seite 236).

**) Eine sehr eingehende Kritik der Freudschen Auffassung im allgemeinen und des Blüherschen Buches im besonderen liefert W. Stern: „Die Anwendung der Psychoanalyse auf Kindheit und Jugend". Ein Protest. Zeitschr. f. angew. Psychol., VIII, 1 u. 2.

den Ideenkreis des Wandervogels wurden alle Forderungen aufgenommen, die mit diesem Grundideal in Beziehung standen, z. B. die Forderung der Alkohol- und Nikotinabstinenz, rassenhygienische Forderungen, hygienische Forderungen in Beziehung auf Ernährung und Kleidung usw. Um das Ideal natürlichen Lebens, um die Gefühlswerte natürlichen Lebens, d. h. in diesem Falle des Lebens im engen Zusammenhange mit der Natur, der Jugend bequem zugänglich zu machen, gründet sich heute der Wandervogel eigene Landheime in Heide und Wald.

Und heute ist die Wandervogelsaat überall im Aufgehen begriffen. Das Wandervogelideal, die Gefühlswerte, denen der Wandervogel zustrebt, sind mit größeren oder kleineren Abänderungen auch das Ziel gleichstrebender Bünde geworden, z. B. des „Bundes Deutscher Wanderer". Die Wandervögel von ehemals sind heute vielfach Studenten und bilden ein romantisch bewegliches und treibendes Element in der Studentenschaft. Die Gedankenzusammenhänge zwischen Studentenbünden wie der Akademischen Freischar, der Akademischen Vereinigung u. a. mit dem Wandervogel sind klar nachzuweisen. Sie alle eint ein Grundgedanke, nämlich das Interesse und die Begeisterung für eine natürliche und naturechte Kultur, mögen sie nun ihr Ziel auf dem Gebiete der hygienischen Bestrebungen, der Reform des geselligen Lebens und der Kleidung oder schließlich auf dem Gebiete der Kunst, ja sogar der Erziehung, zunächst zu erreichen suchen.

Alle diese Strömungen in der Jugend suchen heute eine Vereinigung. Das hat der „Freideutsche Jugendtag" auf dem Hohen Meißner bei Kassel am 11. und 12. Oktober 1913 gezeigt. Aus dem romantischen Bedürfnis der Jugend will sich eine kulturelle Bewegung entwickeln, deren Kraft man nicht unterschätzen darf und die man mit Interesse beobachten und mit Wohlwollen fördern sollte, damit sie vor Irrwegen und Irrtümern bewahrt bleibe. Gefahren lauern genug auf sie.

Das aber scheint mir ein Verdienst der Jugend zu sein, das man ihr nicht verkleinern darf: sie hat unserer romantisch darbenden Zeit, sie hat der romantischen Sehnsucht unserer Zeit einen Weg gezeigt, der sie zu neuen Gefühlswerten, zu neuen Idealen führen kann. Dieser Weg führte die Jugend über eine unfruchtbare und gefühlsschwärmende Naturromantik zu einer Kulturromantik, zu einer Romantik der Tat. Vielleicht ist das tatsächlich das Gebiet, auf dem wir einen einigermaßen genügenden Ersatz finden können für die Gefühlswerte, die uns allmählich immer stärker verloren zu gehen scheinen.

Die Neugestaltung des deutschen Zivilprozesses

Anregungen aus Anlaß des Richter- und Anwalttages

Von Amtsrichter Karl Häuschkel

III.

Daß die Mittel der Prozeßverhütung in sehr vielen Fällen versagen werden, ist selbstverständlich. Es wird immer Schuldner geben, die trotz aller Rechtsberatung an einer falschen Rechtsansicht festhalten oder trotz aller Einigungsversuche einen wohlbegründeten Rechtsanspruch nicht befriedigen wollen oder auch nicht befriedigen können. Anderseits wird es immer Leute geben, die trotz aller Belehrung in Wahrheit nicht bestehende Ansprüche, mögen sie diese zu haben vermeinen oder sei es, daß sie bösgläubig handeln, durchzusetzen versuchen wollen. Es gilt deshalb, die streitigen und die nichtstreitigen Ansprüche rechtzeitig voneinander zu sondern.

Lobe tritt mit Recht dafür ein, daß das förmliche Prozeßverfahren der Geltendmachung der streitigen Ansprüche vorbehalten bleiben soll. Dabei geht er von dem Gedanken aus, daß es unlogisch ist, den Richter anzurufen und eine Entscheidung herbeizuführen, wenn kein Streit besteht, also gar nichts zu entscheiden ist. Der Verwirklichung nichtstreitiger Forderungen sollen andere Rechtsbehelfe dienen. Er rät zunächst zur Errichtung von Einziehungsämtern auf genossenschaftlicher Grundlage, wie sie zurzeit schon in manchen Städten bestehen*). Diesen Einziehungsämtern würde, da sie ja nur Gebilde der Selbsthilfe sind, hauptsächlich die Aufgabe zufallen, fällige Forderungen für den Gläubiger einzuziehen; dagegen sind sie, wenn ihnen nicht geradezu staatliche Machtmittel zur Verfügung gestellt werden, natürlich nie geeignet, die Gerichte zu ersetzen. Infolgedessen kann die Inanspruchnahme des Einziehungsamtes für den Gläubiger einen nicht unbeträchtlichen Zeitverlust bedeuten, mag für ihn in anderen Fällen die Hilfe des Einziehungsamtes auch noch so wertvoll sein. Hieraus ergibt sich, daß die Inanspruchnahme des Einziehungsamtes, das übrigens seine Tätigkeit immer nur auf gewisse Kreise wird beschränken

*) Vergleiche Näheres hierüber in der Abhandlung von Landgerichtsrat Dr. Mangler „Das Schuldeneinziehungswesen der Geschäftswelt in der Praxis", Deutsche Richterzeitung, Jahrgang 1913, Nr. 14, 16, 17.

können, nur eine fakultative sein dürfte. Sie darf insbesondere auch nicht die Voraussetzung für die Anrufung des Gerichts sein. Denn der Staat hat die Pflicht, seinen Schutzbefohlenen seine staatliche Hilfe zuteil werden zu lassen, wo sie deren bedürfen und sobald sie deren bedürfen. Gerade in den Fällen ist aber Eile dringend geboten, wo böser Wille des Schuldners oder Unvermögen des Schuldners den Gläubiger in Gefahr bringen, wirtschaftliche Nachteile zu erleiden.

Einziehungsämter als staatliche Behörden zu errichten und ihnen die Aufgabe der Verwirklichung unbestrittener, aber ohne staatliche Mitwirkung nicht durchführbarer Ansprüche zuzuweisen, wäre nicht ratsam. Dazu liegt auch keine Veranlassung vor. Umgekehrt sollten vielmehr gerade die Gerichte dazu berufen sein, im Interesse des Gläubigers, nicht minder aber auch im Interesse des Schuldners, zur Verwirklichung unbestrittener Ansprüche schon mitzuwirken, wo noch die Möglichkeit besteht, auf andere Weise als im Wege des Zwanges dem Gläubiger zu seinem Rechte zu verhelfen. Der Staat muß seinen Bürgern auch Schutz und Hilfe leihen, bevor es gilt, den widerspenstigen Schuldner zur Erfüllung seiner Pflichten mit den äußersten Mitteln zu zwingen. Denn es besteht ein öffentliches Interesse daran, daß der Gläubiger seine Rechte in einer den Schuldner schonenden Weise geltend macht. Ein Schuldner, der sich von seinem Gläubiger rigoros verfolgt sieht, und der keine Möglichkeit hat, seinen Gläubiger aus bereiten Mitteln zu befriedigen, verliert das Interesse an Arbeit und Lohn, er wird ein nachlässiger und unregelmäßiger Arbeiter, wechselt die Stellung oft, wird gar zum Gelegenheitsarbeiter oder zum Trinker oder, noch schlimmer, zum Verbrecher; seine Familie fällt der Armenpflege zur Last. Hat nicht der Staat nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, hier helfend einzugreifen, ehe es zu spät ist? Es muß ihm die Möglichkeit gegeben werden, den Gläubiger zu einer dessen eigenem Interesse besser dienenden Verfolgung anzuhalten, den Schuldner aber vor Not und Elend zu schützen.

Ein solches Mittel läge in der Befugnis der Staatsgewalt, dem Schuldner Stundung und Teilzahlungen zu gewähren. Die Ausübung dieser Befugnis wäre dem Gericht zu übertragen. Und zwar zweckmäßiger Weise dem Richter, welcher das Mahnverfahren leitet und vor welchen die Prozesse gebracht werden. Einmal bietet die Stellung des Richters und die Art seiner sonstigen Tätigkeit die beste Gewähr dafür, daß er unparteiisch und sachgemäß prüfen und urteilen wird, ob dem Schuldner eine solche Vergünstigung not tut und er einer solchen würdig ist. Sodann könnte, wenn das Gericht für die Erteilung von Stundung zuständig würde, ein solches Gesuch zu jeder Zeit, außerhalb, aber auch während des Mahnverfahrens und Prozesses angebracht werden, ohne daß damit irgendwelcher Zeitverlust entstehen würde. Vor allem aber käme dem Richter die Kenntnis der Tatsachen, die ihm bei der Entscheidung über Stundungsgesuche bekannt würden, bei seiner sonstigen Tätigkeit zustatten. Sie wären von nicht zu unterschätzender Bedeutung auch für die eigentliche Rechtspflege.

Der Richter könnte die Leistungsfähigkeit des einzelnen überschauen, sich ein Bild über dessen Pflichtgefühl machen. Er würde mit den Verhältnissen der Gerichtseingesessenen besser vertraut werden als jetzt, wo er mit den Bewohnern des Gerichtsbezirks immer erst in Berührung kommt, wo sie als Kläger oder als Beklagte vor ihm stehen. Die Bevölkerung würde aber in ihrem Richter zugleich einen Helfer haben, dem sie Vertrauen entgegenzubringen lernen würde.

Die Befugnis des Gerichts, Stundung zu gewähren, wird auch von Lobe in seinem Vortrag als Mittel, dem Gläubiger zu seinem Rechte zu verhelfen, erwähnt, ohne daß Lobe jedoch weiter darauf eingeht. Zur Anwendung dürfte dies Mittel naturgemäß nur gelangen, wenn Bürgschaften dafür vorhanden sind, daß die Wohltat der Stundung keinem Unwürdigen zuteil wird, daß aber auch dem Gläubiger keine allzu schwerwiegenden wirtschaftlichen Nachteile dadurch entstehen. Stellt also der Gläubiger selbst einen entsprechenden Antrag, so wäre dem selbstverständlich ohne weiteres stattzugeben, wenn er den unten anzuführenden Erfordernissen entspricht. Geht der Antrag dagegen vom Schuldner aus, so wäre auf den Antrag nur einzugehen, wenn der Schuldner der obrigkeitlichen Behörde ein etwa dem Armutszeugnis nachgebildetes Zeugnis beibringt und der Gläubiger, der auf jeden Fall Gelegenheit sich zu äußern haben müßte, keine oder keine begründeten Einwendungen erhebt. In dem Gesuch müßte neben der Bezeichnung der Parteien und des Gerichts der Anspruch nach Grund und Betrag oder Gegenstand angegeben werden, ferner eine Erklärung darüber enthalten sein, wann und in welcher Höhe die einzelnen Zahlungen zu leisten sind. Auch kann damit der — später nachholbare — Antrag auf Vollstreckbarkeitserklärung des Stundungsbeschlusses für den Fall der Fristversäumnis verbunden werden.

In gleicher Weise müßte der Richter dem Schuldner erlauben dürfen, eine von ihm vorzunehmende Handlung erst später, als er an sich verpflichtet ist, zu bewirken — vgl. das bereits jetzt bestehende Recht des Gerichts, gemäß § 721 Z. P. O., Frist zur Räumung zu gewähren —, ferner ihn einstweilen von der Verpflichtung, eine Handlung zu dulden oder seinerseits eine Handlung zu unterlassen, befreien dürfen.

Besondere Bestimmungen wären für den in diesen Zusammenhang gehörigen und auch von Lobe empfohlenen sogenannten Präventivakkord, den gerichtlichen Zwangsvergleich außerhalb des Konkurses zu treffen. Die Einführung des Präventivakkords würde es dem Gericht ermöglichen, unter bestimmten Voraussetzungen dem Schuldner zu erlauben, daß er nicht nur einen einzelnen Gläubiger, sondern seine gesamte Gläubigerschaft im Wege der Teilzahlung befriedigt. Damit würde zugleich der Gläubiger, der lediglich aus Besorgnis, bei Erteilung seiner Zustimmung zu Ratenzahlungen den anderen Gläubigern seines Schuldners gegenüber in Nachteil zu geraten, nichts von Stundung seiner Forderung wissen will, in die Lage versetzt werden, seinen Schuldner ohne Gefahr für sich selbst zu schonen.

Als das grundsätzlich ausschließliche staatliche Mittel, unstreitigen Forderungen zur Befriedigung zu verhelfen, will Lobe das Mahnverfahren angesehen wissen. Dieses spielt sich ohne Rücksicht auf den Streitwert vor dem Amtsgericht ab. Es bedarf aber kaum einer Erörterung, daß dem heutigen Mahnverfahren eine Neugestaltung dringend not tut. Die Gründe, die aus den weiteren Ausführungen ersichtlich sein werden, lassen es zunächst zweckmäßig erscheinen, daß der Zahlungsbefehl nicht sofort und ohne Gehör des Schuldners auf den Antrag des Gläubigers, der etwa den gleichen Erfordernissen wie heute entsprechen müßte, erlassen wird. Vielmehr wäre der Antrag, falls dem Erlaß des Zahlungsbefehls nicht an sich schon Bedenken entgegenstehen, zunächst dem Schuldner zur Erklärung mitzuteilen. Die Frist hierzu könnte dem innerhalb des Amtsgerichtsbezirks aufhaltsamen Schuldner auf drei, dem außerhalb des Bezirks wohnhaften Schuldner auf fünf bis sieben Tage bemessen werden, ohne daß dadurch der Promptheit des Verfahrens Abbruch geschähe.

Läßt der Schuldner die Frist verstreichen, ohne daß er eine Erklärung abgibt, so wäre der Zahlungsbefehl zu erlassen. Dem Zahlungsbefehl müßten dann die Wirkungen eines rechtskräftigen Urteils zukommen.

Diese Forderung erscheint für den ersten Blick etwas hart, ist aber doch gerecht. Denn das Gericht darf von dem Schuldner erwarten, daß er auf seine Schreiben antworte, zumal dies nicht in des Staates, sondern ausschließlich in des Schuldners eigenem Interesse liegt. Wird die Frist versäumt, so muß der Schuldner die Folgen seiner Säumnis tragen. Diese Regelung des Verfahrens wäre nicht härter für den Schuldner als die von Lobe vorgeschlagene. Allerdings wäre dem Schuldner, der in entschuldbarer Säumnis sich befindet, das Recht zuzubilligen, die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu verlangen. Damit der Schuldner nicht in Unkenntnis seiner Rechte den Widerspruch oder den Antrag auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand versäumt, müßte er alsbald bei Zustellung des Antrages des Gläubigers nicht nur auf die Folgen etwaiger Fristversäumung, sondern auch auf die Mittel, wie diese zu beseitigen sind, hingewiesen werden. Solche Belehrungen sollten, um dies hier mit zu erwähnen, überhaupt bei allen Zustellungen erfolgen.

Wenn sich der Schuldner darauf beschränkt, um Stundung zu bitten, so ist zwar der Zahlungsbefehl alsbald zu erlassen, dem Schuldner aber die Befugnis vorzubehalten, durch Zahlung eines angemessenen Teilbetrages die Vollstreckung abzuwenden. Über das Stundungsgesuch ist nach Anhörung des Gläubigers definitiv in gleicher Weise zu entscheiden wie oben geschildert. Um Stundung kann auch nachträglich gebeten werden, solange der Gläubiger noch nicht vollständig befriedigt ist.

Widerspricht der Schuldner dem Erlaß des Zahlungsbefehls innerhalb der ihm gewährten Frist, so wird von Amtswegen ein Termin zur mündlichen Verhandlung anberaumt. Der Termin ist den Parteien bekannt zu geben, unter der Verwarnung, daß im Falle ihres Ausbleibens nach Lage der Akten Be-

schluß gefaßt werden wird. Der Gläubiger erhält zugleich eine Abschrift der Widerspruchsschrift.

Dem Schuldner ist bei Mitteilung des Antrages des Gläubigers auch aufzugeben, seinen Widerspruch zu begründen. Leistet er dieser Aufforderung keine Folge, so können daraus verschiedene Konsequenzen gezogen werden. Man kann den Widerspruch unbeachtet lassen. Dies wäre an sich einer schnellen Erledigung des Antrages auf Erlaß des Zahlungsbefehls nur förderlich. Der auf dem Richtertag in der Diskussion erhobene Einwand, das Gewerbeschreibertum würde dadurch großgezogen, ist kaum stichhaltig, besonders dann nicht, wenn die Rechtsauskunftstellen und die Anmeldestuben auch zur Mitarbeit auf dem Gebiete der Prozeßvorbereitung herangezogen werden. Es ist sogar in Erwägung zu ziehen, ob nicht die Gewerbeschreiberei in Sachen der Zivilrechtspflege, wenigstens an Orten, wo sich Anwälte und Rechtsauskunftstellen in genügender Anzahl befinden, gänzlich zu unterbinden ist.

Die Forderung, in der Widerspruchsschrift die Gründe darzutun, warum Widerspruch erhoben wird, kann aber auch als bloße Sollvorschrift erlassen werden. Es ist in der Tat übertrieben und unangebracht, einem Schuldner kein Gehör mehr zu schenken, wenn er seinem Widerspruch keine Gründe beifügt. Denn so gering für den Schuldner die Mühe ist, mitzuteilen, daß er dem Erlaß eines Zahlungsbefehls widerspricht, so zeitraubend und schwierig kann für ihn die Erfüllung der Forderung sein, den Widerspruch zu begründen. Dieser Forderung kann natürlich nicht dadurch genügt sein, daß dem Widerspruch überhaupt irgendein Grund beigefügt wird. Der Wunsch, daß der Widerspruch mit Gründen versehen werden soll, um als solcher Beachtung zu finden, kann vielmehr nur den Sinn haben, daß die im Widerspruch angeführten Gründe diesen zu rechtfertigen vermögen und daß sie den Tatsachen entsprechen müssen.

Was geschieht aber mit einem Widerspruch, der mit Scheingründen oder mit rechtlich belanglosen Gründen versehen ist? Was mit einem Widerspruch, der zwar nicht aus den schriftlich angeführten, wohl aber, wie sich bei einer späteren Verhandlung herausstellen würde, aus anderen Gründen gerechtfertigt ist? Soll es überhaupt zulässig sein, den Widerspruch im Laufe des Prozesses noch durch weitere Gründe zu stützen? Das sind Erwägungen, welche es am zweckmäßigsten erscheinen lassen, daß die Nichtbeachtung der Vorschrift, der Widerspruch gegen den Zahlungsbefehl sei zu begründen, keine Rechtsnachteile, wenigstens nicht den Ausschluß des Schuldners von jedem förmlichen Prozeßverfahren nach sich ziehen darf. Die Folge davon ist, daß oft erst der auf den Widerspruch des Schuldners anzuberaumende Verhandlungstermin zur Scheidung der streitigen und der nichtstreitigen Ansprüche führen kann. Damit geht für den Gläubiger etwas Zeit verloren. Dieser Nachteil wiegt aber nicht so schwer, wie für den Schuldner der Nachteil eines übermäßig frühzeitigen Ausschlusses mit seinen Einwendungen. Überdies ist

der Gewinn an Zeit für den Gläubiger noch immer ein ganz beträchlicher im Vergleich zum heutigen Mahnverfahren.

Erscheint im Termin zur mündlichen Verhandlung, ohne seinen Widerspruch begründet zu haben, der unter Mitteilung der Folgen seines Ausbleibens geladene Schuldner nicht, so wird nunmehr der Zahlungsbefehl im Wege eines nicht mehr anfechtbaren Urteils oder Beschlusses zu erlassen sein. Ebenso dann, wenn der Schuldner zwar erscheint oder sich vertreten läßt, aber den von ihm erhobenen Widerspruch nicht alsbald begründen kann.

Zum Schluß mag noch hervorgehoben werden, daß das erörterte Verfahren nicht wie bisher das Mahnverfahren auf die Fälle zu beschränken ist, bei denen es sich um Ansprüche auf Zahlung einer bestimmten Geldsumme oder die Leistung einer bestimmten Quantität anderer vertretbarer Sachen oder Wertpapiere handelt. Vielmehr steht dem nichts im Wege, daß auch bei allen anderen Rechtsstreitigkeiten dies Verfahren gehandhabt wird, ausgenommen die im sechsten Buche der heutigen Zivilprozeßordnung erwähnten Angelegenheiten, welche wegen ihrer auf das Gebiet des öffentlichen Rechts hinüberspielenden Natur ohnehin eines besonders geregelten Verfahrens bedürfen. Landgerichtsdirektor Hildebrand will z. B. den Eheprozeß überhaupt dem Vormundschaftsrichter zuweisen.

IV.

Wie aus den Erörterungen über das Mahnverfahren zu ersehen ist, kann der Weg des Mahnverfahrens beschritten werden, ohne daß der Gläubiger den Nachweis zu führen oder glaubhaft zu machen hätte, daß seine Forderung bisher unbestritten ist. Dieser Weg steht also grundsätzlich jedem Gläubiger offen. Das Mahnverfahren sollte überhaupt die Einleitung des eigentlichen Streitverfahrens bilden. Die Klage wäre also auch in den Fällen, in denen der Anspruch voraussichtlich bestritten wird, durch einen Schriftsatz zu erheben, welcher neben der Bezeichnung der Parteien, des Gerichtes und des Anspruches nach Grund und Betrag oder Gegenstand die Bitte an das Gericht zu enthalten hätte, dem Gegner aufzugeben, daß er den Antragsteller wegen des näher bezeichneten Anspruches befriedige.

Damit würde erreicht, daß auch in den Fällen, in denen der Gläubiger auf einen Widerspruch des Schuldners gefaßt ist, nicht eher Termin anberaumt zu werden braucht, als bis der Schuldner zu erkennen gegeben hat, daß er den Gläubiger nicht befriedigen will, als bis er also Widerspruch erhebt. Zugleich würde die von Lobe gestellte Forderung entbehrlich werden, daß die Erhebung der Klage zur Einleitung eines förmlichen Prozeßverfahrens vom Nachweise abhängig zu machen ist, daß der Schuldner das Recht des Gläubigers bestreite. Gerade dieser Nachweis wird, wenn der Schuldner sich hartnäckig jeder Erklärung darüber, ob er den Anspruch bestreite, enthält, oft genug schwer zu führen sein und bietet nicht einmal eine sichere Gewähr dafür, daß der Schuldner im Prozeß den Anspruch des Gläubigers wirklich bestreiten wird.

Anderseits würde durch die Anhörung des Schuldners vor Entscheidung über das Gesuch des Gläubigers der im Falle der Erhebung des Widerspruches unnötige Erlaß des Zahlungsbefehls vermieden werden.

Zu alledem hätte der Richter bei der soeben geschilderten Art der Klageerhebung einen besseren Anhalt dafür, wie viele Sachen er auf einen Terminstag wird ansetzen dürfen. Denn es bleiben dann nur sehr wenige Prozesse übrig, die durch Versäumnisurteil ihre Erledigung finden werden, im allgemeinen kommen überhaupt nur noch kontradiktorische Sachen in Frage. Dies fällt vor allem beim Landgericht außerordentlich ins Gewicht.

Ehe in eine Erörterung der Frage einzutreten ist, wie sich künftighin das Streitverfahren vor dem Zivilrichter abspielen soll, mag hervorgehoben werden, daß gerade für die Gestaltung des förmlichen Prozeßverfahrens gewissenhaft abzuwägen sein wird, inwieweit Verfahrensvorschriften notwendig sind, welche Vorschriften am besten einer zweckmäßigen, möglichst schnellen und billigen Durchführung des Prozesses zu dienen vermögen und wie sie klar und verständlich zu fassen sind. Zu dieser Frage hat auch der letzte Anwaltstag Stellung genommen und wertvolle Anregungen gegeben. Dabei ergibt sich, daß der Anwaltstag zum Teil gleichen Anschauungen huldigt wie der Richtertag.

Der Deutsche Anwaltstag hat in den Mittelpunkt seiner Beratungen zur Zivilprozeßreform die Forderung gestellt, daß der Entscheidung des Rechtsstreits, die genaue Ermittlung der tatsächlichen Vorgänge und Verhältnisse, aus denen der Streit entsprungen ist, voranzugehen hat. Die Berichterstatter, Justizräte Heilberg und Mittelstädt, sind dafür eingetreten, daß auch die Parteien selbst zur Ermittlung der Wahrheit mitwirken sollen.

Eine Gewähr für die Erforschung der Wahrheit bietet dem Anwaltstag die kontradiktorische mündliche Verhandlung der Parteien, unter Mitwirkung der Anwälte, in Verbindung mit einer eingehenden Erörterung der Sach- und Rechtslage durch das Gericht. Den Parteien soll es verboten sein, wissentlich unwahre Behauptungen aufzustellen oder wahre Behauptungen wissentlich zu bestreiten.

In Übereinstimmung hiermit legt Lobe das Hauptgewicht auf Schaffung besserer Mittel zur Erkennung der objektiven Wahrheit und des tatsächlichen geschichtlichen Herganges, aus welchem die Rechtsansprüche hergeleitet werden. Daß ihm dabei die Mitarbeit des Anwalts erwünscht ist und äußerst ersprießlich erscheint, ergibt sich schon daraus, daß er dem Anwaltsstande hervorragende Bedeutung für das Gebiet der Rechtsberatung und Aufklärung des Publikums zuerkennt. Wenn er trotzdem nicht für die Beibehaltung des Anwaltszwanges in der heutigen Form eintritt, sondern dem bereits von Landrichter Bovenstepen gemachten Vorschlag beistimmt, das Gericht entscheiden zu lassen, ob jemand seinen Prozeß selbst führen darf oder durch einen Anwalt führen muß, so hat dies seinen berechtigten Grund darin, daß eine schablonenhafte Beibehaltung des Anwaltszwanges, wie schon oben ausgeführt wurde, genau so verwerflich

ist wie überhaupt jede Prinzipienreiterei. Je gewissenhafter sich der Gläubiger vor der Einleitung eines Prozesses Beratung und Auskunft sucht, um so weniger wird die Notwendigkeit, daß ihm auch im Prozeß ein Anwalt beisteht, hervortreten.

Überdies ist ja jeder, der einen Prozeß persönlich führt, noch während des Prozesses immer in der Lage, sich weiteren Rat zu erbitten. Würde vollends auch das Gericht selbst nicht allzusehr damit zurückhalten, den Parteien seine Auffassung in geeigneter Weise bekanntzugeben, insbesondere auch darauf hinwirken, daß der Rechtsstreit eingehend rechtlich und sachlich erörtert wird, so wird sich das Bedürfnis nach einer Vertretung der Parteien durch Anwälte sicher nicht besonders fühlbar machen. Im Gegensatz hierzu hat Oberamtsrichter Levis allerdings die Ansicht vertreten, daß der Anwalt bei einer Erörterung des Prozesses nicht nur in tatsächlicher, sondern auch in rechtlicher Beziehung geradezu notwendig ist, bei weitem unentbehrlicher als jetzt. Und zwar aus einem psychologischen Grunde: er fürchtet, der Richter könnte sich im Falle einer Änderung seines den Parteien bereits kundgegebenen Standpunktes bloßstellen, wenn diesen das Verständnis für die Sachlage in rechtlicher und tatsächlicher Beziehung abgehe, und glaubt, daß die Mitarbeit des Anwalts über diese Schwierigkeit hinweghelfen werde. Wenn jedoch der Richter den Prozeß so erörtert, daß er sich nicht vorzeitig auf eine bestimmte Ansicht festlegt, so entfällt dieses Argument für den Anwaltszwang ohne weiteres. Sollte aber der Richter doch einmal seine den Parteien bereits bekanntgewordene Anschauung aufgeben müssen, so wird daraus der Rechtspflege ebensowenig eine Schädigung erwachsen, wie dann, wenn die höhere Instanz Rechtsausführungen eines Urteils mißbilligt. Denn einsichtige Parteien, auf deren Urteil es schließlich allein ankommt, werden sich sagen, daß das Bekanntwerden neuer Tatsachen ganz naturgemäß zu einer anderen rechtlichen Beurteilung des Prozesses führen kann. Die persönliche Befragung der Parteien über die tatsächlichen Grundlagen des Prozesses sollte der Richter selbst dann nicht scheuen, wenn sie schwierig und zeitraubend ist. Denn sie gewährt dem Richter oft einen tiefen Einblick in die Verhältnisse und den Charakter der Prozeßparteien. Sie verschafft ihm ein Bild von der Vorgeschichte des Prozesses und befähigt ihn zu einer besseren Beurteilung des Falles, als wenn ihm durch die Anwälte knapp und bündig die Tatsachen vorgetragen werden, welche diese aus den Mitteilungen ihrer Mandanten als rechtserheblich erkannt haben. Diesem Gewinn gegenüber fällt die Ersparnis an Zeit, welche in solchen schwierigeren Fällen einer Verständigung mit den Parteien der Anwaltszwang mit sich bringen würde, nicht ausschlaggebend ins Gewicht.

Auf der anderen Seite darf man freilich nicht soweit gehen, den Parteien das persönliche Erscheinen vor Gericht zu einer regelmäßig zu erfüllenden Pflicht zu machen. Denn mit der persönlichen Wahrnehmung der Termine durch die Parteien ist diesen häufig wenig gedient. Der Gang zum Gericht,

den sie oft genug wegen einer Lappalie nicht nur einmal, sondern wiederholt machen müßten, wäre für sie meist eine erhebliche Belästigung. Für Geschäftsleute insbesondere würden damit vielfach Störungen in ihrem Geschäftsbetriebe, wenn nicht gar beträchtliche Verluste verknüpft sein. Schikanöse Schuldner würden dem Gläubiger gar bald die Anrufung des Gerichts zur Durchführung seiner Ansprüche verbittern und verleiden.

Überhaupt sollte weder das persönliche Erscheinen der Parteien noch deren Vertretung durch Anwälte im Termin unbedingte Voraussetzung für den Erlaß einer Entscheidung sein. Vielmehr ist, insoweit im Gegensatz zu den Beschlüssen des Anwaltstages, auch der Inhalt der vor dem Termin gewechselten Schriftsätze als geeignet anzusehen, der Entscheidung zur Grundlage zu dienen, nicht nur der mündliche Vortrag der Parteien und ihrer Vertreter. Damit muß natürlich der ohnehin unzweckmäßige Grundsatz der Mündlichkeit der Verhandlung und der Einheitlichkeit des Verfahrens fallen. Es ist aber nicht einzusehen, warum einer Partei, die in der Lage ist, sich schriftlich zu verständigen, nicht das Recht zugestanden werden soll, sich in einem Schriftsatz an das Gericht zu wenden, wo doch auch sonst im Leben Schriftstücke überall eine Rolle spielen. Gibt es denn einen zwingenden Grund für die Forderung, daß etwa ein Anwalt im Westen des Reiches erst einen Substituten ernennt, damit dieser vor einem im Osten gelegenen Gericht den Inhalt seines dem Gericht bereits bekannten Schriftsatzes vorträgt oder gar nur auf den Inhalt dieses Schriftsatzes Bezug nimmt, um ein Versäumnisurteil zu erwirken? Darf ein Schriftsatz, in dem die Partei sich selbstverständlich ebenso wahrheitsgemäß erklären muß wie im mündlichen Vortrag, deshalb ignoriert werden, weil er zwar nicht mündlich vorgetragen, aber doch nun einmal zu den Akten gelangt ist?

Natürlich bleibt es immer die Pflicht des Gerichts, in allen Fällen, in denen es ihm ratsam erscheint, für die Dauer des Prozesses überhaupt, oder nur für besonders wichtige Termine, auch für die Beweisaufnahme, die Vertretung durch Anwälte und nebenher noch das persönliche Erscheinen der Parteien zu verlangen. In Ergänzung dieser Befugnis müßten dem Gericht auch im übrigen Mittel zu Gebote stehen, durch die es in die Lage versetzt wird, auf eine sachgemäße und prompte Durchführung des Prozesses hinzuarbeiten. Insbesondere müßte es der Vertagung des Termins auf Parteivereinbarung hin entgegentreten, ferner für eine zweckentsprechende Vorbereitung des Verhandlungstermins Sorge tragen können. Der ungehorsamen Partei müßten prozessuale Nachteile, die das Gericht nach billigem Ermessen eintreten läßt, drohen. Freilich werden auch in allen diesen Fällen die etwa zu verhängenden Nachteile der Partei vorher mitzuteilen sein.

Die im Zusammenhang hiermit stehende Frage, ob einer Partei, welche wissentlich der Wahrheit zuwider Behauptungen aufstellt oder bestreitet, Nachteile daraus erwachsen sollen, hat Gegner wie Anhänger gefunden. Sie muß aber verneint werden. Die Forderung der Wahrheitspflicht ist nichts Neues.

Wenn sie auch nicht ausdrücklich im Gesetz aufgestellt ist, so haben doch auch unter der Herrschaft der jetzigen Zivilprozeßordnung die Parteien keineswegs das Recht zur Prozeßlüge. Ein Bedürfnis, die wahrheitsliebende Partei durch weitere strafrechtliche Vorschriften als bisher vor der Lüge des Gegners zu schützen, kann aber nicht anerkannt werden. Der im Prozeß lügenden Partei besondere Nachteile aufzuerlegen, ist schon deswegen nicht angängig, weil die vielfach nicht gerade leichte Feststellung, ob eine Partei gelogen hat, einer raschen Durchführung des Prozesses oft hinderlich sein könnte. Dagegen wird der Richter die Erfahrung, daß eine Partei mit der Wahrheit nicht gewissenhaft umgeht, zweifellos verwerten dürfen und müssen, wenn es sich darum handelt, ob eine Partei, und gegebenenfalls welche, zur Ergänzung des an sich nicht ausreichenden Beweisergebnisses eidlich zu vernehmen ist.

Was den Gang des Verfahrens anlangt, so hat sich die neue Zivilprozeßordnung nur auf das Wesentliche zu beschränken und darauf Bedacht zu nehmen, daß der Richter nicht durch allzu sehr ins einzelne gehende Formvorschriften eingeengt wird. Nur so kann er in Anpassung an den Einzelfall die erforderlichen Anordnungen treffen und jeden Rechtsstreit in einer befriedigenden Weise leiten und durchführen.

(Fortsetzung folgt)

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Vierte Fortsetzung)

In Mayen hatte es auch drei Tage geregnet, und der Winter war noch einmal wiedergekommen, um den kleinen Blumen und Blüten das Leben zu verbittern. Dann aber schob sich die Sonne aus dem Gewölk und über der kleinen Stadt lag eine blaue Atlasglocke.

Sebastian Wiltberg stand vor seinem Mauerloch und betrachtete die Berge, um die ein Duft lag, wie an schönen Sommertagen. Wahrlich, die Welt begann schön zu werden, und die heilige Genoveva würde es nicht übel nehmen, wenn er einmal vom Schreibtisch aufstand und den Duft der kräftigen Luft einatmete. In der Ferne klang ein dumpfes Grollen. Es kam von der Mosel her, wo die Franzosen noch immer standen. Die Braunschweiger, unter Herzog Karl von Lothringen, sollten ihnen entgegenziehen; so wenigstens hatte der kurfürstliche Bote aus Ehrenbreitstein gestern auf dem Markt ausgerufen, um dann

eilig weiter zu reiten. In alle kleinen rheinischen Orte kam die Botschaft, damit sie nicht verzagten und aushielten bis die Kaiserlichen sie alle besetzten und den Feind nach Frankreich zurückjagten. Montecucculi war in der Nähe; er, der ruhmreiche kaiserliche General, würde das linke Rheinufer nicht in die Hände des Feindes fallen lassen. So dachte Sebastian, während er noch immer an seinem Mauerloch stand, und nicht hörte, wie sein Bursch nach der Haustür lief und wild anschlug. Bursch hatte sich bald eingelebt und schien jetzt der Herr des Hauses, das er allerdings von Ratten und Mäusen säuberte. Er verspeiste diese Tiere mit Behagen und brauchte fast kein anderes Futter, ein Umstand, der Sebastian sehr zustatten kam, obgleich er eine goldene Dose seines Vaters verkauft und dadurch wieder Geld hatte. Kätha ließ sich nur sehr selten sehen. Ihr Vater Jupp war übel gefallen und konnte nicht mehr die Treppen im Turm steigen. Da mußte seine Tochter aushelfen, und da sie, außer der Hexe, noch einige andere Verbrecher zu beaufsichtigen hatte, so fehlte es ihr wirklich an Zeit, auch noch an den zukünftigen Domherrn zu denken. Sebastian nahm es ihr übel, obgleich er sich sagte, daß es nicht christlich wäre, jemandem etwas übel zu nehmen. Außerdem ärgerte er sich, daß auch Kätha ihm noch nicht Eingang zu der Hexe verschafft hatte, die noch immer auf Verhör und Gericht wartete. Sehen mußte er sie; wenn der Stadtschreiber nicht so geschäftig getan hätte, würde er sich lange von ihm eine Erlaubnis erwirkt haben.

„Ihr seid tief in Gedanken, Herr Junker!“ sagte der Pfarrer Kohlbaum neben ihm, und Sebastian schrak wirklich zusammen. Dann entschuldigte er sich mit seiner großen Arbeit, die er jetzt eben verlassen, um einen Augenblick frische Luft zu atmen. „Ihr tut wohl daran!“ sagte der Pfarrer, während er an das Mauerloch trat und die Ranken zur Seite schob. „Wahrlich, es ist von den Franken nicht so übel gewesen, euch ein Loch in die Mauer zu schießen. Möge es dabei bleiben!“

Er wollte nicht wieder gleich ins dunkle, kalte Haus gehen und setzte sich auf eine morsche Holzbank, die gerade in der Sonne stand.

„Ein schönes Gärtchen habt ihr, Junker!“ meinte er, während er ein Sacktuch aus dem verschlossenen Rock nahm und sich langsam die Nase putzte. „Bei Euch merkt man nichts von der Unbill der Zeit.“ „Draußen ist großer Jammer, und die Kinder verlieren ihre Eltern, ihr aber sitzt still und schreibt über die gute Genoveva!“

Sebastian fand einen leisen Vorwurf in diesen Worten und erwiderte kühl, daß er allerdings teilnähme an der Trauer der Zeit; doch wäre es gut, einmal an anderes zu denken, und die Gedanken der Menschen aus dem Jammer von heute in die Zeit zu lenken, wo die Gerechten auch leiden mußten. In Mayen besonders, wo eine Hexe ungerichtet im Turm säße, und niemand an sie heran könne, um ihre Seele zu retten, müßte man sich zurückziehen, um Geduld in der Trübsal zu lernen.

Sebastian redete gewandt und freute sich selbst darüber. Der Pfarrer war eines kleinen Bauern Sohn, mit grobem Gesicht und groben Händen. Der hatte nichts gelernt, als sein bischen Brevier; da mußte Sebastian doch zeigen, wie er in Köln studiert und das Gelehrte behalten hatte.

Herr Kohlbaum hörte kaum auf die zierlichen Worte des Junkers; der Hund war zu ihm gekommen, und er streichelte seinen struppigen Kopf. „Gut, daß ihr einen Freund habt, Junker! Heutzutage sind die Hunde oft besser, als die Menschen. Vorhin ist mein Bruderson aus Andernach gekommen und hat viele arge Geschichten berichtet. Da liegen die Braunschweiger unter dem Lothringer und sollen uns von den Welschen befreien. Aber bei ihnen ist ein Herzog, der das Zaubern versteht, und von dem ganz arge Geschichten berichtet werden. Er soll Mäuse machen können, und nachher Katzen, die sie auffressen. Gerade wie der Luxemburg, der welsche General, der sich auch mit Zauberkunst brüstet, und der doch bei seinem König hoch in Gnaden steht. Ich bin nur bange, daß die arme Gritt, die die Botengänge nach Koblenz besorgt, und die vor etlichen Tagen wieder weggegangen ist, daß diese arme Frau den Zauberern wenn nicht Marodeuren in die Hände gefallen ist. Ihre Kinder sind zu mir gekommen und haben laut gejammert. Vier hat sie, und keins kann sich allein helfen!"

Der Pfarrer hielt mit Sprechen inne und sah Sebastian an, als erwarte er von ihm eine tröstliche Antwort. Denn er war in den Jahren, in denen man gern sein Herz ausschüttet, um dann von einer jungen Stimme Trost zu empfangen. Aber Sebastian hatte nichts von der Gritt gehört. Er dachte an den Herzog, der zaubern konnte, und wieder an die Hexe, die hier im Turm saß.

„Herr Pfarrer, sollte das Weib hier vielleicht im Solde dieses Herzogs stehen und versuchen, unsere Seelen zu verderben?"

„Der Herzog ist unser Freund!" entgegnete Kohlbaum, aber auch er wurde nachdenklich. „Wenigstens will er unser Freund sein, aber ich meine vernommen zu haben, daß er zu den Lutherischen gehört, die da oben, wo es kalt ist und kein Wein wächst, ihren Wohnsitz haben!"

„Und dieses Weib soll auch anders reden, als die Leute hier!" fiel Sebastian ein, worauf der Pfarrer leise seufzte. Ach, er hatte keine Freude an Hexen mehr; einmal in seinem Leben sah er eine brennen, und seit dem Tage — er stand schwerfällig auf.

„Junker, ich wollt euch von der armen Gritt berichten und euch fragen, ob Ihr den Jungen nicht gebrauchen könntet! Er ist acht Jahre alt und ganz anstellig. Jupps Kätha, die Euch sonst die Stiefel bürstete und das Haus rein hielt, hat doch jetzt wenig Zeit!"

Sebastian bekam einen roten Kopf. Was ging es den Pfarrer an, von wem er sich die Stiefel bürsten ließ, und was sollte er mit einem achtjährigen Knaben? Hatte die Geistlichkeit etwas dagegen, wenn eine ehrsame Jungfrau für ihn sorgte? Aber er nahm sich zusammen.

„Ich will mir die Sache überlegen, Herr Pfarrer! Zwar kommt die Kätha fast gar nicht mehr, weil sie die Sorge für die Gefangenen hat, und vielleicht wird sie den Posten bei mir ganz aufgeben. Zuvörderst aber meine ich, daß man sich um das Mädchen bekümmert, das in Kerkers und Teufels Banden im Turm sitzt. Mit ihr ist die Trübsal in die Stadt gekommen, und wer weiß? Vielleicht ist sie es, die die arme Gritt verschwinden ließ. Mich wundert es, daß Ihr so ruhig dabei seid!"

Herr Kohlbaum reckte sich ein wenig, und sein Gesicht wurde kühl.

„Ich will nichts mit der Frau zu tun haben, die Ihr eine Hexe nennt, da Ihr aber wohl keine Ruhe gebt, so laßt uns zum Stadtschreiber gehen, ich will ihn bitten, Euch die Erlaubnis zum Besuch zu geben!"

Sebastian wäre vor Freude fast gesprungen, aber dann nahm er sich zusammen und sagte nur ein Wort des Dankes, das der andere kurz abwehrte.

„Wenn Ihr Euch freut, so ist es gut! Gedenket aber dafür auch des armen Jungen von Gritt, der gern sein Essen möchte und doch keine Arbeit findet!"

Nun gingen die zwei Herren zum Rathaus und wurden gleich vor den Stadtschreiber gelassen, der sie artig begrüßte und sich erkundigte, womit er den Herren dienen könne. Es schien Sebastian, als habe er recht müßig vor seinem Schreibtisch gesessen; aber jetzt tat er beschäftigt und klagte über die große Arbeit. Als der Pfarrer seinen Wunsch vortrug, der Junker Sebastian möge zu dem Weibe gelassen werden, das im Turm saß und der Hexerei angeklagt war, nahmen seine Augen einen starren Ausdruck an, aber er war höflich und geschmeidig.

„Solche gefährliche Person darf doch nicht von einem Junker besucht werden!" meinte er bedauernd. „Mit Euch, Herr Pfarrer ist es eine andere Sache, aber so ein junger Herr, der nicht geistlich ist —"

„Ich wäre schon geistlich, wenn nicht die üblen Kriegsläufe es gehindert hätten!" entgegnete Sebastian mit Würde, und der Schreiber rieb seine mageren Hände.

„Gern wäre ich Euch gefällig, Junker! Allein, Ihr wißt, der Herr Bürgermeister ist krank und ich bin nur sein Stellvertreter. Er würde mir zürnen, wenn ich etwas täte, das ihm nicht recht wäre. Also geduldet Euch, bis ich ihn frage."

Er klopfte hart an die Tür und Gritt trat ein. Ihr Kleid war zerrissen, das Kopftuch war ihr von den Haaren gefallen, und diese starrten vor Schmutz.

„Hier bin ich wieder, Herr Schreiber," sagte sie. „Es war eine böse Sache und die Franzosen haben mir übel mitgespielt. Aber der Herzog —"

Der Stadtschreiber, der blaß geworden war, unterbrach sie.

„Es ist schon gut, Gritt, ich will gleich mit dir reden! Geehrte Herren!" er beugte sich vor dem Pfarrer und vor Sebastian, „verzeiht, wenn ich keine

Zeit mehr habe. Es ist so mancherlei zu bedenken und niemand ahnt, welche Verantwortung auf mir ruht! Mag der Junker von Wiltberg die Hexe aufsuchen und ihr ins Gewissen reden, so will ich nichts dagegen haben. Wollt Ihr dies Siegel nehmen!"

Er langte nach einem Siegelabdruck, den Sebastian hastig ergriff. Gritt aber trat noch einen Schritt vor.

„Junger Herr, so Ihr zur Hexe geht, so fragt sie, wo der Packen blieb, den sie mir von meinem Karren zauberte! Fleisch und Wurst waren darin und eine Flasche Malvasier! Wäre die Hexe nit gewesen, ich hätte nit brauchen zu den —"

Der Stadtschreiber fuhr sie zornig an.

„Weib, was redest du? Hast du noch immer Lust zum Turm?"

Er war gelb im Gesicht geworden und seine Augen funkelten boshaft, daß der Pfarrer unwillkürlich die Hand hob, wie um Gritt zu schützen. Die aber lachte nur zornig und schien eine Widerrede beginnen zu wollen. Da ging der Pfarrer eilig aus dem Zimmer, und hinter ihm her Sebastian.

„Eine wunderliche Sache!" sagte Herr Kohlbaum, während er mit seinem Gefährten über die Steinfliesen der Vordiele ging. „Ich bin froh, daß die Gritt wieder da ist, und ich hätte ihr es gern gesagt. Aber ich konnte nicht dazu kommen. Es ist mir auch, als hätte sie ein verändertes Wesen!"

Fragend sah er Sebastian an, der mit gesenktem Kopf neben ihm ging und den Blick nicht bemerken konnte.

„Nun habt Ihr also Euren Willen!" fuhr der Pfarrer nach einer Weile fort. „Mich soll wundern, ob Ihr den Teufel aus diesem Weibsbild austreiben werdet! Und für Gritts Sohn braucht Ihr vorläufig nicht zu sorgen, da sie ja wieder da ist. Aber es ist mir doch, als müßte man auf sie und ihre Kinder ein Auge haben!"

Da Sebastian wieder nicht antwortete, so grüßte der Pfarrer ziemlich kurz und bog bei der nächsten Gasse ab, um gleich wieder umzukehren und den Junker noch einmal anzureden.

„Kennt Ihr die Geschichte mit dem Packen, den der Böse der armen Gritt vom Karren zauberte? Mir war nichts darüber bekannt geworden, aber wenn dies wirklich der Fall wäre, so ist es wohl besser, Ihr bringt die Gefangene darauf und sucht ihr ein Geständnis zu entlocken. Diese Missetat würde allerdings eine schwere Strafe nach sich ziehen!"

Ganz in Gedanken blieb der Pfarrer an der Straßenecke stehen, während Sebastian seines Weges ging. Er sah sich nicht um, bis er in seinem Häuschen angekommen war, den Riegel vorgeschoben und sich dann auf die Erde vor das Bild des heiligen Sebastian geworfen hatte.

„Ich bin der Sünder!" wimmerte er. „Ach lieber Heiliger, hilf mir! Du hast so viele Schmerzen ausgehalten, und doch nur, damit deine Schutzbefohlenen ihre Sünde leichter tragen könnten. Ich will täglich zwanzig Gebete

sprechen und der armen Gritt sicherlich eine Guttat erweisen, falls ich dazu in der Lage bin. Und ich werde der Hexe im Turm eine Bußrede halten, daß sie von ihrer Sünde läßt und einen trostreichen Tod findet!"

In dieser Weise betete Sebastian noch einige Zeit, und als er sich endlich erhob, war er getröstet. Denn, wenn er auch sündigte, indem er den leckeren Packen behielt, so wollte er diese Sünde wieder gutmachen. Zufrieden betrachtete er das Siegel von Mayen, das ihm der Schreiber im Abdruck gegeben hatte, und er bereitete sich vor, noch an diesem Nachmittag dem Turm und seiner Gefangenen einen Besuch abzustatten.

Heilwig von Sehestedt saß in ihrem Turmzimmer und stopfte ein Hemd des alten Jupp. Das war gerade keine plästerliche Arbeit, aber es war besser, als mit müßigen Händen zu sitzen und darüber nachzudenken, wie eng das Turmzimmer war und wie weit die Welt und die goldene Freiheit.

Heilwigs Kleid war rasch gestopft gewesen, das feine Linnenhemd mit seinen Spitzen lugte aus dem Ausschnitt des Brabanter Tuchkleides heraus und hob ihren schlanken Hals mit seiner feinen Haut und den Kopf mit dem goldenen Haar. Wenn der Stadtschreiber kam, dann ließ er seine Blicke nicht von ihr und seine Worte klangen sanft und beinahe zärtlich. Heilwig schauderte zusammen, wenn sie an diesen Mann dachte, der sie jetzt täglich besuchte und mit Fragen quälte, die sie nicht verstand. Er schien nicht daran zu zweifeln, daß sie sich nur verirrt hatte; wenn ihr Vater, Herr Cay von Sehestedt, wüßte, wo sie war, würde er mit einer reichlichen Belohnung nicht zurückhalten. Aber er ahnte es nicht. Mit glatten Worten beteuerte der Stadtschreiber immer wieder, daß er dem Fräulein gern helfen würde und es doch nicht könnte. Überall stand der Feind, Boten waren nicht zu bewegen, nach dem Rhein zu gehen, wo das braunschweigische Heer stehen sollte: vielleicht lag es auch noch nicht da. Es war besser, das Fräulein geduldete sich: er, Lambert Wendemut, würde schon Sorge tragen, daß ihr kein Haar gekrümmt würde. Wenn sie ihm nur noch ein wenig mehr Vertrauen schenken wollte, so könnte er sie ganz sicher retten.

Es war allerdings schwer. Der Herr Bürgermeister war ein strenger Herr, und der Stadtpfarrer einer, der schon viele Hexen verbrannt hatte. Hier glaubte man ja an Hexen; er, Lambert Wendemut, konnte sich nicht denken, daß ein so reizendes Fräulein sich mit der schwarzen Kunst befasse; daher würde er viel wagen, um sie vor einem traurigen Schicksal zu bewahren.

So sprach der Stadtschreiber jedesmal, wenn er mit Heilwig zusammen war, und wenn sie auch mutig war und keine Angst zeigen wollte, so begann sie doch vor seinen Besuchen zu zittern. Vor seinen gierigen Augen, die sich in die ihren einbohrten und ihre ganze Gestalt zu umfangen schienen. Es war gut, daß Kätha ihre Freundin geworden war. Ihr alter Vater bedurfte der Pflege. Da half Heilwig der Tochter, nähte und strickte für sie und war schon einige Male nach unten in die Küche heruntergeschlüpft, um die Suppe zu be-

wachen, daß sie nicht anbrannte. Der alte Jupp konnte sein Amt kaum mehr versehen; wäre nicht Krieg gewesen und die Lage der Stadt kritisch, man hätte ihn wohl abgesetzt und einen anderen Büttel und Gefangenenwärter ernannt. Jetzt aber ging alles, wie es eben ging, und Kätha erklärte, daß sie eben so gut einen Widerspenstigen ins Gefängnis bringen könnte wie ihr Vater.

Sie hatte Heilwig ins Herz geschlossen: so eine Feine hatte sie noch nicht gekannt, wie sie sich selbst sagte. Aber dann dachte sie wieder an den Bösen, der seine Netze überall auslegte und mit diesem feinen Fräulein wohl ganz etwas besonders Schlechtes gegen die Stadt Mayen vorhatte. Solche Gedanken kamen Kätha, wenn sie allein war und nicht schlafen konnte. Dann nahm sie sich vor, recht streng gegen die Verführerin im Turm zu sein; war sie aber in ihrer Nähe, vergaß sie ihre Ängste und freute sich, daß die Gefangene flicken und stopfen konnte, ihr nicht allein manche Arbeit abnahm, sondern alles viel zierlicher tat als die arme Kätha selbst.

Aber das war vielleicht auch vom Teufel, und als an diesem sanften Frühlingstage der Junker Sebastian plötzlich vor Kätha stand, ihr das Siegel der Stadt mit dem Namenszug des Schreibers zeigte und zu der Hexe geführt werden wollte, da sah sie ihn bekümmert an.

„Junker, Ihr solltet davon bleiben! Der Herr Stadtschreiber kommt schon oft genug, und jedesmal, wenn er geht, liegt ein sonderbarer Schein in seinen Augen. Man könnte rein bange vor ihm werden. Ich meine, das ist der Böse, der sich in die Gestalt eines schönen Mägdleins gesteckt hat und uns alle verderben will! Ach, lieber Junker, auch mir hat sie es angetan, und ich will ganz gewiß in die Beicht und mir Trost holen, gerade, wie ich der heiligen Jungfrau eine Kerze gelobt habe, wenn sie mein Herz hart macht und meine Ohren taub, daß ich die Worte der Hexe nicht mehr hören mag! Aber bis dahin hat sie mir nit geholfen: ich meine die heilige Gottesmutter: sie läßt mich Wohlgefallen finden an der Sünde, daß ich schwach werde und der im Turm nichts abschlagen kann!“

Und Kätha schnüffelte ihre Tränen hinunter, während sie dem Junker auf den ausgetretenen Stufen des Turmes voranging. Denn er hörte wohl ihre Worte, aber sie waren ihm nur ein Ansporn, eilig zu der Fremden zu gelangen. Es kam ihm vor, als ginge es dem Feind entgegen, und er wollte ihn besiegen.

(Fortsetzung folgt)

Claudians Lobgesänge

Von Fritz Reck-Malleczewen

Es gibt unter den reproduzierenden Künstlern Deutschlands — ich denke besonders an einen süddeutschen Barden, der immer wieder „auf vieles Bitten zum letzten, aber auch wirklich zum allerletzten Mal" in die Arena steigt —, es gibt unter ihnen viele, die den Zeitpunkt, wo für den Künstler die Zurückgezogenheit des Alters zu beginnen hat, ein für allemal gründlich verpaßt haben. Das Wesentliche an ihnen ist die ordenbedeckte Brust. Der Rest ist — Ekel. Denn wo kein starkes Muß mehr die Seele treibt, sich Menschen zu offenbaren, die diese Offenbarung mit Geld erkauften, wo die Feder nichts anderes ist, als Eitelkeit und in jammervolleren Fällen allein die Not — da beginnt, es ist hart, aber es ist doch so, für den Feinfühligen die Prostitution des Künstlers. Und, wie ich sagte, der Ekel.

Sudermann hat — seit seine Kunst die facies hippocratica zeigt — so starke Reaktionen bei mir nie erzielt. Das Hirn ist müde, die Hand ist müde, die Seele ist leer. Und nur die Gewohnheit schafft Jahr auf Jahr Drama auf Drama für die Vergessenheit. Ekel? . . Ach nein, Mitleid, peinliches Mitleid . . . .

Hier ist zunächst der diesmalige Tatbestand: im heurigen Sudermann sind die Anreden geändert. Es heißt nicht, wie sonst bei ihm: „Herr Graf" . ., „Herr Baron" . ., „Herr Kommerzienrat" . . . Es heißt dieses Mal: „Erlauchtester", „Herrlichster". Will sagen, seine Schemen mimen dieses Mal Altertum. Sterbendes, Völkerwanderung.

Stilicho, bekanntlich Heerführer des weströmischen Schattenkaisers, im übrigen der wahre Lenker des sinkenden Staates, dieser Stilicho fühlt — der eigenen germanischen Abstammung gemäß — zwei Seelen in der Halbbarbarenbrust: eine römische und eine germanische. So wird es ungefähr das Wallensteinmotiv: der Intellekt sieht den einzigen Weg zur Rettung des ehrlich geliebten Reiches in einem Kompromißfrieden mit dem feindlichen Gotenkönig Alarich. Und die germanische Seele, ein wenig wohl auch die heimlich gehegte Hoffnung auf

Mehrung der eigenen Macht, beide unterstützen sie den Intellekt in diesem Beginnen. Die römische Partei, die den Germanensproß natürlich haßt, wittert den Plan und in ihm den Hochverrat. Unentschlossen zwischen Römern und Stilicho steht der Dichter und gewerbsmäßige Lobspender Claudian. Dieser Claudian ist Stilichos Günstling, schwankt aber als Skeptiker zunächst zwischen dem Feldherrn und der Römerpartei hin und her. Im übrigen soll er mit überlegener Dialektik und beißender Selbstkritik bedacht sein. Er soll und muß — der Angstschweiß, mit dem diese Figur gezeugt ward, ist noch in dem sauberen Cottaband zu spüren — unter allen Umständen geistvoll und bissig sein wie Hamlet in jenen Dialogen, in denen bei aller Tollheit Methode ist. Das Resultat ist, daß dieser Claudian zur läppischsten, geschwätzigsten Celluloidpuppe geworden ist, die je auf deutschen Bühnen gezeigt wurde. Hier ein paar Proben von seinem Intrigenspiel gegen Stilicho:

„Dann habe ich, wonach meine Blindheit hungerte seit Jahren. Dann schlug ich mir ein Guckloch durch die Felswand seines Wesens und bin darin zu Hause wie in mir selbst."

Als irgend jemand Geschenke von ihm erwartete, entgegnet er mit einem Witz, dessen Pointe meinem Verständnis allzusehr in seiner Tiefsinnigkeit verborgen ist:

„Hätte ich was zu verschenken, ich wäre lieber ein Garkoch oder ein Wucherer . . ."

Dieser Claudian also wird zum Mittelpunkt dessen, was Sudermann optimistisch ein Drama nennt. In die Intrige verstrickt, weiß er in einer Stunde, in der die beiden Heere einander gegenüberliegen, ohne Wissen des Feldherrn den Reichsfeind Alarich zu einer Unterhandlung ins römische Lager zu locken. Stilicho stellt es dann dar, als erwiese er ihm mit dieser Gelegenheit zu Verhandlungen einen Dienst, in Wirklichkeit will er nur den Feinden des Feldherrn den Beweis seiner Verräterei in die Hand spielen. Es kommt in der Tat zur Verhandlung. Der Reichssache aber bleibt der Feldherr treu, hütet sich vor dem Hochverrat, und der Germane schließt kein Bündnis gegen das stammesfremde Reich, dem er dient. Aber Claudians Judasabsicht merkt er und verbannt den einstigen Günstling aus seiner Nähe. Die Mißstimmung des Dichters, der sich nun auf seinen Landsitz zurückzieht, diese Mißstimmung nutzt die Hofpartei, um ihn zur eindeutigen Zeugenschaft für Stilichos angebliche Verräterei zu gewinnen. Mit Erfolg: Der Kaiser erhält vom Dichter, in der Form eines Poems, das Zeugnis, daß jene Zusammenkunft mit Alarich tatsächlich stattgefunden habe. Die Folge ist Acht und Todesspruch gegen den Feldherrn, der ahnungslos von Rom heranzieht. Nach dem Verrat an Stilicho erwacht in dem Unentschlossenen, Schwankenden die Reue. Er eilt dem Feldherrn entgegen, ihn zu warnen. Und beide fallen schließlich dem kaiserlichen

Meuchelmord zum Opfer, nachdem der Dichter noch zuvor in quälender Reue Stilicho zu retten versucht hat.

Lange Zeit — seit der Katastrophe ungefähr, in der der „Stein unter Steinen" im Oktober 1905 zu Atomen zerstiebte — war es für die Kritik an Sudermann der gangbarste Gemeinplatz, dieser litauerblütige Ostpreuße sei sentimental und seicht geworden (oder von jeher gewesen), wisse aber noch immer die Karten des Bühnenspiels zu mischen, kenne sich wie kaum einer in den Geheimnissen jener Künste aus, durch die die Komödie wirkt.

Nun muß auch dieser Ruhm ins Grab. Denn dieses Werk ist das ödeste, langweiligste, was er je seinen Hörern beschert hat. Drei, vier verworrene Motive im ersten Akt. Christen- gegen Heidentum. Eine Ehe, von der man nie klar erfährt, warum sie keine Ehe ist. Eine römische Gesandtschaft, von der man nicht weiß, was sie eigentlich will. Man hascht nach dem, was der Dichter scheinbar zur Entwicklung bestimmt hat und erfährt erst, nachdem man sich durch dreißig lange Seiten gearbeitet hat, von Stilichos Stellung zum Reich, von der Claudians zum Feldherrn. Bis dahin, und auch im weiteren Verlauf, ergeht sich Sudermann in einem Wust barocker Schwülstigkeiten:

„In mir brennen Wünsche, die noch kein Weib anblies . . ."

„Draußen rast die weltstürmende Jagd. Ich sitze hier in erquickungsloser Verdumpfung."

Soweit ist es mit einem Dramatiker gekommen, der uns in den ersten, noch unverdorbenen Jahren seines Theaterruhmes eine ehrlich gehegte Idee, später im schlimmsten Kitsch, in der ekelsten Banalität immer noch einen scharfgespitzten Dialog zu geben wußte . . .

Die Handlung an sich wäre in drei knappe Akte einzufügen gewesen. Bei restloser Entwicklung des Psychischen. Sudermann braucht fünf, schildert auf neunzig von einhundertundsechzig Seiten das byzantinische Milieu, fügt lose die Geschehnisse ein, ertränkt alle dramatischen Möglichkeiten in einer Flut von Banalitäten und überläßt die seelische Entwicklung ganz der Phantasie seiner Leser. Wodurch Claudian das erstemal aus seiner zweifelhaften Stellung heraus unter die verborgenen Feinde des Feldherrn tritt, wird nicht verraten. Und um diesen Mangel zu verhüllen, läßt Sudermann ihn im ersten Akt Plattheiten, im zweiten, kurz vor der Ankunft des Alarich im Lager, vollkommenen Unsinn reden. Als er dann, im vierten, von neuem zum Verräter an Stilicho geworden ist und ihn sein Weib schließlich zu dessen Rettung umstimmt, genügt Sudermann zu dieser seelischen Katastrophe der folgende Wortwechsel:

Eudora (sein Weib)

Er (Stilicho) wird nicht zurückkehren.

Claudian

Wird er nicht?

Eudora

Einer, der ihn warnt, wird ihm entgegenreiten.

Claudian

Wer sollte das wohl sein? Wer sollte Lust haben, sein Los an einen Stürzenden zu klammern? Werde ich — ich das etwa sein?

Eudora

Das habe ich nicht gesagt.

Claudian

Dein Wort ist ein blutiger Wetzstein, aber er schleift mir den Willen blank. Wahrlich! So sehr bedurfte ich deiner noch nie!

Eudora

Lieber, Geliebter! Lebten wir nicht glücklich hier? Waren nicht unsere Sterne wundersam zueinander gestimmt? Und ich sollte es sein, der dich zu Tode hetzt?

Claudian

Mich verlangte ja heute so nach Taten. Nun habe ich meine Tat, nur kommt sie uns beiden teuer zu stehen.

So begründet heute ein Dramatiker, der sich einst an Ibsen und Hauptmann äußerlich wenigstens anschloß, den seelischen Umschwung eines Menschen, der keine drei Minuten vorher dem Mann, für den er jetzt das eigene Leben opfern will, in den Rücken fiel! Ein Dramatiker, dem noch immer die größten Bühnen offenstehen. Den keine Dramaturgenhand achtlos beiseite schiebt in der Hetze der Lektorenarbeit, wie manchen Hoffnungsvollen, Jungen!

Keine der vielen Kritiken, die seine letzten schwachen Werke verhöhnten, hat es verhindert, daß Sudermann weiterhin den deutschen Naturalismus auf deutschen Bühnen kompromittieren darf. Keine, die sich in demselben Sinne dieses Werkes hier annimmt, wird es für die Zukunft verhindern. Die Zeit allein kann es tun. Und am Ende ist der Tag doch nicht so fern, wo er einem der — ich glaube vierunddreißig — Schemen dieses Buches die resignierten Worte nachsprechen wird: „Das Pfauengefieder des Vergötterten ist von mir gefallen."

Es ist allmählich Zeit, daß es so weit kommt.

Reichsſpiegel

(Vom 26. Januar bis zum 2. Februar)

Noch iſt die ſchwere innerpolitiſche Kriſe in Preußen und Deutſchland nicht überwunden und ſchon werden Sturmzeichen am internationalen Horizont ſichtbar. Griechenland und die Türkei können oder wollen ſich nicht über die Erledigung der Inſelfrage einigen, und Rußland ſcheint es darauf anzulegen, alles zu verhindern, was zu einer Geneſung und Wiedererſtarkung der Türkei führen könnte. Die Politik der Türkei aber iſt nicht ganz durchſichtig. Sie erſcheint anmaßend nach der einen, nachgiebig auf der anderen Seite; im Innern wird, wie die Verabſchiedung von rund zweihundert höheren Offizieren beweiſt, mit einer Schroffheit vorgegangen, die ſich wohl Deſpoten oder Revolutionstribunale erlauben können, nicht aber konſtitutionell begründete Regierungen. Doch Enver Paſcha, der neue Kriegsminiſter, auf deſſen Willen jene Maßregeln zurückzuführen ſind, wird ſeine Landsleute kennen und wiſſen, was er ihnen zumuten darf. Mit gleicher Rückſichtsloſigkeit hat Enver Paſcha ſich über die Gefühle der deutſchen Offiziere hinweggeſetzt, die die türkiſche Regierung im Herbſt vorigen Jahres zur Reorganiſation des Heeres berufen hatte. Die allmähliche Umwandlung der Stellung des Generals von Liman-Sanders aus einer befehlenden in eine beratende war wohl geeignet, das Selbſtgefühl der davon betroffenen Offiziere zu berühren, doppelt, weil ſie auf den Druck Rußlands hin erfolgte, und die ruſſiſche Orientpolitik heute offenkundiger als ſonſt ihre Spitze gegen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn richtet. Dennoch wird man die äußere Zurückſetzung der deutſchen Militärmiſſion nicht gar ſo tragiſch nehmen dürfen, wie es hier und da geſchehen iſt, und allein die Tatſache, daß Liman-Sanders nicht kurzerhand darauf verzichtet hat, unter den

neuen Bedingungen zu arbeiten, sollte beweisen, daß die zunächst Betroffenen eingedenk sind, daß sie ihr persönliches Interesse den großen Aufgaben der Politik, denen sie dienen wollen, unterordnen müssen. Mir will es sogar scheinen, als enthielte die Neuordnung der Dinge auch ihren guten Kern. Man erinnere sich, wie seinerzeit die deutschen Offiziere für die Niederlagen der Türkei verantwortlich gemacht wurden, wo doch ihre Stellung durchaus nur beratend war und die türkischen Machthaber sich nicht gebunden fühlten, die erteilten Ratschläge zu befolgen (vgl. Grenzboten 1912, Heft 48, S. 433). Wie versuchte es die ausländische Presse aus diesem Anlaß, unser militärisches System herabzusetzen! Als Befehlshaber hätte aber Liman-Sanders wie jeder Ausländer praktisch ebensowenig die Möglichkeit gehabt, seinen Willen in der türkischen Armee durchzusetzen, wie früher General von der Goltz als Berater. Passiver Widerstand, Intrigen, Schwierigkeiten in der Bewilligung von Geldmitteln zu Übungen und unvorhergesehenen Ausgaben hätten leicht seine Tätigkeit auf den toten Strang gebracht, wenn nicht die türkische Regierung, also der zuständige Minister, die volle Verantwortung vor dem Lande übernahm und ihre ganze Autorität hinter ihn stellte. Betteln und bitten und intrigieren und lavieren hätte ein solcher ausländischer „Befehlshaber" müssen, um seinen Befehlen Geltung zu verschaffen, — beneidet, wenn er glücklich war, ausgelacht, wenn er das erstrebte Ziel nicht erreichte.

Nur seine Verantwortung nach außen hin wäre gewachsen und seine Stellung und damit der Ruf der deutschen Armee wären noch mehr exponiert worden, wie so schon. Heute liegt die Sache für alle Beteiligten erheblich einfacher. Enver Pascha ist dem Lande gegenüber voll verantwortlich. Er wird den Ruhm haben, wenn das Experiment glückt, ihn wird man steinigen, wenn er die gebotenen Ratschläge nicht zu verwerten verstand. Als Türke wird er wohl auch besser wie ein Ausländer ermessen können, was er aus dem Auslande übernehmen kann, und was nicht: er wird das bewährte deutsche System nicht starr als Ganzes annehmen, sondern es gewissermaßen ins Türkische übertragen, aber ich wiederhole, unter seiner Verantwortung, nicht unter der eines ausländischen Offiziers.

Unsere politische Stellung auf dem Balkan wird durch die freundschaftliche Nachgiebigkeit gegen die Türkei in nichts geändert. Sollte es den Türken wirklich nicht gelingen, ihren Staat lebensfähig zu erhalten, so wird die Entscheidung über die einzelnen türkischen Gebiete nicht von der türkischen Regierung getroffen werden. Deutschland wird dann nach Maßgabe der Größe seiner wirtschaftlichen Interessen diejenigen Ansprüche bei den anderen

interessierten Großmächten geltend machen, die es die Macht hat zu verteidigen — zu verteidigen mit der Intelligenz seiner Diplomaten und der Wucht seines Kapitals im Orient, mit seiner Armee und Flotte in Mitteleuropa! Doch hierüber brauchen wir uns, solange wir mit der Lebensfähigkeit der Türkei in ihren neuen Grenzen rechnen, die Köpfe nicht zu zerbrechen. Unsere wirtschaftlichen Interessen werden durch die Deutsche Bank eifersüchtig gehütet, und ihnen wird es kaum zum Nachteil gereichen, wenn wir uns den Türken gegenüber auch in Zeiten der Not als zuverlässige Freunde erwiesen.

Denjenigen, die die Angelegenheit der deutschen Militärmission glauben zum Anlaß nehmen zu müssen, um erneut pessimistische Ansichten über unsere auswärtige Politik zu verbreiten, möchte ich die Frage vorlegen, was sie glauben, daß getan werden sollte? Sollte die Mission ganz zurückgezogen und damit die Türkei vollends dem Einfluß der Ententemächte überantwortet werden? Oder sollte Limans Stellung mit Waffengewalt durchgesetzt oder sollte Rußland gezwungen werden, seine Wünsche zurückzuziehen? Ich gebe zu, daß mir die zuletzt genannte Alternative die sympathischeste gewesen wäre. Aber, frage ich mich, was wäre für uns zu gewinnen gewesen? Wo hätten wir zugreifen können? Um eines Schemens ohne praktischen Wert willen durfte doch nicht die Möglichkeit eines europäischen Krieges heraufbeschworen werden!? Schließlich aber denkt bei uns kein Mann in verantwortlicher Stellung daran, Kriege anzuzetteln, wenn wir in der Weltpolitik die gleichen Ergebnisse mit friedlichen Mitteln, durch die Intelligenz unserer Ingenieure und den zähen Fleiß unseres Kaufmannes, erreichen können. Das gibt unserer auswärtigen Politik, die dem außenstehenden Beobachter in Einzelfällen und besonders in früheren Jahren sprunghaft und ziellos erschien, tatsächlich eine Stetigkeit, um die uns unsere Gegner beneiden. Und man mag an der innerpolitischen Wirksamkeit des fünften Kanzlers noch so viel auszusetzen haben, man wird ihm und seinem Staatssekretär zubilligen müssen, daß sie die Stetigkeit auch in den Mitteln und in ihrem Auftreten zum Ausdruck zu bringen verstehen. Unser diplomatischer Apparat arbeitet heute leiser denn je. Aber nicht, weil er etwas Geheimnisvolles treibt, sondern weil seine Leiter sich auf sicherem Grunde wissen und weil sie der Kraft der weltwirtschaftlichen Entwicklung des Deutschen Reiches vertrauen können.

Solchem Selbstvertrauen verlieh auch der Staatssekretär des Reichsamts des Innern Herr Dr. Delbrück beredten Ausdruck, als er neulich bei Gelegenheit seines Etats im Reichstage über die Vorbereitung der Handelsverträge sprach. Die

Reichsregierung will die Kontrahenten an sich herankommen lassen und wartet darum mit verdeckten Karten ab, was man von uns haben will. Selbstverständlich ist man in den Reichsämtern nicht müßig, wenn man auch seine Trümpfe nicht zeigt.

Um was sich die Kämpfe in Parlament und Presse drehen werden, haben die neuntägigen Aussprachen im Reichstag gezeigt: die Landwirte werden ihre Getreidezölle zu verteidigen haben und noch mehr die Einfuhrscheine; die Industrie trachtet nach Erhöhung der Zölle ganz allgemein. Zwischen diesen Extremen wird die Regierung einen Mittelweg finden müssen. Ob sie es können wird, ohne, wie der Staatssekretär meinte, eine Revision des Tarifs vornehmen zu brauchen, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls darf Dr. Böttgers Hinweis auf das Entstehen neuer Industrien und auf eine im Jahre 1902 noch nicht erwartete Entwicklung alter nicht unbeachtet bleiben; eine Verschiebung ist tatsächlich in allen Gewerben eingetreten und ihr muß der Zolltarif Rechnung tragen. — Harte Kämpfe werden um das Einfuhrsystem gekämpft werden. Die Leser der Grenzboten sind über die Frage von Freunden und Gegnern unterrichtet worden; auch einer russischen Stimme habe ich Gehör verschafft. Und gerade die russischen Ausführungen, die einem russischen Publikum nachweisen sollten, wieviel die deutsche Volkswirtschaft durch dies Einfuhrscheinsystem an Rußland verdient, sind es, die mich zu der Überzeugung führen, daß das System im Prinzip gesund ist und der Allgemeinheit zum Nutzen gereicht. Das gibt auch der ostelbische Freisinn unumwunden zu (s. Königsberger Hartungsche Zeitung). Wenn aber nur ein Bruchteil des Volks unter dem System leidet, so soll man trachten, diesen Bruchteil auf andere Weise zu entschädigen, nicht aber das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Ein Wort sei bei dieser Gelegenheit der Landarbeiterfrage gewidmet. In der agrarischen Presse sind in letzter Zeit Artikel erschienen, die auf die Möglichkeit hinweisen, Rußland könne, um auf die Handelsvertragsverhandlungen besonders einzuwirken, den Landarbeitern das Verlassen des Reichs in westlicher Richtung verbieten. Die Herren, die solches als Möglichkeit hinstellen, scheinen keine rechte Vorstellung von dem Können der russischen Verwaltung zu haben, aber sie haben auch keinen Begriff davon, welchen Nutzen Rußland aus den Wanderarbeitern zieht. Ein generelles Verbot zu erlassen, auf Wanderarbeit zu gehen, ist die russische Regierung seit dem Jahre 1905 außer stande. Was denkbar wäre, ist die Erhöhung der Paßgebühr. Gegenwärtig kostet der reguläre Bauernpaß 15 Rubel; für die Wanderarbeiter ist aber der Preis des

Passes auf 3 Rubel herabgesetzt worden, und zwar auf Drängen des damaligen Finanzministers Witte, der auf die Ersparnisse der Wanderarbeiter spekulierte. Daß die Spekulation richtig war, ergibt die einfache Tatsache, daß allein im Weichselgebiete (der Leser findet darüber ausführliche Angaben im ersten Bande meiner Zukunft Polens) die Ersparnisse aus bäuerlichen Kreisen zwanzig und mehr Millionen Mark pro Jahr betragen. Zieht man noch die litauischen und kleinrussischen Wanderarbeiter in Betracht, so dürfte die Ersparnissumme noch erheblich höher ausfallen. Hat die russische Regierung aber ein Interesse daran, solchen Nutzen aufs Spiel zu setzen? Das aber würde geschehen, wenn sie die Paßgebühr fühlbar erhöhen wollte.

Auch eine Ableitung der Binnenwanderung, wozu die Preußengänger gezählt werden müssen, nach dem Innern Rußlands wäre nicht recht denkbar. Der ganze Süden Rußlands wird aus dem Nordosten mit Erntearbeitern versorgt, die Kiewer Zuckerrübenplantagen erhalten im Frühjahr die notwendigen weiblichen Arbeitskräfte aus Podolien, Bessarabien, Tschernigow. Der Pole und Litauer geht nach Westen über die Grenze und an seine Stelle tritt der Weißrusse. Schon aus nationalpolitischen Gründen hätte die russische Regierung kein Interesse daran, den Strom umzukehren und den Einfluß der polnischen Magnaten in Westrußland durch polnische Arbeiter zu verstärken. Schließlich könnte Rußland noch durch verstärkte Eisenbahnbauten polnische Arbeiter im Lande zurückhalten. Zwei Milliarden Mark sind ja für die nächste Zeit dafür ausgeworfen. Rückwirken auf die Wanderarbeit könnte das aber nur, wenn die Bahnen in Westrußland und Polen gebaut würden. Davon ist bisher nichts bekannt geworden, wohl aber weiß man, daß Rußland seine großen Zufuhrbahnen im Süden und Osten ausbauen will.

Was also im schlimmsten Falle geschehen könnte, ist, daß die Paßgebühr für Preußengänger um einen oder gar zwei Rubel erhöht wird, ein Zoll, der unsere Landwirtschaft mit ein bis zwei Millionen Mark belasten würde, den wir aber um so leichter illusorisch machen könnten, je mehr Arbeiter wir aus Österreich-Ungarn beziehen. In keinem Falle dürfte die angebliche Drohung Rußlands mit dem Landarbeiterverbot uns irgendwie in unsrer Haltung dem Einfuhrscheinsystem gegenüber beirren. Bange machen gilt nicht! G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Die schöne Seele. Bekenntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg. Herausgegeben von **Heinrich Funck**. Leipzig, Insel-Verlag. 5 M.

Susanna von Klettenberg ist als „die schöne Seele" in Goethes „Wilhelm Meister" bekannt geworden. Lappenberg und andere haben über ihre Persönlichkeit Aufschluß gegeben; Funck hat nun die Nachrichten erfreulich ergänzt, besonders durch neue Briefe, hat gewissenhaft überprüft, berichtigt und kundig erläutert. Er gibt ein schönes anziehendes Buch; denn die schöne Seele ist wirklich anziehend, auch wenn man sie nicht in Goethes künstlerischer Darstellung betrachtet.

Gleichviel, ob Goethe Aufzeichnungen der Klettenberg benutzte, wie manche meinten und Funck bestreitet, oder ob er nur nach den Erzählungen seiner Mutter und nach eigenen Beobachtungen bei vertrautem Verkehr äußere und innere Erlebnisse, auch Wendungen ihrer Sprechweise aufgriff: er schuf ein dichterisches Bild, wie er es schaffen mußte, wie von der Friederike und Lotte und Lili und allen, die aus seinem Umkreis in seine Schriften einzogen. Und er schuf für seinen Roman einen Teil, der sich zum Ganzen fügen mußte. Die religiöse Sendung stellt sich neben die theatralische. Nicht wie Wilhelms Sinn von Puppentheater und Epen, aber von Märchen und Romanen ist die Phantasie des Kindes geweckt, sucht im Schäfchen den verwunschenen Prinzen; das gleich Wilhelm vom Lebensgenuß unbefriedigte Fräulein findet im heiligen Lamm den Trost ihrer Seele. Liebesverwicklungen waren in ihr Dasein eingetreten, ein Duell steht am Rande, Gläubigen hatte sie sich voll Vertrauen und Sehnen nach Gleichgesinnten genähert, sich aber stets auf sich zurückgewiesen gefühlt, kirchlichen Gemeinschaften und ihren erstarrten, erstarrenden Grundsätzen widerstrebt. Und manches andere mahnt an Wilhelms Lebensgang, der sich theatralisch und dichterisch Erfahrenen nähert und bei keinem, auch keiner Theorie und Schule Genüge findet. In Fürsorge für andere endigt ihr Erdenwallen, wie der Meister während der Wanderjahre Tätigkeit für andere lernt. Selbständige Eigenart und dienstbereite Zugehörigkeit machen beider Wesen aus.

Nahm Goethe von der Klettenberg, auch von der Klettenberg das Entwicklungsideal für seinen Wilhelm, der auch Goethe ist? „Die Imagination wird uns zur Quelle des Verderbens — ich weiß es aus Erfahrung," schreibt sie einmal; „wenn nun die Imagination mit Bildern solcher Dinge angefüllt wird, die uns reelle Seligkeit schaffen — sollte sie da nicht auch unsere Heiligung befördern?" Klingt das nicht wie ein Leitthema zu Meisters theatralischer Sendung, wenn auch das Weltkind die Heiligung profan nahm? Jedenfalls bildet Goethe seine Kenntnis von Susannas Art zu dichterischer Vorstellung um, wie er sie für den Roman bedurfte. Darum z. B. ist die schöne Seele einem höfischen Kreise enger verbunden, als die Klettenberg es war; das Bekenntnisbuch sollte Figuren einführen, die der Dichter für die Fortsetzung seines Werkes bedurfte, Figuren, die durch die Beziehung zur schönen Seele geweiht von vornherein die Vertiefung von Wilhelms neuer Lebenssphäre verheißen.

Aber es ist nicht nur die Frage nach der Bedeutung dieses überraschenden sechsten Buches des Romans, die Funks Veröffentlichung neu

auregt. Es ist noch wichtiger, daß sie begreifen macht, wie das Weltkind, aus Klein-Paris heimgekehrt, an der Frommen Halt finden konnte. Susanna war eine nicht einseitig Fromme. Sonst wäre sie auch nicht die Freundin der Frau Rat gewesen. Ihr Blick schwärmte nicht nur ins Jenseits, sie sah das Wirkliche. Liest man den Brief, worin sie Lavater mit fast komisch reichlichen Ratschlägen für seine Diät überschüttet, so sieht man sie vor sich, wie sie „nach Medici-Art" den kranken Studiosen pflegt und hütet. Sie heilt ihn nicht mit geistlichen Sprüchen. So fest sie in ihrem Glauben stand, sie durfte sich einen christlichen Freigeist nennen; denn alles Formenwesen, alles Gemodelte war für sie verschwunden, ihre Brüderschaft waren alle Menschen, schreibt sie. Das paßte für Goethe. Und wieder taugte für ihn ihre Klage: „wie leicht ist mit dem Schall des Aberglaubens auch der so unansehnliche — mächtige Kinderglaube hinausräsonniert." Oder ihr Wort: „Gott Lob und Dank für meine unstudierte Einfalt."

Ihre Seele sei keine Uhr, die sich nach einer anderen stellen lasse, sagte sie: das zog Goethe an. Offenen Urteils schrieb sie demgemäß einmal an Lavater: „Ich kenne, schätze und lese mit Nutzen und Vergnügen Ihre Schriften — aber ich sage beileibe nicht zu allem ja und Amen. In den „Aussichten in die Ewigkeit" (Lavaters Schrift) sind viele Dinge, die ich nicht brauchen kann — die sind nicht für mich geschrieben." Einige der Briefe aber seien für sie geschrieben: „was Sie darinnen sagen, habe ich oft und viel in sanfter Einsamkeit und ungestörter Stille mehr gefühlt als gedacht. Ich bin ein Frauenzimmer, die Gabe des Denkens und des richtigen bestimmten Ausdrucks ist ohne Widerspruch dem männlichen Geschlecht eigen — wir aber sind desto empfindsamer. Sie nennen mir, was ich gefühlt." Auch Goethe wußte zu nennen, was sie gefühlt.

Einmal rät sie Lavater: „Machen Sie sich viel, ja unablässig viel mit Christus als Mensch zu schaffen — und zwar sind mir die Stunden seiner Menschheit, darinnen er durch die Umstände so ganz von anderen Menschen ausgezeichnet ist — in der Krippe — am Kreuz usw. die seligsten, die fruchtbarsten." Auch hier trifft Goethe mit ihr zusammen in der Grundauffassung, wie aus seinem „Ewigen Juden" hervorleuchtet. Hier könnte der Schluß ihres Satzes stehen: „Ich traue es meinem treuen Heiland zu, daß er ferner wie bisher über alles mein Denken an uns tun wird ... denn er segnet gar zu gerne."

Es ist nicht zu ermessen, wie viel diese feine in sich gefestigte Seele dem gährenden Jüngling war. Sie gab ihm mehr, als Brüder und Männer geben konnten. Sie weckte, läuterte sein Innengefühl. Kaum hätte er, ohne ihre Frömmigkeit zu ehren, Gretchen so glaubensvoll vor der Mater dolorosa beten lassen können. Sie zwang ihn nicht unter ihre geistlichen Bedürfnisse, sie lehrte ihn sie achten und leitete alles weltliche Empfinden in das Tiefste, zur schlichten Reinheit, zum stillen Selbstbesinnen.

Am vorletzten Tage ihres Lebens fragte sie die Mutter nach ihrem Doktor; die wußte vom Sohne zu berichten: „Sie stirbt nicht, sagt er immer, das kann nicht sein, sie stirbt nicht." Da lachte die Kranke: „Sag ihm Adieu, ich hab ihn sehr lieb gehabt."

B. Seuffert

Der „Meusel" des neunzehnten Jahrhunderts. Wer jemals auf dem Felde der deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts biographisch oder bibliographisch tätig gewesen ist, nennt mit freudiger Dankbarkeit den Namen eines Mannes, durch dessen entsagungsvollen Bienenfleiß und nimmermüden Sammeleifer ihm vielfache wirkungsvolle Unterstützung zu Teil wurde: Johann Georg Meusel, „Hochfürstlich Brandenburgischer und Quedlinburgischer Hofrat, ordentlicher Professor der Geschichtskunde auf der Universität zu Erlangen, und Mitglied einiger Akademien". Zwei enzyklopädische Werke, die man selten ohne Befriedigung nachschlagen wird, haben seinen Namen unsterblich gemacht: „Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetztlebenden Teutschen Schriftsteller", dessen fünfte Auflage, nach Meusels Tode von Johann Samuel Koch und Johann Wilhelm Sigismund Lindner fortgeführt, in dreiundzwanzig Bänden von 1796 bis 1834 erschien. Das Ganze stellte eine Art „Kürschner-Jahrbuch" (um einen modernen Vergleich zu

wählen) dar; bei jeder neuen Auflage fielen die mittlerweile gestorbenen Schriftsteller weg, und neue traten hinzu. Die Biographien enthalten nur die Geburtsdaten, Titel- und Rangverhältnisse sowie Wohnort des betreffenden Schriftstellers. Bedeutend umfangreicher und auch zuverlässiger ist Meusels zweites Hauptwerk, das „Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller", das in fünfzehn Bänden in den Jahren 1812 bis 1816 von ihm herausgegeben wurde und neben ausführlichen Biographien besonders auch wichtige bibliographische Anmerkungen gibt.

An dieses Corpus schließt sich nun das Lexikon an, das in jetzt acht Bänden die Schriftsteller des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts umfaßt*), und dessen Herausgeber Franz Brümmer in der Tat den der Überschrift dieses Aufsatzes gegebenen Ehrennamen verdient. Zwei Bände waren es, mit denen im Jahre 1877 Brümmers „Dichter-Lexikon" auf den Plan trat. 1885 ging es in die Reclamsche Universalbibliothek über, vollkommen neubearbeitet, und hat sich seitdem als ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Literaturfreund, nicht zum wenigsten für den Literarhistoriker, erwiesen. 1895 erschien es in vierter Auflage in vier Bänden, 1901 in fünfter Auflage mit reichen Nachträgen; und heute liegt es in acht schmuck gebundenen Bänden vor uns, in sechster vollkommen neubearbeiteter Auflage.

Die Anlage war von vornherein anders als das alte Meusel'sche Werk. Legte dieses das Hauptgewicht auf die bibliographisch genauen Verzeichnisse der Schriften und umfaßte es alle Schriftsteller ohne Ausnahme, so schränkte Brümmer mit gutem Grunde seine Artikel auf die schöne Literatur ein und war bestrebt, vor allem knappe aber zuverlässige Lebensabrisse zu liefern. Ein chronologisch geordnetes Schriftenverzeichnis (leider, wohl der Raumersparnis halber, ohne Druckort) schließt sich jeweils an.

Voll berechtigten Stolzes kann Brümmer im Vorworte der sechsten Auflage darauf hinweisen, daß sich das Schriftstellerverzeichnis schon lediglich ziffernmäßig um das Dreifache vermehrt hat; aus 3000 sind 9900 Biographien geworden. Unter dieser ungeheuren Vermehrung des Materials hat aber die Brauchbarkeit seiner Bearbeitung nicht im mindesten gelitten; soweit ich nachprüfen konnte, sind die Daten fast stets richtig gegeben, kleine Ergänzungen dazu mögen am Schlusse dieses Aufsatzes folgen.

Weniger bin ich mit dem Schriftenverzeichnis einverstanden. Zwar ist durchaus anzuerkennen, daß Brümmer stets die Gesamtausgaben und vor allen auch die im Druck erschienenen Briefwechsel aufgenommen hat; aber die chronologische Reihenfolge ist oft (ein Mangel, der bereits in der vorigen Auflage sich bemerkbar machte und in der neuen Bearbeitung leider kaum behoben ist) nicht streng eingehalten; mitunter gehen die Schriften wirr durcheinander, besonders bei fruchtbaren Verfassern (man vergleiche zum Beispiel die Artikel: Felix Dahn, Bd. I, S. 456 f.; Karl Theodor Gaedertz, Bd. II, S. 312; Karl Landsteiner, Bd. III, S. 172; Adolf Graf von Schack, Bd. VI, S. 127; Johannes Scherr, Bd. VI, S. 168 f.; Adolf Stern, Bd. VII, S. 62 f.; Viktor von Strauß und Torney, Bd. VII, S. 116; Arthur Zapp, Bd. VIII, S. 66) macht das Aufsuchen eines bestimmten Werkes infolge dieser Unachtsamkeit manche Schwierigkeit. Auch kann ich mich nicht damit einverstanden erklären, daß bei einigen Schriftstellern ihre Schriften an der Hand einer Gesamtausgabe aufgezählt werden (man vergleiche zum Beispiel die Artikel: Fritz Reuter, Bd. V, S. 448; Berthold Auerbach, Bd. I, S. 87 f.; Heinrich Laube, Bd. IV, S. 179; Karl Gutzkow, Bd. III, S. 21 f.; Alfred Meißner, Bd. IV, S. 422), bei anderen erst die Einzelausgaben chronologisch aneinandergereiht werden und dann die gesammelten Schriften folgen. Letzterer Modus war unbedingt überall durchzuführen, wenn der Leser sich ein Bild von der Entwicklung eines Schriftstellers (und die ist auch schon bei einer derartigen äußerlich trockenen Aneinanderreihung von Titeln und Zahlen

*) Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Bearbeitet von Franz Brümmer. Sechste völlig neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Acht Bände. Leipzig 1913. Philipp Reclam jun.

möglich) vor Augen stellen soll. Auch die Erscheinungsjahre der Schriften sind mitunter ungenau. Hier wäre bei einer erneuten Auflage bessernde Hand anzulegen.

Stilistisch sind mir in Brümmers Diktion manche Härten aufgefallen. Es mag dies vielleicht daher kommen, daß er, wie man deutlich erkennen kann, sehr oft die ihm eingesandten autobiographischen Nachrichten fast wörtlich in sein Lexikon hinübergenommen hat. Ob das zweckmäßig ist, mag dahingestellt bleiben; mitunter wirken phrasenhafte und hochtönende Sätze, hie und da mit leisem oder lautem Selbstlob verziert, unter den sonst nüchternen Biographien recht merkwürdig. Vor allem aber wendet Brümmer immer noch die Inversion nach „und" an, eine häßliche Verunzierung des deutschen Satzes, die glücklicherweise allmählich immer mehr verschwindet; hier führt sie leider noch ein zähes und ausdauerndes Leben. „Der begeisterte Kriegsführer (!) Theodor Körner" (Bd. III, S. 464) klingt auch nicht gerade schön.

Warum ist eigentlich Ludwig Pietsch nicht mit aufgenommen worden? Die Frage habe ich mir vergeblich zu beantworten gesucht. Eine derartig markante Persönlichkeit hätte unbedingt in das Lexikon hineingehört; zudem bewegen sich doch Pietschs essayistische und plaudernde Schriften meist auf dem Gebiete der schönen Literatur. — Ernst Gebhard (Bd. II, S. 330) soll nach dem Nachtrag (Bd. VIII, S. 198) bereits 1889 in Ludwigsburg gestorben, aber nach dem Hauptartikel noch im Jahre 1892 zum Präses des „Allgemeinen christlichen Sängerbundes" ernannt worden sein. Was ist nun das Richtige? Oder liegt vielleicht ein Druckfehler vor? — Der Bergmannsdichter Heinrich Kämpchen (Bd. III, S. 405 f.) ist am 6. März 1912 zu Linden a. d. Ruhr verstorben. — Johann Peter Lyser (Bd. IV, S. 335 f.) ist nach der aufschlußreichen Monographie Friedrich Hirths (München 1911 bei Georg Müller), die Brümmer wohl nicht mehr benutzen konnte, am 4. Oktober 1803 (nicht: 2. Oktober 1804) laut Kirchenbuch in Flensburg geboren; nach demselben Werke wäre auch die Bibliographie der Schriften durchaus zu berichtigen. — Wilhelm Raabes nachgelassenes Werk heißt

„Agfa", ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION
BERLIN SO. 36

Ueber 30000 Exemplare
patentierte photographische
„Agfa"-Amateur-Blitzlampen
verkauft!

Für Mengen bis 3 gr. „Agfa"-Blitzlicht ausreichend.

Mäßiges Volumen und Gewicht, dabei elegant und stabil; ganz aus vernickeltem Metall gefertigt; bequem in der Tasche mitzuführen. — Neuartige, gefahrlose und zuverlässige Zündung durch pyrophores Metall. — Hunderte von Zündungen ohne Erneuerung des funkengebenden Körpers möglich. — Denkbar einfachste Handhabung, die Lampe ist in jedem Moment gebrauchsfertig.

„Agfa"-Blitzlicht (Pat.) Minimale Rauchbildung, Enorme Lichtstärke, Rapides Verbrennen

„Agfa"-Blitzlichttabelle (Pat.) Bequeme Dosierung, ökonomischer Verbrauch des „Agfa"-Blitzlichtes

Bezug durch Photohändler

„Agfa"-Blitzlicht-Literatur (reich illustriert, instruktiv) GRATIS!

Auf Wunsch direkt durch die „Agfa"

„Altershausen", nicht: „Attershausen" (zu Bd. V, S. 378). — Adolf Rieckе (Bd. V, S. 464) starb 1905 nicht in Tübingen, sondern in Cannstatt. — Max Rieger lebte und starb in Alsbach an der Bergstraße, nicht in Alsfeld in Hessen (zu Bd. V, S. 468). — Bertha Suttners anonym erschienenes, Aufsehen erregendes Werk „Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit, von Jemand" (Bd. VII, S. 144) erschien 1889. — Ludwig Walesrode wurde zu seiner zweiten, neunmonatigen Gefängnisstrafe im Jahre 1849 verurteilt (Bd. VII, S. 313). — Irma von Troll-Borostyáni (Bd. VII, S. 221) ist am 10. Februar (nicht: im März) 1912 gestorben.

Diese kleinen, beliebig herausgegriffenen Besserungen sollen nur zeigen, wie aufmerksam und interessiert ich in Brümmers Lexikon studiert habe. Das gegen die frühere Auflage wiederum bedeutend vermehrte, übersichtlich angelegte Verzeichnis der benutzten Literatur legt rühmliches Zeugnis von dem Fleiß und der Arbeitskraft des Bearbeiters ab. Für die noch ausstehenden Teile von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" wird das Lexikon wertvolle Hilfe leisten, und auf keinem Schreibtische eines Literarhistorikers oder Redakteurs sollte es fehlen.

Dr. Wolfgang Stammler

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6513.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 28/29.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Zukunftsfragen des Parlamentarismus

Von W. von Maſſow

Die Schrift des Grafen Albrecht zu Stolberg-Wernigerode über „Eine Reform des preußiſchen Wahlrechts“, die vor einiger Zeit im Verlag der Grenzboten erſchienen iſt, hat — ſoweit ich das feſtſtellen kann — in unſerer Tagespreſſe nur ungenügende Beachtung gefunden. Wer die Geſichtspunkte kennt, nach denen die Frage der Beſprechung von Neuerſcheinungen in der Regel entſchieden wird, und ebenſo die Schwierigkeiten, mit denen ſelbſt die größten Zeitungen wegen der Fülle des Stoffes zu kämpfen haben, der wird ſich darüber nicht allzuſehr wundern. Zwar hat ein demokratiſches Blatt mit großer Fixigkeit und offenbar viel Behagen alle die Stellen der Schrift herausgegriffen, in denen der Sohn des hervorragenden konſervativen Parlamentariers und einſtigen Reichstagspräſidenten an gewiſſen konſervativen Anſchauungen Kritik übt, und darauf iſt natürlich von konſervativer Seite geantwortet worden. Viel iſt dabei nicht herausgekommen. Man ſcheut ſich im allgemeinen, in politiſchen Fragen allgemeiner und grundlegender Natur ein bißchen mehr in die Tiefe zu gehen, und dabei kommen Schriften ſolchen Inhalts ſchlecht weg. Das iſt aber kein Beweis dafür, daß ſie nicht geleſen werden, und ſo läßt ſich hoffen, daß die Ausführungen des Grafen Stolberg trotzdem ein großes Publikum finden werden.

Man fängt doch an, Erörterungen, die geeignet sind, das politische Denken anzuregen und zu vertiefen, in weiteren Kreisen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als früher.

Wenn ich mich unter diesen Gesichtspunkten mit den positiven Vorschlägen des Grafen Stolberg auseinanderzusetzen habe, so muß ich vor allem möglichst klar darlegen, was mich von ihm trennt. Darauf läßt sich dann am besten das aufbauen, was ich an den Gedankengängen des Verfassers besonders wertvoll und beachtenswert finde. Ich möchte hier mit einem Gleichnis beginnen. Ich habe einmal einen Erfinder kennen gelernt, der behauptete, er habe das Problem des lenkbaren Luftschiffes früher gelöst als Graf Zeppelin, und zwar schon zu einer Zeit, als man noch, sobald jemand nur von dem Problem sprach, geneigt war, sich nach einem Transportwagen zum nächsten Sanatorium umzusehen.

Wie weit der Mann recht hatte, kann ich nicht beurteilen; ich weiß nur noch, daß er mit großem Eifer die Ausführbarkeit seines Projektes und die Richtigkeit seiner Berechnungen zu verteidigen wußte. Auf die Frage, warum die Sache nicht schon ausgeführt sei, erwiderte er: es hinge nur noch an einer Kleinigkeit, der Motor sei zu schwer. Ich erwähne das nicht, um den Mann zu verspotten; jeder Techniker weiß, daß das sehr ernsthaft war. Aber was jenem Erfinder begegnete, wiederholt sich bei mancher Idee, die an sich den richtigen Weg weist, — nur der Motor ist zu schwer! Graf Stolberg unterschätzt das Schwergewicht des Bestehenden. Er fühlt das wohl, wie seine Beweisführung deutlich erkennen läßt, aber er stößt die Hindernisse etwas gewaltsam beiseite, um zunächst einmal mit aller Energie seine Idee deutlich und klar herauszuarbeiten.

Ich höre hier den eigentlichen Einwand, vielleicht nicht des Verfassers, aber manches Lesers: Ja, soll denn eine Sache, die an sich vernünftig und gut ist, nur um des Bestehenden willen unterbleiben? Muß das Unvernünftige, bereits als Irrtum Erkannte durchaus die Oberhand behalten? Soll es immer heißen: Unsinn, du siegst? Ich antworte: So nicht! Man soll keineswegs vor dem Bestehenden Halt machen, wenn es wert ist, daß es zugrunde geht. Nur soll man wissen, daß das Bestehende nicht ein Objekt ist, das man nach Belieben aus dem Wege stellen kann, sondern eine Summe von immerhin noch lebendigen Willenskräften, die wir unter Umständen zu bekämpfen haben. Jeder Kampf aber setzt, wenn er gelingen soll, den Gebrauch geeigneter und genügend starker Mittel voraus, nicht nur die logische Richtigkeit der Idee. Ein Feldherr kann

im Hinblick auf das Ziel des Feldzugs vollkommen recht haben, wenn er bestrebt ist, sich vor allem in den Besitz einer großen Festung des Gegners zu setzen; aber wenn er nicht genug Belagerungsgeschütz hat und dadurch die Verfügung über Truppen preisgibt, die er anderweit notwendig braucht, dann muß er die Sache trotz alledem anders anfangen.

In der Politik gilt der Satz, daß eine Sache richtig und gut gedacht und doch nicht ausführbar sein kann, um so mehr, als es hier keine absolute Wahrheit gibt, sondern höchstens eine Resultante aus verschiedenen Kräften, von denen jede einzelne den Weg zur Wahrheit zu zeigen glaubt. Die politische Entwicklung hat in dieser Beziehung die Eigenschaften eines Organismus; man kann ihr nicht in beliebiger Weise Gewalt antun, sondern muß gewisse Grenzen innehalten, so wie auch der geschickteste Chirurg einem Menschen nicht den Kopf abschneiden und ihn durch einen anderen ersetzen kann.

Auch hinsichtlich der Anknüpfung an die Ideen des Freiherrn vom Stein drängt sich ein Bedenken auf, sobald man die Frage der Ausführbarkeit aufwirft. Das Hindernis, das dazwischen steht, läßt sich sehr kurz durch die vier Ziffern einer Jahreszahl bezeichnen; diese Zahl heißt 1848! Es scheint mir charakteristisch, daß in der ganzen Schrift des Grafen Stolberg die deutsche Revolution mit keinem Worte erwähnt wird. Es ist zu verstehen, daß ein in konservativen Anschauungen aufgewachsener Mann vielleicht eine sehr geringe Meinung von den Führern dieser Bewegung hat, aber das historische Ereignis in seiner Gesamtheit mit seinen Folgen von der Tafel wegzuwischen, ist unmöglich und kann nur die Wirkung haben, daß die ganze preußische Geschichte seit dem Ende des Vereinigten Landtags unter einen nicht richtigen Gesichtswinkel gesehen wird. Mein Einwand richtet sich also gegen die Unterschätzung der großen Verschiebung, die die Grundlagen des innerpolitischen Lebens in Preußen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfahren haben.

Endlich muß noch ein Weiteres erwähnt werden. Graf Stolberg übergeht zwar in seiner Auseinandersetzung nicht ganz die Unterschiede der Parteien, und seine Meinung scheint zu sein, daß durch sein Wahlsystem die Gruppierung nach Parteien in der Volksvertretung des Gesamtstaats nicht berührt wird. Wird die Form des politischen Lebens ganz auf eine Interessenvertretung eingestellt, so werden die alten Parteiunterschiede dadurch nicht beseitigt, sondern nur in ihrem Charakter verändert. Die alten Parteien werden gezwungen, die Rollen von Interessenvertretungen zu übernehmen oder wenigstens darauf hinzustreben. Mancher würde freilich geneigt sein, hierzu die Bemerkung zu machen:

Unsere Parteien sind bereits Interessenverbände, die nur unter falscher Flagge segeln; es kann unserem öffentlichem Leben nur zum Vorteil gereichen, wenn unser Wahlsystem die große Lüge unserer Parteipolitik überflüssig und sinnlos macht und die Parteien deutlicher als das erscheinen läßt, was sie wirklich sind. Ich darf hier nicht zu ausführlich werden und kann daher meinen Widerspruch gegen diese Auffassung nur kurz andeuten. Allerdings wurzeln die Parteiunterschiede ganz vorzugsweise in den Verschiedenheiten der Gesellschaftsgruppen und in deren wirtschaftlichen Ursachen, aber infolge der freieren Gestaltung unserer Gesellschaftsordnung wurzeln sie daneben zu einem wesentlichen Teil auch in Ursachen persönlicher Art, die ganz und gar auf geistigem Gebiet liegen. Die Sonderung der Parteien nach politischen Grundanschauungen allgemeiner und idealer Art ist keine Lüge, mit der man treuherzige Idealisten einfängt, oder denen, die sich schämen, einen nackten Klassenegoismus offen zu bekennen, einen geeigneten Vorwand an die Hand gibt; sondern die Parteiideale sind eine in der Menschennatur begründete Notwendigkeit, die sich nicht willkürlich beiseite schieben läßt. Wollte man ein Wahlsystem einführen, das sich ganz und gar auf das Prinzip der Interessenvertretung gründet, so würde, wie schon erwähnt, die Folge sein, daß die Parteien noch mehr als bisher bemüht sein müßten, sich auf Klasseninteressen zu stützen und dem Klassenegoismus den Mantel eines Parteiideals umzuhängen. Damit würde die Lüge nicht beseitigt, es sei denn, daß es gelänge, die Stände vollständig an die Stelle der Parteien zu setzen. Das könnte aber nur die Frucht einer längeren Entwicklung sein, die nur dann als heilsam angesehen werden könnte, wenn sie eine vollständige Durchdringung der Parteiinteressen und ständischen Interessen zustande brächte. Ob das möglich sein wird, wissen wir noch nicht und können es auch nicht wissen. Aber das eine scheint mir unzweifelhaft, daß eine Wahlreform — noch dazu eine Wahlreform in einem einzelnen Bundesstaat, und sei es auch der größte und führende, — ein solches Ergebnis nicht herbeiführen kann. Meiner Ansicht nach kann ein Wahlsystem überhaupt nicht die Entwicklung in eine bestimmte Bahn leiten oder Mißstände beseitigen, sondern umgekehrt: eine Wahlreform kann nur dann glücken, wenn die Volksvertretung sich einer unabhängig verlaufenen Entwicklung anpaßt und das Wahlsystem ihr richtiger Ausdruck wird.

Wie man sich die Entwicklung der Parteien im Reich zu denken hätte, falls Preußen sich vorzeitig auf eine Wahlreform im ständischen Sinne festlegte, ist nicht ganz deutlich. Es ist gewiß nicht nötig, daß — wie es ja vielfach gefordert wird — Übereinstimmung zwischen dem preußischen und dem Reichs-

wahlrecht besteht, aber von einem so gänzlichen Auseinanderlaufen der Grundlinien des politischen Lebens kann man sich schwer eine Vorstellung machen. Mindestens würde die Politik dadurch zu einer verwickelteren Sache gemacht werden, als sie es ohnehin schon ist. Aber das mag immerhin noch als einer der geringsten Einwände gelten.

Nach dem bisher Gesagten könnte es scheinen, als sei ich ein so entschiedener Gegner der Vorschläge des Grafen Stolberg, daß kaum noch Berührungspunkte übrig bleiben. Daß das meine Meinung nicht ist, habe ich durch die Wahl des Gleichnisses angedeutet, mit dem ich den ersten der hier erhobenen Einwände eingeleitet habe. Das Flugproblem ist gelöst, nachdem die Automobiltechnik geeignete Motoren hergestellt hatte, mit anderen Worten: nachdem viele auf dem Gebiet der gesamten Technik tätige Kräfte zusammengewirkt hatten, um die im Prinzip richtige Lösung auch zu einer ausführbaren zu machen. Beides deckt sich von vornherein nicht. Aber es ist keineswegs unwesentlich, ob — abgesehen von den Verbindungen der praktischen Ausführbarkeit — der zur Lösung führende Weg rechtzeitig und richtig erkannt wird oder nicht. In dieser Beziehung ist jeder Versuch und jede Anregung nützlich und wichtig, wodurch die Erkenntnis der wahren Schwierigkeiten des Problems gefördert, dieses selbst scharf formuliert und vor allem auf brauchbare Grundlagen gestellt, auf geeignete Ausgangspunkte hingeführt wird. Darin erkenne ich das Hauptverdienst der Schrift des Grafen Stolberg. In einer Zeit, die ganz unter der Herrschaft des Schlagwortes steht, ist es wertvoll, daß zunächst einmal einzelne den Mut finden, Begriffe richtigzustellen, die die meisten als Kennzeichen einer längst versunkenen und verklungenen Zeit betrachten, ohne ihre Bedeutung recht zu prüfen und vor allem ohne zu wissen, daß diese Begriffe sich ohne unser Zutun vor unseren Augen umgestalten und mit neuem Inhalt füllen. Ein solcher Begriff ist der der „Stände", ein Wort, bei dessem Klang unseren Zeitgenossen sogleich das sogenannte „finstere" Mittelalter mit allem Zubehör vor dem geistigen Auge aufsteigt. Und wenn es nicht das Mittelalter ist, so doch die „vormärzliche" Zeit, die den Menschen unserer Zeit beinahe den gleichen Schauder erregt als eine Zeit der Enge, der Beschränkung, der Rückständigkeit. Darüber verschließt fast jedermann die Augen vor der Tatsache, daß wir mitten in einer neuen ständischen Entwicklung drinstehen.

Natürlich sind es nicht die alten „Stände" in ihrer Starrheit, Abgeschlossenheit und Enge, in ihrer Anlehnung an einen Ursprung, der auf überwundene, sinnlos gewordene Lebensordnungen einer früheren Zeit hindeutet. Aber überall

begegnen wir dem Streben der verschiedenen Erwerbsgruppen, sich zu organisieren und das richtige Verhältnis zur Allgemeinheit, vor allem zum Staat, zu gewinnen. Wenn wir auch längst noch nicht so weit sind, daß wir alle Folgeerscheinungen dieses Bestrebens übersehen könnten, so müssen wir doch allmählich anfangen, damit als mit politischen Realitäten zu rechnen. Neben diesem Problem öffnet sich das andere, das des Parlamentarismus, wobei zu bemerken ist, daß dieses Wort ja leider in zwei verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird und daß hier von dem Parlamentarismus als der Einrichtung, durch die die Mitwirkung einer Volksvertretung an der Staatsleitung im allgemeinen begründet wird, die Rede sein soll, nicht von dem Parlamentarismus im Sinne von Parlamentsherrschaft. Es ist nicht zu leugnen, daß, so verschieden auch die Beweggründe sein mögen, die Freude an unserem parlamentarischen Leben in allen Parteilagern immer geringer wird. Auf der einen Seite möchte man die Befugnisse des Parlaments vermehren, um aus dem Tiefstand herauszukommen; auf der anderen Seite findet man, daß dieser Tiefstand deutlich darauf hinweise, daß das Parlament zum Tragen einer größeren Machtvollkommenheit und somit auch Verantwortung gar nicht fähig sei. Aber der Tiefstand selbst wird auf beiden Seiten empfunden, wenn auch nicht immer eingestanden. Und dieser Stimmung in den politisch interessierten Kreisen entspricht die zunehmende Gleichgültigkeit in der gesamten Nation, mit Ausnahme der Kreise, die auf den Umsturz der bestehenden Ordnung hoffen und in den parlamentarischen Einrichtungen das einzige Mittel sehen, sich in der gegenwärtigen Ordnung zur Geltung zu bringen. Es hat etwas Tieftrauriges, zu sehen, wie eine Einrichtung, für die eine ganze Generation mit Einsatz ihres Besten als für die notwendigste Grundlage politischer Freiheit gekämpft, deren Gewährung sie als das Morgenrot einer besseren Zeit begrüßt hat, jetzt zusehends an Ansehen verliert. Schon macht sich die Frage stärker vernehmlich: Wo soll das hinaus? Wir brauchen den Parlamentarismus im Sinne einer Mitwirkung des Volkswillens an den öffentlichen Angelegenheiten so notwendig wie die Lebensluft; denn es ist unmöglich, daß ein politisch mündiges Volk von dieser Mitwirkung ausgeschlossen wird. Aber die Form, in der sich jetzt das parlamentarische Leben abspielt, ist auf die Dauer unmöglich. (Schluß folgt)

Goethes Vater

Von Dr. phil. Rudolf Glaser

Als im Jahre 1908 in fast allen Zeitungen und Zeitschriften Deutschlands der Mutter Goethes anläßlich ihres hundertsten Todestages gedacht wurde, war es nicht uninteressant, in diesen Berichten die Urteile zu vergleichen über eine Person, die im Leben der Frau Aja von der größten Bedeutung war, über den kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe. Sie waren sich häufig widersprechend. Die Münchener Jugend z. B. nannte ihn sympathisch, die Berliner Tägliche Rundschau unsympathisch. Diese Widersprüche berühren um so eigentümlicher, als in Goethes „Dichtung und Wahrheit", welches Werk fast als einzige Quelle für die Gestalt des Vaters dient, der Charakter des Rates festgelegt ist.

Goethe schildert ihn als einen vielseitig gebildeten, ehrgeizigen, pedantisch-ernsten Mann von ausgeprägter Selbstzucht, die ihn dazu verleitete, die hohen Forderungen, die er an sich selbst stellte, auch an andere zu stellen. Dadurch natürlich mußte er in Konflikt mit seiner Umgebung kommen.

Bei aller Trockenheit hatte er eine offene Hand für Kunst und Künstler. Außerdem wandte er alles auf, um seinen Kindern die beste Erziehung und Ausbildung zu geben. Jedoch entschloß er sich erst zu diesen Ausgaben, wenn er einen dauernden Gewinn für sich und die Seinen aus ihnen fließen sah.

Freilich sind die Einzelzüge, die Goethe berichtet, über die zahlreichen Kapitel von „Dichtung und Wahrheit" zerstreut, so daß sie weniger als Gesamtbild auf den Leser wirken und natürlich vor dem Interesse für den Dichter in den Hintergrund treten. Vergleicht man aber mit dem aus „Dichtung und Wahrheit" gewonnenen Eindruck die Schilderungen einiger Biographen, z. B. Heinemanns in seinem Werke „Goethes Mutter", so findet man, daß sich beide nicht ganz decken. Man kann Heinemann den Vorwurf nicht ersparen, den Charakter von Goethes Vater vorurteilsvoll beschrieben zu haben. Zwar sucht er seine guten Eigenschaften anzuerkennen, verdunkelt sie aber sofort wieder durch Betonung seiner Schwächen und Eigenarten so sehr, daß der Leser mit Bedauern für Gattin und Kinder erfüllt wird. So ganz unglücklich kann aber Frau Aja nicht gewesen sein, sonst hätte sie sich ihre köstliche Frische und den

Humor nicht über ihre lange Ehe hinaus bewahren können. — Andere Biographen, wie Düntzer, Lewes, Goedecke sind zurückhaltender in ihrem Urteil.

Man könnte nun bei Goethe annehmen, daß er über den Vater nichts Nachteiliges habe sagen wollen, denn zwei Menschenalter liegen zwischen den Geschehnissen und der Zeit der Niederschrift. Indessen sind die Schilderungen durchaus objektiv gehalten. Mancher herbe oder gar lächerliche Zug vervollständigt das Gesamtbild, so daß von einer Beschönigung nicht die Rede sein kann. Wir erfahren von den zahlreichen kleineren Zerwürfnissen zwischen den gegensätzlichen Naturen von Vater und Sohn, Spannungen, wie sie immer einmal zwischen Eltern und den heranwachsenden Kindern vorkommen und für die Goethe sich selber zum Teil schuldig erklärt. Dagegen bricht „Dichtung und Wahrheit" ab mit des Dichters Übersiedlung nach Weimar und wir hören nichts mehr von dem letzten großen Zerwürfnis, das zum Bruche zwischen Vater und Sohn führte. Aber gerade dieses Zerwürfnis scheint mir die Quelle der sich widersprechenden Ansichten zu sein; denn einige Biographen, bemüht in die Gründe für das ganz unverständliche Verhalten von Goethes Vater aufzusuchen, haben in ihrer Teilnahme für den Dichter alles zusammengetragen, was gegen den Vater zeugen könne.

Wir erfahren die Art des Zerwürfnisses aus Briefen Goethes an Johanna Fahlmer:

„Ich bitte Euch," schreibt Goethe aus Weimar, „beruhigt Euch ein vor allemal, der Vater mag kochen, was er will, ich kann nicht immer darauf antworten, nicht immer die Grillen zurechtlegen. So viel ist es. — Ich bleibe hier, hab' ein schön Logis gemietet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig. Das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin"*).

In einem anderen Briefe heißt es, Tante und Mutter möchten darüber beraten:

„Ob der Vater Sinn und Gefühl ob all der glänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 Fl. zu geben, oder einen Teil davon. Mag das nicht gehen, so soll die Mutter Mercken schreiben, daß er mir es schickt"**).

Aus diesem Versagen der pekuniären Unterstützung, durch den Vater an den bereits berühmten Sohn, ist wohl die gänzliche Verkennung seiner genialen Individualität abgeleitet worden. Gestützt wurde diese Annahme durch einen Brief an Kestner aus dem Jahre 1772 folgenden Inhaltes:

„Der Brief meines Vaters ist da. Lieber Gott, wenn ich einmal alt werde, soll ich dann auch so werden? Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem, was liebenswert und gut ist? Sonderbar, daß man da glauben sollte, je älter der Mensch wird, desto freier er werden sollte von dem, was irdisch und klein ist. Er wird immer irdischer und kleiner . . ."***)

*) Zitiert nach Goethes Briefe, herausgegeben von Bode.

**) Zitiert nach Ewart: „Goethes Vater".

***) Zitiert nach Heinemann: „Goethes Mutter", S. 76.

Den Vorwurf des Geizes folgert Heinemann dagegen aus brieflichen Stoßseufzern Goethes, wie folgende:

„Zu einer Zeit, da sich so ein großes Publikum mit Berlichingen beschäftigt, sah ich mich genötigt, Geld zu borgen, um das Papier zu bezahlen, worauf ich ihn hatte drucken lassen“ *).

Diese Folgerung erhält nun einen scheinbaren Rückhalt an einem Briefe des Kriegsgerichtsrats Merck, der das Bestechende für sich hat, aus Goethes Freundeskreise zu stammen und gleichzeitig zeitgenössisch mit dem alten Rate zu sein. Er lautet:

„Dieser alte Mensch ist ganz inkorrigibel und die Filzerei ist so arg, daß, wenn der Herzog vier Wochen in seinem Hause logiert, er der Frau nicht einen Taler mehr Wochengeld gibt. Dieser Mensch ist Goethes Vater und Frau Ajas Eheliebster! Neuerlich hat er sich sehr gefreut, daß er es nicht war, der das Geld für des Herzogs Malereien auszulegen hatte, ich glaube, er hatte dafür nicht schlafen können. Warum uns Gott solche Menschen läßt, das mag ich nicht verantworten“ **).

Beides, die Verkennung der Genialität des Sohnes und der Geiz als Gründe für den Geldentzug, kann glatt aus „Dichtung und Wahrheit“ widerlegt werden.

Der Merckische Brief stammt aus dem Jahre 1779 und bezieht sich auf Handlungeu einer Zeit, zu welcher der kaiserliche Rat bereits schwer leidend war. Dieser pathologische Geiz darf keinesfalls als bezeichnend für seinen Charakter in gesunden Tagen angeführt werden. Den beiden brieflichen Klagen Goethes, seinem Freunde gegenüber, darf daher wohl nur der Wert einer spontanen Äußerung seines Unwillens beigemessen werden, und es ist deshalb angemessen, eine kurze Charakteristik des Dichters, die uns Kestner aus jener Zeit gibt, zu Rate zu ziehen. Kestner schreibt:

„Er ist in allen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es anderen gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen anderen ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt erst nach einem gewissen System“ ***).

Das ist also Goethe zur Entstehungszeit des Götz! Erinnert man sich dazu der Erfahrungen des Vaters mit dem Sohne in der Gretchenepisode,

*) Ebenda, S. 77.

**) Ebenda, S. 153.

***) Zitiert nach „Alles um Liebe“, S. 92.

ferner vor allen Dingen der anderthalb Jahre, die Goethe nach Leipzig im Elternhaus zubrachte, leidend an den Folgen der Leipziger Ausschweifungen, so kann man ohne weiteres verstehen, daß der Vater den Sohn mit Berechtigung geldlich knapp hielt und daß er zuerst Resultate von ihm verlangte.

Die beiden Briefstellen von und an Kestner zusammengehalten, charakterisieren die jugendliche Lebensauffassung des Dichters vortrefflich und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir, bei aller Verehrung für ihn, uns eingestehen, daß er dem so ernsten und sittenstrengen Vater viele schwere, sorgenvolle Stunden gemacht habe. Wie er den Sohn, nach „Dichtung und Wahrheit", eigentlich immer reichlich mit Mitteln versah und den Druck seiner Dichtungen förderte, würde er auch in diesem Fall nicht anders ohne triftige Gründe gehandelt haben.

Die Bemühungen also der Biographen, eine hinreichende Erklärung für die Verweigerung der Unterstützung an den Sohn, bei dessen Übersiedlung nach Weimar, zu finden, dürfen als gescheitert betrachtet werden. Das Verfahren des Rates stellt den äußersten Schritt dar, zu dem sich ein Vater gegen den Sohn entschließt, und man geht wohl nicht fehl, wenn man hierfür Gründe tieferer Natur annimmt, die sich zunächst unserer Kenntnis entziehen.

Auch Ewart, die in ihrer Studie: „Goethes Vater" den kaiserlichen Rat gegen die besagten Vorwürfe verteidigt, vermag über die tieferen Gründe des letzten großen Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn uns nichts zu sagen. Es soll deshalb meine Aufgabe sein, an der Hand eines kurzen Lebensabrisses der Gestalt des merkwürdigen, durchaus nicht uninteressanten Mannes gerecht zu werden, um schließlich, gestützt auf dessen Charaktereigenschaften und Lebensumstände, vielleicht eine Erklärung für sein Handeln zu finden und dadurch Goethes Vater uns menschlich etwas näher zu bringen.

Johann Kaspar Goethe war im Jahre 1710 als erstes Kind des Schneidermeisters Friedrich Georg Goethe und dessen Ehefrau, der verw. Cornelie Schellhorn, geb. Walther zu Frankfurt a. M. geboren. Schon in seinem Vater findet man als charakteristischen Zug den Trieb, sich weiter fortzubilden. Er hatte ihm durch längeren Aufenthalt im Auslande Genüge getan. Für den Sohn aber erstrebte er, unter jeder Bedingung, höhere Lebensverhältnisse als die eigenen. Er schickte ihn deshalb mit vierzehn Jahren nach Ewart auf das Gymnasium Casimiranum zu Kassel, nach Goethe auf das Gymnasium zu Koburg. Später studierte Kaspar in Leipzig und bildete sich juristisch weiter zu Wetzlar, Regensburg und Wien aus. Im Jahre 1738 promovierte er zu Gießen mit der Abhandlung: „Über den Erbschaftsantritt nach römischem und vaterländischem Rechte" *). Nach seiner Promotion unternahm er eine längere Reise durch Italien, Frankreich und Holland. Nachdem er so für eine weitgehende Allgemeinbildung gesorgt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt mit dem festen Vorsatz zurück, sich

*) Ewart: „Goethes Vater", S. 9.

dort in der Beamtenschaft eine angesehene Stellung zu erringen, die seinen Kenntnissen und Anlagen entspräche.

Über diese Bemühungen erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" folgendes:

„Mein Vater hatte, sobald er von Reisen zurückgekommen, nach seiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um sich zum Dienste der Stadt fähig zu machen, eines der subalternen Ämter übernehmen und solches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage gäbe. Er glaubte nach seiner Sinnesart, nach dem Begriffe, den er von sich selbst hatte, im Gefühl seines guten Willens, eine solche Auszeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, geriet er in Ärger und Mißmut, verschwur, jemals irgendeine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Rates, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheiß zu werben, wodurch er auch von dieser Seite vom Rate ausgeschlossen ward."

In diesem voreiligen Schritt, der von einem für den kaiserlichen Rat charakteristischen Eigensinn diktiert worden war, haben wir zweifellos die Quelle mancher späteren Unzuträglichkeiten und vor allem der wachsenden Verbitterung Kaspar Goethes zu erblicken, denn er entbehrte eines Wirkungskreises, wie ihn jeder ehrgeizige Mann vom Leben fordert. Über die Geschäfte, die Goethes Vater aus seiner Würde erwuchsen, wissen wir nichts. Sie werden gelegentlicher Natur gewesen sein und jedenfalls nicht hinreichend, um einen Mann von der Art Kaspar Goethes zu befriedigen. Er war also somit auf seinen häuslichen Kreis angewiesen. Goethe erzählt davon:

„Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Sozietät machen. Sie stehen so isoliert gegeneinander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigentümliche der Charaktere immer schroffer ausbildet" *).

Man vergegenwärtige sich ein solches Dasein für einen Mann in den besten Jahren. Es machte auf den jungen Wolfgang einen so tief abschreckenden Eindruck, daß es, um Goethes eigene Worte zu gebrauchen, wie eine entsetzliche Last auf seinem Gemüte lag, von der er sich zu befreien suchte, indem er nicht nach dem Wunsche des Vaters, sondern nach seinem eigenen Kopfe seinen Lebensplan entwarf.

Naturen wie der Rat Goethe bedürfen eines Zieles, dem sie zustreben können, um zufrieden zu sein. Außerdem braucht der männliche Geist eine gewisse Machtsphäre über den häuslichen Kreis hinaus. Beides mangelte dem

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit."

Leben Johann Kaspar Goethes und wir haben deshalb in seinen Beschäftigungen nicht nur das Ausfüllen seiner Zeit, sondern auch ein verzweifeltes Suchen nach Zielen oder einem Wirken nach außen zu erblicken.

Er hatte sich aus den Niederungen des Bürgerstandes mit eisernem Fleiß heraufgearbeitet und gehörte durch seine Heirat zu den ersten Frankfurter Familien. Diese Stellung sollte auch äußerlich zum Ausdruck kommen, und so verfiel er auf den Umbau seines Hauses. Hier tritt uns ein Zug außerordentlicher Zartheit entgegen. Schon lange hatte er sich mit dem Umbau befaßt; die Pläne waren entworfen und durchgearbeitet; aber es widerstrebte ihm, sich diesen sehnlichen Wunsch zu erfüllen, so lange seine alte Mutter lebte. Er wollte ihr die Unruhen und Unannehmlichkeiten des Umbaues sowie den Auszug aus langgewohnten Räumen ersparen. Gleich nach ihrem Tode wird der Umbau in Angriff genommen. Goethe bestätigt diesen Zug von Zartheit:

„Ein zwar liebevoller und wohlgesinnter Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu seinem Ziele gelangen möchte, seinen Kindern die beste Erziehung zu geben, sein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten.“*)

Hier haben wir also den ganzen Lebensplan des alten Goethe.

Während des Umbaues war die Stimmung im Goetheschen Hause eine vorzügliche, trotz der vielen Unannehmlichkeiten. Der Vater hatte sein Ziel! Er war den ganzen Tag über beschäftigt, hatte die Arbeiten zu überwachen und seinen Wünschen Ausdruck zu verleihen, sowie technische Ratschläge zu erteilen, auf die er sich verstand. Die Stimmung war so, daß man sich, nach Goethes eigenen Worten: „Kein glücklicheres Leben hätte denken können, zumal da manches Gute teils in der Familie selbst entsprang, teils ihr von außen zufloß.“**)

An dieser Stelle möchte ich des bekannten Auftrittes mit dem Grafen Thoranc gedenken, weil er von den Biographen benutzt wurde, um den Charakter des alten Goethe tiefer zu hängen. Die Einquartierung geschah, als eben der Umbau vollendet war und stellte den ganzen Haushalt von neuem auf den Kopf. Die Familie Goethe mußte ihre besten Zimmer hergeben und war selber auf einige Nebenräume angewiesen. Im Hause ging es wie in einem Taubenschlage zu und eine Gasterei folgte der anderen. Durch diesen Zustand wurde die Geduld des an Ordnung und Regelmäßigkeit gewöhnten Hausherrn begreiflicherweise stark auf die Probe gestellt. Der Rat Goethe war ferner ein begeisterter Anhänger des großen Königs. Als ihm daher auch noch zugemutet wurde, er solle sich über einen Sieg der Franzosen über die Preußen freuen, brach der verhaltene Unmut in ihm durch: „Ich wollte, sie hätten euch zum Teufel gejagt und wenn ich hätte mitfahren sollen“, war seine Antwort. Sie

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit.“

**) Goethe: „Dichtung und Wahrheit.“

ist gewiß undiplomatisch, aber so sehr begreiflich und darum entschuldbar. Er mußte dann noch über zwei Jahre die Einquartierung ertragen.

Schubart in seiner Abhandlung: „François de Théas, comte de Thoranc", Goethes Königsleutnant, verurteilt das Verhalten des kaiserlichen Rates vollständig und bezeichnet es als eine abstruse Ungeschlachtheit und als gänzlichen Mangel an Selbstbeherrschung und Anstand*).

Dieser Behauptung gegenüber berührt eine Episode merkwürdig, die Düntzer erzählt**). Goethes Vater hatte sich beim Stadtschultheißen, seinem Schwiegervater, des öfteren über Thoranc beklagt und um Befreiung von der Einquartierung gebeten. Bei einem Taufschmause kam es zwischen beiden darüber zu einem scharfen Wortwechsel, wobei der kaiserliche Rat in der Hitze der Leidenschaft das Geld, welches Textor für den Verrat der Stadt an die Franzosen erhalten, und die, welche die Franzosen in die Stadt gelassen, verflucht haben soll. Textor warf das Messer nach dem Schwiegersohn, worauf dieser den Degen zog. Nur mit Mühe konnte die Frau Stadtschultheiß später die erbitterten Parteien versöhnen.

Wo blieb da die Selbstbeherrschung und der Anstand des Schultheißen Textor?

Nach Düntzers Darstellung ist man also geneigt, sich auf die Seite des kaiserlichen Rates zu stellen. Für Heinemanns Art ist es nun charakteristisch, wie er beide Zusammenstöße mit Thoranc und Textor beurteilt. Er schreibt über Goethes Vater:

„Seine patriotische Begeisterung für Friedrich den Großen brachte ihn und die Seinen in die größte Gefahr, seine Verteidigung der Fritzischen Sache führte zu einem Riß in den Familien Goethe und Textor. So wurden viele seiner Tugenden zu Fehlern und Schwächen, weil ihm, dem klugen, pflichttreuen und opferfreudigen Manne, die höhere Weisheit fehlte, die maßvolle Besonnenheit, die Rücksichtnahme auf Menschen und Umstände, die Fähigkeit oder der Mut das Verfehlte oder Unrechte zur richtigen Zeit einzugestehen"***).

Ich meine, auf diese Weise ist es leicht, einen Menschen herunterzusetzen.

Nachdem wieder Ruhe im Hause am Hirschgraben eingekehrt war, schafft sich der Rat Goethe ein neues Ziel: die Ausbildung und Erziehung seiner Kinder. Es ist selbstverständlich, daß ein Mann, der sich diese Aufgabe erwählt, ein im Grunde gütiger Mensch sein muß. Die Schulverhältnisse waren damals nicht die besten in Frankfurt, zudem hatte Goethes Vater ein entschieden pädagogisches Talent, das betätigen zu können ihm Anregung bot. In einzelnen Fächern wurden noch Lehrmeister hinzugezogen. Den Tanzunterricht gab der Rat seinen Kindern selbst. Dieser Unterricht ist wohl lediglich als eine Erholung für den Lehrer anzusehen, eine Art Spiel des Erwachsenen mit den Kindern.

*) Ewart: „Goethes Vater."

**) Düntzer: „Goethes Leben", S. 32.

***) Heinemann: „Goethes Mutter", S. 25.

In dem Bestreben, seinen Kindern eine gediegene Ausbildung auf möglichst breiter Grundlage zu geben, ergriff Goethes Vater jedes Mittel, das ihm zu seinem Zwecke geeignet erschien. Es ist im höchsten Maße bewundernswert, mit welcher Umsicht, Energie und Selbstverleugnung er dabei zu Werke ging. So meldete sich einst ein englischer Sprachlehrer und der bereits fünfzigjährige Mann entschließt sich sofort, mit seinen Kindern Unterricht zu nehmen, um dadurch eine Lücke in seiner Bildung zu schließen. Diesen Zug finden wir, wie so viele andere Züge des Vaters, in dem Dichter wieder. Wie mit dem Englischen hielt es der Rat mit dem Zeichnen. Goethe schreibt darüber:

„Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da seine Kinder diese Kunst trieben, nicht zurückbleiben, sondern ihnen, selbst in seinem Alter, ein Beispiel geben, wie sie in ihrer Jugend verfahren sollten. Er kopierte also einige Köpfe des Piazetta, nach dessen bekannten Blättern in Kleinoktav, mit englischem Bleistift auf das feinste holländische Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, sondern ahmte auch die Schraffierungen des Kupferstiches aufs genaueste nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leise, da er dann, weil er die Härten vermeiden wollte, keine Haltung in die Blätter brachte, doch waren sie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender, unermüdlicher Fleiß ging so weit, daß er die ganze ansehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durchzeichnete, indessen wir Kinder von einem Kopf zum anderen sprangen und uns nur die auserwählten, welche uns gefielen" *).

Als dann Goethe nach seinem ersten Liebesabenteuer mit dem Sachsenhausener Gretchen Zerstreuung im Zeichnen nach der Natur suchte, sehen wir seinen Vater in geradezu rührender Weise an den Bemühungen des Sohnes teilnehmen, auch hierin seine Grundsätze nicht verleugnend. Jede Zeichnung, jede kleinste Skizze war für den Vater von Wert, mochte sie auf sauberem Papier, auf einem abgerissenen Fetzen oder mochten mehrere Zeichnungen auf einen kleinen Bogen gedrängt sein. Letztere trennte er voneinander, unförmige Blätter beschnitt er, zog Linien um die Bildchen und ließ alles vom Buchbinder aufziehen, damit er später an dieser Sammlung der Fortschritte seines Sohnes sich erfreuen könne, wie Goethe sagt. Wolfgang wurde dann genötigt, die Umrisse verschiedener Berge bis an die vom Vater gezogenen Linien fortzuführen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen. Diese innige Freude und Teilnahme an der Beschäftigung des Sohnes muß dem Herrn Rat hoch angerechnet werden. Er liebte in diesen Zeichnungen ja nicht wie wir die Produkte unseres größten Dichters, sondern lediglich die tastenden Versuche seines eigenen, teuren Kindes, von dem er nicht ahnen konnte, wozu es berufen sei.

„Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern", sagt Goethe, „so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe seinen geheimen Ein-

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit".

fluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies"*). Diese Worte des Dichters sind eine glänzende Anerkennung der Erziehungsmethode des Vaters.

Außer der Beschäftigung mit der Zeichenkunst wurde im Goethischen Hause eifrig die Musik gepflegt. Sämtliche Familienmitglieder spielten ein Instrument; der alte Rat selbst verstand außer dem Flötenblasen die Laute zu spielen und nicht übel zu singen. Aber auch hier durfte es nicht bei einem bloß spielerischen Zeitvertreib bleiben; denn war einmal etwas angefangen, so verlangte der Rat, wie von sich, auch von den Kindern, daß es zu Ende gebracht werde. Er forderte Resultate. Dieser vorzügliche Grundsatz, nach dem allerdings mit unglaublicher Pedanterie verfahren wurde, hat den Kindern manche unerträgliche Stunde gebracht.

Goethe erzählt von Winterabenden, an denen die Familie zusammen die Geschichte der Päpste von Bower las. Sie verzweifelten sämtlich dabei und der Vater war mitunter der erste, der zu gähnen anfing. „Es war ein fürchterlicher Zustand", sagt Goethe, „in dem wenig oder nichts, was in jenen kirchlichen Verhältnissen vorkommt, Kinder und junge Leute ansprechen kann. Indessen ist mir bei aller Unachtsamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorlesung so viel geblieben, daß ich in späterer Zeit manches daran zu knüpfen imstande war"**). Wir müssen also somit annehmen, daß der kaiserliche Rat seinen Zweck erreicht hat.

Daß Cornelie, die ohnehin ein unfroher Charakter war, die sich nicht einmal mit der Mutter verstehen konnte, unter diesen erzieherischen Prinzipien des Vaters, besonders zu der Zeit litt, als der Bruder in Leipzig weilte, liegt auf der Hand. Sie hatte niemand, mit dem sie sich aussprechen konnte, sehnte sich nach dem geliebten Bruder und steigerte durch ihren Widerwillen gegen das vom Vater Geforderte die Empfindungen des Zwanges bis zur Unerträglichkeit. Dem Vater war allerdings durch seine übertriebene Selbstzucht das Verständnis für die Berechtigung jugendlicher Wünsche verlorengegangen. Außerdem fehlte ihm zu jener Zeit eine zielbewußte Tätigkeit, da die Kinder seinem Unterricht entwachsen waren. Diese veränderten Verhältnisse anzuerkennen und die Kinder als selbständige Menschen zu betrachten, fiel ihm deshalb doppelt schwer.

Zu den Lehrmitteln, die der alte Goethe aufgriff, dienten auch seine Liebhabereien und Sammlungen, deren Grundstock er zum Teil auf seiner italienischen Reise erworben hatte. Es ist falsch zu behaupten, der Aufenthalt in Italien sei ohne nennenswerten Gewinn für Johann Kaspar Goethe gewesen, wie es von biographischer Seite geschehen ist***). Diese Behauptung stützt sich auf einige der wenigen Briefe, die uns von Goethes Vater erhalten sind. Einer von ihnen, den Merck einen Handwerksburschenbrief genannt hat, schließt mit den Worten:

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit".

**) Ebenda.

***) Heinemann: „Goethes Mutter", S. 16.

„Man bringt nichts mehr mit nach Hause, als einen Kopf voller Kuriositäten, für welche man insgesamt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei bare Heller bekäme“ *).

In einem anderen Brief klagt er über die schlechte Verköstigung und die vielen Fliegen. Was der Rat Goethe mit diesen Briefen bezweckte, entzieht sich unserer Kenntnis. Es wäre aber ungerecht, würde man diesen Briefen gegenüber nicht den Dichter zu Worte kommen lassen:

„Innerhalb des Hauses zog mein Blick am meisten eine Reihe römischer Prospekte auf sich, mit welchen der Vater seinen Vorsaal ausgeschmückt hatte. Diese Gestalten prägten sich tief bei mir ein, und der sonst sehr lakonische Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beschreibung des Gegenstandes vornehmen zu lassen. Seine Vorliebe für die italienische Sprache und für alles, was sich auf dieses Land bezieht, war sehr ausgesprochen. Eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung, die er von dorther mitgebracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Teil seiner Zeit verwendete er auf seine italienisch verfaßte Reisebeschreibung“ **).

An einer anderen Stelle heißt es: „Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte, ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraussehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergetze. Dieses Märchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese teilhaftig zu werden“ ***).

In Venedig, beim Anblick der Gondeln, gedenkt Goethe eines Gondelmodells, das der Vater mitgebracht hatte und so hoch hielt, daß Wolfgang nur in seltenen Fällen damit spielen durfte. „Die ersten Schnäbel von Eisenblech“, schreibt er an Frau von Stein, „die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich, wie eine alte Bekanntschaft, wie ein lang entbehrter erster Jugendeindruck“ †). An einer anderen Stelle äußert er sich: „Ich gedachte meines armen Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen“ ††).

Was wollen diesen Äußerungen des Dichters gegenüber die erwähnten Briefe bedeuten, deren Fassung vielleicht auf eine Augenblickslaune zurückzuführen ist. Man darf nie vergessen, was eine italienische Reise zu der damaligen Zeit an Beschwerden, Unannehmlichkeiten, ja Gefahren bedeutete. Wie groß hingegen muß der Begriff von der Bedeutung der Reise für die eigene Entwicklung

*) Zitiert nach Heinemann, S. 16.

**) Goethe: „Dichtung und Wahrheit.“

***) Ebenda.

†) Zitiert nach Ewart: „Goethes Vater“, S. 19.

††) Ebenda.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

gewesen sein, wenn derselbe Mann in seinem Sohne immer und immer wieder die Sehnsucht nach dem Süden weckt und ihn mehrmals geradezu zu einer italienischen Reise nötigt.

Außer den schon erwähnten Steinsammlungen besaß der Rat Goethe eine Landkartensammlung, einen Schrank alter Gewehre, einen Schrank merkwürdiger venetianischer Gläser, Becher und Pokale, Elfenbeinarbeiten und Bronzen. Der junge Wolfgang aber durfte im Auftrag des Vaters Auktionen besuchen, um den Bestand dieser Sammlungen zu vermehren. Wer denkt dabei nicht an Goethes Sammeleifer? Die Annahme liegt ferner nahe genug, daß ein Teil der Sammlungen des Weimarer Goethehauses die Kunstschätze des alten Goethe darstellt.

Die Behauptung, die Beschäftigung des Rates mit den Künsten sei eine rein äußerliche gewesen, erscheint ebenfalls unzutreffend*). Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit": „Da mein Vater sich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß wäre aufgezehrt worden, so war er dagegen nicht karg mit der Anschaffung solcher Dinge, die bei einem inneren Wert auch einen guten äußeren Schein haben." Dazu muß man sich den Charakter des alten Goethe in seinem Ernst, seiner Gründlichkeit und Sparsamkeit vor Augen halten, um sich zu sagen, des äußeren Prunkes wegen hätte er nicht jahraus, jahrein größere Summen für Kunstwerke ausgegeben; denn außer den erwähnten Bronzen sammelte er auch noch Gemälde. Dabei blieb er in lebhaftem Kontakt mit den Malern selbst, denen er sein Haus offenhielt und die seine Gastfreundschaft häufig genug in Anspruch nahmen. Ein so ganz unliebenswürdiger Mann muß er also doch nicht gewesen sein. Ihn zum Kunstkenner**) machen zu wollen, erscheint mir verfehlt, dazu blieb er viel zu sehr am Stofflichen kleben. Er hatte aus praktischen Gründen sein Gefühlsleben verkümmern lassen, um so mehr aber seinen Verstand geschärft und beurteilte deshalb gewohnheitsmäßig alles zunächst mit dem Verstande. Damit kommt man aber einem Kunstwerk nicht näher, das zuerst mit dem Gefühl begriffen werden will. Wir werden also den Rat Goethe zu den Kunstliebhabern rechnen dürfen, in denen ein reiches differenziertes Gefühlsleben verborgen ist, weil es sich nicht hat entwickeln dürfen. Dieses Unterdrücken begünstigte wiederum seine bureaukratische Seite, durch die er oft genug in Gegensatz zu der künstlerischen Natur des Sohnes trat. Seine Gemälde mußten sich eine Schematisierung gefallen lassen. Sie wurden alle, der äußeren Übereinstimmung halber, in schwarze Rahmen mit Goldleisten gerahmt und symmetrisch aufgehangen.

Interessant ist übrigens, daß die Gemäldesammlung im damaligen Fremdenführer durch Frankfurt als Sehenswürdigkeit aufgeführt ist***).

* * *

*) Heinemann: „Goethes Mutter", S. 25.

**) Keil nach Ewart: „Goethes Vater", S. 14.

***) Ewart: „Goethes Vater".

Die Stellung von Goethes Vater zur Dichtkunst endlich unterscheidet sich durch nichts von seiner Stellung zu den übrigen Künsten. Er hatte eine umfangreiche Bibliothek, die neben juristisch-wissenschaftlichen Büchern schöne Ausgaben der lateinischen Schriftsteller — alle übereinstimmend in Quartformat — enthielt, ferner Werke über römische Antiquitäten und die berühmtesten italienischen Dichter. Besondere Vorliebe hatte er für den Tasso. Dann waren noch Reisebeschreibungen, Wörterbücher, Reallexika vorhanden. Von Klopstock, dessen Messias von vielen Bewunderern freudig begrüßt wurde, wollte der Herr Rat nichts wissen. Seine Abneigung gegen die reimlosen Verse ging so weit, daß er in seinem Hause den Messias verbot. Ein Freund des Hauses brachte das Werk heimlich mit, die Kinder gewannen die verbotene Frucht lieb und lernten sogar die Verse auswendig. Welche Folgen die Überschreitung des väterlichen Verbotes hatte, erzählt Goethe in so ergötzlicher Weise, daß ich mir nicht versagen kann, die Episode hier zu wiederholen, zumal sie mir in mehr als einer Hinsicht für Goethes Vater charakteristisch erscheint.

„Es war an einem Samstag abend im Winter, der Vater ließ sich immer bei Licht rasieren, um Sonntag früh zur Kirche sich bequemlich anziehen zu können, — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun aber hatte Abramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen. Meine Schwester packte mich gewaltig an und rezitierte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

„Hilf mir! Ich flehe dich an! Ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer dich an! Verworfener, schwarzer Verbrecher.
Hilf mir! Ich leide die Pein des rächenden, ewigen Todes.
Vormals konnt ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen.
Jetzt vermag ich es nicht mehr! Auch dies ist stechender Jammer."

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief sie die folgenden Worte:

„O, wie bin ich zermalmt!"

Der gute Chirurgus erschrack und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Anbetracht des Unglücks, das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasieren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Mutwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unseren teuflischen Rollen und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen sollen"*).

Wie aber verhielt sich der Rat Goethe zu des Sohnes Dichtungen? Goethe hatte während seines Aufenthaltes im Elsaß eine größere Anzahl kleinerer Gedichte, Aufsätze, Reisenotizen und dergleichen geschrieben. Der Vater ordnete

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit."

ihm, genau wie früher die zeichnerischen Versuche, diese Papiere, rubrizierte sie und verlangte von Unvollendetem die Vollendung. Ja, er hat sogar den Wunsch geäußert, die Gedichte gedruckt zu sehen, ehe Goethe selber an die Veröffentlichung dachte. Daß er sie indessen nicht überschätzte, geht daraus hervor, daß er, nachdem der Götz und Werther erschienen war, von der Beschäftigung des Sohnes mit dichterischen Tändeleien nichts mehr wissen wollte, sondern ihn vielmehr immer zu Größerem antrieb.

Die Zeit nach dem Wetzlarschen Aufenthalt Goethes, also die der Jahre 1772 bis 1775, zeigt Goethe Vater und Sohn in einem ausgezeichneten Einvernehmen, wie man es sich besser kaum denken kann. Vor Wetzlar war Goethe bereits in Frankfurt zur Advokatur zugelassen worden, die er nach seiner Rückkehr wieder aufnahm. Aber die Juristerei vermochte den jungen Dichter nicht zu befriedigen. Er trug sich mit einer Fülle schöpferischer Gedanken, zu deren Ausführung die Advokatur nur hinderlich sein konnte. Der Götz wurde bearbeitet und der Werther forderte Gestaltung; außer einer Reihe von Gedichten und Fragment bleibender Ansätze beschäftigten den Dichter der Faust, Clavigo, Stella und endlich Egmont.

Die Gestaltung dieser Probleme wäre ausgeschlossen gewesen, hätte der Vater nicht verständnisvoll dem Sohne die Advokatentätigkeit erleichtert, ja, sie ihm zum größten Teile abgenommen. Das Zusammenarbeiten von Vater und Sohn schildert uns Goethe folgendermaßen:

„Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Konzeption und Ausführung, studierte er die Akten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten, legte er mir die Sache vor und die Anfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh und er auch einmal auszusprechen nicht unterließ, wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden“ *).

An einer anderen Stelle heißt es:

„Ich machte mich mit den Akten bekannt, mein Vater las sie ebenfalls mit Vergnügen, da er sich, durch Veranlassung des Sohnes, wieder in einer Tätigkeit sah, die er so lange entbehrt hatte. Wir besprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nötigen Aufsätze. — So war mir dies Geschäft eine um so angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der mit meinem Benehmen in diesem Punkte völlig zufrieden, allem übrigen, was ich trieb, gern nachsah, in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten würde“ **).

Der Lebensplan, den der Rat für seinen Sohn entworfen hatte, schien sich nach allen exzentrischen Seitensprüngen des letzteren doch vollkommen nach dem Wunsche des alten Herrn gestalten zu wollen. Sein Lebenswerk, das wir

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit.“
**) Ebenda.

in der Erziehung seiner Kinder zu erblicken haben, wurde sogar von einem Erfolge gekrönt, wie er nie vermutet hätte.

Kaspar Goethe stand im Anfang der sechziger Jahre. Er hatte sein langes Leben hinbringen müssen, ohne, wie er wünschte, seine Begabung betätigen, seinen eigentlichen Beruf als Jurist ausüben zu können, denn der Charakter als kaiserlicher Rat verbot eine solche öffentliche Beschäftigung. In der Advokatur seines Sohnes konnte er wieder seine Kenntnisse verwerten, von einem neuen Ziel und Zweck, den Sohn, wo er irgend kann, zu fördern, werden seine alten Tage erfüllt, denn er schätzt des Sohnes dichterische Begabung höher als dessen juristische. Es ist ein Aufleben in dem alten Mann, der seine Fähigkeiten immer brachliegen und sich aus seinem größeren Wirkungskreis verbannt sah. Jedermann wird diese glückliche Stimmung dem kaiserlichen Rat nachempfinden können.

Mit dem Berühmtwerden Wolfgangs ging es Hand in Hand, daß der junge Dichter von vielen Durchreisenden aufgesucht wurde. Um des Sohnes willen erweiterte der Vater seinen streng geschlossenen Haushalt. Er lud Fremde und Einheimische zu Tisch und genoß dann, nach Goethes eigenen Worten: „sehr gern eines munteren, ja paradoxen Gespräches, da ich ihm dann durch allerlei dialektisches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete“ *).

Also Anregung für den Rat Goethe von allen Seiten.

Als aber der Erbprinz von Sachsen-Weimar mit seinem Bruder Konstantin nach Frankfurt kam und Goethe aufgefordert wurde, mit nach Mainz zu folgen, ist es, als ob der Rat eine Gefahr für sich wittere. Er widersetzt sich mit allerlei nichtigen Gründen dieser kurzen Reise, will von der Fürstendienerei nichts wissen und behauptet, es sei auf eine Demütigung des Sohnes abgesehen, um Wieland für die Farce „Götter, Helden und Wieland“ zu rächen. Als stärkstes Abschreckungsmittel führt er das Erlebnis Voltaires mit Friedrich dem Großen an, wie der von der königlichen Gunst verwöhnte Dichter plötzlich in Ungnade gefallen, in Frankfurt arretiert und in einem Gasthof gefangen gehalten worden sei.

Goethe aber ließ sich nicht beirren, er folgte den weimarischen Prinzen nach Mainz.

Als der Dichter dann sein Verlöbnis mit Lilly Schönemann, der „Staatsdame“, wie sie der Vater spöttisch nannte, gelöst hatte, entspricht es vollkommen den Absichten des letzteren, daß der Sohn sich den beiden Grafen Stolberg zu einer Reise nach Italien anschließt.

Was konnte dem nach dem Höchsten strebenden Künstler förderlicher sein, als eine Reise nach Italien? Als der Dichter dann seine Reise auf dem Gotthardt abbricht und nach Hause zurückkehrt, wird er zwar wohl von dem

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit“.

enttäuschten Vater empfangen, indessen werden ihm Vorhaltungen nicht erspart. Von den Beschreibungen der Nebelseen, wilden Felsen und Drachennestern will der ärgerliche Rat nichts wissen und entgegnet: „Was denn eigentlich an alledem zu haben sei, wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt."

Goethe beginnt nunmehr dem Stoff des Egmont näherzutreten. Wie er mit dem Vater seine älteren Arbeiten besprochen, unterhält er sich jetzt mit ihm über die Geschichte der Niederlande und legt ihm die Idee und die Gestaltung des „Egmont" dar, wie er sich den Stoff bereits zurechtgedacht hatte. Er schreibt darüber:

„Meinen Vater hatte ich auf das lebhafteste unterhalten, was zu tun sei, was ich tun wolle, daß ihm dies so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopfe schon fertige Stück auf dem Papier gedruckt, es bewundert zu sehen. Ich fing also wirklich „Egmont" zu schreiben an. Damit gelangte ich weit, indem ich, bei meiner läßlichen Art zu arbeiten, von meinem Vater — es ist nicht übertrieben — Tag und Nacht angespornt wurde, da er das so leicht Entstehende auch leicht vollendet zu sehen glaubte"*).

Des Dichters Liebe zu Lilly war aber noch nicht überwunden; er fühlte, daß er irgendwohin vor ihr flüchten müsse. Der Wunsch, Italien zu sehen, ward von neuem in ihm durch den Vater entfacht, als seinen Absichten der Herzog von Sachsen-Weimar entgegenkam. Goethe sollte in Begleitung des von Karlsruhe nach Weimar zurückkehrenden Kammerrates von Kalb nach Weimar kommen. Goethes Vater stand, wie früher der Reise nach Mainz, auch diesem Plane entgegen. Zwar verfehlte die hohe Auszeichnung, die seinem Sohn von fürstlicher Seite widerfuhr, nicht, ihn mit väterlichem Stolze zu erfüllen, indessen das gefaßte Vorurteil konnte er nicht überwinden. Darin bestärkte ihn das Ausbleiben des versprochenen Wagens, der den Dichter nach der herzoglichen Residenz bringen sollte. Selbstverständlich wußten die Verwandten und Freunde von der Ehrung, denn Goethe hatte sich bereits von ihnen verabschiedet. Er wagte sich deshalb nur bei Nacht aus dem Hause und benutzte diese Zeit einer freiwilligen Gefangenschaft, um den „Egmont" zu fördern und vollendete ihn fast. Goethe schreibt darüber:

„Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigene Neigung zu diesem Stück gewann und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nötig; denn er machte über das Ausbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Kavalier für ein Luftgespenst, welches er mir zwar nur indirekt zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze für einen lustigen Hofstreich

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit."

ansah, den man im Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben"*).

Als der Wartezustand schließlich unerträglich wird, weiß der väterliche Freund Rat. Er entwirft dem Sohne in fürsorglichster Weise einen Reiseplan nach Italien, stellt ihm eine kleine Handbibliothek zusammen und schickt ihn so ausgerüstet heimlich zum zweiten Male nach dem Süden. Wie diese Reise ebenfalls vereitelt und Goethe dennoch nach Weimar geführt wurde, ist genugsam bekannt.

Der Aufenthalt in Weimar war zunächst nur als vorübergehend gedacht. Als aber der Sohn sich nicht anschickte zurückzukehren, als er Geld und Ausstattung von den Eltern verlangte und es sich außerdem herausstellte, daß er in Frankfurt Schulden hinterlassen habe, trotz der reichlichen Mittel, die ihm zuflossen, schwoll der Unmut des Herrn Rat. Dazu drangen noch die Nachrichten von dem tollen, lustigen Treiben aus Weimar nach Frankfurt. Eine solche Lebensführung entsprach in keiner Hinsicht der ernsten Weltanschauung von Goethes Vater. Die Erinnerung, wie sein Sohn aus Leipzig, gebrochen an Leib und Seele, zurückgekehrt war, stand wie ein Schreckensgespenst vor ihm auf.

Aber noch ein anderes quälte ihn, die eigene Zurücksetzung vor dem herzoglichen Freund. Konnte der Sohn sich ein schöneres Leben als das der Frankfurter Jahre denken? Hatte er dem Dichter nicht die unerträgliche Advokatur fast ganz abgenommen, nur damit er möglichst seiner Muse leben konnte? Hatte er ihn nicht gefördert, getragen, wo es nur immer anging? Ja, er hatte sein ganzes Leben den Kindern gewidmet und nun erntete er Undank; denn er sah sich wieder in die Untätigkeit zurückgestoßen, nachdem er in den letzten Jahren durch seine Mitarbeit im Berufe des Sohnes so glücklich geworden war. Hatte dieser, der so viel Liebe, wenn auch herbe Liebe von ihm empfangen, nicht ein wenig die Verpflichtung, seinem Vater die Treue dadurch zu entgelten, daß er ihm, auf seine paar alten Tage wenigstens, die kleine befriedigende Tätigkeit, den bescheidenen Wirkungskreis beließ? Nach einer äußerst anregenden Zeit wartete seiner eine gähnende Leere. Man darf nicht vergessen, daß er mit seinem Sohne tagtäglich zusammen war. Es ist der Fall von dem Höhepunkt seines Lebens, gegen den er sich wehrt. Deshalb darf man es dem alten gekränkten Mann nicht verdenken, wenn er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Sohn nach Frankfurt zurückzuziehen suchte. Nicht aus Geiz verweigerte er Mitgift und Ausstattung sowie die Bezahlung der Schulden; geizig war, wie wir gesehen haben, der kaiserliche Rat in gesunden Tagen nie gewesen. Es war das letzte Mittel, um den Sohn sich gefügig zu machen, der stärkste Trumpf, den er in der Hand hatte. Er spielte ihn aus und verlor. Gegen die Macht

*) Goethe: „Dichtung und Wahrheit."

des Herzogs war der Vater ohnmächtig und er erblickte deshalb in ersterem einen persönlichen Feind.

Und wieder stößt man auf den Eigensinn in Goethes Vater, der nicht zugeben will, daß er verloren habe; genau wie in der erwähnten Episode mit der Verdammung der Klopstockschen Hexameter. Der Glaube an seinen Trumpf und die Feindschaft des Herzogs wird gewaltsam genährt, bis er allerdings zur fixen Idee wird. Die Verbitterung und nicht zum wenigsten die über ihn verhängte, nun doppelt fühlbare Untätigkeit beschleunigen den geistigen Verfall. Man mag das Verfahren des alten Goethe als Egoismus brandmarken, im Rückblick auf sein ganzes Leben und im Hinblick auf die bedauerliche, tiefe Wirkung, welche die Trennung vom Sohne für ihn brachte, muß man ihm verzeihen.

Im Herbst 1775 war Goethe nach Weimar gegangen. Im Mai des Jahres 1776 wurde er als Geheimer Legationsrat für immer an Weimar gebunden. Damit war dem Vater jede Hoffnung, den Sohn wieder bei sich zu sehen, abgeschnitten; dreiviertel Jahr später, im Jahre 1777, trifft ihn der erste Schlaganfall. Zu dieser Zeit stirbt Cornelie und Frau Aja schreibt an Lavater:

„Die arme Mutter hatte viel, viel zu tragen, mein Mann war den ganzen Winter krank, das harte Zuschlagen einer Stubentür erschröckte ihn, und dem Manne mußte ich der Todesbote sein von seiner Tochter, die er über alles liebte*).

Ein Brief aus dem Jahre 1778 vom Musiker Kranz an die Frau Rat bezeugt, wie die Geisteskräfte des alten Mannes abgenommen haben. Er saß bei dem Besuche des Musikers im Goethehaus, teilnahmslos vor sich hinbrütend, in seinem Sessel.

Im Jahre 1779 endlich kehrt Goethe mit dem Herzog im Elternhause ein. Frau Aja schreibt darüber an die Herzogin:

„Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben, mir war Angst, er stürbe auf der Stelle, noch an dem heutigen Tage, da Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg sind, ist er noch nicht recht bei sich“**).

Im Jahre 1781 äußert sich Frau Rat in einem Briefe an den Dichter folgendermaßen:

„Der Vater ist ein armer Mann, körperliche Kräfte noch so ziemlich, — aber im Geiste sehr schwach — im übrigen so ziemlich zufrieden, nur wenn ihn die Langeweile plagt — —, dann ist's gar fatal. — — An der Reparatur des untersten Stockes hat er noch große Freude, meine Wohnstube, die jetzt ganz

*) Zitiert nach Ewart: „Goethes Vater.“

**) Zitiert nach Ewart: „Alles um Liebe“, S. 238.

fertig ist, weist er allen Leuten — dabei sagt er, die Frau Aja hat's gemacht, gelt, das ist hübsch*). — —

Im selben Jahr schreibt sie an Lavater:

„Bei uns geht's so, so. Ich vor mein Teil befinde mich noch immer Gott sei Dank, wie ich war, gesund, munter und guten Humors — aber der arme Herr Rat ist schon seit Jahr und Tag sehr im Abnehmen. Vornehmlich sind seine Geisteskräfte dahin. Gedächtnis, Besinnlichkeit, eben alles ist weg. Das Leben, das er jetzt führt, ist ein wahres Pflanzenleben"**).

So sieht man die Verblödung mehr und mehr um sich greifen. Im Jahre 1782 endlich wird der Kranke von seinen Leiden erlöst.

Erinnert man sich nun des anfangs erwähnten Merckschen Briefes, der aus der Zeit dieser Verblödung datiert, so darf man den kranken Mann nicht für das darin gerügte Betragen verantwortlich machen. Der Brief des Kriegsgerichtsrates gibt, mit den Briefen der Frau Aja zusammengehalten, ein geschlossenes, trauriges Krankheitsbild, sonst nichts.

Das Ergebnis des Rückblickes auf das Leben des kaiserlichen Rates ist, daß Goethe sich nicht trotz seines Vaters, sondern wesentlich mit Hilfe desselben zu dem entwickelt hat, was er uns geworden ist. Der Gipfel in des Vaters Leben war die prometheische, Frankfurter Zeit des Dichters. Hier durfte er ernten, was er gesät hatte. Was Goethe uns in jener Zeit geschenkt hat, gehört zu dem köstlichsten literarischen Besitz der ganzen Welt. Die Fülle aber, in welcher dieser auf uns gekommen, wurde durch den Vater ermöglicht, und wir Deutschen haben somit allen Grund, dem verkannten Herrn Rat dafür Dank zu wissen.

---

*) Zitiert nach Ewart: „Goethes Vater."

**) Ebenda.

England im Mittelmeer

Die englische Mittelmeerpolitik begann lange bevor das Mittelmeer eine Straße nach Indien und dem fernen Osten bildete, und sie beschränkte sich eine lange Periode hindurch ganz wesentlich auf die westliche Hälfte des Meeres. Im sechzehnten Jahrhundert war der einzige Grund, der die Engländer ins Mittelmeer führte, der Handel mit der Levante, zumal mit Smyrna. Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fuhr die englische Kriegsflotte einige Male durch die Straße von Gibraltar; aber ein bestimmter Plan, der das Mittelmeer zu einem strategischen Schauplatz im Dienste der europäischen Politik Englands machte, entstand erst im spanischen Erbfolgekriege. Der Schöpfer dieser Politik war Wilhelm der Dritte. Die Idee war, Frankreich zur See in den Rücken zu kommen, die französische Flotte in Toulon festzuhalten oder zu schlagen und die militärischen Operationen auf den spanischen und italienischen Kriegsschauplätzen zu beeinflussen. In der Politik und in den Kriegen jener Periode, und desgleichen zur Zeit Napoleons des Ersten spielten die verschiedenen Staaten Italiens eine bedeutende, wenn auch sehr passive Rolle in den Kämpfen der großen Mächte. Die politische Zerstückelung Italiens machte das Land immer von neuem zum Kriegsschauplatze, und eben deshalb behauptete England seine maritime Stellung im Mittelmeer, nachdem es einmal die großen strategischen Möglichkeiten dieser Stellung klar erkannt hatte. Aus rein strategischen Gründen erfolgte 1704 die Eroberung Gibraltars; denn sie bot die Möglichkeit, die französische und die spanische Flotte zu teilen, und die Verbindung zwischen Brest und Toulon, und zwischen Cadiz und Cartagena zu unterbrechen.

In den Kämpfen gegen Ludwig den Vierzehnten, Ludwig den Fünfzehnten und Napoleon den Ersten nahmen die Engländer Minorca, Porto Ferrajo, Malta, Ägypten und Sizilien ein. Aber diese Besetzungen dienten nicht dauernden politischen Zwecken, und mit Ausnahme Gibraltars und Maltas dienten sie auch nicht dauernden militärischen Zwecken. Nachdem der militärische Zweck in dem Friedensschluß erreicht war, wurde die Besetzung der Gebiete wieder aufgegeben. Im Pariser Frieden behielt England nur Gibraltar und Malta, das 1800 eingenommen war, und die Jonischen Inseln. Diese, ein Überrest alter venezianischer Herrlichkeit, mochte England keinem großen Mittelmeerstaat über-

lassen; aber fünfzig Jahre später überließ es die Inseln den Griechen. England war im Jahre 1863, also zweihundert Jahre nachdem es eine Mittelmeermacht geworden war, auf den Besitz von Gibraltar und Malta beschränkt.

Der Gedanke, daß das Mittelmeer eine Seeroute im eigentlichen Sinne wäre, war den Engländern fremd. Sie betrachteten das Mittelmeer als eine Sackgasse, die bei Smyrna aufhörte, dessen Handel um 1800 auf etwas über 2 Millionen Mark zurückgegangen war. Die Auffassung des Mittelmeeres als einer Straße nach dem Orient über die Mittelmeerküste hinaus ist nicht englischen, sondern französischen Ursprungs. Im Gegensatz zu England hatte Frankreich schon seit dem sechzehnten Jahrhundert rein politische Interessen im Orient. In jener Periode, als das Mittelmeer in seiner wesentlichen Hälfte von Spanien und in der östlichen von der Türkei beherrscht wurde, hat Frankreich, das von der habsburgischen Monarchie in Spanien, Deutschland und Teilen von Italien eingeengt wurde, mehrfach im Bündnis mit dem türkischen Großherrn gestanden. Zu dieser Zeit entwickelte Frankreich einen lebhaften Handel mit der Levante; aber seine politischen Interessen kamen wieder darin zum Ausdruck, daß es durch die Kapitulationen das Protektorat über die Christen im Orient erwarb. Die Franzosen hatten schon früh Kolonisationspläne im Mittelmeergebiet; während England sich mit ein paar strategischen Stützpunkten begnügte, und weit bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein nie daran dachte, auf den Randgebieten des Mittelmeeres festen Fuß zu fassen, Colberts Idee, es zu einem französischen Binnensee zu machen, beruhte darauf. England hatte bei seinen überseeischen Unternehmungen und bei seiner überseeischen Kolonisation stets den offenen Ozean im Auge; sein Denken war ausgesprochen maritim, ozeanisch. Die französische Denkart fing, unter Richelieu ebenfalls an, die Richtung auf den Ozean zu nehmen; aber die Politik Ludwigs des Vierzehnten gab ihr wieder die entscheidende Richtung landwärts, und die Auffassung der Franzosen hat seitdem auch in maritimen Dingen einen wesentlich kontinentalen Zug behalten. Sie wandte sich von dem Atlantischen Ozean ab und dem Mittelmeer zu, dessen enge Begrenzung für sie dieselbe Anziehungskraft hatte, wie für die Engländer die Weite des Ozeans. Bezeichnend für die englische Auffassung ist ihre Strategie bei der ägyptischen Expedition Napoleons. Abgesehen davon, daß Nelson die französische Flotte angriff, wo er sie fand — und er fand sie bei Abukir — trafen die Engländer ihre weiteren Vorkehrungen nicht im Mittelmeer oder in Ägypten selbst, sondern draußen im Indischen Ozean. Sie traten Dessaix im Roten Meer entgegen, unterwarfen in Indien das Sultanat Mysore, besetzten die Insel Perim (1799) und schlossen einen Vertrag mit dem Sultan von Aden (1802). Als die Franzosen Ägypten verloren hatten, dachten die Engländer gar nicht daran, es für sich zu behalten, sondern gaben es den Türken zurück. Und mit dem Frieden von 1815 hörte die aktive Mittelmeerpolitik, die Nelson 1798 begonnen hatte, wieder auf.

Nach 1815 verfolgte England die negative Politik, Änderungen in dem status quo des Mittelmeergebietes zu verhindern. Als die Franzosen Algier nahmen, erhob es dagegen Einspruch. Die Vorschläge Nikolaus' des Ersten und Napoleons des Dritten, Ägypten zu nehmen, lehnte es ab. Es bekämpfte den Bau des Suezkanals, der aus dem Mittelmeer eine Seestraße nach dem Osten machen sollte. Aber England brach mit seiner Mittelmeerpolitik des status quo im Russisch-Türkischen Kriege, als es sich von der Türkei Cypern geben ließ, um von dieser Basis aus dem befürchteten Vordringen Rußlands in Westasien entgegentreten zu können. Nach der Besetzung Cyperns waren weitere Veränderungen in dem Territorialbesitz Nordafrikas nicht mehr aufzuhalten, und England verfolgte seitdem eine Politik des Gleichgewichts. Als Kompensation für Cypern ließ es den Franzosen freie Hand in Tunis; aber um ein Gegengewicht gegen diese Vergrößerung des französischen Machtbereiches zu schaffen, dachte Lord Salisbury schon damals Tripolis den Italienern zu. Dieselbe Politik des Gleichgewichts verfolgte England in Marokko, und es hat durchgesetzt, daß die ganze marokkanische Mittelmeerküste von dem französischen Protektorat ausgeschaltet wurde und an Spanien fiel. Ägypten hat England selbst besetzt. Aber es folgte dabei keinem vorbedachten Plan. Das Kabinett Gladstone ließ sich sehr wider seinen Willen in das Unternehmen hineintreiben; es hatte durchaus gewünscht, an dem englisch-französischen Kondominium festzuhalten, und als die Franzosen infolge eines Regierungswechsels davon zurücktraten, suchte es die Unterstützung Italiens zu gewinnen. Noch im Jahre 1887 war England zur Räumung Ägyptens bereit, und es war im wesentlichen die feindselige Haltung Frankreichs, die es daran gehindert hat.

Durch den Bau des Suezkanals gewann das Mittelmeer natürlich für England wie für die ganze Welt eine ganz neue Bedeutung. Es ist heute die kürzeste Seeverbindung zwischen Europa und dem Osten; es ist für England der Weg nach Ägypten, Indien, Australien und Ostasien. Zugleich bezieht England einen großen Teil seiner wichtigsten Bedarfsartikel, namentlich auch Nahrungsmittel auf diesem Wege, die teils durch den Suezkanal, teils aus den Schwarzmeerhäfen Rußlands und Rumäniens kommen. Diese doppelte Bedeutung der Mittelmeerroute erklärt es, wenn die öffentliche Meinung in England sich stets bei dem Gedanken erregt, daß die Mittelmeerflotte nicht stark genug sein könnte, den Mittelmeerhandel im Kriegsfall zu schützen. Die Konzentrierung der englischen Seemacht in der Nordsee, die 1904 begann und seitdem immer stärker betont wurde, hat natürlich auch eine Schwächung des englischen Mittelmeergeschwaders zur Folge gehabt. Mr. Churchill beabsichtigte nach seiner Etatsrede vom 18. März 1912, die Mittelmeerflotte oder wenigstens deren große Schlachtschiffe von Malta nach Gibraltar zu verlegen. Als aber die Schiffe tatsächlich Befehl erhielten, das Mittelmeer zu verlassen, entstand eine so lebhafte Agitation dagegen, daß Mr. Churchill seinen Plan änderte. Im Juli 1912 kündigte er an, daß, wie ursprünglich beschlossen, das neue vierte Geschwader

nach Gibraltar kommen würde. Aber Malta sollte statt seiner sechs veralteten Schlachtschiffe vier große neue Schlachtkreuzer vom Invincibletyp erhalten; eine Flottille von Unterseebooten und Torpedobooten sollte in Malta bleiben, und außerdem sollte eine neue Station von Unterseeboten und Torpedobooten in Alexandria errichtet werden.

Damit ist aber die Frage, ob es für die englische Handelsschiffahrt im Kriegsfall zweckmäßiger wäre, die Mittelmeerroute aufzugeben und zu dem alten Wege um das Kap zurückzukehren, noch nicht beantwortet. Die Frage ist in England von Zeit zu Zeit lebhaft erörtert worden. Sie läßt sich allerdings nicht in bestimmter Weise beantworten, sondern man muß, je nach den politischen Umständen, verschiedene Möglichkeiten in Betracht ziehen. Wenn England sich mit einem Staat im Krieg befände, der keine Mittelmeermacht ist, und wenn das ganze Mittelmeergebiet neutral bliebe, so läge für England gar keine Gefahr darin, alle seine Kampfschiffe aus diesen Gewässern herauszuziehen, um sie auf dem Kriegsschauplatze zu verwenden. Wenn sich aber im Mittelmeer eine feindliche Macht befände, so würde, selbst wenn das Mittelmeer nicht den hauptsächlichen Kriegsschauplatz bildete, zunächst der Weg durch das Mittelmeer für Truppen- und Munitionstransporte nach Indien zu unsicher sein, und man würde diese zweifellos ums Kap schicken. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde aber auch die Handelsschiffahrt den weiteren Weg um das Kap wählen. Zwar nimmt man heute nicht mehr an, daß der Suezkanal durch Versenken eines Schiffes versperrt werden könnte; man würde ein solches Hindernis durch Dynamit spätestens in ein paar Tagen aus dem Wege räumen, ohne die Ufer des Kanals zu beschädigen. Aber wenn England eine Mittelmeermacht wie Frankreich (wenn es z. B. wegen Faschodas zum Kriege gekommen wäre) im Kriege gegen sich hätte, so würden dessen Schiffe mindestens im Anfange des Krieges in der Lage sein, ein paar englische Handelsschiffe aufzubringen oder zu zerstören; und schon ein paar solcher Fälle würden genügen, die Versicherungsprämien so in die Höhe zu treiben, daß die Schiffahrt von selbst die Mittelmeerroute aufgeben würde, bis die Entscheidung im Seekriege gefallen wäre. Die gesamte englische Warenausfuhr aus Indien und aus dem Pacific würde den Weg um das Kap nehmen. Die modernen Handelsschiffe haben genügend große Kohlenräume für diese längere Reise, und die kleineren würden etwas weniger Ladung und etwas mehr Kohle aufnehmen müssen. Wie stände es aber mit der englischen Lebensmittelzufuhr aus den Schwarzmeerhäfen? Deren Menge und Wert ist allerdings groß, aber ihre Bedeutung für England wird von einigen Schriftstellern offenbar überschätzt. Um bei dem Beispiel eines englisch-französischen Krieges zu bleiben, so würde der russische und der rumänische Weizen einfach den Weg zur Ostsee per Bahn wählen, und der einzige Schaden, den England hätte, wäre die Preisdifferenz zwischen der See- und der Bahnfracht. Nehmen wir den anderen Fall, den englische Schriftsteller vielfach behandelt haben, daß England sich — so durchaus unwahrscheinlich es ist — im Krieg mit dem Dreibund befände.

Die Entscheidung würde in der Nordsee fallen, und bis sie gefallen wäre, würde England zweifellos alle seine großen, modernen Kriegsschiffe aus dem Mittelmeer heranziehen. Die Flotten Italiens und Österreichs würden dann sicherlich die englische Schiffahrt zwingen, das Mittelmeer zu räumen; und Deutschland und Österreich würden vielleicht dem für England wichtigen russischen und rumänischen Export die Durchfahrt per Bahn verwehren. Dann träte für England derselbe Fall ein, als wenn Rußland und Rumänien eine Mißernte gehabt hätten, und es würde, wie in diesem Fall, seine Nahrungsmittel mit einem Preisaufschlag aus anderen Ländern, wie Argentinien, Kanada, Australien und Indien beziehen.

Aus diesen wirtschaftlichen Gründen bereitet die Räumung des Mittelmeers keine andere Gefahr für England, als daß es einen höheren Preis für seine Nahrungsmittelzufuhr zahlen müßte. Wie verhält es sich nun mit der militärischen Gefahr, angenommen, daß der Hauptkriegsschauplatz die Nordsee wäre, und daß England das Mittelmeer räumte? Die Punkte, die England im Mittelmeer zu schützen hätte, sind Gibraltar, Malta und Ägypten. Gibraltar und Malta sind von der See aus praktisch uneinnehmbar und mit allen Vorräten aufs reichlichste versorgt. In Gibraltar könnten allerdings der Hafen und die Docks mit moderner Artillerie von den Höhen hinter Algeciras wirksam beschossen werden. Die Voraussetzung wäre, daß Spanien auf Seiten der Gegner Englands stände. Aber die Besatzung von Gibraltar könnte im Notfall sofort Algeciras und die dahinter liegenden Höhen besetzen; und es ist außerdem außerordentlich unwahrscheinlich, daß Spanien sich den Feinden Englands anschlösse. Eine Eroberung Ägyptens von der See aus ist ebenfalls kaum denkbar. Ägypten hat eine Torpedoflottille in Alexandien; ferner die britische Okkupationsarmee von 6500 Mann und eine ägyptische Armee von 18 000 Mann, der 188 englische Offiziere zugeteilt sind. Außerdem kann es Verstärkungen von Indien beziehen. Lord Cromer, dem man ein maßgebendes Urteil zutrauen darf, hat sich bei der Erörterung der Churchillschen Flottenpolitik in der Times gegen eine Verstärkung der ägyptischen Garnison ausgesprochen.

Nun hat Admiral Mahan darauf hingewiesen, daß das Mittelmeer und der Suezkanal eine innere Operationsbasis zwischen England und Indien bildeten und daß England diese innere Operationsbasis unter keinen Umständen in die Hände eines Gegners fallen lassen dürfe. Das ist in der Theorie unbestreitbar richtig, aber eine wirkliche Gefahr für England und das britische Reich könnte doch nur entstehen, wenn die gegnerische Flotte stark genug wäre, um nicht allein ihre Überlegenheit im Mittelmeer aufrechtzuerhalten, sondern zugleich auch im Indischen Ozean die Verbindung Englands mit Indien und Australien zu unterbrechen. Dies Argument stammt aus der Zeit, als man in England an die Möglichkeit eines Krieges zwischen England und Rußland glaubte und als die russische Schwarzmeerflotte stärker war als heute. Aber unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen besteht eine solche Gefahr für England ganz und gar nicht, selbst wenn wir annehmen wollten, daß England

sich im Bunde mit Frankreich in einem Kriege mit dem Dreibund befände. In einem solchen Falle müßte England seine gesamten Streitkräfte in der Nordsee zusammenziehen, bis dort die Entscheidung gefallen wäre. Es ist allerdings anzunehmen, daß die italienische und die österreichische Flotte zusammen in absehbarer Zeit der französischen überlegen sein werden. Aber erstlich könnten die italienische und österreichische Flotte das Mittelmeer nicht verlassen, ehe sie nicht die französische Flotte kampfunfähig gemacht hätten. Und in keinem Fall wären Österreich und Italien zur See stark genug, daß sie selbst nach der Überwindung der französischen Flotte daran denken könnten, zugleich ihre maritime Position im Mittelmeer zu behaupten, und überdies so weit von ihrer natürlichen Basis, im Indischen Ozean, die Verbindungslinien des britischen Reiches zu unterbrechen. Östlich von Suez ist England gegenwärtig jeder Kombination europäischer Mächte zur See überlegen, und wenn es die allerdings ziemlich weit verstreuten Kriegsschiffe seiner östlichen Stationen sammelte, so wäre an eine Bedrohung seiner strategischen Verbindungen mit Indien und Australien gar nicht zu denken. Und wenn man einen Krieg Englands mit Rußland annehmen will und sich Rußland im Besitz einer starken Schwarzmeerflotte vorstellt, so könnte ihr England den Weg nach dem Indischen Ozean unschwer versperren. Nämlich erstens durch seine Untersee- und Torpedoboote in Verbindung mit Seeminen und einigen leichten Küstenbatterien am Eingang des Kanals bei Alexandria; und zweitens, an seinem Ausgang im Roten Meer, durch die Kampfschiffe seiner Stationen im Osten.

Alle Seeleute stimmen darin überein, daß die wichtigste strategische Regel die Konzentrierung aller verfügbaren Streitkräfte auf dem Hauptkriegsschauplatz ist. Wenn dort die Entscheidung gefallen ist, kann der Sieger leicht seine Seeherrschaft auf den Nebenschauplätzen erkämpfen. Für England liegt das ganze Problem in der allgemeinen Überlegenheit seiner Flotte und nicht in seiner Überlegenheit in bestimmten Gewässern. Die potentielle Allgegenwärtigkeit seiner Flotte erlaubt England, im Kriege das Mittelmeer ganz zu räumen oder sich dort durch verhältnismäßig geringe Streitkräfte vertreten zu lassen. Von dieser Kriegsstrategie unterscheidet sich nun allerdings die strategische Politik, die England im Frieden im Mittelmeer verfolgt. Aber für eine Friedensstrategie, die die Kriegsstrategie im Auge behält, hat gerade Gibraltar eine außerordentlich günstige Lage. Eine Flotte, die sich auf Gibraltar stützt, kann sich je nach Bedarf nach dem Mittelmeer und der Nordsee begeben; und man darf dabei nicht die größere Schnelligkeit der modernen Kriegsschiffe und die Beschleunigung des Nachrichtendienstes durch die drahtlose Telegraphie außer acht lassen.

Im Frieden denkt England gewiß nicht daran, das Mittelmeer von Kriegsschiffen ganz zu entblößen. Englands Interesse, seine Kriegsflagge in Friedenszeiten im Mittelmeer zu zeigen, ist vornehmlich ein Interesse des politischen Prestiges. In Indien, in Ägypten und im nahen Osten würde das Verschwinden der englischen Flagge oder eine dauernde wesentliche Verringerung der Mittelmeer-

flotte als eine Schwächung der englischen Macht aufgefaßt werden. Wenn England seinem diplomatischen Auftreten in den Balkanfragen einen besonderen Nachdruck geben will, so bedient es sich der Flotte. Als im Herbst 1912 der Balkankrieg ausbrach, war England zur See im Mittelmeer sehr viel schwächer vertreten, als es seinen dortigen Interessen entsprach, und die Regierung schickte daher das dritte Geschwader der Heimatflotte dorthin ab. Die großen Festlandsmächte bekunden in solchen Fällen ihren politischen Willen durch gewisse militärische Vorkehrungen; England, das keine Militärmacht ist, sendet Schiffe. Außer den Orientinteressen wird Englands Friedensstrategie auch noch durch die Rivalität mit Frankreich und Rußland bestimmt, die trotz der Entente cordiale im Mittelmeer wenigstens versteckt vorhanden ist. Jene erste Ankündigung Mr. Churchills von der Verlegung der Mittelmeerflotte von Malta nach Gibraltar war in Frankreich mit auffälligem Jubel aufgenommen worden. Ein Teil der französischen Presse erklärte, England übertrage damit die Wahrnehmung seiner Mittelmeerinteressen der französischen Flotte; die Räumung des Mittelmeeres durch die englische Flotte käme dem Abschluß eines formellen Bündnisses zwischen England und Frankreich gleich. Dergleichen hatte nun durchaus nicht im Sinne der englischen Regierung gelegen; jene Auffassung wurde in der maßgebenden englischen Presse mit aller Entschiedenheit abgelehnt, und ebenso wurde die Forderung einiger konservativer englischer Blätter, daß man die Entente mit Frankreich in ein Bündnis verwandeln solle, mit unmißverständlicher Deutlichkeit zurückgewiesen.

In Friedenszeiten kann England das Mittelmeer nicht räumen. „Wenn wir etwas täten, was der Räumung des Mittelmeeres gleichkäme," sagte Sir Edward Grey am 10. Juli 1912 im Unterhaus, „so könnten wir unsere dortige Stellung durch keine noch so geschickte Diplomatie und auswärtige Politik sichern. Um als Mittelmeermacht Geltung zu behalten, müssen wir eine respektable Macht im Mittelmeer haben, die jederzeit zur Verfügung steht."

Nach alledem ist es eine starke Übertreibung, zu sagen, daß das Mittelmeer in jüngster Zeit eine große weltpolitische Bedeutung gewonnen hätte. Seine Bedeutung für den Welthandel liegt auf der Hand, aber ein hervorragender Schauplatz der Weltpolitik ist das Mittelmeer seit langer Zeit nicht mehr. Sollte einmal Rußland in den Besitz von Konstantinopel kommen, so könnte sich die Lage allerdings verändern. Ein Meer erhält seine weltpolitische Bedeutung durch die Länder, die es begrenzen, und die derzeitigen großen Welt- und Seemächte sind sämtlich keine Mittelmeerstaaten.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Fünfte Fortsetzung)

So also knarrte die schwere Tür in den Angeln, feine Sonnenstäubchen tanzten vor seinen Augen, daß er zuerst nichts sehen konnte und nur unbewußt eine Verbeugung machte, als stände er vor einer Dame seines Standes und nicht nur vor einer armen Gefangenen, die ihrer Strafe harrte. Das war natürlich ein Streich des Bösen, der ihn plötzlich allen Mut verlieren ließ, so daß sein Atem schwer ging und er sich am liebsten gesetzt hätte. Dann aber nahm er sich mit einem Ruck zusammen und heftete seine Augen fest auf das Mädchen vor ihm, das aufgestanden war und ihm halb entgegenging.

„Kommt Ihr von Laach, vom Herrn Abt?" fragte sie mit ihrer klaren Stimme, und Sebastian machte eine verneinende Bewegung.

„Ich habe nichts mit denen von Laach zu tun!" entgegnete er. „Der Herr Abt ist ein großer Herr, der nicht viel nach Euch fragen wird!"

„Wenn er weiß, wo ich bin, wird er mir helfen!" entgegnete sie ruhig. „Er ist ein guter Freund meines Vaters, und dies habe ich auch dem Stadtschreiber gesagt. Der aber hält mich hin mit schönen Worten, anstatt mir zu helfen."

„Der Staatsschreiber gibt Euch schöne Worte?" Sebastian wollte seine Bußrede beginnen, aber hiernach mußte er doch zuerst fragen.

„Er hat mir einen Boten nach Laach versprochen, und Kätha sagt, es wäre nicht allzuweit. Ich habe kein Geld mehr; mein Kettlein hat mir Kätha verkauft, damit ich anständig gekleidet wäre und auch etwas anderes zu essen bekäme, als nur Wasser und Brot. Aber Herr Kessenich wird schon den Boten bezahlen, wüßte er nur von meiner üblen Lage!"

Die Jungfrau sprach ein wenig klagend, dann aber nahm sie sich zusammen und zeigte Sebastin ein freundliches Gesicht.

„Es ist gut von Euch, Herr, mich in meinen traurigen Umständen zu besuchen. Ihr seid gewiß ein Junker, und also einer von meinem Stande! Ihr werdet mir auch helfen, denn weshalb sonst wäret Ihr zu mir gekommen?"

„Das Volk hält Euch für eine Hexe", begann Sebastian und hielt gleich inne, weil Heilwig so fröhlich auflachte.

„Das arme Volk! Könnte ich hexen, wäre ich nicht hier! Ich bin eine Lutherische, und also anderen Glaubens, doch das Zaubern ist mir nicht geläufig. Helft mir nur, daß eine Botschaft nach Laach komme!"

„Wertes Fräulein!" Junker Wiltberg konnte die Jungfrau nicht duzen, so fest er es sich vorgenommen hatte. „Wertes Fräulein, wir sind in Kriegszeiten, und das Land umher ist gefährlich! Selbst wenn ich es wollte, könnte ich nicht wagen, allein in die Berge und nach Laach zu gehen!"

„Ihr seid ängstlichen Gemütes!" sagte sie ein wenig spöttisch. „Ihr solltet nach Holstein, in meine Heimat kommen! Die Junker dort sind zwar nicht immer sehr artig und üben manchen losen Streich, aber zeigt ihnen eine Gefahr, so freuen sie sich und stürzen über Kopf in sie hinein."

Sebastian reckte sich.

„Wir rheinischen Junker sind noch niemals feig gewesen, aber ich bin halb geistlich erzogen, und ich soll Domherr werden. Da gehe ich manchem aus dem Wege, was mir unchristlich dünkt. Auch ich weiß ja nicht, ob Ihr die Wahrheit sprechet, wenn Ihr vom Herrn Abt redet, als kennt Ihr ihn!"

„Ich habe noch niemals gelogen!" entgegnete sie trotzig, und Sebastian glaubte ihr. Wie goldig waren ihre Haare, wie klar ihre Augen! In Sebastian zitterte etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Traurig war er, und doch auch wieder selig.

Heilwig merkte nicht seine Verzückung; sie sprach weiter.

„Wer geistlich werden will, muß auch Mut zeigen. Besonders, wenn es gilt, einem anderen Menschen zu helfen, oder wisset Ihr nichts von Menschenliebe? Allein bin ich, und unbeschützt; ist es da nicht ein verdienstlich Werk, mir aus meiner Not zu helfen?"

Ihre Stimme klang traurig, und Sebastian merkte, daß sie vielleicht gern geweint hätte. Er konnte es ihr nicht verdenken, denn er selbst fühlte einen schweren Druck auf der Brust.

„Wenn ich vermag, will ich Euch helfen, Fräulein!" sagte er leise. „Aber Ihr müßt mir geloben, daß Ihr wirklich nichts mit dem Bösen gemein habt, und daß Ihr nichts Übles gegen diese Stadt im Schilde führt."

Wieder ging ein halbes Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich hoffe nicht mehr mit dem Bösen zu tun zu haben, wie Ihr, Junker, und was diese kleine Stadt betrifft, so hörte ich ihren Namen erst von der guten Kätha — wie sollte ich Übles gegen etwas im Schilde führen, daß ich nicht kenne? Ich bin ein verirrtes Edelfräulein aus Holstein, und ein Edelmann sollte mir helfen, zu den Meinen zu kommen!"

„Die Braunschweiger liegen bei Andernach —" begann Sebastian, und Heilwig sprang auf.

„Bei Andernach liegen sie? Ist das nicht ganz nahe? Bei den Braunschweigern ist der Herzog Hans Adolf von Holstein-Plön, und auch . . ."

Sie hielt inne, und über ihr blasses Gesicht ging ein feines Rot. Junker Wiltberg sah es und ihn überkam eine Unruhe.

„Wer ist sonst noch dabei?" forschte er, aber das Fräulein hatte sich schon gefaßt.

„Der Herzog Hans Adolf ist ein großer Feldherr und er würde mir helfen, wenn er mich auch nicht kennt. Er hilft allen Landsleuten!"

„Ich hörte, daß er ein großer Zauberer ist!"

Sebastian war steif und argwöhnisch geworden.

Heilwig faltete die Hände. „Ach, könnte er doch zaubern und vermöchte ich es nur! Keine Stunde mehr säße ich hier im Turm!"

Sebastian wollte etwas erwidern, da aber rasselte es an der Tür und der Stadtschreiber trat ein. Mit einem spöttischen Blick streifte er den Junker und verbeugte sich dann artig vor Heilwig.

„Nun, Fräulein, gefällt Euch der geistliche Zuspruch des Junkers? Er hat zwar die Weihen noch nicht empfangen, aber sobald die Zeiten besser werden, wird er sich die Tonsur scheren lassen. Ihr könnt ihm dann später alle Sünden getrost beichten!"

„Ihr vergeßt, daß ich lutherisch bin und keine Ohrenbeichte kenne!" antwortete Heilwig, während sie einen halb hilfeflehenden Blick auf Sebastian warf, der vor Zorn nichts erwidern konnte.

„Ach ja, Ihr seid eine Ketzerin, Gott sei es geklagt!" Der Schreiber schüttelte betrübt den Kopf. „Wie wäre es, Fräulein, wenn Ihr den ketzerischen Glauben abschwörtet und in den Schoß unserer Kirche zurückkehrtet? Ich hoffe, Euch dann aus diesem häßlichen Turm befreien zu können!"

„Das werdet Ihr nie tun, wenn dies die Bedingung ist!"

Heilwigs Augen flammten den Sprecher zornig an und er zuckte die Achseln.

„Euer Eigensinn ist mir leid! Nun, ich hoffe, daß der Bürgermeister und der Stadtpfarrer auch dann noch Milde üben werden, wenn Ihr halsstarrig bleibt. Sicher kann ich es nicht versprechen. Nicht wahr, Junker? Wir sind strenggläubig hier in Mayen, und wer sich eines anderen Glaubens vermißt, der erregt Ärgernis. Es soll aber dem, der Ärgernis erregt, ein Mühlstein um den Hals gebunden werden und er soll ertränkt werden, wo es am tiefsten ist. So steht es in dem heiligen Gotteswort, nicht wahr, Herr von Wiltberg?"

Sebastian hatte sich gefaßt.

„Es steht in der Heiligen Schrift auch viel von der Barmherzigkeit!" entgegnete er, und Lambert Wendemut lächelte giftig.

„Sicherlich, Junker. Daher will ich den gestrengen Herren Langmut empfehlen, so lange es geht. Aber das Volk ist erregt. Der armen Gritt ist mitten auf der Straße ein Packen mit guten Sachen abhanden gekommen,

und sie schwört, daß nur der Teufel der Dieb sein könnte; ein Hund, der bis dahin im Turm saß, wegen schwerer Verfehlungen ist urplötzlich verschwunden und eine Katze, die des Strickes harrte, soll gleichfalls nicht zu finden sein! Aus diesen wunderlichen Dingen schöpft unser Volk Beunruhigung, und vielleicht mit Recht, — sagtet Ihr etwas, Junker?"

Denn Sebastian öffnete den Mund zu einer Antwort, schloß ihn aber gleich wieder. Heilwig saß mit ernstem Gesicht. Denn auch sie glaubte an böse und gute Zeichen, und was hier geschehen, war wohl zu bedenken. Aber sie nahm sich zusammen.

„Es mögen hier Unholde ihr Spiel treiben, Herr, aber ich bin eine unschuldige adlige Jungfrau, die nichts Böses tat, als daß sie sich verirrte. Sendet zum Abt Kessenich in Laach, er wird meine Worte bestätigen, denn er kennt meinen Vater!"

Herr Wendemut wandte sich an Sebastian.

„Mich dünkt, daß Eure Zeit hier in dieser Zelle um ist, Junker!"

„Dasselbe denke ich von Euch!" gab Sebastian zurück, und wie sich die zwei betrachteten, da wußte ein jeder, daß er des anderen Feind war. Keiner aber wollte dem anderen zeigen, daß er gern allein bei Heilwig geblieben wäre, und so stiegen sie gemeinsam die alte Steintreppe hinunter und Sebastian ließ den Schreiber vor sich hergehen, weil es ihm in den Sinn kam, dieser könnte ihn die Stufen hinunterstoßen. Und vielleicht war es dieser Gedanke, der auch den Schreiber sich vorsichtig umsehen ließ. Er stand endlich aufatmend unten im Turm, rief nach Kätha, der er den Schlüssel der Zelle übergab und ermahnte sie zur scharfen Wacht.

„Denn," so sagte er, „man kann nie wissen, was der Böse für Gedanken hat und wie er mit den Seelen derer spielt, die da glauben, fern von ihm zu sein!"

Kätha versprach die schärfste Überwachung, weil sie ein schlechtes Gewissen hatte, und Sebastian ging schweigend davon, als ihm der Schreiber zurief: „Wollt mir, wenn es beliebt, das Sigillum wiedergeben, das ich Euch für einen kurzen Besuch bei der Hexe anvertraute! Hoffentlich ist es Euch gelungen, ein wenig Licht in ihre Finsternis zu bringen!"

Aber Sebastian tat, als hörte er ihn nicht mehr. Ihm war das Herz sehr verstört, und als hinter seiner Haustür Bursch ihm entgegensprang, hätte er ihm fast einen Fußtritt gegeben. Er schämte sich gleich, streichelte das Tier, schüttete in seine Schale den Rest Milch, der für ihn selbst bestimmt war und setzte sich an seinen Schreibtisch. Die heilige Genoveva sollte ihm helfen, Ruhe zu finden. Wie bös war es ihr ergangen, in einer Höhle hatte sie den langen Winter verbracht, einsam und verlassen war sie gewesen! Einsamer als das Mädchen im Kerker, das so goldene Haare hatte und so klare Augen. Gerade so, wie die heilige Gottesmutter im Kölner Dom, die so ernsthaft und traurig auf

ihren Sohn blickte, als wüßte sie sein Schicksal im voraus. Das Schicksal, das Unwissende und Ungläubige ihm bereiteten.

Es kam die Dämmerung und die Buchstaben tanzten Sebastian vor den Augen. Da legte er die Feder hin, saß eine Weile schweigend, warf einen Mantel über und ging auf die Straße. Sie war dunkel, wie es sich zu später Stunde gehörte. Nur an einer Ecke brannte die kleine Öllampe vor dem Bild der Mutter Gottes. Einen Augenblick sah der Junker in das milde Antlitz, über dem die Lichtstrahlen wie Lächeln huschten, dann ging er wieder dem Turme zu. Er lag finster vor ihm; als er in das Stübchen blickte, wo Jupp und seine Tochter hausten, sah er den Alten auf seiner Streu liegen und hörte sein festes Schnarchen. Käthas Stimme drang aus dem Schweinekoben nebenan, sie fütterte das Tier und gab ihm vielleicht eine neue Streu. Dicht neben der Tür hing der große Schlüssel des Turmes, daneben der kleinere für die Zellen, und auf dem Tisch stand die brennende Laterne, die der Wärter am Abend brauchte.

Sebastian griff zu den Schlüsseln, der Laterne, und schloß mit zitternden Händen den Turm auf und bald hernach die Zelle oben.

„Kätha, bist du es?" fragte eine leise, müde Stimme. „Wie gut, daß du noch kommst! Es ist so finster und die Eulen schreien!"

Heilwig saß auf ihrem Lager. Sie hatte ihr Haar losgemacht und die goldene Flut fiel über ihre Schultern. Dann stand sie hastig auf.

„Herr Stadtschreiber, wenn Ihr es wieder wagt, mich zu besuchen, dann zeige ich Euch meine Kraft!"

Mit trotziger Gebärde reckte sie die Arme in die Höhe.

Sebastian bemühte sich, ruhig zu sprechen.

„Fräulein, ich bin es, Sebastian von Wiltberg! Kein Haar will ich Euch krümmen, sondern Euch erretten!"

Sie sah forschend in sein Gesicht.

„Ihr seid der, der vorhin bei mir war, nicht wahr? Und Ihr wollt mich retten? Ist das Eure wahre Meinung?"

Er zog ein kleines Amulett aus der Brust und legte zwei Finger darauf.

„Ich schwöre es beim heiligen Sebastian, meinem Schutzpatron!"

Da schlüpfte sie eilig mit ihm die Treppen hinunter, vergaß aber nicht den Schlüssel ihrer Zelle abzuziehen und in ihrem Kleid zu verstecken. Dasselbe tat sie mit dem Schlüssel des großen Turmes, sprach aber kein Wort dabei und folgte Sebastian, der eben so leise, wie er gekommen war, in Jupps Wohnung ging, die brennende Laterne an ihren Platz stellte und dann erst wieder aufatmete, als seine eigene Tür sich hinter ihm und der Geretteten schloß. Bursch sprang ihnen entgegen, beroch den fremden Gast und stieß ein leises Gewinsel aus, während Sebastian rasch einen Span in das halb verlöschende Feuer steckte und seine schlecht brennende Lampe anzündete. Über ihn war ein lachender Wagemut gekommen, den er selbst verwunderlich fand.

„So, Fräulein, nun müßt Ihr es Euch bei mir bequem machen. Viel kann ich Euch nicht bieten, im Schrank wird aber noch ein Häpplein Käse sein und ein Stück Brot — das muß dann Euer Nachtmahl sein!“

Heilwig stand noch im Eingang des Häuschens und sah sich um. Man sah es ihr an, daß sie noch halb betäubt von der hastigen Befreiung war und daß sie sich bemühte, ihre Gedanken zu sammeln.

„Wie wollt Ihr mich aus der Stadt schaffen?“ fragte sie jetzt, und der Junker lachte.

„Wenn ich es selbst nur wüßte, Fräulein! An allen vier Toren stehen die Wachen, und wenn es auch alte schwache Kerle sind, so liegen doch schwere Schlösser vor den Türen und diese sind aus starkem Eichenholz. Also müßt Ihr schon hier bleiben, bis uns ein besserer Gedanke kommt!“

„Und weiter wißt Ihr keinen Rat?“

Heilwigs Stimme klang ungeduldig, und Sebastian ärgerte sich. Er kam sich so großartig vor, daß er die Jungfrau so schnell befreit hatte, und nun war sie noch nicht zufrieden.

„Ihr könntet schon ein wenig dankbarer sein,“ begann er, aber Heilwig unterbrach ihn.

„Gewiß, ich bin Euch dankbar, wenn Ihr mir wirklich helfen wollt, wenn aber Kätha mich nicht findet, Lärm schlägt und ich alsdann bei Euch gefunden werde, ist dies für mich nicht weit schlimmer, als wenn ich ruhig in meinem Gefängnis sitze und kein Mensch Anstoß an mir nehmen kann?“

„Ich wollte Euch retten, Euch vor Schande und Tod bewahren!“ erwiderte er trotzig, und sie warf ihm einen ernsten Blick zu.

„Gut, ich glaube Euch: Eure Augen blicken ehrlich und nicht so häßlich, wie bei dem Stadtschreiber, aber dann überlegt auch, wie ich mich retten kann. Gibt es keinen Ausweg aus der Stadt?“

„Es gibt ein Loch in der Mauer —“ begann er.

„Wo?“

Langsam ging er durch sein kleines Zimmer, und von hier in den Garten. Der Wind pfiff scharf, einige Vögel taumelten schlaftrunken von den Büschen. Als er die grünen Ranken vom Mauerloch entfernte, schien eine Mondsichel in den Garten und warf ein grünes, unheimliches Licht auf die zwei, die sich jetzt ansahen.

„Es ist der Stadtgraben hinter der Mauer!“ flüsterte Sebastian.

„Ist er tief?“ Heilwig stand schon vor dem Loch, steckte den halben Oberkörper hindurch und blickte auf das träge und schwarz dahinfließende Wasser unter sich.

„Er wird nicht tief sein, aber voll Schlamm und Ekel!“ beantwortete sie sich selbst die Frage, um sich dann wieder umzuwenden.

„Gebt mir Eure Kleider, Junker, und helft mir, daß ich nicht gerade ins Wasser komme. Eine Strickleiter, oder ähnliches, muß ich haben, und dann

sagt mir die Richtung nach dem Laacher Kloster. Ich helfe mir schon durch — weiß jetzt mehr Bescheid mit Eurer Art und Sprache."

Noch einmal beugte sie sich aus dem Loch und warf vorsichtig zuerst den großen, dann den kleinen Schlüssel ins Wasser. Einen Augenblick horchte sie auf das langsame Fallen der schweren Dinger, dann wandte sie sich von neuem zu Sebastian.

„Gebt mir Eure Kleider, Junker, und habt Ihr kein Brett oder dergleichen? Ich will versuchen, darauf hinüberzugleiten. Aber wir müssen uns eilen. Jetzt schläft wohl alles; aber wer weiß, was geschieht, wenn Kätha nicht in den Turm kommen kann! Manchmal kam sie noch spät am Abend, manchmal nicht; es war ganz unbestimmt. Also ist Eile vonnöten!"

„Ihr müßt warten bis nach Mitternacht!" erwiderte Sebastian und hörte in demselben Augenblick die Schläge der Turmuhr. Sie klangen wie eine Warnung, und er bekreuzigte sich unwillkürlich. Er beging eine Sünde, er wußte es, und doch tat ihm sein Herz weh, wenn er dachte, daß er gleich Abschied von der Jungfrau nehmen sollte.

Sie aber drängte ihn.

„Habt Ihr die Uhr Mitternacht schlagen gehört? Jetzt ist es Zeit. Gebt mir die Kleider!"

Er gehorchte schweigend. In einem Wandschrank hing ein altes Jagdkleid von ihm. Ein vertragener Rock, dazu enge Beinkleider. Er warf beides der Jungfrau hin, die vor seinem Schreibtisch stand und auf die vielen Papiere sah, die dort aufgehäuft lagen. Sie hielt die Lampe in der Hand und warf dann auch noch einen Blick auf die kahlen Wände, an denen nur das Bild des heiligen Sebastian hing, und auf den einfachen Betstuhl in der Ecke.

„Schreibt und betet Ihr den ganzen Tag?" fragte sie, und es klang wie Ehrerbietung in ihrer Stimme.

„Ich schreibe viel und ich möchte auch gern beten!" entgegnete er. Eigentlich wollte er sich ein wenig mit seiner Heiligkeit brüsten, aber es kam ein Gefühl des Elends über ihn, wie er es noch nie gekannt hatte.

„Alle Gebete werden nicht erhört!" sagte er, und wieder traf ihn der Blick ihrer großen Augen.

„An Eurer Stelle wäre ich ein Kriegsmann geworden!" sagte sie. „Die können auch fromm sein, und sie stehen mitten in der Welt. Wer aber Bücher schreibt, der weiß nichts vom Leben und denkt nur an die, die vielleicht lange tot sind!"

„Was wißt Ihr davon?"

„Nicht viel, Junker! Die Kätha hat mir von einem Ritterbürtigen erzählt, der hier wohnt, für den sie kochte und der den ganzen Tag auf Papier schreibt. Über die heilige Genoveva, von der ich auch gehört habe. Denn bei uns im Norden weiß man ganz viel von den Heiligen, und wir haben Achtung vor ihnen, wenn wir sie auch nicht anbeten. Wir beten den dreieinigen Gott an

und damit sind wir zufrieden. Darum aber habe ich doch von der Genoveva gehört und möchte wohl ein Buch über sie lesen, da ich gut lesen kann und mich gern darin übe. Warum aber wollt Ihr dies Buch schreiben? So ein junger Herr, der Besseres tun könnte!" Sebastian hörte ihr ernsthaft zu, dann schüttelte er den Kopf.

„Fräulein, es gibt verschiedene Berufungen: ich bin zur Gelehrsamkeit und zum Nachdenken berufen worden, darin darf mich niemand stören. Ihr aber müßt Euch zurecht machen, und dann versuchen wir beide, über den Stadtgraben zu kommen!"

„Ich allein!" Heilwig sprach hetrisch. „Was soll die Stadt sagen, wenn Ihr morgen mit der Hexe verschwunden seid? Sie wird sagen, ich hätte Euch verführt. Das will ich nicht, laßt mich allein gehen und beschreibt mir nur den Weg!"

Sie achtete nicht auf seine Antwort, lief in die nebenstehende Kammer, wo Sebastians Lagerstatt war, und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück. In Jagdrock und Hosen, ein altes Messer im Gürtel und die Haare unter einer Lederkappe verborgen.

„Habt Ihr einen Spiegel?" fragte sie, und er schüttelte den Kopf. Jetzt fand er sie noch schöner als in dem Tuchkleid, und der Abschied wurde ihm schwer.

Sie gab ihm ein Bündel.

„Hier sind meine Kleider! Verwahrt sie, daß der Stadtschreiber sie nicht findet. Er wird kommen und alles bei Euch durchsuchen, dessen bin ich sicher. Und nun sagt mir noch einmal den Weg: der Mond scheint und ich werde schon hinfinden!"

Sie war heiter und er fühlte von neuem einen stechenden Schmerz. Dann aber nahm er sich zusammen und beschrieb ihr den Pfad. Über die Berge ging es und wieder an den Steinbrüchen vorüber, in denen die Kottenheimer sie faßten. Und dann kam nachher Niedermendig, wo gleichfalls Höhlen in der Erde waren, wo man sich verbergen konnte, wenn man den richtigen Eingang wußte. Und dann brauchte man nicht mehr lange zu gehen: der Wald nahm einen auf und am tiefen Laacher See lag die Benediktiner-Abtei.

Die Mönche ließen keine Frauen in ihr Kloster, die Jungfrau wußte dies vielleicht nicht. Nein, sie wußte es nicht und stutzte; dann aber warf sie den Kopf in den Nacken und sagte, daß sie an die Pforte klopfen und bitten wollte, den Herrn Abt zu sehen. Vielleicht käme er dann zu ihr.

Junker Sebastian war immer bedenklicher geworden.

„Ihr solltet hier bleiben," begann er, aber sie lief schon in den Garten, in den der Mond durch die Maueröffnung schien, und verlangte ein Brett oder eine Strickleiter. Zögernd stand er vor ihr, sie ließ ihre Blicke schweifen und sah einige Bohnenlatten in der Ecke neben dem Hause stehen.

Nach wenigen Augenblicken war Sebastian allein. Er stand noch vor dem Mauerloch und der Mond schien in sein blasses Gesicht. Wie schnell war sie an der schwanken Brücke hinabgeglitten, dann stand sie an der anderen Seite; noch einmal winkte sie und es klang wie ein Dankeswort zu ihm herüber. Die Eulen schrien, vom Turm klangen einige Schläge und er wußte, daß die Mitternachtsstunde bald vorüber sein würde.

Langsam ging er ins Haus, verbarg mit zitternden Händen das Bündel und kniete in seinem Betstuhl nieder. Über ihm hing der heilige Sebastian und lächelte bei all seinen Schmerzen. Waren sie so schlimm gewesen als die, die ein sündiger Mensch jetzt empfand? Sebastian legte den Kopf in die Hände und weinte.

(Fortsetzung folgt)

Modernes Hellenentum

Von Costa de Condoyanni

Oben auf der Akropolis stehen die edlen Reste des Parthenon und überragen weithin sichtbar die Stadt Athen und ihre Umgebung. Aber es ist leider nicht nur das materielle Athen, das sie beherrschen.

Naht ein Schiff dem griechischen Gestade, so fliegen alle Blicke den Denkmälern einer entschwundenen Herrlichkeit zu. In der Stadt selbst schweift der Fremde zwischen Trümmerhaufen umher, um sich aus ihnen mit Hilfe von Eingepauktem, Gehörtem, Gelesenem und eigener Phantasie eine alte Welt aus Marmor und Tunika aufzubauen. Nichts kümmert ihn, was er sonst sieht: die ihm begegnenden Menschen, die von ihm durchwanderten Straßen sind ihm angesichts der alten Kunstschätze nur ein notwendiges Übel, eine unterhaltsame Kuriosität. Weh dir, mein armes Griechenland! Wirst du immer nichts sein als Parthenon und Akropolis?

Dies aber ist das wirkliche Athen. In einem Cafehaus — Athen ist übervoll von ihnen — sitzt breit der griechische Philister, der Kleinbürger. Im Dunste von türkischem Kaffee und Zigarettenrauch baut er sich auf seine höchst eigenen Berechnungen und Theorien ein neues Wunderreich des Schlaraffenlebens auf. Der vornehme Grieche aber will gar kein Grieche sein. Er verbringt den Nachmittag in irgendeiner pokerspielenden Damengesellschaft mit

Gesprächen über den neuesten Pariser Schlager und seine Absicht, demnächst wieder seine gewohnte Reise über Marseille nach Paris anzutreten. Alle aber fühlen sich als die Nachkommen des großen Perikles und seiner Athena, alle sind stolz darauf, daß der Schatten der Akropolis über sie fällt und — sie erdrückt.

Indessen sitzen in einem kleinen Kaffeehaus eines entlegenen Stadtteils einige Künstler zusammen. Hier ist die Luft reiner, denn nur wenige rauchen und nur ein Drittel bestellt einen Kaffee, obschon dieser hier bloß 10 oder gar 5 Lepta kostet. Die Besucher sind fast ausschließlich bildende Künstler, Dichter und Schauspieler; der Typus des Musikers fehlt in Griechenland so gut wie völlig. Blaß und verhungert seufzen und klagen sie über ihr furchtbares Los. Eine Sehnsucht beherrscht sie alle: die nötigen Mittel aufzutreiben, um in das paradiesische Ausland zu fliehen. Einige von ihnen sind in der Fremde groß geworden, wie der Dichter Jean Moréas in Paris und der Maler Guisis in München. Nun möchten ihnen alle nach. Nimmt man den Direktor der Königlichen Akademie der bildenden Künste und noch ein oder zwei andere aus, die bei der Aristokratie eingeführt und beliebt sind, so muß der Rest der athenischen Künstler mit erniedrigenden Arbeiten sein Brot verdienen, mit Schildermalen oder mit der mechanischen Fabrikation sogenannter byzantinischer Heiligenbilder für einen Händler gegen einen mehr als kärglichen Lohn.

Der Dichter ist im heutigen Athen noch schlimmer daran. Es ist möglich, daß er bei einer der wenigen mangelhaft finanzierten Zeitungen oder Wochenschriften als Reporter unterkommt, um sich langsam, langsam unter tausend Widerwärtigkeiten emporzuackern. Es gibt ja auch hier und da einen Buchverleger oder einen den Druck bezahlenden Mäcen. Aber es gibt kein Honorar. Der Dichter kann von Zeit zu Zeit ein oder zwei Franken verdienen, indem er mit seinem Werke hausieren geht oder einen Bekannten unter der Hand bittet, ihm ein Buch abzukaufen. Stephanos Marzokis ist nach Solomos als der größte Dichter des heutigen Griechenland anerkannt. Einige Zeit hielt er sich mit Stundengeben über Wasser. Dann geriet er ins äußerste Elend, verkaufte seine schöne Bibliothek und verreckte schließlich, während der letzten Kriege von seinen helfenden Freunden verlassen, auf dem Stroh.

Für die Schauspieler hat sich die Lage in den letzten Jahren ein klein wenig gebessert, aber wie steht sie heute noch für die Mehrzahl? Um nur einigermaßen bei einer Theatergesellschaft unterzukommen, muß der Schauspieler eine hübsche Frau haben. Der Durchschnittsgrieche geht nur der Frauen wegen ins Theater. So engagieren denn die Theaterdirektoren lediglich Frauen mit einer möglichst großen Liebhaberschar, und der als notwendiges Übel mitengagierte Mann muß da, abgesehen von seiner schauspielerischen Tätigkeit, passiv mittun, um im richtigen Augenblicke allein in irgendeinem berüchtigten Spielkeller zu verschwinden.

Das letzte Jahrzehnt hat eine gewisse Reformation angebahnt. Die königliche Bühne wurde geschaffen und Constantin Christomanus, der bekannte ehemalige Vorleser der Kaiserin Elisabeth von Österreich, eröffnete die „Neue Bühne". Beide Bühnen mußten nach wenigen Jahren schließen. Aber oben auf der Akropolis glänzt noch immer das Parthenon und freut sich seiner Überlegenheit.

Ist nun wirklich das griechische Volk zu arm, um sich für Kunst und Literatur interessieren zu können? Im Auslande wird der Wohlstand Griechenlands bedeutend unterschätzt. In Athen selbst wie in der Provinz sitzen genügend reiche Leute, die sich ihre nationale Kunst ruhig etwas kosten lassen könnten. Jedes Jahr besuchen zahlreiche französische Theatertruppen wie Ferrody, Toutaine, Leroi usw. das Land. Sie verlangten bescheidenerweise nicht weniger als 20 Drachmen für einen Parkettsitz, ein Preis, der sich während der berüchtigten Chante-Clair-Tournee auf 50 Franken verstieg. Der Preis für einen Parkettsitz im Hoftheater betrug nur 4 Drachmen. Die französischen Truppen machen glänzende Geschäfte; am Geldmangel liegt es also nicht. Wohl aber an einem Mangel an ernstem Interesse für nationale Kunst.

Die Qualität des Gebotenen trägt gleichfalls keine Schuld. Das Hoftheater stand zweifellos auf einer höheren Kulturstufe als die hier überall blühenden Café-Chantants. Die Ausstattung war glänzend, kostspielig und künstlerisch. Die großeuropäisch gebildeten Dichter und Schauspieler stellten ein im Vergleich mit dem Ausland durchaus nicht minderwertiges Material dar. Nur etwas fehlte: freie Luft, Aufschwung, mit einem Worte das Sprungbrett.

An Interesse von oben war keineswegs ein Mangel, wie dies die Künstler teilweise behaupten. Mehr als auf den Ausstellungen Bilder kaufen, Dichtern Jahresgagen zahlen, mehr als ein Theater erbauen und es trotz gewaltigen Defizits durchhalten, konnte auch König Georg der Erste nicht tun. Ja, der König tat noch weit mehr. Seine Majestät ließ sich dazu herab, die tonangebenden Familien zu besuchen und ihren eifrigen Besuch in dem neuen Hause anzuregen.

Soll immerhin der Endzweck aller Kunst Vergnügen sein, wie das die Mehrheit will, so gibt es daneben doch noch ein anderes: die Wahrung nationaler Güter, deren Notwendigkeit jedes reife Volk empfindet und für die sich das ganze Volk einzusetzen hat. Es muß nicht ohne Bitterkeit ausgesprochen werden, daß man solches nationales Empfinden weder beim griechischen Volke noch bei vielen der griechischen Künstler findet. In Griechenland erschlägt die Vergangenheit die Gegenwart. Der Grieche sieht ausschließlich rückwärts. Er führt seine Herrlichkeit auf die großen Ahnen zurück und läßt im übrigen das neue Hellas Hellas sein. Seine Begierde nach Fortschritt erschöpft sich in der Nachäffung ausländischer Moden, mögen diese auch zu seinem Charakter wie die Faust aufs Auge passen. Vor allem ist Frankreich der Leuchtturm, nach

dem sich der Grieche orientiert, die gesamte Kunst und Geistesrichtung des Landes wird von der französischen Sprache bestimmt. Moréas dichtete französische Sonette, die Handlung der gelesensten Romane hat Paris zum Schauplatz, und die Werke der beliebten Dramatiker könnten überall spielen, nur nicht in Griechenland. Hier und da, wie bei dem Maler Ralli, der, technisch von Israels beeinflußt, heimatliche Motive malt, scheinen ebenso nationale Anläufe vorhanden zu sein wie in einigen Byzanz verherrlichenden Theaterstücken. Gefühl und Wirkung aber sind rein äußerlich und verflauen ins Rührselige oder in einen doktrinären Chauvinismus.

Zum Genießen, zur Kunst muß jedes Volk erst reifen. Nicht Spende noch Wohltat können solche Reife herbeiführen, dies kann allein eine bewußte Erziehung. Die Macht zur Kunsterziehung nun besäße in Griechenland einzig und allein die Regierung.

Sobald eine fortschrittlich national denkende Regierung in Griechenland etwas für die Kunst tun will, ist sofort eine gegnerische Mehrheit mit ihrem Geheimmittel zur Stelle; und dieses Geheimmittel heißt: Sprache! Zwei Sprachen bestehen in Griechenland nebeneinander: die „demotiki" oder freie Bürgersprache und die antiquisierende „katarevousa" oder reine Sprache, die auf Stelzen geht. Sobald nun irgendein neues bedeutendes Werk zu entstehen scheint, stürmt die antiquisierende Sprache dagegen an, und so wird jede neue Leistung, jeder künstlerische Fortschritt unmöglich. Noch immer beherrschen Griechenland Parthenon und Akropolis.

Den besten Beweis für die ganze Sachlage liefert das Schicksal des neuen griechischen Theaters. Im Ausland lebende Griechen hatten König Georg bedeutende Summen zur Verschönerung Athens zur Verfügung gestellt. Der König beschloß in richtiger Erkenntnis dessen, was seiner Hauptstadt besonders mangelte, die Errichtung eines königlichen Theaters. Thon, der Adjutant des Königs, wurde zum Intendanten ernannt. Leider benutzte er die Gelegenheit, einen ihm gehörigen Bauplatz in der Konstantinstraße auf diese Weise gut loszuwerden, so daß sich also das königliche Theater in einer Gegend erhob, die ungefähr dem Berliner Norden entspricht. König Georg, der Paris außerordentlich liebte, weilte inzwischen in der französischen Hauptstadt und versprach dort gutmütigerweise der Réjane, sie solle die Ehre haben, sein Theater zu eröffnen. Nun brach der Sturm in der Presse Athens und bei den griechischen Philologen los, die beide der Ansicht waren, ein nationales Theater müsse auch vor allem der nationalen Muse dienen. Die Geldmittel waren durch die ungeheuren Unkosten aufgebraucht. Heftige Presseangriffe waren zu erwarten, so beschloß man denn schließlich, mit einem eiligst zusammengerafften, mehr als ungleichwertigen griechischen Schauspielermaterial das Spiel zu beginnen. Der griechische Dichter Wlachos wurde zum Direktor ernannt, als Oberregisseur wurde der an namhaften deutschen Bühnen geschulte Herr Ekenomo berufen. Leider machte die Minderwertigkeit eines Teiles der zusammengerafften Schau-

spieler eine Leistung unmöglich, die einer wirklichen Kunststätte würdig gewesen wäre. Sollte die königliche Bühne der nationalen Sache dauernd gewonnen werden, so hieß es sofort an die Ausbildung neuer Kräfte gehen. Die königliche Theaterschule wurde gegründet und von Anfang an gut besucht.

Soweit sah alles vielversprechend aus, wäre nur nicht von Anfang an Uneinigkeit unter den Beteiligten ausgebrochen! Zunächst einmal versteifte sich die Réjane auf das königliche Wort, so daß man ihr wohl oder übel die der Eröffnungsvorstellung folgenden Abende einräumen mußte. Inzwischen bekämpften sich Herr Wlachos, der unbedingte Anhänger der antiquen und der antiquisierenden Dichter, und Herr Ekonomo, welcher für das modernere Repertoir nach deutschem Muster eintrat. Der Zwiespalt in der Leitung spiegelte sich in zwei einander feindlichen Schauspielerlagern wider. Die alten rein deklamatorischen Schauspieler, die sich so gern „die griechische Sarah Bernhardt", „der griechischen Talma" nennen ließen, und die vom Regisseur Ekonomo neu zugezogenen Kräfte konnten sich nicht vertragen. Sieger blieb in beiden Fällen — der Parthenon, und was jung war mußte weichen. Zu gleicher Zeit veranlaßten Unzuträglichkeiten in der Theaterschule den König, sie wieder zu schließen, so daß die Schüler all ihre glänzenden Hoffnungen wie Seifenblasen zerplatzen sahen. Auch die in Griechenland mit den Dichtern identischen Journalisten sahen sich in ihren besten Erwartungen betrogen, da ihre Stücke nicht einmal gelesen wurden. Die gesamte Presse blies Sturm auf das Hoftheater, das ja nur einem fremden Idiom diene und auf griechischem Boden keine Existenzberechtigung habe. Ekonomo reichte seine Demission ein und die jungen Kräfte folgten ihm. Damit geriet aber alles ins Wanken.

Das Publikum hatte sich von Anfang an dem königlichen Theater gegenüber unverzeihlich gleichgültig verhalten. Ab und zu kam es wohl einmal zu Premieren. Aber alle Bemühungen Seiner Majestät selbst konnten nicht verhindern, daß z. B. der wunderbar ausgestattete „Sommernachtstraum" bei seiner vierten Wiederholung eine Bruttoeinnahme von 27 Drachmen und 60 Lepta ergab. Die gute Gesellschaft konnte sich von ihren im Winter in Athen üblichen Pokergesellschaften nicht trennen, außerdem war ihr das Gebotene nicht französisch genug. Die gelehrte Welt und ihre Anhänger fanden die Sprache auf der Bühne nicht standesgemäß und raubten ihr damit den letzten Halt. Das Defizit wuchs enorm, die Streitigkeiten taten desgleichen, so entschloß sich denn König Georg, das Theater zu schließen. Der neuerdings unter meiner Mitarbeit unternommene Versuch, es wieder zu eröffnen, scheiterte an dem Aufstande von 1909, auf dessen politische Gärungen schließlich die Kriege und die Ermordung des Königs folgten.

Nicht besser erging es der beinahe gleichzeitig eröffneten „Neuen Bühne". Auf den Trümmern des Dionysos-Theaters, am Fuße der Akropolis, hatte der Gründer Christomanos im Mondenschein eine Eröffnungsrede gehalten, die nur verlacht wurde. Sowohl die junge Poesie als auch die jungen Schauspieler

wurden nicht ernstgenommen. Schließlich errang dann Christomanos mit einigen Kochonerien den ersehnten finanziellen Erfolg, der aber den Verfall des Ganzen eher beschleunigte als aufhielt. Das jetzige Theaterleben besteht ausschließlich in einem lächerlichen und erbitterten Kampfe der Epigonen beider Bühnen. Spielen die einen ein aus dem Zolaschen Roman grob zurechtgezimmertes Theaterstück „Nana", so spielen es die anderen auch und sogar am selben Abend. Das Theater ist verwahrlost, das geistige Leben liegt brach.

An das Ruder der Regierung kam ein Mann, der von der Bedeutung der nationalen Kunst und von der Notwendigkeit eines nationalen Theaters durchdrungen war. Ich meine Venizelos, unseren großen Premierminister. Als er mit dieser seiner Herzenssache vor das Parlament trat, da begegnete er einem derartig wütenden Widerstande, daß er sich selbst in höchster Gefahr sah. Wieder mußten Kunst und Geist vor dem Gespenst einer toten Überlieferung verstummen.

Trotzdem haben wir alle, die wir nicht nur an ein totes, sondern an ein zukunftsreiches Leben Griechenlands glauben, nie die Hoffnung aufgegeben, daß uns gerade dieser Mann einmal die Morgenröte einer neuen besseren Zeit heraufführen wird. Er hat politisch mit so vielen alten Vorurteilen glücklich aufgeräumt und dafür so viele neue, allen klar vor Augen liegende Fährten geschaffen, daß er uns auch weiter helfen wird. Möge doch der ganze geistige Ballast abgeschüttelt und die Schätzung des Altertums in jene Schranken gewiesen werden, die durch inzwischen verflossene Jahrhunderte und Jahrtausende errichtet wurden! Luft und Raum soll werden für eine neue Geistesströmung und eine neue Kunst, die der Seele der jetzt lebenden Menschheit und den Zielen und Wünschen einer neuen Nation gemäß sind!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Deutsche Arbeiterzentrale und innere Kolonisation. Der kürzlich erschienene Jahresbericht 1912/13 der Deutschen Arbeiterzentrale enthält Anschauungen über die Bedeutung der bäuerlichen Kolonisation, die wir doch unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. In dürren Worten stellt der Bericht am Schlusse seiner Ausführungen die Forderung auf, die Produktion der deutschen Landwirtschaft in solchen Formen vor sich gehen zu lassen, wie sie dem ausländischen Wanderarbeiter am genehmsten seien. Da die Erfahrung lehre, daß die Arbeitsgelegenheit in bäuerlichen Betrieben von den Ausländern nicht beliebt sei, vielmehr die Beschäftigung in Großbetrieben wegen der damit gegebenen Möglichkeit des Zusammenbleibens in größeren Trupps von ihnen bei weitem vorgezogen würde, so müsse jeder, der es für erwünscht halte, daß der Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen Deutschlands nach Möglichkeit durch eigene Produktion gewonnen werde, für die Erhaltung des Großbetriebes Sorge tragen. Die Auflösung der landwirtschaftlichen Produktion in lauter bäuerliche Betriebe würde die Beschaffung ausländischer Arbeiter so unendlich erschweren, daß wir damit in der Hauptsache von dem ausländischen Arbeitsmarkte ausgeschlossen und allein auf den einheimischen Markt verwiesen würden, auf dem die Landwirtschaft, wie die Dinge liegen, Deckung ihres Bedarfes an Arbeitskräften nicht finden könne. Daß sie es nicht kann, führt der Bericht darauf zurück, daß die Landwirtschaft wie die gesamte deutsche Volkswirtschaft in ihrer Produktion und Arbeitsintensität mit der Bevölkerungsvermehrung nicht Schritt gehalten hat, sondern der letzteren vorausgeeilt ist.

Ohne auf die Gründe der Divergenz von Produktion und Bevölkerungsvermehrung näher einzugehen, die jedenfalls nicht ohne Schuld der im Anfang des vorigen Jahrhunderts führenden Politiker zustandegekommen ist, mag diese von dem Bericht als letzter Grund unserer Arbeiternot bezeichnete Unzulänglichkeit der Volksvermehrung als berechtigter Ausgangspunkt der Betrachtung anerkannt werden. Industrie und Landwirtschaft zusammen verlangen schon heute eine Deckung an Arbeitskräften, der das deutsche Volk aus eigener Kraft nicht mehr gerecht zu werden vermag. Die Industrie und das städtische Leben haben dabei die stärkere Anziehungskraft auf den Nachwuchs der Arbeiterschaft, um so mehr aber hat die Landwirtschaft unter dem Mangel der Kräfte zu leiden. Die Zahl ihrer einheimischen Arbeiter hält nicht nur nicht Schritt mit der gesteigerten Gütererzeugung der Neuzeit, sondern nimmt sogar von Jahr zu Jahr absolut ab. Leben doch heute auf dem platten Lande im Osten weniger Menschen als vor vierzig Jahren, trotzdem damals unser Volk insgesamt noch zwanzig Millionen Köpfe weniger zählte als heute. Die Abwanderung

der Landbevölkerung findet aber am stärksten da statt, wo der landwirtschaftliche Großbetrieb vorherrscht, wie dies zur Genüge durch die Seringschen Untersuchungen festgestellt ist. Es ist bedauerlich aber notwendig, die Deutsche Arbeiterzentrale auf diese allgemein bekannte Tatsache noch besonders hinweisen zu müssen. Den Großbetrieb mit Hilfe der Hunderttausende von Ausländern in seinem Übermaß im Osten erhalten wollen, heißt nichts anderes, als die Abwanderungsbewegung unterstützen, was wiederum schließlich dazu führen muß, daß der Zwang des Rücktransports, wie er jetzt noch im Winter besteht, für die hereingezogenen Slawen nicht mehr aufrechterhalten werden kann und diese dann dauernd den Platz der abgewanderten deutschen Arbeiterbevölkerung einnehmen.

Gegen diese elementare völkische Gefahr will die innere Kolonisation Abhilfe schaffen.

Der teilweise Ersatz der Großbetriebe durch menschenreiche Bauernkolonien soll das überstürzte Anwachsen der Industrie hintanhalten, die Bevölkerung auf dem Lande verdichten und damit die Basis der Volksvermehrung verbreitern. Es dürfte auch dem Berichterstatter der Deutschen Arbeiterzentrale bekannt sein, daß die vom Lande in die Großstädte abwandernde Arbeiterbevölkerung für die Regeneration unseres Volkes verloren ist, daß sie vielmehr über kurz oder lang unrettbar dem Zwei- und Einkindersystem verfällt und meistens bereits in der zweiten oder dritten Generation ausstirbt. Die eigentliche Quelle der Volksvermehrung liegt auf dem Lande, und zwar heute mehr als vor einem oder zwei Menschenaltern, als die Beschränkung der Kinderzahl noch nicht im gleichen Maße in die Hand des gemeinen Mannes gegeben war. Daß das Land aber als Quelle der Volkskraft die bei weitem höhere Bedeutung hat und immer haben wird, findet seine Erklärung, außer in sittlichen und religiösen Motiven, nicht zum wenigsten auch in rein wirtschaftlichen Gründen. Hat doch der Kinderzuwachs in Stadt und Land für die Familie einen anderen, geradezu entgegengesetzten Wert. Während unter städtischen Verhältnissen die Kinder bis zum vierzehnten Lebensjahre und länger rein konsumtive Bedeutung haben, den Familienhaushalt also in unerwünschter Weise belasten, werden die Kinder des kleinen Landmannes schon mit zehn Jahren und früher produktiv, helfen in Stall und Feld, hüten und pflegen das Vieh, ersetzen oft am Göpel oder sonstwo eine volle Arbeitskraft, die an anderer Stelle voll ausgenutzt werden kann, kurzum, sie verringern nicht, sondern steigern frühzeitig das Gesamteinkommen der Familie und sind deshalb bis zu weit höherer Zahl willkommene Gäste als in der Stadt. Daher das eminente Interesse von Staat und Volk an der ländlichen Bevölkerung, die zu vermehren bekanntlich just die vornehmste Aufgabe der inneren Kolonisation ist.

Es ist seltsam, daß der Berichterstatter der Arbeiterzentrale das Mißverhältnis von Volksvermehrung und Produktion richtig erkannt hat und dennoch nicht auf den folgerichtigen Gedanken kommt, dieses Mißverhältnis beseitigen zu wollen. Statt nach Wegen zu suchen oder Wege gutzuheißen, die in Zukunft eine stärkere Volksvermehrung garantieren, will der Bericht gerade die Formen der landwirtschaftlichen Produktion aufrechterhalten wissen, die durch das Übermaß ihres Daseins am stärksten der Landflucht Vorschub leisten. Während alle Welt in den ausländischen Saisonarbeitern ein — zurzeit allerdings noch notwendiges — Übel sieht, will die Deutsche Arbeiterzentrale die Wünsche und Bequemlichkeiten dieser Ausländer zur Richtschnur unserer landwirtschaftlichen Produktionen machen und sie zu einer Dauererscheinung unserer Volkswirtschaft werden lassen. Wäre es nicht schwarz auf weiß in dem Berichte zu lesen, man würde wahrlich versucht sein, es für eine böswillig ausgestreute Mär zu halten.

Dr. Keup

Familiengeschichte

Henrik Steffens, der zur Zeit der Blüte der Romantik nach Deutschland kam, sich den Romantikern anschloß und von 1811 bis 1832 Professor der Physik in Breslau war, neben der er jedoch auch Anthropologie, Naturphilosophie, Mineralogie und Physiologie vortrug, gilt in der Geschichte der Literatur für einen Norweger. Nun hat ein Zufall Professor Dr. R. Sturm in Breslau zu

der Entdeckung geführt, daß Steffens tatsächlich väterlicherseits Deutscher und mütterlicherseits Däne ist. Er erhielt vom emeritierten Professor der Mathematik an der Universität Kopenhagen und Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften H. G. Zeuthen, der ein Großneffe von Steffens ist, folgende Mitteilungen:

„Der Vater von Steffens war Holsteiner, also ein Deutscher, kam zu jener Zeit des friedlichen Verkehrs der beiden Nationen innerhalb des Gesamtstaates nach Kopenhagen und wurde von der dänischen Regierung auf kurze Zeit nach Norwegen, das damals zu Dänemark gehörte, als Regierungsarzt geschickt. In dieser Zeit ist Henrich dort geboren. Seine Mutter war eine Dänin aus alter, angesehener Familie. Die Familie Steffens kehrte nach Dänemark zurück, der Sohn besuchte eine dänische Schule, dann die Universität Kopenhagen, an welcher er später vor seiner Übersiedelung nach Deutschland Vorträge gehalten hat, die in Dänemark zu außerordentlicher Bedeutung gelangten und Dänemarks Jugend, darunter bedeutenden Männern der späteren Zeit, starke Anregungen gaben. Deshalb rechnet ihn Dänemark zu seinen besten Söhnen. Von meinem Vater wurde er nie als norwegischer Onkel bezeichnet, wohl aber sind eine Schwester und ein Bruder von ihm Norweger geworden, und diese gelten unserer Familie als unsere norwegischen Verwandten. Er hat von Deutschland aus nochmals den Norden besucht, sowohl seine norwegische Schwester als seine zahlreichen Verwandten in Dänemark, bei welcher Gelegenheit er dort sehr gefeiert wurde."

Diese Tatsache ist interessant, da Steffens die vaterländische Bewegung vor hundert Jahren mitgeleitet und sich überhaupt als deutscher Patriot betätigt hat. Die Neuausgabe seiner Selbstbiographie hatten wir erst kürzlich (Heft 47, Jahrg. 1913) anzuzeigen Gelegenheit.

Sprache

Zweifellos. Aus Anlaß der Vorgänge in Zabern stellte die dortige Staatsanwaltschaft in einer Bekanntmachung zweifellos fest, daß auf einen Posten nicht geschossen worden ist. Die Militärbehörde hingegen stellte zweifellos fest, daß auf den Posten geschossen ist. Eine der beiden Behörden muß sich also geirrt haben. Was sich zugetragen hat, ist nicht zweifellos festgestellt. Zweifellos ist nur soviel, daß man mit dem Gebrauch dieses Wortes vorsichtiger sein soll. Der Ausdruck erfreut sich zwar großer Beliebtheit, er gehört zu den Modeworten, wie einwandfrei, bedenkenfrei, tadellos. Er findet sich auch häufig in gerichtlichen Entscheidungen, wie in Verfügungen anderer Behörden. Regelmäßig ist er indessen überflüssig, ja schädlich. Er soll den Eindruck hervorrufen, als ob die vertretene Ansicht ganz unumstößlich wäre; nur zu oft verrät sich dadurch aber Schwäche und Unsicherheit. Dergleichen leere Beteuerungen sollten unterbleiben, sie dienen nicht dazu, das Ansehen der Behörden zu erhöhen. Die Neigung, große, tönende Worte zu gebrauchen, hat sich im öffentlichen Leben zu sehr verbreitet. Darunter leidet die Reinheit der deutschen Sprache, aber auch Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit im Denken und Empfinden. Diese nachteiligen Wirkungen übertragen sich bis zu einem gewissen Grade auf den Leser und Hörer.

Darum sollte nicht nur in den Gymnasien, in denen Cicero gelesen wird, sondern in jeder Klasse jeder Schule eine Tafel mit der Inschrift angebracht werden: Schreibt klares, schlichtes Deutsch! Vermeidet lange Sätze, vermeidet dunkle Fremdwörter, vermeidet starke, übertriebene Ausdrücke!

B.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Weltpolitik, von Frankreich aus geſehen

Von Arthur Dix.

Alle franzöſiſche Machtpolitik hat eine doppelte Zielſetzung. Einmal herrſcht, was den europäiſchen Kontinent anbetrifft, beſtändig das Beſtreben, die Oſtgrenze des Landes weiter öſtlich hinauszuſchieben; zum zweiten aber, im Hinblick auf die geſamte alte Welt, das Beſtreben, die Herrſchaft auszuüben über das Mittelmeer und das weite Hinterland ſeiner nichteuropäiſchen Geſtade.

In den Zeiten aktivſter franzöſiſcher Weltpolitik, das heißt unter Bonaparte, trat dieſe Doppelrichtung ganz beſonders deutlich hervor. Die öſtliche Verſchiebung der franzöſiſchen Grenze ging ins Ungemeſſene und die Mittelmeerpläne des Korſen waren ſo hochfliegend, daß er ſich vorübergehend mit dem Gedanken getragen, ſich zum Kaiſer des Orients zu machen. Dieſe weitgreifende Mittelmeerpolitik war der eigentliche Ausgangspunkt der Napoleoniſchen Politik im ganzen. Daß er mit ſeinen ägyptiſchen Plänen auf einen ſo heftigen Widerſtand Englands geſtoßen, das machte ihn zum unerbittlichen Gegner des Inſelreiches und führte ihn auf dem europäiſchen Feſtlande bis nach Moskau in der Abſicht, ganz Europa zu zwingen, durch die reſtlos verwirklichte Kontinentalſperre Englands Kräfte lahmzulegen. Der Erfolg war gerade umgekehrt die Stabiliſierung der britiſchen Seeherrſchaft, während Napoleons Werk auf dem Kontinent ſo gut wie im Mittelmeer in Trümmer ging.

In der Gegenwart aber haben wir doch wieder reichliche Gelegenheit Frankreich an der Arbeit zu ſehen, um ſeine alten Machtpläne zu verwirklichen. In vollem Umfange freilich kann es auf Erfolg nicht mehr rechnen — ſeine Mittelmeermacht vermag es nur ſo weit auszudehnen, wie das engliſche Einvernehmen es ihm geſtattet.

Im Jahre 1898 war es, als Frankreich ſich mit voller Klarheit vor die Entſcheidung geſtellt ſah, eins der beiden Endziele ſeiner Machtpolitik zugunſten des anderen aufzugeben. Es beſtand die Möglichkeit: auf die Verſchiebung der

Ostgrenze endgültig zu verzichten, und diesen Verzicht zu verbinden mit dem Versuch, den stärksten Nachbarn im Osten zu einer Beschäftigung der britischen Flotte zu veranlassen, die Frankreich freie Hand für die Fortführung der Mittelmeerpolitik hätte bieten können; oder aber die Ziele der Mittelmeerpolitik mußten zurückgesteckt werden, um England zur Beihilfe zu gewinnen, wenn Frankreich die weitere Verschiebung seiner Ostgrenze zu verfolgen nicht aufhören wollte. Das damalige Wiederaufflammen der traditionellen englisch-französischen Gegensätze knüpfte an den inzwischen durch englische Höflichkeit von der Landkarte verschwundenen Namen „Faschoda" an. Es gelang Frankreich nicht, den für eine kurze Zeitspanne erwogenen Plan durchzuführen, Deutschland als Sturmbock gegen England zu benutzen; es mußte der andere Weg gewählt werden, die Verständigung mit England gegen Deutschland und über die Mittelmeerpolitik.

Die durch ein volles Jahrhundert geträumten französischen Ägyptenträume, denen die Welt das große Kulturwerk des Suezkanals verdankt, waren endgültig ausgeträumt. Die afrikanische Nordküste sollte zwischen Frankreich und England geteilt werden dergestalt, daß England seine ägyptische Position nunmehr nicht im Gegensatz zu Frankreich, sondern mit französischem Einverständnis und dem Hintergedanken behaupten konnte, sie nach Ost und West und Süd noch weiter auszubauen, Frankreich dagegen zu Algier und Tunis auch noch Marokko mit Ausnahme des Gibraltar gegenüberliegenden Küstenstreifens und die Aussicht auf östliche Ausdehnung erhielt. Allerdings war es, um im Mittelmeer nicht weiter gestört zu werden, notwendig, auch die Einwilligung Italiens in die französischen Marokkopläne zu erkaufen durch das Zugeständnis freier Hand für Italien in Tripolis. Aber die hierüber getroffenen Vereinbarungen hinderten Frankreich und England nicht, sich im Hinterlande an die Anknabberung von Tripolis zu machen, wodurch Italien sich veranlaßt sah, viel zeitiger, als man es in Frankreich erwartet hatte, tatsächlich an die Einholung der französischerseits nur als Fata Morgana betrachteten Tripolisbeute zu gehen. England für seinen Teil verstand ja noch während der italienischen Aktion eine westliche Abrundung seiner Nordafrikastellung herbeizuführen.

Mit England ist Frankreich über die Mittelmeerfrage vorläufig nun so ziemlich im Reinen, aber eben nur so ziemlich und nur vorläufig. Es ist ihm nicht gelungen, wie es vor kurzer Zeit vorübergehend gehofft, von England die Ausübung der vollen Polizeigewalt im Mittelmeer eingeräumt zu bekommen. Es ist ihm trotz theoretischer Zugeständnisse praktisch auch noch nicht gelungen, mit Englands Einwilligung dahin zu gelangen, daß die Flotte des verbündeten Rußland zur Unterstützung der französischen im Mittelmeer freien Durchgang durch die Dardanellen erhält. England hat seine maritime Mittelmeerposition nicht aufgegeben, sondern ist wieder dabei, sie weiter auszubauen. Auch im Hinblick auf Vorderasien sind die alten englisch-französischen Gegensätze nicht ganz geschwunden. Frankreich geht zwar nicht ohne englische Einwilligung seinen

syrischen Plänen weiter nach, aber eine zu weite Abgrenzung der dort gesteckten Ziele würde auf britische Besorgnisse wegen der ägyptischen Ostflanke und der Verbindung zwischen Ägypten und Indien stoßen.

Nun hat aber Frankreich nicht nur England seine besondere Mittelmeerposition notgedrungen einräumen müssen, sondern es sieht auch andere Mittelmeermächte ihre Kräfte entfalten. Die Hoffnung, daß die italienische und österreichische Flotte bei ihrem neu ins Werk gesetzten Aufbau einander in der Adria binden würden, ist erschüttert durch das für Italien neugeschaffene Interesse, die italienische Verbindung zwischen dem Mutterlande und der nordafrikanischen Küste sicherzustellen, und durch die in zeitlichem Anschluß hieran ermöglichte italienisch-österreichische Verständigung über Albanien. Frankreich muß nunmehr, zumal die Ereignisse auch ein deutsches Geschwader ins Mittelmeer geführt haben, mit vereinigten maritimen Dreibundkräften im Mittelmeer rechnen. Unter diesen Umständen ist es begreiflicherweise darauf bedacht, seinerseits neue Verbündete im Mittelmeer zu gewinnen, und bemüht sich daher so eifrig um die Gunst Griechenlands, die man mit der Gewährung finanzieller Mittel erschmeicheln oder mit ihrer Versagung ertrotzen will. Freilich muß Frankreich mit der Möglichkeit rechnen, hier eine Schlange am Busen zu nähren; denn je mehr Griechenland zur Erstarkung gebracht wird, umso weitgreifender werden die Ziele seiner Politik im östlichen Mittelmeer und auch bezüglich Vorderasiens werden, wo sie schließlich mit den französischen bedenklich rivalisieren könnten.

Jedenfalls bleibt das französische Mittelmeerprogramm auch nach endgültigem Verzicht auf Ägypten umfassend genug. Es erstreckt sich einerseits auf Teile Vorderasiens, auf die man einen alten Anspruch zu haben glaubt, andererseits auf das weiteste Hinterland der nordafrikanischen Westküste, auf die Abrundung des französischen Nordafrikareiches, womöglich bis zu den Kongoquellen. Frankreich wäre jederzeit gern am Werk, nicht nur das trotz des deutsch-französischen Marokko-Kongo-Abkommens noch bestehende französische Vorkaufsrecht auf die belgische Kongokolonie auszuüben, sondern auch das europäische Mutterland dieser Kolonie als eine Art französischer Provinz zu behandeln, wenn nicht der mächtige Nachbar im Osten wäre, der in seiner Stärke Frankreich daran verhindert, die östlichen Ausbreitungstendenzen seiner europäischen Politik verfolgen zu können. Dieses Hindernis wird in Frankreich um so schwerer empfunden, als man der Einsicht ist, es nicht aus eigener Kraft beseitigen zu können. Man will afrikanische Hilfstruppen mit heranziehen — ein Grund mehr, auf die volle und unerschütterliche Seeherrschaft Frankreichs, wenigstens im westlichen Mittelmeer, bedacht zu sein — und man will fremde Hilfe im reichlichsten Maße gegen Deutschland zur Verfügung haben. Die französisch-englische Verständigung verfolgt ja eben den doppelten Zweck, im Mittelmeer für Frankreich freiere Hand zu erlangen, in der Nordsee und an der Nordwestgrenze Deutschland durch eine andere Macht bedrohen lassen zu können. Wesentlich entscheidend aber für die Möglichkeit, ohne Überanstrengung der eigenen französischen Kräfte mit Deutsch-

land militärisch fertig werden zu können, ist der Grad der Bedrohung Deutschlands von seiner östlichen Grenze her. Auf diesen Punkt ist die französische Politik zurzeit in höchstem Grade eingestellt. Es wird alles darauf angelegt, Rußland militärisch möglichst stark, Österreich-Ungarn als Verbündeten Deutschlands möglichst schwach zu machen. Zu diesem letzteren Zweck sucht man einerseits die Balkanslawen zu benutzen, andererseits die Wühlarbeit in Galizien zu fördern.

Die Beurteilung der Lage mit Bezug auf die deutsche Ostgrenze war in Frankreich bis vor ganz kurzer Zeit folgende: Rußland wird mit seiner Mobilisierung so spät fertig werden, daß der weitaus überwiegende Teil der deutschen Landmacht mit voller Wucht auf Frankreich wird drücken können. Erst nach der in diesem Fall zu gewärtigenden Niederschmetterung des französischen Heeres könnte Deutschland dann in aller Ruhe die Säuberung seiner Ostgrenze vornehmen, darüber hinaus sich eines Teils von Russisch-Polen bemächtigen und am Ende gar Rußland noch weiter treffen, indem es dem gesamten Kleinrussentum zur Selbständigkeit verhilft und die 25 bis 30 Millionen Ukrainer ein eigenes Staatswesen bilden läßt. Das ist ein Plan, den namentlich polnische Politiker und ihre französischen Freunde Deutschland seit langem zuschreiben, und aus dieser Idee erklärt sich auch der große Eifer, der augenblicklich polnischerseits entfaltet wird, um die völlig harmlosen Beziehungen zwischen dem Deutschen Ostmarkenverein und den galizischen Ruthenen — die sich lediglich auf die Heranziehung ruthenischer Wanderarbeiter nach Deutschland erstrecken — zu einem Hochverratsversuch umzuprägen.

Neben der bisherigen Langsamkeit des russischen Mobilmachungsverfahrens war es die Gefahr einer Revolution in Russisch-Polen im Kriegsfall, von der man eine ernste Schwächung des russischen Auftretens gegen Deutschland auf französischer Seite befürchtete. Die französische Politik hat sich seit Anbeginn der französisch-russischen Bündnisbeziehungen aus diesem Grunde angelegen sein lassen, auf eine wesentliche Besserung des Verhältnisses zwischen Russen und Polen hinzuwirken. Insbesondere war es gelungen, den verstorbenen Ministerpräsidenten Stolypin diesem Plan dienstbar zu machen. Er hatte, wie kürzlich durch das Organ seines Bruders ausgeplaudert worden ist, ein russisch-polnisches Übereinkommen ausgearbeitet, das nicht nur die russischen, sondern auch die galizischen Polen für Rußland gewinnen sollte. Die von Rußland aus mit den verschiedensten Mitteln betriebenen Wühlereien sind in letzter Zeit ja hinlänglich bekannt geworden. Man braucht nur an den galizischen Auswanderungsskandal zu denken und an die von Rußland aus unter den galizischen Ruthenen betriebene Agitation auf kirchlichem Gebiet. In dem für alle Korruption so zugänglichen galizischen Lande rollte der russische Rubel während der letzten Jahre in ausgedehntestem Maße.

Die von französischer Seite unternommenen Versuche, eine russisch-polnische Annäherung — sei es durch gutes Zureden, sei es durch Drohungen — zu

erreichen, haben auch noch neuerdings wieder solche Formen angenommen, daß man sich in der russischen Presse schließlich dagegen verwahren und den französischen Freunden zu verstehen geben mußte, daß derartig grobkörnige Einmischungen von dritter Seite den Interessen der russischen Polen selbst auf die Dauer nicht dienlich sein könnten.

Dem Bestreben, durch Einwirkung auf die russisch-polnischen Beziehungen die Gefahr einer polnischen Revolution während eines europäischen Krieges zu bannen, ist das weitere Bestreben gefolgt, die russische Mobilmachung ganz wesentlich zu beschleunigen, um durch die Wucht eines so beschleunigten russischen Anpralls an der deutschen Ostgrenze die französische Ostgrenze entsprechend zu entlasten. Diese Aufgabe war es in erster Linie, die Herrn Delcassé für seine von Anfang an nur auf kurze Zeit berechnet gewesene diplomatische Mission in Petersburg zugedacht wurde. Er hat sie ohne Zweifel so glänzend gelöst, wie es angesichts der Verhältnisse in Rußland nur irgend denkbar war. Niemals war die diplomatische Intimität zwischen zwei selbständigen Staatswesen größer als die zwischen Frankreich und Rußland in Verfolg dieser Delcasséschen Arbeit. Man hat in der deutschen Öffentlichkeit diesen französischen Staatsmann unterschätzt, als er nach Faschoda die englisch-französische Annäherung herbeiführte, hat ihn unterschätzt, als Fürst Bülow ihn im Verlauf der Marokkosache vorübergehend, dem äußeren Schein nach, stürzen konnte, und hat ihn unterschätzt, als man sich über sein vermeintliches Petersburger Fiasko lustig machen zu dürfen meinte.

Wir haben erfahren, in welchem Umfange Frankreich dem Zarenreiche Mittel zur Erhöhung seiner militärischen Bereitschaft gen Westen und zur wesentlichen Beschleunigung seiner Mobilmachung zur Verfügung stellt. Rußland ließ sich um so leichter bereitfinden, gegen Deutschland bedrohlich aufzutreten, als es ein lebhaftes Interesse hatte, darauf bedacht zu sein, den westlichen Nachbar in Schach zu halten, damit er es nicht störe bei den geplanten Ausbreitungen der eigenen Westgrenze im Süden und im Norden in seinem Vorgehen gegen die Türkei und in seinem Begehren nach freien Häfen an der skandinavischen Küste des Atlantik.

Durch das Einvernehmen mit England die französische Mittelmeerposition zu stützen, durch die Bedrohung von russischer Seite den östlichen Nachbarn zu schwächen in der Abwehr der französischen Tendenz zur Verschiebung seiner Ostgrenze — das sind die beiden Hauptabsichten, von denen die französische Machtpolitik sich gegenwärtig leiten läßt. Unter diesen Gesichtswinkeln erscheint heute die alte Welt, von Frankreich aus gesehen.

Zukunftsfragen des Parlamentarismus

Von W. von Massow

(Schluß aus Heft 6)

Wir werden also eines Tages vor das Problem gestellt werden, wie wir in den der Volksvertretung verfassungsmäßig zukommenden Funktionen die wahren Interessen der Gesamtheit und die im geistigen, sozialen und wirtschaftlichen Leben wirklich ausschlaggebenden Kräfte besser zum Ausdruck bringen, ohne das im modernen Bewußtsein liegende Recht des Individuums gegenüber dem Staat ungebührlich einzuschränken. Ich glaube, wir werden die Lösung nur finden, wenn wir uns erinnern, wie der Parlamentarismus in seinem Mutterlande — England — historisch entstanden ist. Das englische Parlament wurzelt ursprünglich in dem Aufbau der Gesellschaft, hat sich der Entwicklung dieser Gesellschaft im wesentlichen angepaßt und ist noch heute — abgesehen von den Spuren des Eindringens neuer Doktrinen — ihr verhältnismäßig bester Ausdruck. Daher das merkwürdig feste und sichere Funktionieren dieses Parlamentes, das neben der Gesetzgebung auch die Staatsverwaltung maßgebend und entscheidend beeinflußt und in Staatssachen zugleich die höchste richterliche Gewalt unmittelbar ausübt; eine Sicherheit, die auch dadurch nicht erschüttert wird, daß die Vielseitigkeit der modernen Strömungen das alte feste Schema des Parteidualismus längst aufgelöst und zersetzt hat. Die Körperschaft, die in England die Staatsgewalt ausübt, ist eben einstweilen noch immer das Abbild des Volkskörpers in seiner natürlichen Gliederung, wie sie sich in vielen Jahrhunderten entwickelt hat. Die Staatsgewalt ist die Zusammenfassung der vorhandenen gesellschaftlichen Kräfte zu einer Willenseinheit. In den kontinentalen Verfassungen hat man die äußere Form des englischen Parlamentarismus kopiert und ihm eine neue Doktrin untergeschoben, aber die Kräfte, in denen er wirklich historisch wurzelt, nicht erkannt. In Deutschland hat es nur einen einzigen Staatsmann gegeben, der die Mitregierung des Volkes auf der historischen Grundlage seiner natürlichen gesellschaftlichen Gliederung entwickeln wollte; das war der Freiherr vom Stein. Aber ich erwähnte schon, daß eine Wiederanknüpfung an diese Entwicklung nicht möglich ist, so sympathisch der Gedanke auch sein mag. Für die Praxis ist das ein verschütteter Brunnen; nur für den denkenden Politiker bleibt es eine Erkenntnisquelle für spätere Zeiten.

Der Parlamentarismus hat in Deutschland einen Weg genommen, der nicht über den Freiherrn vom Stein führt. Er entwickelte sich theoretisch auf Grund

der von den romanischen Nationen übernommenen Doktrin, praktisch — wenigstens in Preußen — mit Hilfe der Revolution. Deshalb suchte er nicht die Anknüpfung an das Vergangene, sondern er floh sie. Näher als die Prüfung des richtigen Weges zum Ziel lag ihm die Wegräumung alles dessen, was er als Hindernis, sich überhaupt auf den Weg zu machen, empfand. Deshalb war in diesen Bestrebungen kein Platz für Steins Ideen, die nur insoweit Anerkennung fanden, als sie geholfen hatten, den Weg für neue Freiheiten zu bahnen. Das war aber nur ein äußerlicher Zusammenhang; die Zeitideen, aus denen das neue Verfassungsleben erwuchs, suchten vornehmlich die Aufhebung der Schranken, die die historisch gewordene Gesellschaft aufwies, und das konnte nur geschehen durch eine Auflösung der Gesellschaft — man möchte lieber sagen: eine Atomisierung der Gesellschaft — überhaupt. Diesem Bestreben kam die herrschende Staatsidee entgegen. Der auf reinen Rechtsideen aufgebaute absolute Staat, der sich selbst erst im Kampf gegen das alte ständische Element entwickelt hatte, fand seinen bezeichnendsten Ausdruck im Bureaukratismus. An dieser Feststellung ändert sich nichts, auch wenn man weiß, daß im absoluten Staat der bureaukratische Charakter der Staatsgewalt gemildert werden konnte und oft sehr stark gemildert wurde durch die persönliche Einwirkung des Monarchen. Der Bureaukratismus kennt nur Organe der Staatsgewalt und Staatsbürger — oder Untertanen, wenn man die staatsrechtliche Anschauung der Zeit stilgerecht festhalten will. Kein Wunder, daß auch der Staatsbürger jener Zeiten, als er Befreiung von unhaltbaren Schranken erkämpfen wollte, keine Unterschiede zwischen sich und seinesgleichen anerkannte, daß er in der theoretischen Gleichheit stecken blieb und als Objekt der staatlichen Einrichtungen nur das Individuum gelten ließ.

Aber die Gesellschaft läßt sich nicht so einfach umbringen, am allerwenigsten durch Beschlüsse und Theorien. Man kann auch einem Baum nicht anbefehlen, daß er sich ohne Blätter behelfen soll. Der Volkskörper gliedert sich immer wieder nach den praktischen Lebensbedürfnissen, die sich in erster Linie aus den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes, daneben aber auch aus den im Volkscharakter enthaltenen Neigungen ergeben. Das bringt immer wieder die natürliche Ordnung hervor, die wir eben die Gesellschaft nennen. Will der Staat sie auf theoretischem Wege mit Hilfe von Paragraphen wegdisputieren, so rächt sie sich über kurz und lang durch die Disharmonie, die notwendig einmal — früher oder später — zwischen dem offiziell politischen Leben und dem wirklichen Volksleben entstehen muß.

Die theoretische Gleichheit der Individuen vermag naturgemäß die tatsächliche Ungleichheit nicht aufzuheben; sie beseitigt nur die Hemmungen, die sonst vielleicht zugunsten einer mehr vernunftgemäßen Regelung der unvermeidlichen Ungleichheit in Tätigkeit treten können. Dem Fehlen dieser Hemmungen verdanken wir das einseitige Übergewicht des Kapitalismus, das unser öffentliches Leben unter einem ungesunden Druck hält, so sehr man andere Wirkungen der freien Entfaltung wirtschaftlicher Kräfte sonst schätzen mag. Der Widerspruch

zwischen diesem Druck, der als natürliches Ergebnis der politischen Ordnung erscheint, und der theoretischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, die durch dieselbe Ordnung verkündet wird, muß sich vor allem da geltend machen, wo das Übergewicht des Kapitalismus am schärfsten fühlbar wird, d. h. am Proletariat. So ist die scheinbar paradoxe Lage entstanden, daß gerade das Leugnen aller Klassenunterschiede, worauf unsere Staatsordnung beruht, den Stand, der von allen der jüngste und modernste ist, veranlaßt hat, sich im schärfsten Klassenbewußtsein zusammenzuschließen und sich als Todfeind der Staatsordnung zu gebärden. Durch diese Erfahrung ist unser politisches Leben lange Zeit wie hypnotisiert gewesen, so daß niemand den Ausweg ernstlich zu suchen wagte.

Der Ausweg kann meiner Überzeugung nach nur in natürlicher organischer Entwicklung gefunden werden, indem man den Keimen gesellschaftlicher Neubildungen erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Diese bilden sich schon jetzt sichtbar infolge des zum unabweisbaren Bedürfnis gewordenen Zusammenschlusses der verschiedenen Erwerbsgruppen, in denen sich die Elemente neuer Stände darstellen. Nur soll man sich, wie ich glaube, hüten, diese Interessenvertretungen schon jetzt als fertige Stände zu betrachten, und das ist es, was ich den Ausführungen des Grafen Stolberg entgegenhalten wollte. Soweit sind wir noch lange nicht. Noch sind diese neuen Interessengruppen nicht klar und fest genug abgegrenzt; das zeigte sich auch in der künstlichen Einteilung des Grafen Stolberg, der doch offensichtlich sehr scharf und gründlich darüber nachgedacht hat. Noch haben sie nicht die Kraft, durch ihre Stellung zur Allgemeinheit und durch neue Ideale die alten Parteiideen aufzusaugen oder umzugestalten, sie wieder zu überzeugenden Wahrheiten zu machen. Noch fehlt es uns an einer wirklichen Arbeiterpartei, die ihre Pflichten gegen den Staat begreift. Die Sozialdemokratie einfach dafür zu nehmen, weil sie noch immer die Köpfe der Arbeiter beherrscht, oder weil man auf ihre Mauserung vertraut, geht nicht an. Das bloße Fäulnisprodukt des Unzufriedenheitsbazillus in Gestalt einer allgemeinen Theorie, die ihre Bekenner nicht nur zu Feinden der bestehenden Staatsordnung, sondern zu Feinden jeder vernünftigen Staatsordnung überhaupt macht — das ist die Sozialdemokratie —, kann wohl lange Zeit wie eine verheerende Krankheit in den Massen wuchern, aber niemals auch nur den Anfang einer positiven Arbeitsleistung bilden, höchstens die Disziplinierung der Massen vorbereiten. Erst muß die Regeneration der Arbeiterbewegung aus sich selbst eintreten, wofür bereits Anzeichen vorliegen, dann wird man erst wieder von dem positiven Aufbau des Arbeiterstandes reden dürfen. Immerhin bleibt der Weg zu einer modernen ständischen Organisation als Möglichkeit vorgezeichnet, und daraus könnte sich in einer Form, die sich jetzt noch nicht bestimmen läßt, sehr wohl eine Reorganisation unseres Parlamentarismus ergeben. Darauf hinzuweisen und an der Hand der Schrift des Grafen Stolberg zum Nachdenken anzuregen, scheint mir nicht überflüssig zu sein.

Hütet Euch zu träumen und zu dichten!

Eine Auseinanderſetzung mit der Traumdeuterei der Wiſſenſchaft

Von Heinrich Lilienfein

Mit Recht wird es von allen, die an eine fortſchreitende Entwicklung menſchlicher Erkenntnis glauben möchten, beſonders niederdrückend und entmutigend empfunden, daß Halbwahrheiten oder Irrtümer der Wiſſenſchaft gerade dann als bedeutende Errungenſchaften und Entdeckungen populär zu werden pflegen, wenn die zünftige Wiſſenſchaft ihre Unhaltbarkeit feſtgeſtellt oder doch ihren viel zu weitgehenden Anſpruch auf ein kleines Maß von tatſächlicher Berechtigung zurückgeführt hat. Ein Schulbeiſpiel ſolcher Popularisierung bietet die ſogenannte Freudſche Theorie. Es kann heute als ausgemacht gelten, daß die maßgebenden Vertreter der Pſychiatrie und Pſychologie, meiſt unter einer höflichen Verbeugung gegen Freuds Scharfſinn, ſeine Lehre in allen weſentlichen Vorausſetzungen und Folgerungen ablehnen. Um ſo bezeichnender iſt es, daß ſie ihre Apoſtel aus der Klinikerſtube kühn hinausſendet und ihr im Bereich der Pädagogik, der kirchlichen Seelſorge, ja neuerdings der Kunſt naive Freunde und Nachbeter erſtehen. Sollte der Zulauf aus Laienkreiſen vielleicht doch eine halbwegs berechtigte Korrektur an dem Wahrſpruch der engeren Fachgenoſſen darſtellen? Sollte doch der nicht ganz ſeltene Fall vorliegen, daß eine wirklich bedeutſame Entdeckung ſich nur gegen den Willen der Sachverſtändigen Bahn zu ſchaffen vermag? In demſelben Augenblick, wo eine tatſächliche oder vermeintliche Lehre der Wiſſenſchaft über den Bezirk ihrer eigentlichen Zuſtändigkeit hinausgreift, wo ſie z. B. wie im vorliegenden Fall, über das Weſen des dichteriſchen Schaffens, über die Dichter, über die Aufgaben der Literaturforſchung grundlegend neue Aufſchlüſſe zu geben behauptet, hat auch der Nichtfachmann (der Nichtpſychiater) das Recht, ſich mit ihr auseinanderzuſetzen. Ja, noch mehr: die Probleme, um die es ſich hier handelt, und deren Löſung Freud ſo ſehr gefördert haben ſoll, ſind von ſo allgemein menſchlichem Intereſſe, daß jeder Gebildete, der ſelbſtändig zu denken vermag, zum Urteil mitaufgerufen iſt. Das leider noch viel zu verbreitete wiſſenſchaftliche Phariſäertum, dem von der anderen Seite der Köhlerglaube an unfehlbare wiſſenſchaftliche „Tatſachen“ nur

zu oft entgegenkommt, ist hier — und zwar gerade im Hinblick auf den hohen Wert wirklicher Wissenschaft — am allerwenigsten am Platz . . .

Der Begriff des „Unbewußten" spielt bekanntlich nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der neueren Psychologie eine große Rolle. Wie es Psychologen gegeben hat und heute noch gibt, die Psychologie nur im Rahmen der Bewußtseinsvorgänge gelten lassen wollen, so weisen andere dem Unbewußten eine entscheidende Rolle zu, ja erklären es, wie Lipps, für „die" Frage der Psychologie. Daß unser Bewußtsein einen unbewußten oder unterbewußten Träger hat, der es wesentlich mitbestimmt, unterliegt keinem Zweifel. Doch diese Frage steht hier nicht zur Untersuchung. Es ist nur festzustellen, daß in den Anschauungen von Sigmund Freud und seinen Schülern dem Unbewußten eine ausschlaggebende Aufgabe zugesprochen wird. Freud selber definiert folgendermaßen: „Das Unbewußte ist das eigentlich reale Psychische, uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das Reale der Außenwelt, und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständig gegeben wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane." Diesem „eigentlich realen Psychischen" sucht Freud auf dem Wege einer eigenartigen Analyse, deren Wesen noch zu besprechen sein wird, beizukommen. Mit Breuer unterscheidet er bewußtseinsfähige und bewußtseinsunfähige Vorstellungen. Das Unbewußte wäre nun nach seinem wesentlichsten und tiefsten Bestandteil das Bewußtseinsunfähige. An einer Stelle, wo Schopenhauer über den Wahnsinn spricht, sagt er: „In jenem Widerstreben des Willens, das ihm Widerliche in die Beleuchtung des Intellekts kommen zu lassen, liegt die Stelle, an welcher der Wahnsinn in den Intellekt einbrechen kann." Was hier für den Wahnsinn gesagt ist, gilt bei Freud für die Neurose. Das Bewußtseinsunfähige ist das Unterdrückte, das Alte und Peinliche — das Verdrängte, das „auch beim normalen Menschen fortbesteht und psychologischer Leistungen fähig bleibt". Nach Hitschmann, der die Freudsche Neurosenlehre zusammenfassend dargestellt hat, kennzeichnet sich das Unbewußte in seiner Grundschicht als eine Ansammlung von verdrängten Trieben, sexuellen Betätigungen, Wunschregungen, erotischen Phantasien, die im Laufe des Lebens weitere Schichten verdrängten Materials ansetzt. Grundeigenschaft des Unbewußten ist Sexualität im weitesten Sinne. Das seelisch Unterdrückte, das im wachen Leben am Ausdruck gehindert und gleichsam eingesperrt ist, sucht und findet Mittel und Wege sich trotzdem zur Geltung zu bringen („abzureagieren"): im Traum. Hier wird uns die zentrale Bedeutung klar, die das Problem des Traumes für Freud und seine Schule gewonnen hat. Das Buch, das die ganze Lehre trägt ist die „Traumdeutung" (dritte Auflage 1911). Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der vorausgegangenen Forscher, die im Traum nur ein verworrenes Gemenge von Tagesresten, organischen Leibreizen usw. sehen wollen, erklärt Freud den Traum für ein „sinnvolles psychisches Gebilde". Er will eine „psychologische Technik" gefunden haben, die darüber keine Zweifel läßt. Sein Buch enthält

eine Fülle von Träumen (vorzugsweise Krankenträumen), die er auf Grund der oben erwähnten Psychoanalyse zu deuten unternimmt. Das Wesen dieser Analyse besteht darin, daß der Träumer dem Deuter (bzw. der Patient dem Arzt) nicht nur seinen Traum, sondern alles, was ihm gerade einfällt, zu erzählen hat. Es wird — gefördert natürlich durch Zwischenbemerkungen und Fragen des (so viel ich weiß, unsichtbaren) Arztes an den in Ruhelage befindlichen Kranken — eine möglichste Menge von Gedankenassoziationen herbeigeführt, wobei das Nebensächliche so bedeutungsvoll ist wie das scheinbar Hauptsächliche, weil jede solche Gedankenäußerung für psychisch determiniert gilt und weil, wie Freud meint, „auch von den Urteilen, die man nach dem Erwachen über den erinnerten Traum fällt, den Empfindungen, die die Reproduktion dieses Traumes in uns hervorruft", ein großer Teil dem verborgenen Sinn des Traums angehören und „in die Deutung einzufügen" ist. Wie ist nun diese Traumdeutung beschaffen und auf welchen Voraussetzungen beruht sie? Wir haben das vorzugsweise sexuell bestimmte Unbewußte schon hinreichend kennen gelernt, um zu vermuten, daß ihm die Hauptrolle bei der Deutung zufällt. Freud unterscheidet denn auch von dem manifesten Trauminhalt (dem eigentlichen Traum) die latenten Traumgedanken, die ihre Nahrung aus dem eingekerkerten Unbewußten ziehen. Die von seinem Schüler Rank aufgestellte Grundformel, die auch er anerkennt, lautet: „Der Traum stellt regelmäßig auf der Grundlage und mit Hilfe verdrängten infantil-sexuellen Materials aktuelle, in der Regel auch erotische Wünsche in verhüllter und symbolisch eingekleideter Form als erfüllt dar." Vergegenwärtigen wir uns die in dieser Formel niedergelegten Voraussetzungen, so steht an der Spitze der Satz: Jeder Traum ist ein zu erfüllender Wunsch. Dieser Wunsch stammt aus dem uns schon vertrauten Unbewußten. Da dieses in seiner anrüchigen Zusammensetzung sich gewissermaßen nur auf Schleichwegen Gehör zu verschaffen vermag und eine strenge Zensur zu passieren hat, um sich auch nur im Traum in unser Bewußtsein einzuschmuggeln, muß es sich eine Umwertung raffiniertester Art gefallen lassen. Das, was wir als manifesten Trauminhalt finden, ist das Ergebnis einer verwickelten Traumarbeit, die durch Verschiebung und Verdichtung, also durch eine ausgiebige Traumentstellung die Grundtriebe durchaus maskiert, die Affekte verschiebt, den Nachdruck vom Wesentlichen auf das Nebensächliche verlegt, kurzum nach Kräften verwischt und fälscht, um eben das bis zur Unkenntlichkeit verkleidete Unbewußte durch die Zensur zu bringen und das Bewußtseinsunfähige um jeden Preis bewußtseinsfähig, man könnte sagen, stubenrein, zu machen. Die Rücksicht auf die Darstellbarkeit in Sinnesbildern — der Traum kann ja nur in Anschauungen, nicht abstrakt arbeiten — und, wenigstens bisweilen, auf „ein rationelles und intelligibles Äußeres des Traumgebildes" komplizieren den manifesten Trauminhalt noch mehr. Aufgabe der Traumdeutung ist es nun, den Zusammenhang wiederherzustellen, den die Traumarbeit aus Zensurangst entstellt, ja vernichtet hat. Dabei ist, entsprechend dem

Gesagten, den offenkundigen Daten des Traumes gegenüber das äußerste Mißtrauen geboten. Harmlose Träume gibt es ebensowenig wie absurde. Der Traum hat es eben „faustdick hinter den Ohren". Wir wissen schon, daß nach Freud jeder Traum eine Wunscherfüllung ist. Diese Definition erweitert sich dahin: „der Wunsch, welcher sich im Traume darstellt, muß ein infantiler sein", d. h. „das Träumen ist ein Stück überwundenen Kinderseelenlebens". Das Infantile ist seinem Wesen nach das bewußtseinsunfähige Sexuelle. Im Leben des Kindes läßt sich dieses sexuelle Triebleben verhältnismäßig noch am unverhülltesten beobachten. Wir erfahren denn auch von Freud unter anderem, daß in unserer Vorliebe für die Mutter vor dem Vater, sofern wir Knaben, für den Vater vor der Mutter, sofern wir Mädchen waren, notwendig die Neigung unserer unbewußten Seele zum Inzest, der Haß gegen den sexuellen Mitbewerber sich äußert — Regungen, die natürlich auch das Verhältnis von Geschwistern untereinander beeinflussen. Um die notwendige Infantilszene in jedem Traum zu finden, d. h. jeden Traum zu sexualisieren, dazu bedarf es eines Schlüssels: des Verständnisses der Symbole. Aus naheliegenden Gründen muß ich es mir hier versagen, auf die Einzelheiten dieser reichhaltigen Symboltechnik einzugehen. Es sei nur betont, daß sowohl die besonderen, wie die typischen Träume (Fliege-, Fall-, Zahnreizträume) ohne Ausnahme symbolische Anspielungen auf die Geschlechtsteile, den Geschlechts- und Geburtsakt und was damit zusammenhängt, enthalten sollen. Bei der erwähnten Tücke des Traumes genügt auch meistens die einfache Deutung nicht: der Traum muß „überdeutet" werden, ja er kann auch durch die mannigfaltigsten Deutungen eigentlich nie ganz ausgeschöpft werden, da natürlich die Verbindung mit immer neuen Möglichkeiten keine Grenze hat. Summa summarum: der Traum, der nach der Meinung der früheren Autoren „eine willkürliche, in der Verlegenheit zusammengebraute Improvisation" sein sollte, wird für Freud zu einem „heiligen Text", den er mit dem Zauberschlüssel seiner Deutungskunst, mit dem Wunderwerk seiner Psychoanalyse als eine endlose Reihe raffiniertester und kompliziertester Denkleistungen des infantilen Unbewußten unserem staunenden Auge entziffert . . .

Jedem denkenden, noch deutlicher freilich jedem einigermaßen zu wissenschaftlichem Denken erzogenen Kopf dürfte bei der vorhergehenden, möglichst objektiven Schilderung der Freudschen Theorie eines von vornherein klar geworden sein: daß hier Wahres und Falsches, objektiv Erweisbares und gänzlich Unerwiesenes, Einzelfall und Verallgemeinerung zu einem verwirrenden und verwirrten Gemenge verarbeitet sind. Wenn je, so ist das Unzulängliche hier System geworden, und wer nur immer die gebotene, andächtige Vorsicht vor der unbegrenzten Mannigfaltigkeit und Subtilität des psychischen Lebens mitbringt, sieht mit Schaudern, wie psychische Vorgänge und Erscheinungen von der feinsten und geheimnisvollsten Art mit ebensoviel scharfsinniger Spitzfindigkeit als robuster Grobschlächtigkeit in das Prokrustesbett dieses Systems hinein-

gezwungen werden. So raffiniert hier das Unbewußte zuwege geht, um zum Ziele zu kommen — der Systematiker Freud übertrifft es noch an raffiniertem Scharfsinn.

Doch nein! Das ist ja nicht möglich! Dieses Unbewußte mit all seiner fabelhaften Schlauheit ist ja nur ein Geschöpf Freuds, und er kann genau so viel herausdeuten als er hineingelegt hat; darum weiß er auch auf jeden Einwand eine Entgegnung, auf jede Frage eine Antwort, zu jedem Rätsel eine Lösung: sagt der Traum oben, so meint er unten, oder nach Bedarf umgekehrt; spricht der Traum von Haß, so meint er Liebe, versinnbildlicht er nicht einen Wunsch, so einen Gegenwunsch —, denn „an der Bildung der Traumgedanken hat die unbewußte Phantasietätigkeit den größten Anteil." Kraepelin, der ruhig abwägende, disziplinierte Wissenschaftler, hat nur zu recht, wenn er in seiner „Psychiatrie" zu dem Ergebnis kommt: „Was bisher von dieser Deutungskunst bekannt geworden ist, läßt es völlig begreiflich erscheinen, daß die Psychoanalyse niemals Gemeingut werden kann; sie ist offenbar mehr Kunst als Wissenschaft." Es ist die schrankenloseste Subjektivität des Verfahrens, die die Freudsche Theorie von vornherein in unheilbaren Gegensatz zum Begriff einer objektiven Wissenschaft und einer disziplinierten Methode bringt. Das zweite prinzipielle Bedenken erhebt sich gegen die Sicherheit, mit der Freud die Psychologie auf die Psychopathie gründet, die Kenntnis des gesunden Seelen- und Traumlebens aus dem kranken ableitet. So wenig bei seiner Analyse unterschieden wird, was der Träumer (Patient) freiwillig berichtet, was er unter dem suggestiven Zwang des Arztes hinzutut, so wenig wird berücksichtigt, inwieweit das Traumleben von Hysterikern anders und einseitiger determiniert ist, als das von Gesunden. Es ist bequem zu behaupten, die funktionellen psychischen Vorgänge seien bei beiden die mechanisch-gleichen. Darum handelt es sich gar nicht. Die Frage ist, ob das Unbewußte des Gesunden ebenso einseitig-sexuell bestimmt ist, wie das des Hysterikers. Damit kommen wir von den methodischen Gebrechen zum inhaltlichen Grundgebrechen der Freudschen Lehre. Sie ist mit bestem Recht von einem klugen Gegner als „Pansexualismus" bezeichnet worden. Freud selbst und seine Schüler fühlen, daß hier der schwächste Punkt ihrer Stellung ist, aber der schüchterne Hinweis darauf, daß im Unbewußten auch noch andere als sexuelle Komplexe tätig sein möchten, schafft die Tatsache nicht aus der Welt, daß von seiten der Psychoanalytiker bis jetzt so gut wie nichts zur Ergründung nichtsexueller Momente in der unbewußten Psyche geschehen ist, und daß die Bedeutung der großen Freudschen Entdeckung eben doch mit der Anerkennung oder Verwerfung dieses Pansexualismus steht und fällt. Es läßt tief blicken, wenn der Freudschüler Stekel alle Träume nicht nur sexuell, sondern gleich bisexuell gedeutet wissen will und gelegentlich in den begeisterten Ruf ausbricht: „Wo gäbe es ein Symbol, das — wenn es die Phantasie nur einigermaßen erlaubt — nicht männlich und weiblich zugleich gebraucht werden könnte!" Es gibt nicht minder zu denken, wenn Freud selbst von seinem

Schüler Federn mit Stolz berichtet, dieser habe die Vermutung ausgesprochen, ein guter Teil der Fliegeträume seien Erektionsträume, „da das merkwürdige und die menschliche Phantasie unausgesetzt beschäftigende Phänomen der Erektion als Aufhebung der Schwerkraft imponieren muß." Es ist nicht zweifelhaft, daß für diejenigen, die gerade dieses Problem unausgesetzt und imponierend beschäftigt, das Unbewußte unbedingt als ein Nursexuelles zu gelten hat. Für andere und hoffentlich einstweilen noch für die Mehrzahl ist diese Annahme vollendete Willkür. Richtig ist natürlich, daß unser unbewußtes Triebleben allerhand unsaubere Reste enthält, die sich wohl auch das Vergnügen machen, je nach der Anlage des einzelnen, eine Traumvorstellung zu geben. Wer sich dafür interessiert, findet das Notwendige darüber und über den entsprechenden Hauptteil der Freudschen Lehre schon im ersten Kapitel des neunten Buches von Platos „Staat" samt der zugehörigen Infantilszene. Aber von solchen gelegentlichen schamlosen Träumen ist doch noch ein weiter Schritt bis zur notwendigen Sexualität aller. Schopenhauer meint einmal, man könne sagen: „der Mensch sei konkreter Geschlechtstrieb". Die Freudsche Lehre, wie sie heute vorliegt und von den Schülern verbreitet wird, läßt gar keinen Zweifel darüber, daß dieser Einfall als Grundstein ihres Systems anzusehen ist. Das unbewußte Sexuelle ist ihr das Geheimnis des Psychologischen, wobei es nur unverständlich bleibt, warum eigentlich das brünstige Urtier, das wir im Kern unseres Wesens sind, sich im Traum so zimperlich-maskenhaft benimmt, statt sich frei auszutoben. Aber wo bliebe ohne diese zarte Rücksicht des Unbewußten die Freudsche Deutungskunst? Wo bliebe dies ganze künstliche System überhaupt? . . . Glücklicherweise findet die Menschheit, auch die von heute, in ihrem Bewußtsein außer dem Sexuellen noch einiges: die ganze Welt des Idealen, die sie mit ihren Auswirkungen in Kunst und Religion und Ethik den Auswirkungen des Urtiers so ziemlich gegenüberstellt und vorzieht — kraft des Gesetzes der Wertung! Die Freudsche Theorie ist natürlich als echte dogmatische Scholastik auch für diese Tatsache um eine Antwort nicht verlegen: das Ideale ist nur das sublimierte Geschlechtliche. Zugegeben, daß sich darunter etwas denken ließe — sollte es nicht bedeutend wahrscheinlicher sein, daß, da doch jeder Gedanke psychisch determiniert ist, unsere höchsten Ideen samt der Wertung, die sie als solche in unserem Bewußtsein genießen, ebenso unmittelbar dem Unbewußten entspringen wie unsere niedrigsten Gedanken und Träume? Sollte das Unbewußte nicht das Schöpferische sein, das unendlich viel mehr enthält und hervorbringt, als nur eben das Sexuell-Tierische? Allen diesen Einwänden gegenüber wird sich die Freudschule in letzter Instanz auf ihre Heilerfolge zurückziehen und berufen. Gegenüber dieser Beweisführung muß es uns genügen, einen Fachmann wie Isserlin zu hören: „Ein solcher Erfolg kann sehr verschiedene Gründe haben — nicht nur suggestive, sondern auch andere, die mit der intensiven Beschäftigung des Arztes, welche ja die Psychoanalyse mit sich bringt, zusammenhängen können, mit der Erleichterung, welche die Aus-

sprache über drückende „Komplexe" verschafft, mit der dauernden Stütze und erziehenden Hilfe, die der Kranke im Kampfe gegen seine Anlagen findet u. a. m. Therapeutische Erfolge werden ja auch auf andere Weise erreicht; sie allein sind nicht imstande, die durch Bewußtseinstatsachen nicht begründete Anschauung Freuds zu beweisen". Von demselben Autor wird mit erfreulicher Deutlichkeit die Freudsche Psychologie als ein „Rückfall in vorwissenschaftliche Auffassungsstufen", die Freudsche Deutungskunst als eine „wahre Karrikatur eines wissenschaftlichen Verfahrens" bezeichnet. —

Ohne den beschreibenden und kritischen Umweg, den wir zurücklegen mußten, ist es unmöglich, denjenigen Teil der Freudliteratur zu verstehen und zu werten, der den Dichter und dessen psychologisches Verständnis sich zur Aufgabe gesetzt hat. Auf dieses Gebiet hat insbesondere Wilhelm Stekel seine Forschungen ausgedehnt. nicht ohne die Freudsche Lehre in ziemlich selbständiger Weise fortzubilden. Während der Freudschüler Rank zwischen dem Künstler und dem Psychopathen immerhin noch einen Unterschied gemacht wissen will, stellt Stekel in seiner Schrift „Dichtung und Neurose" (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1909) die uneingeschränkte Behauptung auf: „Nicht jeder Neurotiker ist ein Dichter. Aber jeder Dichter ist ein Neurotiker", und „Der Dichter legt in seinem Werk eine Analyse seiner Neurose vor". Diese Lapidarsätze sind nun nicht so schlimm gemeint als sie klingen. Man erfährt nämlich von Stekel zur Beruhigung, daß „in jedem Menschen ein Stück Neurose schlummert". Wir kennen schon die Rolle und Beschaffenheit, die dem Unbewußten im Freudschen Sinne zugeschrieben wird, und sind also nicht erstaunt, daß, wie die hysterischen Symptome, so auch die der Dichterkrankheit: „Schöpfungsakte des Unbewußten" sind. Neurose ist nicht wie Psychose Geisteskrankheit, sondern Seelenkrankheit — eine Seelenkrankheit, die nicht Folge von Entartung oder Belastung ist, sondern „Folge eines höheren Kulturlebens" und „Grundlage alles Fortschrittes". Im Dichter ist das Urtier mit seiner Brunst, seinen infantilen (inzestuösen), seinen verbrecherischen Trieben lebendiger als irgendwo. In diesem Sinn darf man nach Stekel sagen: „wir verdanken alle Schönheit, die die Künstler der Welt geschaffen haben, nur dem Umstande, daß sie krank gewesen sind". Dichter wie Nichtdichter, die Gegenwartsmenschen überhaupt, leiden an dem Kampf zwischen dem „ewig wühlenden Tier" und den Forderungen höherer Kultur: „Und eben die Dichter sind es, die diesen Kampf zwischen einst und jetzt, die dieses Durcheinanderwogen von Himmel und Hölle am intensivsten empfinden, weil sie sowohl nach oben wie nach unten die Extreme der Menschheit darstellen. Urkräftig in ihren Trieben, mit überquellendem Sexualleben ausgestattet, mit einer Leidenschaft des Begehrens, die über das Normale weit hinausgeht, und mit einer Feinheit des Gewissens, mit einer Zartheit der Empfindungen, die das Höchste anstreben, sind sie Kämpfer und Dulder für die Menschheit und zahlen mit ihrem Unglück das Glück der anderen". Der Grundtrieb aller künstlerischen Produktion ist der — Exhibitionismus: „die Freude an der Entblößung, jener

urgewaltige, übermächtige Trieb, der sich stets mit der Freude an der Entblößung des anderen, mit der Lust des Schauens paart. Was machen die Dichter anderes, als sich und andere entkleiden? Als sich und andere schauen? Dichtung ist psychischer Exhibitionismus." Um diese seine Thesen auch analytisch noch eindringlicher zu erweisen, hat Stekel in einer größeren Arbeit, betitelt „Die Träume der Dichter" (Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1912) eine Fülle persönlicher, durch eine Rundfrage erzielter Äußerungen von Dichtern über ihre Träume zusammengestellt und in dem bekannten Sinn, das ist sexuell, gedeutet. Ergänzend erfahren wir hier, daß die Dichter eben als Neurotiker alle an der gleichen „Unfähigkeit zur Liebe" leiden. Die Analyse soll bei ihnen ein unheimliches Schuldgefühl ergeben, das sich auf ihre Gedankensünden, ihre Phantasien bezieht: „Ihre Liebe bleibt ewig auf ihr Ich konzentriert. Sie kennen nur die Selbstliebe. Das ist ihre Schuld. Was sie mit unheimlicher Stärke fühlen, das ist nur der Haß." Wenn die Dichter trotzdem so viel von Liebe dichten, um Liebe ringen, so hören wir als Erklärung dafür: „Es bildet sich bei ihnen eine Sehnsucht nach der Liebe aus, die sie zu einer immerwährenden Jagd nach Liebe treibt. Die Liebe ist die überwertige Idee, das Ideal der Dichter geworden." Das gemeinsame Band, das Dichter, Verbrecher, Neurotiker umschlingt, ist der Glaube an ihre historische Mission, der in den Dichterträumen „mehr oder minder verhüllt" immer wieder zum Durchbruch kommen soll. Drei Möglichkeiten bleiben dem Menschen mit starken Trieben: „Sich auszuleben, dann wird er ein Verbrecher, sie zu unterdrücken und dann wird er ein Neurotiker, oder sie in den Schöpfungen auszuleben, und dann wird er ein Künstler." — Es würde für Stekel wohl nur ein Zeichen krankhafter Ichsucht sein, wenn die Dichter sich gegen dieses Zerrbild ihres Wesens verwahren wollten. Ein Blick auf die Geistreichigkeiten, die wir zitierten, genügt, um zu erkennen, daß zu ihrer Widerlegung alles das gilt, was bereits zur Freudschen Lehre und Methode im allgemeinen gesagt ist. Die Einseitigkeit, man möchte sagen Bewußtseinsverengung, die Stekel zu zwingen scheint, alles nur aus dem engen Winkel des Psychiaters zu beurteilen und zu verstehen, springt in die Augen. Diese oder jene gut beobachtete Einzeltatsache wird sofort skrupellos verallgemeinert und in wilder Kombinationslust zu allesvernichtenden Gesetzen und Formeln verwertet. Die „libidinöse Einstellung" auf das Nur-Sexuelle vollendet das Werk der Zerstörung und Verschüttung feinster und interessantester Probleme. Was eine besonnene Wissenschaftlichkeit, im Gegensatz zu solcher Sexual- und Neurosenmanie, über die heiklen Zusammenhänge des Schaffens und der Sexualität, des Künstlers und des Seelenkranken zu sagen hat, lehren die zwei gründlichen und klugen Schriften „Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters" und „Sexualität und Dichtung" von Otto Hinrichsen (Wiesbaden, J. F. Bergmann 1911 und 1912). Hinrichsen ist selber unter dem Pseudonym Hinnerk als Dichter hervorgetreten und deshalb in seiner Doppeleigenschaft als Arzt und Schaffender ein besonders berufener Beurteiler. An wirklich tiefdringenden

Einzelunterſuchungen über Goethe, Grillparzer, Hebbel u. a. wird überzeugend dargetan, daß nach dem heutigen Stand der Wiſſenſchaft nicht daran zu denken iſt, den Dichter und ſein Schaffen nur neurotiſch zu erklären: „Wir müßten erſt die ‚Nervoſität' des Durchſchnittsmenſchen ſehr genau kennen, um ſagen zu können, wo das eigentlich Abnorm-Krankhafte beginnt." Die Ähnlichkeit gewiſſer Erregungszuſtände des Hyſterikers und des Schaffenden berechtigt durchaus zu keiner Gleichſetzung: es iſt nach Hinrichſen davor zu warnen, „eine leicht maniforme Erregung nun ſogleich als unbedingt ſpezifiſch maniſch anzuſehen." Zur Richtigſtellung einer übertriebenen Wertung des Sexuellen im Künſtleriſchen meint Hinrichſen mit Recht: „Nietzſche ſpricht einmal aus, das Geſchlechtliche des Individuums mache ſich bis in die höchſten und tiefſten Spitzen ſeines Geiſtes bemerkbar. Natürlich! Aber wir ſind nicht berechtigt zu ſagen, die ſexuelle Eigenart eines Individuums beſtimme ſeine ſpezifiſch intellektuelle." In bezug auf die Sexualität des Dichters „kommt es nicht ſo ſehr darauf an, wie ſtark ſie ſei, als auf ihre, dichteriſcher Produktion günſtigere oder weniger günſtige, Eigenart." Wir ſind noch himmelweit davon entfernt, ein ausreichendes Forſchungsmaterial für die hier in Frage ſtehenden Probleme geſammelt und geſichtet zu haben. Alle zuverläſſigen Maßſtäbe für eine ſcharfe Abgrenzung ſeeliſcher Geſundheit und Krankheit fehlen, da der „Normalmenſch" im Sinne des Pſychiaters gar nicht exiſtiert. Um ſo peinlicher berührt es, wenn die Freudſchule in überſtürzter Haſt Dogmengebäude aufführt, denen jedes ſichere Fundament fehlt. Ein Schulbeiſpiel dafür, wohin ſolche Voreiligkeit führt, iſt das Buch des Freudſchülers Theodor Reik: „Arthur Schnitzler als Pſycholog" (Minden, J. C. C. Bruns, 1914). Mit einer ſehr jugendlich anmutenden Gutgläubigkeit an den alleinſeligmachenden Meiſter wird hier die Pſychoanalyſe an einem lebenden Dichter und ſeinen Werken verübt. Das letzte Wort zu den Entblößungen, die hier an einem Schaffenden und ſeinen Geſtalten vorgenommen werden, könnte natürlich nur Schnitzler ſelbſt ſprechen. Er wird es, zum mindeſten öffentlich, nicht ſprechen — aus leicht begreiflichen Gründen. Aber wenn Reik zum Schluß in prophetiſchen Tönen eine neue Phaſe der Literaturwiſſenſchaft ankündigt, die durch ſein Buch eingeleitet werden ſoll, ſo wird die überwiegende Mehrzahl der Dichter, und ich glaube unter ihnen auch Schnitzler, ſich für dieſe Neuheit bedanken. Was der Freudſchule vorſchwebt, iſt nichts anderes, als kraft der wunderwirkenden, unfehlbaren Deutungskunſt, deren ſie ſich rühmt, hinter jeder Dichtung den ungeſchriebenen Text, die Beichte des Unbewußten zu entziffern. Das heißt aber ohne Frage für die Dichter eine ſexuelle Inquiſition einrichten, die durch Vermittlung eines unheimlich ausgebildeten Spürſinns bei dem Schaffenden das, was bei jedem anderen Erdenbürger als Privatſache reſpektiert wird, ans Licht zerren darf, indem friſch und frank ſexuell determiniert bzw. erfunden wird. Darauf gibt es nur eine Antwort: Hände weg! . . .

Es ſoll nicht geleugnet werden, daß Freud und ſeine Schüler für die Erforſchung des Traumlebens und der dichteriſchen Pſyche Anregungen gegeben

und Beobachtungstatsachen geliefert haben. Gerade den Traum, dieses so wunderbare Phänomen, hat die Wissenschaft sehr stiefmütterlich behandelt. Doch das Problem der Deutbarkeit ist gar nicht das zuerst zu lösende. Es sind die Probleme der Vorstellungsverdichtung, des Zeitmaßes, der dramatischen Spaltung des Ich und viele andere, die zunächst ungleich wichtiger sind und im Zusammenhang mit dem somnambulen Tiefschlaf, dem Nachtwandeln, dem Wahrträumen usw. viel tiefer ins Unbewußte führen. Dabei dürfen nicht aus zünftlerischem Hochmut die Untersuchungen eines so hochbegabten Kopfes wie du Prel etwa nur deshalb beiseite gelassen werden, weil er zu okkultistischen Ergebnissen kam. Was du Prel in seiner „Philosophie der Mystik" schon 1885 zur Traumforschung beigetragen hat, ist auch für den, der ihm ins Mystische nicht folgen will oder kann, bedeutend wertvoller als die Freudsche Traumdeutung. Dasselbe gilt von seinen Forschungen zur „Psychologie der Lyrik" und damit des künstlerischen Schaffens überhaupt gegenüber den Freudschülern. Die Freudschen Träume und die seiner Schüler über die Träume und über die Dichterträume im besonderen sind eine wissenschaftliche Frühgeburt. Oder sollten sie am Ende nur eine Schelmerei sein? Sollten Sexualität und Erotik kraft der Verschiebung vom Hauptsächlichen aufs Nebensächliche, in diesen Träumen über Träume mit Freud und mit uns nur ein loses Spiel getrieben haben? Dann ist es zur Aufhellung dieser Traumtücke durch die richtige Deutung höchste Zeit, und die wahre Traumwissenschaft kann beginnen. . . .

Die Neugestaltung des deutschen Zivilprozesses

Anregungen aus Anlaß des Richter- und Anwalttages

Von Amtsrichter Karl Häuschkel

(Schluß)

Die Grundzüge des künftigen Zivilprozeßverfahrens wären hiernach etwa folgende:

Der Richter teilt die Klageschrift, über deren Erfordernisse bereits gesprochen worden ist, dem Beklagten mit, unter der Aufforderung, sich in der gesetzlichen Frist — die aber auf Antrag des Klägers verlängert werden kann — zu äußern, und unter der Androhung, daß bei Versäumung der Frist Zahlungsbefehl ergehen wird, gegen den es kein Rechtsmittel mehr gibt. Schweigt der Gegner, so ergeht Zahlungsbefehl. Eine etwa eingehende Erklärung des Beklagten, daß er dem Begehren des Klägers widerspricht, ist dem Kläger mit-

zuteilen; zugleich ist, wenn ihr eine Begründung nicht beigegeben ist, in der bereits beschriebenen Weise Termin anzuberaumen und bekanntzugeben. Ist die Erklärung mit Gründen versehen, so wird der Kläger aufgefordert, sich in einer angemessenen, vom Gericht zu bestimmenden Frist zu erklären. Soweit dies notwendig oder ratsam ist, sind — einem Wunsche des Anwaltstages entsprechend — schon bei Mitteilung der Klagebeantwortung dem Kläger besondere Fragen zur besseren Vorbereitung des Termins schriftlich vorzulegen. Den Parteien würde aber, falls dies zweckmäßiger ist, schon mündlich Gehör zu gewähren sein. Dies Verfahren würde beim Eingang aller weiteren Schriftsätze zu wiederholen sein. Ebenso kann auch die Partei, die einen Schriftsatz eingereicht hat, zur Ergänzung dieses Schriftsatzes in näher zu bezeichnenden Punkten aufgefordert werden, wie selbst die Klage schon zur Ergänzung zurückgegeben werden kann. Über etwaige prozeßhindernde Einreden ist durch Beschluß zu entscheiden, selbstverständlich nach Gehör des Klägers, aber ohne Termin, falls nicht die Sachlage einen solchen erforderlich macht. Soweit der Beklagte auf sie wirksam verzichten kann, sind diese Einreden — worauf der Beklagte besonders hinzuweisen ist — in der Klagebeantwortung anzubringen. Unter den Voraussetzungen, unter denen der Antrag auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand begründet ist, kann der Beklagte damit aber auch später noch gehört werden.

Der nach genügender Klärung der Sachlage anzuberaumende Termin, der den Parteien unter dem Hinweis bekanntzugeben ist, daß, falls sie ausbleiben, sich auch nicht vertreten lassen, nach Lage der Akten entschieden wird, dient einer nochmaligen Erörterung der Sach- und Rechtslage, kann in geeigneten Fällen aber auch schon zur Erhebung von Beweisen bestimmt werden. In diesem Falle ist den Parteien vorher mitzuteilen, in welchem Umfange Beweis erhoben werden soll. Der Beweisbeschluß ist, wie auch der Anwaltstag hervorgehoben hat, möglichst allgemein zu fassen. Er kann auf Vorstellung der Parteien abgeändert, seine Ausführung kann ganz oder teilweise aufgeschoben werden.

Die Beweisaufnahme muß der Richter so gestalten können, wie es der Sache am besten dient. Die Beeidigung der Zeugen und Sachverständigen muß in geeigneten Fällen unterbleiben dürfen, die Gründe hierfür sind alsbald bekanntzugeben. Reicht das Ergebnis der Beweisaufnahme nicht aus oder fehlt es überhaupt an sonstigen Beweismitteln für den Vortrag einer Partei in einzelnen Punkten oder im ganzen, so darf der Richter eine der Parteien eidlich vernehmen; welche von beiden hat er nach den gleichen Grundsätzen zu entscheiden, die bisher für die Auferlegung des richterlichen Eides maßgebend waren. Die uneidliche Vernehmung der Partei ist als Beweismittel nicht geeignet, weil sie keine größere Gewähr für die Ermittlung der Wahrheit bieten würde als der Vortrag der Partei, der ja selbst schon den Tatsachen entsprechen soll.

Die eidliche Vernehmung der Partei, für welche auf dem Richtertag besonders die Amtsgerichtsräte Jastrow und Kade eingetreten sind, muß der

Abnahme eines formulierten Eides vorgezogen werden, weil sie bei weitem besser geeignet ist, der Erforschung der Wahrheit zu dienen. Auch in diesem Punkte befinden sich die Anschauungen des Richtertages und des Anwaltstages in Übereinstimmung. Ergänzend mag noch betont werden, daß die eidliche Vernehmung der Partei, die natürlich auch im Falle der Eideszuschiebung an Stelle des formulierten Eides treten müßte, nur vor Erlaß des Urteils stattfinden kann, daß also das bedingte Urteil damit aus der Welt geschafft wird.

Durch eine derartige Gestaltung des Verfahrens, die in gleicher Weise dem Verfahren vor dem Amtsgericht wie vor dem Landgericht gegeben werden könnte, würde das Zivilprozeßverfahren dem Verwaltungsstreitverfahren ähnlich werden. Sie würde auch der im Anschluß an Wildhagen von Lobe aufgestellten, von anderen, insbesondere von Kammergerichtsrat Salman bekämpften Forderung nach Einführung eines Vorverfahrens nicht im Wege sein. Dieses Vorverfahren hätte den Zweck, durch Besprechung des Sachverhalts mit den Parteien, Ortsbesichtigungen, Herbeiziehung von Urkunden, instruierender Befragung von Zeugen und Sachverständigen das Sach- und Streitverhältnis soweit zu klären, daß das Gericht im Verhandlungstermin alsbald die erforderlichen Beweise erheben und entscheiden kann. Im Vorverfahren würde der Richter aber auch Versäumnis- und Anerkenntnisurteile zu erlassen haben. Ferner wünscht Lobe, daß sich die Parteien mit der Entscheidung des beauftragten Richters sollen zufrieden geben können. Dessen Entscheidung dürfte aber nicht lediglich die Bedeutung des Vorbescheides im Verwaltungsstreitverfahren, gegen welchen die Entscheidung des Kollegiums angerufen werden kann, haben. Die Einführung eines „Vorbescheides" würde einer schnellen Durchführung der Prozesse nicht gerade förderlich sein.

Natürlich wäre die gesetzliche Einführung eines solchen Vorverfahrens nur für das Verfahren vor dem Kollegialgericht erforderlich, damit es in Anlehnung an bereits bestehende Bestimmungen in die Hand eines beauftragten Richters gelegt werden kann. Wollte man die Kollegialgerichte, wie es Lobe nach seinem Bekenntnisse am sympathischsten wäre, als erstinstanzliche Gerichte beseitigen, so bedürfte es irgendwelcher Bestimmungen über ein Vorverfahren überhaupt nicht. Der Einzelrichter ist ja ohnehin in die Lage zu versetzen, jedem Prozeß die seiner Eigenart am besten zusagende Gestaltung zu geben.

Würde übrigens die Entscheidung aller Prozesse in erster Instanz Einzelrichtern übertragen, so stände dem nichts entgegen, daß dieser Einzelrichter in allen Fällen der Amtsrichter ist. Da die Erhebung aller Klagen, wie es auch auf dem Richtertage von Jastrow vorgeschlagen worden ist, nach den oben gemachten Vorschlägen ohnehin beim Amtsgericht erfolgen müßte, so wäre durch diese Änderung die stets unvollkommen lösbare Frage, wo die Zuständigkeit des Einzelrichters aufhören und die des Kollegialgerichts anfangen soll, aus der Welt geschafft. Auch der Zerlegung der Streitsumme in mehrere Teilforderungen zum Zwecke der Ausschaltung des Landgerichts würde damit, nebenbei bemerkt,

vorgebeugt. Auf der anderen Seite könnte man vielleicht der Tatsache Rechnung tragen, daß derjenige, der einen Prozeß führt, oft in der Bearbeitung des Prozesses durch ein Kollegium eine bessere Gewähr für eine zutreffende Entscheidung finden wird, als wenn ein Einzelrichter sich damit zu befassen hat. Deshalb wäre es zweckmäßig, wenn unter Aufnahme und teilweiser Umkehrung eines weiteren Vorschlages Jastrows auf dem Richtertage alle Prozesse dem Amtsgericht übertragen würden, daß aber den Parteien die Möglichkeit eröffnet wird, ihren Prozeß ans Landgericht überweisen zu lassen, falls sie dies beantragen. Dabei wäre eine Grenze festzusetzen, bis zu welcher ausschließlich das Amtsgericht zuständig ist. Diese Grenze könnte bei einer solchen Regelung unter Rückkehr zu dem alten Zustand vor 1909 wieder auf 300 Mark festgesetzt werden.

Im Anschluß hieran mag ein Vorschlag Lobes erwähnt werden, der die Zusammensetzung der erkennenden Gerichte betrifft. Es handelt sich um die Zuziehung von Sachverständigen zur Verstärkung der Richterbank in Fällen, die besondere Sachkunde zur Feststellung tatsächlicher Vorgänge erfordern. Der Vorschlag hat wenig Gegenliebe beim Richtertage gefunden. Und doch wäre durch Beschreitung dieses Weges die Möglichkeit gegeben, die gewerblichen und kaufmännischen Sondergerichte, deren Daseinsberechtigung bei einer zweckmäßigen Neugestaltung des Zivilprozesses ohnehin nicht mehr allzugroß wäre, als solche wieder zu beseitigen. Ob die nötigen und geeigneten Kräfte hierzu überall werden zu finden sein, muß freilich bezweifelt werden. Denn oft genug wird der einzige Sachverständige gerade die eine Prozeßpartei sein. Es müßte dann der Sachverständige von weither geholt werden, damit die Richterbank vervollständigt werden kann, oder aber auch in Fällen, wo man gern einen Sachverständigen zuziehen möchte, auf Mitwirkung eines solchen verzichten werden. Im ersteren Falle ist die Folge eine erhebliche Verteuerung des Prozesses, der Verzicht auf den Sachverständigen bedeutet, den Willen des Gesetzgebers außer Kraft setzen. Beides kann nicht befriedigen. Deshalb empfiehlt sich lediglich eine Änderung der Vorschriften über den Beweis durch Sachverständige. Das einmal eingeholte Gutachten eines Sachverständigen muß größere Bedeutung erlangen. Es sollte nur ausnahmsweise unter besonderen Voraussetzungen von den Parteien angefochten werden dürfen und muß gleichsam die Stelle eines auch für den Richter verbindlichen Urteilsspruchs über die Fragen, deren Feststellung es dienen soll, vertreten. Der Beweis durch Sachverständige würde also der freien Beweiswürdigung des Richters entzogen. Allerdings müßte die Anhörung mehrerer Sachverständigen zulässig sein, deren Gutachten im Falle von Meinungsverschiedenheiten einem Obergutachter zu unterbreiten wären. Bei genügend sorgfältiger Auswahl der Sachverständigen, die nötigenfalls nach Anhörung geeigneter Körperschaften zu erfolgen hätte, wäre eine derartige Regelung des Sachverständigenbeweises, die gleichfalls dazu beitragen würde, die Sondergerichte überflüssig zu machen, frei von Bedenken.

V.

Das Rechtsmittel gegen das erstinstanzliche Urteil ist wie bisher die Berufung, die Frist zu ihrer Einlegung wird aber natürlich erheblich zu verkürzen sein. Die Berufung muß unbeschränkt zulässig bleiben — abgesehen von den Sachen, in denen es sich nur noch um die Kosten handelt. Solche Entscheidungen wären der Nachprüfung durch eine zweite Instanz ganz zu entziehen. Denn es ist unökonomisch, die Kosten eines Prozesses, der in der Hauptsache erledigt ist, durch die Kosten einer weiteren Instanz zu vermehren. Zweifellos wird einer derartigen Maßregel auch die Bevölkerung Verständnis entgegenbringen. Dagegen wird bei ihr eine Versagung der Berufung für Streitsachen mit Objekten unter einer gewissen Summe kaum Anklang finden. Die Entlastung der Gerichte kann nicht ein für diese Frage ausschlaggebendes Moment sein. Ebenso sollte man sich davor hüten, im Interesse der Schnelligkeit der Rechtsprechung auf Mittel zu verzichten, welche, wie die Berufung, dem Volke erhöhte Bürgschaft für eine gesunde Rechtsprechung zu geben bestimmt sind. Die Zahl der Berufungen würde mit einer zweckmäßigen Regelung des Verfahrens erster Instanz von selbst zurückgehen. Aus dem gleichen Grunde ist auch die von Lobe befürwortete, vom Richtertag aber abgelehnte Aufhebung des Grundsatzes der Neuverhandlung und Neuentscheidung des Rechtsstreits in zweiter Instanz kein so dringendes Bedürfnis. Denn die Fälle, in denen der Sach- und Streitstand in erster Instanz nicht erschöpfend erörtert werden kann, sind die durch Versäumnisurteil abgeschlossenen Prozesse. Im übrigen käme, wenn neben dem Richter auch die Parteien und deren Vertreter ihre Kraft in den Dienst des Prozesses stellen, schon in der ersten Instanz regelmäßig alles zur Sprache, was für dessen Ausgang von Bedeutung ist. Neue Tatsachen kämen für die Berufungsinstanz in Betracht, falls der Richter erster Instanz es unterlassen hat, den Sach- und Streitstand genügend zu klären, oder infolge einer bestimmten Rechtsauffassung des Gerichts die Erörterung hierfür unerheblicher Tatsachen unterblieben ist. In diesen Fällen will auch Lobe natürlich das Vorbringen neuer Tatsachen gestatten.

Damit würde die von ihm vorgeschlagene Einschränkung dieser Befugnis überhaupt entbehrlich; denn als neue Tatsachen kämen sonst nur noch solche Tatsachen in Betracht, welche der Partei bisher unbekannt waren oder überhaupt erst nach Erlaß des erstinstanzlichen Urteils eingetreten sind, und solche Tatsachen, die nach der in der Verhandlung kundgegebenen Rechtsansicht des Gerichts belanglos waren, für die dem Urteil zugrunde gelegte Ansicht aber von Bedeutung sind.

Es ist zweifellos richtig, daß diese Tatsachen streng genommen vor dem Gericht erster Instanz auch nach Abschluß des Verfahrens, d. h. also im Wiederaufnahmeverfahren, geltend gemacht werden müßten. Indessen würde man hiermit einer theoretisch zwar berechtigten Forderung zuliebe die straffe und einfache Durchführung des Prozesses gefährden.

Lobe selbst will gestatten, daß auch solche Tatsachen der Einfachheit halber dem Berufungsgericht zur Berücksichtigung mitgeteilt werden dürfen, wenn das Berufungsverfahren bereits anhängig ist. Entschließt man sich mit Lobe dazu, insoweit trotz theoretischer Bedenken Zweckmäßigkeitsgründe gelten zu lassen, so wird man sich überhaupt gegen die Zulassung der Berufung auf Grund solcher neuen Tatsachen nicht zu sträuben brauchen, wobei dahingestellt bleiben mag, ob sich in den Fällen, in welchen der Partei solche Tatsachen erst nach Ablauf der Berufungsfrist bekannt werden, die Einführung der Wiederaufnahme des Verfahrens empfiehlt. Die Einschränkung des Rechtes der Parteien, neue Tatsachen und Beweismittel in der Berufungsinstanz vorzubringen, führt ohnehin nur zu Komplikationen, wie Jastrow auf dem Anwaltstage betont hat. Es ist auch von Jastrow darauf hingewiesen worden, daß das Berufungsgericht sachgemäße Urteile nicht wird fällen können, wenn es in der Berücksichtigung des Parteivorbringens beschränkt sein soll.

Dagegen könnte Vorsorge getroffen werden, daß den Parteien die Änderung ihres erstinstanzlichen Vortrages in der Berufungsinstanz unterbunden wird. Bei der Neugestaltung des Zivilprozeßverfahrens soll ja jede Bestimmung daraufhin ganz besonders geprüft werden, ob sie geeignet ist, der Erforschung der Wahrheit zu dienen. Es soll deshalb den Parteien selbst zur Pflicht gemacht werden, keine falschen Tatsachen vorzutragen und wahre Tatsachen nicht zu bestreiten. Da vorgeschlagen wurde, besondere Nachteile für eine Partei, welche lügt, nicht eintreten zu lassen, auch neue Strafvorschriften nicht einzuführen, so hat das Gericht an sich jedoch kein Mittel, diese Forderung auch zur Geltung zu bringen. Gerade die Frage, ob in der Berufungsinstanz neue Tatsachen vorgebracht werden dürfen, läßt von selbst die weitere Frage auftauchen, ob die Partei ihre bisherigen tatsächlichen Behauptungen vor dem Berufungsgericht ändern darf.

An sich schließt natürlich der Grundsatz der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit dieses Recht überhaupt aus, weil ja die Partei schon in der ersten Instanz die Wahrheit vorgetragen haben müßte. Es kann aber immerhin auch vorkommen, daß die Partei in erster Instanz etwas Falsches vorgetragen hat und nun, vielleicht weil das falsche Vorbringen gerade schuld daran war, daß sie schließlich unterlag, in zweiter Instanz ihr Vorbringen ändern will. In solchen Fällen könnte man in Erwägung ziehen, die Berücksichtigung des neuen Vorbringens von vornherein davon abhängig zu machen, daß die Partei alsbald glaubhaft macht, daß ihr neues, abgeändertes Vorbringen den Tatsachen entspricht. Damit würde der Prozeß schon von vornherein vor der Gefahr bewahrt bleiben, daß die Parteien vom Sach- und Streitstand ein falsches Bild geben, weil sie sonst befürchten müßten, später mit einem ihrem bisherigen Vorbringen entgegengesetzten oder in Widerspruch stehenden Vortrag nicht gehört zu werden.

Gegen das Versäumnisurteil wird, abgesehen von den Fällen, in denen sich der Schuldner zu Erklärungen sachlicher Art überhaupt nicht bequemt hat

und das Versäumnisurteil lediglich die Stelle des Zahlungsbefehls vertritt, der säumigen Partei nach wie vor der Einspruch zu geben sein. Wollte man nur das Rechtsmittel der Berufung zulassen, so würde ohne Not das Gericht höherer Instanz in Tätigkeit zu treten haben, wo das den Parteien meist bequemere Gericht erster Instanz die gleiche, ihm ohnehin zukommende Arbeit zu verrichten hat.

Ferner schlägt Lobe vor, daß das Gericht erster Instanz auch im Falle der Einlegung der Berufung nochmals tätig werden müßte, nämlich dann, wenn es nur über einzelne Angriffs- und Verteidigungsmittel entschieden hat, das Berufungsgericht aber dem erstinstanzlichen Urteil im Ergebnis nicht beipflichtet. Das Berufungsgericht soll in Anlehnung an § 539 der jetzigen Zivilprozeßordnung die Befugnis erhalten, den Rechtsstreit in die erste Instanz zurückzuverweisen. Diesem Vorschlage steht das Bedenken entgegen, daß dann durch Einlegung unnötiger Berufungen die endgültige Entscheidung eines Prozesses über Gebühr verzögert werden könnte, wie dies schon jetzt in den Fällen häufig geschieht, in denen etwa über prozeßhindernde Einreden oder über den Grund des Anspruchs vorab entschieden wird. Wenn man indessen berücksichtigt, daß das Verfahren gegen den jetzigen Zustand eine ganz erhebliche Beschleunigung erfahren soll, so wird dieses Bedenken nicht mehr so sehr schwer ins Gewicht fallen. Schließlich ist zu berücksichtigen, daß es mitunter unbillig sein kann, wenn das Berufungsgericht über einen Anspruch entscheidet, wo in erster Instanz überhaupt nur einzelne Punkte Gegenstand der Urteilsfindung gewesen sind.

Die Revision wird von Lobe als weiteres notwendiges Rechtsmittel anerkannt, ihre Zulassung auch bei geringeren Objekten als bisher empfohlen. Sie wäre natürlich auch gegen solche amtsgerichtliche Urteile zu gestatten, welche in Prozessen, für die an sich neben dem Amtsgericht das Landgericht zuständig gewesen wäre, gefällt worden sind. Lobe wünscht überhaupt im Interesse einer einheitlichen Rechtsprechung die Einführung der Revision gegen die Urteile des Amtsgerichts, in denen dies nach seinen Vorschlägen als erste Instanz in Frage kommt, von einem gewissen Streitwert an.

Die Revision darf wie bisher nur zum Zwecke einer Überprüfung des Prozesses in rechtlichen Fragen eingelegt werden. Das Verfahren ist entsprechend den Anregungen Lobes dahin abzuändern, daß zunächst ein Senat in der Besetzung von drei Richtern zu befinden hat, ob sie Aussicht auf Erfolg bietet, bei einstimmiger Verneinung dieser Frage aber die Revision durch Beschluß zu verwerfen hat. Erst dann bedarf es einer Entscheidung des vollbesetzten Senates, die auch ohne mündliche Verhandlung erfolgen kann und nur in besonderen Fällen mit schriftlichen Gründen versehen zu werden braucht: wenn das Revisionsgericht zu einem anderen Ergebnis als die Vorinstanz kommt, wenn besonders wichtige Rechtsgrundsätze ausgesprochen werden oder wenn eine Partei schriftliche Begründung erbittet.

Eine Änderung des Urteils durch die Instanz, die es erlassen hat, ist, abgesehen vom Fall des Einspruchs, grundsätzlich auszuschließen, wenn nicht besondere Umstände sie verlangen. Solche Umstände können darin liegen, daß das Urteil Schreibfehler, Rechenfehler und dergleichen, aber auch Unrichtigkeiten, wie sie bei der schriftlichen Ausarbeitung der Gründe mitunter bemerkt werden, enthält. Aber auch Unrichtigkeiten im Tatbestand oder Irrtümer in der Begründung und Entscheidung können dabei in Frage kommen. Lobe wünscht eine bedeutende Erweiterung der Befugnisse des Gerichts in dieser Beziehung. Er will dem Gericht vor allem die Möglichkeit geben, seine von ihm als unrichtig erkannte Entscheidung unter gewissen Voraussetzungen selbst abzuändern, ähnlich wie das Gericht schon jetzt die Befugnis hat, seine mit der einfachen Beschwerde anfechtbaren Beschlüsse und Verfügungen aufzuheben. So bestechend dieser Vorschlag ist, so kann doch dessen Durchführung die Quelle von Verzögerungen, von Streit- und Zweifelsfragen werden, welche den Wert dieser Neuerung illusorisch macht.

VI.

Die Verpflichtung des Staates, seinen Angehörigen zur Durchführung ihrer Ansprüche zu verhelfen, zwingt ihn nicht, daß er demjenigen, der seiner Hilfe bedarf, diese ohne Gegenleistung zuteil werden läßt. An sich mag wohl eine kostenlose Rechtsprechung wünschenswert sein, indessen ist aus volkswirtschaftlichen Gründen eine solche nicht möglich. Die Ansprüche, deren Verwirklichung der Zivilprozeß dienen soll, sind privatrechtlicher Natur, an deren Durchsetzung hat die Gesamtheit des Volkes kein unmittelbares Interesse. Infolgedessen würden, da nun einmal die Rechtspflege die Ausgabe bedeutender Mittel erforderlich macht, den Volksgenossen, wenn jeder die Gerichte angehen dürfte, ohne daß von ihm hierfür ein Entgelt gefordert werden könnte, Lasten auferlegt, die sie von diesem Gesichtspunkt aus an sich nicht zu tragen brauchen.

Grundsätzlich müssen also die dem Staat aus der Rechtspflege erwachsenden Kosten diejenigen aufbringen, welche sich mit der Bitte um Hilfe an die Gerichte wenden. Deshalb ist es auch kein unbilliges Verlangen des Staates, wenn selbst der obsiegende Kläger von ihm wegen Zahlung der gerichtlichen Kosten in Anspruch genommen wird. Wenigstens, soweit er im Beklagten einen ehrlichen Gegner gehabt hat. Hat sich eine Partei in einen frivolen Streit eingelassen, so wird sie freilich für die dadurch verursachten Gebühren und Auslagen stets und ausschließlich selbst zu haften haben, gleichviel, ob sie schließlich gesiegt hat oder unterlegen ist.

Ist freilich ein Rechtsuchender nicht in der Lage, Prozeßkosten zu zahlen, so darf ihm deswegen nicht das Recht, die Gerichte zur Verwirklichung der Rechtsordnung in Anspruch zu nehmen, verkürzt werden. Der Staat darf nicht nur denen seinen Schutz gewähren, die sich ihn erkaufen können. Die Folge davon ist, daß die Gesamtheit des Volkes für den unbemittelten Volksgenossen

eintreten muß. Ob und inwieweit den Rechtsuchenden die Befreiung von der Pflicht, Prozeßkosten zu zahlen, zuzusprechen ist, bedarf in jedem einzelnen Falle einer gewissenhaften Prüfung. Und zwar nach zwei Richtungen. Einmal ist festzustellen, ob derjenige, der die Hilfe des Gerichts in Anspruch nehmen will, die beabsichtigte Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung nicht etwa mutwillig oder ohne Aussicht auf Erfolg betreibt. Zur Ermöglichung dieser Prüfung muß der Rechtsuchende dem Gericht, welches auch den Gegner wird hören müssen, den Sach- und Streitstand unter Angabe seiner Beweismittel klarlegen. Ferner wird er den Nachweis zu führen haben, daß er ohne Beeinträchtigung des für ihn und seine Familie notwendigen Unterhalts die Kosten des Prozesses nicht zu bestreiten vermag. Beides ist erforderlich, damit die Wohltat der Befreiung von der Berichtigung der Prozeßkosten nur den ihrer Würdigen und Bedürftigen zuteil wird.

Allerdings tut den geltenden Gesetzesbestimmungen eine Verbesserung nach den von Lobe auf dem Richtertag gemachten Vorschlägen not. Jetzt gibt es nur zwei Möglichkeiten: die Gewährung des Armenrechts oder aber die Führung des Prozesses auf eigene Kosten. Ist aber der Rechtsuchende in der Lage, die Prozeßkosten teilweise zu tragen, so besteht einerseits für ihn nicht das Bedürfnis der vollständigen Befreiung von der Kostenpflicht, andererseits ist in solchen Fällen die Abwälzung der ganzen Kostenlast auf die Allgemeinheit nicht gerechtfertigt. Deshalb darf bei teilweisem Unvermögen zur Tragung der Kosten lediglich eine nach den pekuniären Kräften des Rechtsuchenden zu bemessende Herabsetzung der Kosten bewilligt werden.

Durch die Gewährung des Armenrechts ist der Unbemittelte in den Stand zu versetzen, sein Recht in gleicher Weise zu suchen wie die vermögende Prozeßpartei. Nötigenfalls ist also der armen Partei auch ein Rechtsbeistand zu geben, nämlich dann, wenn das Gericht die Vertretung der Partei durch einen Rechtskundigen für nötig befindet. Im Zusammenhang hiermit wirft sich die Frage der Entschädigung des für die arme Partei ernannten Vertreters auf. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß diesem ein Anspruch auf Erstattung seiner Gebühren und Ersatz seiner Auslagen gegen den Staat gewährt wird.

Nach den vorstehenden Erörterungen müßten die Kosten eines Prozesses eigentlich so bemessen werden, daß durch deren Gesamtsumme die Ausgaben des Staates für die Zivilrechtspflege vollständig gedeckt werden. Naturgemäß sind die gerichtlichen Gebühren — ebenso die Anwaltsgebühren — nach dem Objekt, um welches es sich im einzelnen Falle handelt, abzustufen, mehr als bisher sollte aber auch das Maß an Zeit und Arbeitskraft hierbei berücksichtigt werden, welches jeder Prozeß erfordert. Dieser Forderung würde zum Beispiel die von Amtsgerichtsrat Jastrow gewünschte Bestimmung gerecht werden, daß der Prozeß, den die Parteien durch den Amtsrichter entscheiden lassen, mit geringeren gerichtlichen Kosten verbunden sein soll als ein vor das Landgericht gebrachter Prozeß mit gleichem Objekt. Durch eine solche Bestimmung würde zugleich nutzloser und unökonomischer

Inanspruchnahme einer Mehrzahl von Richtern statt eines Richters vorgebeugt. Daß ein Verfahren, welches durch Anerkenntnis- oder Versäumnisurteil, durch Klagerücknahme oder schließlich durch Vergleich seine Erledigung findet, an sich billiger sein müßte als ein durch kontradiktorisches Urteil abgeschlossenes Verfahren, ist jedoch nicht ohne weiteres anzuerkennen. Denn einem Anerkenntnisurteil zum Beispiel geht vielfach eine ebenso schwierige Ermittelung der Wahrheit voraus wie einem kontradiktorischen Urteil. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch der Vorschlag Lobes nicht gerecht, im Falle eines späteren Anerkenntnisses oder Vergleiches keine Gebühren zu berechnen. Dagegen ist für die Entscheidung des Rechtsstreits durch kontradiktorisches Urteil selbst zweifellos eine höhere Gebühr als für einen Vergleich oder ein Anerkenntnisurteil am Platze. Was die dem Vergleich oder Anerkenntnis vorausgegangenen Prozeßakte anlangt, so brächte übrigens selbst eine bloße Ermäßigung der Kosten die Gefahr mit sich, daß böswillige und schikanöse Schuldner erst in letzter Minute einem Vergleich sich zugänglich zeigen oder ein Anerkenntnis abgeben, da sie ja der ganze Prozeß nur wenig, bei Streichung aller Gerichtsgebühren sogar, abgesehen von Zeugengebühren und dergleichen, fast nichts kosten würde. Daß die Einführung der von Lobe vorgeschlagenen Bestimmung freilich auch ihre guten Folgen haben würde, ist schon oben erwähnt.

Bei einer ausschließlichen Berücksichtigung der staatlichen Interessen würden naturgemäß die Kosten des einzelnen Prozesses eine Höhe erreichen, welche eine unverhältnismäßig starke Belastung der Rechtsuchenden mit sich bringen würde. Es darf nicht vergessen werden, daß die Kosten des Prozesses auch im Einklang mit den Vorteilen stehen müssen, welche der Kläger erstrebt, wie auch der Schuldner, wenigstens der sich vermeintlich im Recht befindende Schuldner, geschont werden muß. Deshalb bedarf der Grundsatz, daß die Rechtsuchenden für die Kosten der Rechtspflege aufzukommen haben, einer Einschränkung. Die Tatsache, daß der Gesamtheit der Volksgenossen die Möglichkeit gegeben ist, die Autorität des Staates zur Durchführung von Ansprüchen anzugehen, führt daher zu der Forderung, daß alle Volksgenossen zur Bestreitung der Ausgaben für die Organe der Rechtspflege und die erforderlichen Hilfsmittel herangezogen werden und so mittelbar die Lasten jedes einzelnen Prozesses tragen helfen.

Die gerichtlichen Kosten eines Prozesses sind grundsätzlich erst nach dessen Beendigung zu zahlen. Denn es läßt sich mit dem Zweck des Prozesses nicht gut in Einklang bringen, wenn das Gericht nur unter der Bedingung vorschußweiser Zahlung tätig zu werden braucht. Da die Rechtsordnung nur durch Erforschung der objektiven Wahrheit verwirklicht werden kann, so muß das Gericht vielmehr in der Lage und verpflichtet sein, alle Mittel, welche der Erforschung der Wahrheit zu dienen vermögen, anzuwenden. Die Frage der Kostendeckung darf dabei keine Rolle spielen, selbst auf die Gefahr hin, daß der Staat möglicherweise sich später keine Befriedigung verschaffen kann. Übrigens tritt, wenn man

die Forderung vorschußweiser Gebührenzahlung billigt, eine ungleichmäßige Behandlung vermögender und armer Parteien ein. In Prozessen, in denen eine Partei das Armenrecht hat, würden die Parteien den Vorzug genießen, daß ihre Anträge, falls sie an sich von Belang sind, ohne weiteres berücksichtigt werden, während die Parteien in anderen Prozessen nur bedingte Aussicht hätten, mit ihren Anträgen Erfolge zu erzielen.

Daß schließlich der Staat wegen Zahlung der gerichtlichen Kosten des Prozesses selbst an den obsiegenden Kläger sich zu halten berechtigt ist, wurde bereits hervorgehoben. In erster Linie freilich muß der im Prozeß unterliegende Teil hierfür einstehen. Neben den gerichtlichen Kosten muß diese Partei dem obsiegenden Gegner auch die Kosten zu ersetzen verpflichtet sein, welche letzterer im übrigen aus Anlaß des Prozesses gehabt hat, soweit sie zur zweckentsprechenden Rechtsverfolgung oder Rechtsverteidigung dienten. Hierher gehören vor allem die Kosten, welche der Partei durch Annahme eines Rechtsbeistandes oder durch Einholung von Rechtsauskunft erwachsen sind. Für das Mahnverfahren will Reichsgerichtsrat Lobe allerdings dem Gläubiger den Anspruch auf Erstattung von Anwaltskosten nicht zubilligen. Eine solche Regelung der Kostenerstattungspflicht ist indessen bei einem nach den obigen Vorschlägen gestalteten Mahnverfahren nicht angebracht, aber auch sonst nicht notwendig, wenn nur die Gerichtsgebühren sowohl wie die Anwaltsgebühren für das Mahnverfahren genügend herabgesetzt werden. Mit Rücksicht auf die hervorragende Bedeutung, welche gerade die Tätigkeit eines Rechtskundigen im Prozeß oder auch schon vor Anstrengung des Prozesses für dessen Ausgang haben kann, sollte vielmehr jeder, der sich der Hilfe eines Rechtskundigen bedient, dessen gewiß sein dürfen, daß er im Falle seines Obsiegens die Erstattung der ihm daraus erwachsenen Kosten zu verlangen berechtigt ist.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Sechste Fortsetzung)

Im Lager zu Andernach gab der Lothringer ein Fest. Der Kurfürst aus Ehrenbreitstein war dazu gekommen und mit ihm viele rheinische Herren vom Adel, die im Wein und bei leckerem Mahle ihren Zorn und Grimm zu ertränken dachten. Aber es gelang ihnen nicht ganz. Zuviele waren unter ihnen, deren Burgen von den Franzosen verbrannt waren, oder die in Trier ihr Eigentum verloren hatten. Denn Herr Peter von Vignory, der französische General, fand Freude daran, allgemach alles zu zerstören und zu rauben, was in der Bischofstadt von Wert war. Also sprachen die Herren meistens von ihren Verlusten und von ihrem Wunsch, den Feind bald wieder aus dem Lande zu jagen. Auch der Kurfürst konnte nicht umhin, eine Beschreibung seiner eigenen Verluste zu geben und zu berichten, wie unfreundlich die feindlichen Heerführer mit allem geistlichen Eigentum umgesprungen waren und vermutlich noch umsprangen. Der Kurfürst Johann Kaspar von der Leyen war ein mittelgroßer Herr, dem man den geistlichen Würdenträger nicht gerade ansah. Er trank gern ein gutes Glas Wein und war den Freuden des Lebens und der höfischen Pracht nicht abgeneigt. Er war aus vornehmem rheinischen Geschlecht und von seiner Familie zum geistlichen Amt bestimmt worden, weil er ein jüngerer Sohn war, dem man ein sorgenloses Leben wünschte. In diesem Augenblick aber war auch sein Leben nicht leicht, und er redete eifrig auf den Lothringer ein, neben dem er saß, und der gleichmütig auf seine Klagen hörte. Denn der Lothringer Franz war wohl ein guter Feldherr, aber mit der hohen Geistlichkeit hatte er nicht allzuviel im Sinn.

„Eure Liebden sollte das Klagen lassen!“ sagte er jetzt. „Wir tun unsere Schuldigkeit und des Kaisers Majestät hat dies auch anerkannt, indem er mir ein gnädiges Handschreiben gesandt und mir den Orden zum goldenen Vließe versprochen hat. Aber Montecucculi ist nun einmal der Höchstkommandierende und ihm gefällt ein Kleinkrieg mehr als eine ordentliche Schlacht. Muß wohl seine Gründe dazu haben, da er seine Leute kennt und auch die Franzosen!“

„Ihr meint, Herr Herzog, daß die Franzosen tapferer sind als das Reichsheer?"

Karl trank langsam seinen Becher aus.

„Was weiß ich? Wenn der Sommer kommt, wird Turenne zeigen, was er kann, und Montecucculi auch."

„Es ist übel, daß die Katholischen einander gegenüberstehen, und daß Eure Liebden an der Spitze der Ketzer steht!" seufzte der Kurfürst, worauf sich der Lothringer von dem Pagen hinter ihm noch einmal den Becher füllen ließ.

„Drei lutherische Herzöge habe ich mit mir. Einer von ihnen, Ernst August, war sogar ein evangelischer Bischof, bis er ein Weib nahm. Und der Holsteiner, der neben ihm sitzt, Hans Adel von Plön, ist einer, vor dem nichts standhält. Er hat den Kugelsegen und ist nie getroffen worden. So Eure Liebden einmal mit uns eine Schlacht kämpfen wollen, ist es geraten, sich in der Nähe des Plöners zu halten."

Der Kurfürst schauderte ein wenig zusammen und schlug unter dem Tischtuch ein Kreuz. Dann aber sah er neugierig zu dem Herzog hinüber, der ihm schräg gegenüber saß und eifrig mit einem der geistlichen Kämmerer von Koblenz plauderte. Er war mit großer Pracht gekleidet, hatte das eigene, dunkle Haar lose bis über den gestickten Kragen hängen, und sein sonnenverbranntes Gesicht trug einen Ausdruck des Behagens. Denn der geistliche Herr erzählte eine lustige Geschichte nach der anderen, und nichts war dem Herzog lieber, als einmal herzlich lachen zu können.

Im Zelt des Lothringers fand dieses Fest statt, an dem nur die Vornehmsten des Heeres und der kurfürstlichen Begleitung teilnahmen. Nebenan war dann noch ein einfacheres Zelt errichtet, in dem die höheren Offiziere und die adeligen Rheinländer tafelten. Der Kurfürst musterte halb ängstlich die Gesichter der evangelischen Herzöge und mußte immer wieder nach Ernst August sehen, der einstmals ein Bischof gewesen war und nun ein Kriegsmann.

Der Lothringer sagte nichts mehr. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück und sah finster vor sich hin. War er doch von den Franzosen um sein Land gebracht worden, und das Deutsche Reich hatte ihm nicht beigestanden, wieder in seine Rechte eingesetzt zu werden. Nun war er ein umherirrender Fürst, manchmal hatte er Lust, sich an die Franzosen zu machen, um von ihnen sein Land wiederzubekommen: dann erfuhr er, daß Ludwig ihm sicher nichts wiedergeben würde und er diente dem deutschen Kaiser weiter, wenn auch ungern. Ni feu, ni lieu, das war der bittere Spruch, den er auf sein Wappen geschrieben hatte. Zwar hoffte er noch immer, die Franzosen so zu besiegen, daß er sich an ihnen rächen konnte, aber die Freudigkeit des Kampfes war doch nicht in ihm. Sie sprach mehr aus den Gesichtern der drei Herzöge, die unter ihm dienten. Mit Freuden kämpften sie gegen den Feind, der Deutschland verkleinern wollte, und sie sprachen zornig von Wilhelm Egon von Fürstenberg, dem

Kölner Minister, der Deutschland fast an Frankreich ausgeliefert hätte. Nun war er vom Kaiser verhaftet und nach Wien gebracht worden, wo er in strenger Haft lebte. Vielleicht würde er hingerichtet werden. Die Fürsten sprachen darüber, ob der Kaiser das Recht habe, einen Reichsfürsten zu richten wie einen anderen Ritter, und während einer der Welfenherzöge dafür war, erklärte Hans Adel von Plön, so etwas dürfte selbst ein Kaiser nicht. Die Meinungen platzten heftig aufeinander; der Holsteiner schlug auf den Tisch, und der rheinische Kurfürst sah den Augenblick gekommen, wo die Ketzer mit den Degen aufeinander loshauen würden. Da aber warf sein Domherr ein geschicktes Wort dazwischen; die nordischen Herren lachten und waren wieder versöhnt. Nur der Lothringer sah finster drein. Ihm lag nichts an dem Fürstenberg, aber er mußte an seine eigene Heimatlosigkeit denken und daran, daß ihm der Kaiser wohl einen Orden verleihen, sonst aber nichts für ihn tun wollte.

Im Nebenzelt wurde unterdessen noch mehr gezecht als bei den fürstlichen Herren. Die Rheinländer tranken den Braunschweigern und den Holsteinern zu und wunderten sich, wie viel diese Herren von ihrem Rebensaft vertragen konnten, obwohl sie an dickes Bier gewohnt waren. Aber die vom Norden wollten das dicke Bier allein nicht gelten lassen. In der Stadt Hamburg fand sich immer ein guter Rotwein, und der kam auch nach Braunschweig, Hannover und Holstein. Die Franzen schickten ihn dorthin und ließen sich gut dafür bezahlen. Es kam die Rede auf Hamburg und auf die Kaufherren. Den rheinischen Herren lief das Wasser im Munde zusammen, als sie hörten, wie viel Geld in der Reichsstadt sein sollte. Ihre Väter und Großväter hatten noch Zoll und Geld von den Handelsleuten erhoben, jetzt ging es am Rhein leider nicht mehr, war aber doch ein Geschäft, das nicht zu verachten war. Besonders heute, wo die Armut einzog in viele adlige Geschlechter. Sie sprachen so eifrig darüber, daß sie kaum merkten, wie einige holsteinische Edelleute aufstanden und die Tafel verließen.

Josias von Sehestedt war einer von ihnen, der andere war Daniel Rantzau. Beide hatten doch mehr Wein getrunken als ihnen dienlich war, und sie wollten sich vor den Fremden keine Blöße geben. So gingen sie durch das Lager, wo die Soldaten um ihre Feuer saßen und sangen. In den Kellern zu Andernach lag mancher gute Tropfen und ihre Besitzer hatten sie hergeben müssen. Die Nordländer kochten sich vom Niersteiner ein Suppe, die ihnen gar nicht schmeckte, aber sie wurden lustig davon und sangen mit rauhen und meistens falschen Stimmen.

Die zwei Junker gingen zum Rhein hinunter. Der lag ein wenig verschlafen da, aber das Frühlingsgrün legte sich um seine Ufer und in einigen Fliederbüschen hingen große rötliche Blüten.

„Es ist kein übles Land hier!“ meinte der Rantzau, während er sich umsah. „Nur, daß es keine roten Dächer gibt, ist langweilig. Und dann die alten Mauern!“ er stieß mit dem Fuß gegen einen abgebröckelten Teil der Umwallung.

„Gut, daß wir dies Nest nicht mit Sturm zu nehmen haben, da würde es blutige Köpfe geben!"

„Sie haben hier alle ganz unverschämte Mauern!" erwiderte Josias, während er sich auf einen Vorsprung setzte und starr vor sich hinsah. Denn seine Gedanken waren noch umnebelt, und er wollte es sich nicht merken lassen.

„Der Herzog ist heut guter Dinge gewesen!" begann Daniel von neuem. „Lustiger als der Lothringer. Der macht meistens eine Fratze und man könnte Leibschmerzen davon kriegen! Aber er ist der Kommandierende und unser Herzog ist nur einer von den Untergebenen!"

„Er hat ja auch nur ein kleines Land!" erwiderte Josias und wischte sich die Augen. Ihm wurde sehr wehmütig zu Sinn und auch der Rantzau weinte fast.

„Bruderherz, was wollen wir eigentlich hier, zwischen all den Fremden? Weißt was? Wir könnten nach Haus reiten! Es gibt ja doch kein Vergnügen hier — ein paar Gefechte, das ist bis dahin alles gewesen. Das können wir auch in Holstein haben, wenn wir auf dem Kieler Umschlag gehen und uns mit den Kieler Bürgerssöhnen hauen!"

„Ja, ja!" Josias nickte. „Immer im Lager zu liegen, ist kein Spaß, ich hab auch schon gedacht, wenn es bald keine ordentlische Schlacht gibt, dann kann man nach Haus reiten. Zwar —", er besann sich einen Augenblick. „Herzbruder, unser Hans Adolf hat eine gute Idee gehabt, nur, daß ich sie nicht mehr weiß. Sie wird mir schon wieder in den Sinn kommen und dann glaube ich, können wir die Franzen auch einmal von uns aus prügeln, und nicht allein vom deutschen Kaiser aus, der mir nicht am Herzen liegt!"

„Meinetwegen!" murrte der andere Junker. „Ich würde dir schon beistehen, wenn es was zu Schlagen gäbe, aber —" er wandte sich kurz um.

„Hallo, schöne Maid, was hast du dich in Männerkleider gesteckt?"

Er griff nach einem schlanken Jungen, der langsam, in Begleitung einer älteren Frau am Flußweg entlangkam. Es war noch nicht ganz dunkel; als der Junker nach dem Knaben langte, stieß das Weib einen Schrei aus.

„Was redet der Herr? Ich hab ihn aufgelesen und will ihn ins Lager bringen!"

Aber Rantzau faßte den sich Sträubenden nur derber.

„Altes Weib, kannst du kein Langhaar von den Männern unterscheiden? Komm Dirn, gib mir einen Kuß und sag mir, wohin ich dich bringen soll!"

Im nächsten Augenblick fuhr er zurück, griff sich an die Backe und wollte ein Schimpfwort sagen. Es blieb ihm aber im Munde stecken.

„Schämt Euch, Junker Rantzau, Eures schlechten Betragens! Ich dachte, Ihr wäret immer gut zu armen Weibern und dächtet an Mutter und Schwester!"

Heilwigs Stimme klang hell, sie riß die Lederkappe vom Kopf und die Haarflechten fielen ihr lang über die Schultern.

Gritt schlug die Hände zusammen.

„Heilige Mutter Gottes! Hat sie mir nit gesagt, sie wäre ein verirrtes Jägerlein und ich sollte ihr den Weg weisen?"

Mit blitzenden Augen wandte sich Heilwig zu ihr.

„Hast du mir nicht gelobt, mich zum Kloster Laach zu bringen?"

Gritt zuckte die Achseln.

„Was sollt ich da? Ich bringe Botschaft an den Herzog Adolf und ich dachte, er könnte ein so feines Bürschlein wie dich gebrauchen!"

„Also hast Du mich betrogen!"

„Und du mich auch!" keifte die Frau, um dann plötzlich die Hände zu falten und in die Knie zu sinken.

„Satan, hebe dich von mir! Wenn du die Hexe bist, die im Mayener Turm saß, so hast du mich schon einmal bestohlen! Nun aber sollst du brennen; ich werde dich anklagen!"

Wild stürzte sie auf Heilwig los, die ruhig stand, während beide Junker betroffen von einer Frau zur anderen blickten. Josias Sehestedt faßte sich zuerst. Er lüftete seine Kappe und trat mit einer Verbeugung auf Heilwig zu.

„Gestattet, Fräulein, daß ich mit Euch zum Herzog gehe und Euch in seinen Schutz gebe. Dann wird alle Verdrießlichkeit von Euch schwinden und Ihr werdet mit der nächsten Gelegenheit nach Holstein zurückgeschickt werden!"

„Was ich nicht verlange!" entgegnete Heilwig stolz. „Mein Herr Vater, von dem mich Räuber trennten, wird schon in der Nähe sein, da er mich wohl überall suchen läßt. Daher wollte ich nach Laach, weil ich den Abt kenne und fast annehmen muß, daß er vom Aufenthalt meines Vaters weiß. Aber ich bin bereit, mich zum Herzog zu begeben und seinen Schutz anzurufen. Es ist für eine ehrsame Jungfrau schwer, allein in diesem rauhen Lande zu sein!"

Unterdessen hielt Rantzau Gritt fest, die sich wie wild geberdete, viele Heilige anrief und immer wieder berichtete, wie sie den jungen Jägersmann in der Nähe der Stadt Mayen gefunden habe, wie er den Weg nach Laach nicht recht gewußt und sie sich sogleich vorgenommen, dem Herzog einen Zuwachs zum Heer zu bringen. Freundlich hatte sie mit ihm gesprochen und auch er war sanft gewesen, fast furchtsam. Aber, so war es; der Böse ging ja in Gestalt eines Jägers, um die Unschuldigen zu betören, und dieser Hexe lieh er seine Gestalt. Ängstlich sah sie auf Heilwig, die ihr achselzuckend zuhörte und sich wieder an die Juncker wandte.

„Die Frau hat recht: ich bin in Mayen eingesperrt gewesen, weil man mich für eine Hexe oder eine Ketzerin hielt. Ich bin entkommen und bitte mich in Schutz zu nehmen. Mein Vater, Herr Cay von Sehestedt, wird Euch sicherlich lohnen, wenn Ihr mir einen Dienst erweiset!"

Daniel Rantzau verbeugte sich zierlich. Obgleich er einen Backenstreich erhalten hatte, war er ganz unbefangen. Es war eine ehrliche Sache, eine feine Dirn küssen zu wollen, und wenn sie sich ihrer Haut wehrte, so durfte man ihr dies nicht übel nehmen. Er war gleich bereit, das Fräulein zum Herzog

Hans Adel zu bringen und schmunzelte dabei in sich hinein. Denn der Herzog war, obgleich verheiratet, doch ein galanter Herr, und wer weiß, was das Fräulein noch erleben konnte. Josias Sehestedt zwirbelte indessen an seinem Schnurrbart. Seitdem er mit dem Plöner Herzog Kriegsdienste tat, dachte er nicht allzuviel an seine eigenen Angelegenheiten. Dafür hatte er in Holstein eine Mutter, die das Gut regierte und Ordnung hielt. Aber er wußte ganz genau, daß er schon als kleiner Junge mit einer entfernten Base, der Tochter Cays von Sehestedt, versprochen war. Meistens dachte er nicht daran, und wenn ihm ein hübsches Mädchen begegnete, machte er ihr verliebte Augen ohne Gewissensbisse. Aber einmal mußte er doch wieder in die Heimat und ins alte Schloß, das jetzt nur eine ältere Herrin hatte. Und dann mußte er die Jungfrau freien, die ihm bestimmt war.

Gritt schimpfte noch immer. Sie geberdete sich, als wäre ihr ein großes Unrecht geschehen, und sie berichtete immer wieder Hexen- und Zauberergeschichten. Bis Josias die Geduld riß, er sie derb anfaßte und anfuhr.

„Halt das Maul, Weib; du hast Botschaft zu bringen und ich will sie dir abnehmen. Dann kommst du in mein Zelt und flickst weiter an meinen Gewändern. Zu essen will ich dir auch geben lassen — was also schweigst du nicht still?"

Die Frau nahm sich zusammen und ging demütig einher, während der Junker Rantzau schon mit Heilwig plauderte und ihr von den Fürsten und Großen berichtete, mit denen man im Heere umging. Leider gab es keine große Bataillen, sondern nur kleine Scharmützel. Die Franzosen wollten einen Vorstoß gegen Koblenz machen, wagten es aber doch nicht, und der Luxemburger hätte die französische Armee gern in die Pfanne gehauen, aber auch dies ließ sich nicht machen. Darum aber war es doch kein übles Leben im Lager, und die edle Jungfrau würde schon Bekanntschaften machen.

„Danach verlangt mich nicht!" entgegnete Heilwig ernsthaft. Dann blieb sie stehen und atmete tief auf.

„Wie herrlich ist doch die Freiheit, Junker! Ihr habt sie noch nie entbehren müssen, wer aber wie ich viele Tage in einem engen Turm saß, der weiß, was sie wert ist!"

„Hernach ist es dann eine Aventure!" sagte der Junker lachend, aber sie schüttelte den Kopf.

„Lieber will ich ein solches nicht mehr erleben!"

Dann redeten die zwei von Holstein und von den dort wohnenden Geschlechtern, die meistens untereinander verwandt waren. Heilwig hatte den Junker Rantzau einmal auf einem Fest in Schleswig gesehen, und er entsann sich auch, mit ihr getanzt zu haben.

„Als Ihr meinen Namen nanntet, wußte ich Bescheid!" versicherte er treuherzig, und obwohl ihm Heilwig nicht recht glaubte, so war sie doch zu froh, um mit ihm zu rechten.

Es war eine schreckliche Nacht gewesen, und wenn sie auch gut über den Stadtgraben kam, so verlor sie doch gleich die Richtung des Weges, den sie einschlagen sollte. Da war es denn ein wahres Glück, gegen Morgen einer Frau zu begegnen, die sie fragen konnte und die ihr versprach, sie ins Kloster zu bringen. Sie hatte sie betrogen: statt in die Berge, war sie in die Ebene gekommen; jetzt wußte sie, daß es zu ihrem Heil war.

Aber sie blieb doch still und in sich gekehrt, während der Junker Sehestedt sich Rantzau näherte und mit ihm beriet, wohin man die Jungfrau bringen sollte. Der Rausch war von ihm abgefallen und er wußte, daß er Heilwig beschützen mußte. Im Lager gab es wohl Frauen: wo war ein Heer ohne sie? Aber es waren Wesen, von denen eine vornehme Jungfrau nichts ahnen durfte.

„Sie muß nach Andernach!" meinte Rantzau. „Dort gibt es ritterbürtige Familien, in denen das Fräulein gut aufgehoben ist."

Josias antwortete nicht gleich.

„Sie werden sie nicht nehmen!" erwiderte er nach einer Weile. „Diese Katholischen tun freundlich mit uns, so lange wir ihnen gegen die Franzen helfen. Aber im Grunde genommen hassen sie uns. Es scheint, daß die Leute in Mayen keinen Unterschied gemacht haben zwischen einer Hexe und einer Lutherischen. Also ist es besser, die Jungfrau bleibt in unserem Schutz. Sie hat wohl gerade genug erlebt!"

Hin und her redeten die Junker, während Heilwig sich an Gritt wandte, die verdrossen neben ihr herging.

„Bist du mir noch böse, daß ich kein Junge bin?" fragte sie scherzend, aber die Angeredete wurde nicht freundlicher.

„Der Böse geht in mancherlei Gestalt um," erwiderte sie. „Hätte ich gewußt, daß Ihr die Hexe aus dem Turm wäret, ich würde Euch in den Graben oder in einen Steinbruch geworfen haben."

„Du bist zu häßlich!" rief Heilwig, und die andere zuckte die Achseln.

„Ich weiß, was sich für eine katholische Christin gehört! Was vom Bösen ist, soll man nicht leben lassen!"

Heilwig wollte ihr noch ein begütigendes Wort sagen, als Josias, der Gritts letzte Worte gehört hatte, sie von dem jungen Mädchen wegstieß.

„Du selbst bist eine Hexe!" sagte er mit einem Fluch. „Und nun komm mit zum Herzog: die Botschaft, die du bringst, soll geprüft werden!"

Unsanft schob er die Frau vor sich her, und da die kleine Gesellschaft mittlerweile ans Lager gelangt war, fand sich Heilwig bald in einem Kreise fröhlicher Junker, die durch Rantzau von ihrem Abenteuer unterrichtet wurden und sie nun mit Neugierde und Wohlgefallen betrachteten. Zwar war es mittlerweile dämmrig geworden und die Scheine der Lagerfeuer verbreiteten nur mäßige Helle, aber der schmucke Jäger mit den goldenen Flechten gefiel ihnen allen gut, und jeder wollte von der Jungfrau noch Einzelheiten über ihr Er-

lebnis hören. Aber Heilwig war müde. Die letzte Nacht lastete auf ihr, das Umherirren, bis sie auf Gritt stieß. Sie bat um eine Stelle, wo sie sich ausruhen könnte, und jeder der jungen Herren bot ihr sein Zelt an, obgleich es meistens klein und von mehreren Herren bewohnt war. Da trat Josias vor und erklärte, sein Zelt wäre zur Verfügung der Jungfrau, und er würde sich schon anderweitig einquartieren.

„Ich werde schon für ein Weib sorgen, das Euch alles bringt, dessen Ihr bedürft!" setzte er hinzu, und Heilwig ließ sich schweigend von ihm führen, während die andern damit einverstanden waren. Sollte doch die Jungfrau eine Sehestedt sein und führte also denselben Namen, wie der Junker. Folglich mußten die Verwandten zusammenhalten.

So war Heilwig also im Lager zu Andernach angelangt, und wenn sie sich auch nicht gerade wohl fühlte, so wußte sie sich doch in Sicherheit und das war die Hauptsache. Schon am nächsten Tage hatte ihr Josias Frauenkleider besorgt, und nachdem sie sie erhalten, machte sie dem Herzog auf seinen Wunsch ihre Aufwartung.

(Fortsetzung folgt)

Die Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln 1914

Von Walter Haas

Was will der Deutsche Werkbund? lautet eine Frage, die man erstaunlich oft zu hören bekommt, auch von Leuten, denen man im allgemeinen nicht nachsagen kann, daß sie sich um die kulturellen und wirtschaftlichen Strömungen unserer Zeit nicht kümmerten. Das mag vielleicht daher rühren, daß wir uns stets von neuem gehoben fühlen, wenn wir auf eine Veröffentlichung des statistischen Amtes stoßen, aus der wir entnehmen können, daß unser Gesamthandel wieder um eine Serie von Millionen in die Höhe geschnellt ist; denn Zahlen müssen uns Zeitgenossen der Technik logischerweise nun einmal bedingungslose Autorität sein. Lesen wir dann noch an den Plakatsäulen, daß in unserer Stadt zwölf große Kunstausstellungen zu gleicher Zeit stattfinden, und überfliegen wir im Abendblatt die Inseratenmenge der Wohnungs-, Raum- und anderer angewandter Kunst, so sind wir überzeugt, daß wir es, wenigstens was diese Fragen betrifft, herrlich weit bringen werden.

Dabei kommen wir gar nicht mehr auf den Gedanken, daß vielleicht doch nicht alles so sein könnte, wie es sollte, und daß es gut ist, auch sein eigenes Zeitalter mitunter auf Herz und Nieren zu prüfen.

Um im Bilde zu bleiben, wollen wir feststellen, daß einer solchen eingehenden Prüfung der Deutsche Werkbund seine Entstehung verdankt, dieser über ganz Deutschland verbreitete Bund, der heute große und kleine industrielle und gewerbliche Betriebe aller Art, sowie die namhaftesten Architekten und Künstler vereinigt. In seiner Zusammensetzung schon eine Erscheinung, wie sie vielseitiger nicht gedacht werden kann.

Um den Charakter der Werkbund-Ausstellung nun klarzulegen, mag es gestattet sein, in Kürze die Grundsätze auszusprechen, die bei der Gründung des Werkbundes so verschiedenartige Elemente zusammenführten. Der Werkbund will dem deutschen Konsumenten beweisen, daß die solideste und beste Arbeit auch die billigste ist. Er will dem deutschen Produzenten beweisen, daß dieser Arbeit auch für immer die Zukunft gehört, denn es ist ohne weiteres einzusehen, daß sie einen Stamm von verlässigen und geschulten Arbeitern erfordert, den weniger entwickelte Länder nicht von heute auf morgen beschaffen können. Der Deutsche Werkbund will also mit einem Wort die Qualitätsarbeit, in der er den besten Schutz unserer Produktion gegen die ausländische Konkurrenz sieht. Einem vergeistigten und veredelten Schaffen mit einer hochstehenden Arbeiterschaft kann von anderen Ländern keine Gefahr drohen, wenn sie auch mit noch so billigen Kräften arbeiten; denn das wirklich Gute will gelernt sein, und nur den Schund kann jeder machen.

Und noch eines will der Werkbund dem Hersteller wie dem Käufer sagen.

Jede Zeit schöpft ihre Formensprache aus sich selbst. Renaissance wie Rokoko fanden ihren Stil nicht, indem sie ihn mit Absicht züchteten, sondern indem sie ihr innerstes Wesen in ihren Werken zum Ausdruck brachten. So will auch der Werkbund nicht einen neuen Stil erzwingen. Er will nur die Augen dafür öffnen, daß es sinnlos ist, alte Stilformen auf Gegenstände zu übertragen, die ihre Existenz neuzeitlichen Techniken verdanken. Und er will jenen Künstlern den Weg bahnen, die um eine neue Formenwelt für uns ringen.

Was dieses Streben bisher gefruchtet hat, wird in Köln gezeigt werden.

Selbstverständlich wurde schon bei dem Bebauungsplan des Ausstellungsgeländes allen architektonischen Forderungen, besonders aber den modernen Grundsätzen des Städtebaues Rechnung getragen, soweit sich das mit den Zwecken einer Ausstellung vereinigen läßt, die ja in ihrer Bauweise immer das Zeichen der Vergänglichkeit tragen soll. Die herrliche Lage des Geländes, das sich am Rhein hinzieht, mit dem Blick auf den Kölner Dom und das ganze prachtvolle Stadtbild, mußte die Architekten reizen, ihr Allerbestes für diese Ausstellungsbauten herzugeben. Der Gesamtanlageplan wurde von dem Kölner Beigeordneten Carl Rehorst unter Mitwirkung des Architekten Paul Hohrath festgelegt.

Wenden wir zunächst unser Interesse den ausgesprochenen Hallenbauten zu. Die „Haupthalle", nach Entwürfen von Professer Theodor Fischer errichtet, wird vorwiegend kunstgewerbliche Erzeugnisse aufnehmen. Sie bedeckt eine Fläche von etwa 16 000 Quadratmetern. Ein weiterer großer Hallenbau wird in der „Verkehrshalle" erstehen, für die Professor Hugo Eberhardt die Pläne gezeichnet hat. Hier werden wir Lokomotiven, Waggons, Trambahnwagen, Automobile und Flugzeuge sehen, die in ihrer sachlichen Schönheit und vorzüglichen Arbeit sehr klar den Qualitätsgedanken des Werkbundes verkörpern werden. — Ein weiterer selbständiger großer Bau von Geheimrat Hermann Muthesius, die „Farbenschau", wird die hochentwickelte deutsche chemische Industrie aufnehmen; besonders die für unsere modernen Kunstgewerbler so wichtige Echtfärberei wird hier zur Geltung kommen.

Eine Anzahl von örtlichen Gruppen des Werkbundes wird mit eigenen Gebäuden auf den Plan treten. So wird ein „Sächsisches", ein „Österreichisches", ein „Kölner" und ein „Bremen-Oldenburger Haus" erstehen. Das erstere wird von Lossow u. Kühne, das Österreichische von Professor Josef Hoffmann, das Kölner Haus von Architekt Paffendorf, das Bremen-Oldenburger Haus von Abbehusen u. Blendermann erbaut.

Diesen einzelnen Häusern reiht sich noch ein weiteres, „Das Haus der Frau" an. Es soll zeigen, auf welchen Gebieten die Frauenarbeit heute Vorzügliches zu leisten vermag. Die Pläne zu diesem Haus stammen von einer Architektin, von Frau Knüppelholz-Roeser.

Da der Werkbund seine Bestrebungen natürlich nicht an die heimatliche Scholle binden will, sondern auch die deutsche Baukunst im Auslande günstig zu beeinflussen sucht, werden neben der Haupthalle einige „Koloniale Häuser" entstehen, die der nicht gerade im besten Ruf stehenden deutschen Kolonialbaukunst hoffentlich als gute Vorbilder dienen werden. Diese Gebäudegruppe untersteht dem Kölner Architekten Paul Pott.

Ein weiterer großer Bau wird die von Walter Gropius erbaute Fabrik werden, in der neben geschmacklich befriedigenden Bureauräumen Maschinen Unterkunft finden sollen, deren Formen unseren ästhetischen Ansprüchen gerecht werden und die beweisen, daß auch die rein maschinelle Herstellungsweise hübsche Gegenstände hervorbringen kann. In ihrem Äußern soll die „Fabrik" als Beispiel dafür dienen, daß Fabrikgebäulichkeiten sehr wohl hohen architektonischen Ansprüchen Genüge leisten können.

Neben der Fabrik am Ende der Ausstellung liegt das „Etagenhaus" von Hermann Pflaume, der hier das Muster eines solchen Hauses für Mieter mit mittlerem Einkommen zeigen will.

Den Abschluß der Ausstellung bildet dann das „Neue Niederrheinische Dorf", von einer Reihe rheinischer Architekten unter der Leitung von Professor Georg Metzendorf erbaut. Dieses Dorf versucht ein Problem zu lösen, das in den Rheinlanden und in Westfalen stets von neuem ersteht: das Problem

der Vereinigung von Wohnbauten für Industriearbeiter mit Siedlungen der Landbevölkerung.

Ein kleines, sehr reizvolles Gebäude von Professor Bruno Paul soll nicht vergessen werden, das „Atelierhaus", das den Charakter eines vornehmen Künstlerheimes tragen wird.

Etwas ganz Neues wird die von Professor Oswin Hempel erbaute „Ladenstraße" bringen. In achtundvierzig einzelnen Läden wird der Besucher hier sehen können, daß jede Art von Ladengeschäft heute in seiner Aufmachung modern und geschmackvoll anmuten kann.

Ferner bleibe nicht unerwähnt das große „Verwaltungs- und Portalgebäude" von dem Kölner Baurat Moritz.

Nun zu den dem Vergnügen und der Geselligkeit bestimmten Gebäuden: Da ist in erster Linie der Theaterbau von Professor van de Velde zu nennen, in dem die Bühnenbestrebungen Münchens und Berlins durch den Erbauer des Theaters selbst, der als künstlerischer Beirat bei den Vorstellungen mitwirken wird, weiter geführt werden sollen. Es besteht die Hoffnung, daß Theaterleiter von dem künstlerischen Ruf einer Dumont, eines Max Reinhardt und Barnowsky die Vorstellungen inszenieren werden. Die zahllosen modernen Bühnenprobleme werden hier sicherlich eine Bereicherung erfahren.

Gegenüber von dem Theater liegt das große monumentale „Festhaus" von Professor Peter Behrens, das den zahlreichen Kongressen, die heute bereits für die Ausstellungszeit angemeldet sind, als Versammlungsort dienen wird.

Von den Restaurants sind zunächst die beiden „Hauptrestaurants" von Professor Bruno Paul zu erwähnen, sodann das „Café" von den beiden Münchenern, Professor Adelbert Niemeyer und Architekt Hermann Haas, und endlich das „Teehaus", auf dem alten Fort gelegen, von dem aus man einen prächtigen Rundblick über die Ausstellung und auf das große Kölner Stadtbild genießt. In dem von Professor Wilhelm Kreis geschaffenen Teehaus wird sich ein zweites, wenn auch kleineres Theater auftun, das lustige Marionetten-Theater Münchener Künstler von Paul Brann, das nicht nur in seiner Heimatstadt, sondern auch in Berlin und anderwärts so allgemeine Zustimmung fand.

Daß auf einer Deutschen Werkbund-Ausstellung auch der Sport zu seinem Rechte kommt, ist gewiß. Ein eigenes, neben der Haupthalle gelegenes Stadion wird der Athletik dienen, ein großes Wasserbecken dem Schwimmsport, auf dem Rhein werden sich Regatten aller Art abspielen, und endlich wird auch eine große Flugveranstaltung, die vom Süden Deutschlands ausgeht, die Deutsche Werkbund-Ausstellung zum Ziele haben.

Damit wären die Bauten und Veranstaltungen auf dem eigentlichen Ausstellungsgelände erschöpft.

Aber auch der übliche Ausstellungs-Vergnügungspark wird nicht fehlen, wenngleich er von dem eigentlichen Gelände der Werkbund-Ausstellung getrennt liegt. Auf dem Wege zum Vergnügungspark wird der Besucher das „Glas-

haus" erblicken, ein Gebäude, das von den Architekten Taut und Hoffmann, den Erbauern des „Monumentes des Eisens" auf der diesjährigen Leipziger Baufach-Ausstellung, errichtet werden wird. Es soll die vielseitige Verwendung des Glases bei unserer heutigen Baukunst in vorbildlicher Weise demonstrieren.

Daß reicher plastischer und gärtnerischer Schmuck allenthalben die architektonischen Leistungen unterstützen wird, versteht sich bei einer Ausstellung des Werkbundes, dem ja die bedeutendsten Künstler unserer Zeit angehören, von selbst.

So dürfen wir hoffen, daß im Sommer 1914 in Köln ein weiterer Markstein errichtet wird an dem Wege unserer kulturellen Entwicklung.

Reichsspiegel

(Vom 2. bis zum 16. Februar)

Innere Fragen

Der spätere Geschichtsschreiber unserer zeitgenössischen Parteien wird wohl nur mit Zögern die jetzigen Strömungen im Lande „Einigungsversuche im Bürgertum" nennen. Und doch wird ihm kaum etwas andres übrig bleiben. Tatsächlich gehen starke Bestrebungen direkt auf das Ziel hin, den zertrümmerten Bülow-Block wieder aufzurichten; nur fehlt es an einem Bülow, der die Arbeit leisten könnte. Nachdem sich die Folgen des Wahlkampfes allenthalben gelegt haben, nachdem der Ausfall der Nachwahlen in verschiedenen Kreisen unseres Vaterlandes gleichfalls ein Abflauen der radikalen Stimmung erkennen läßt, tritt aus dem Nebel sowohl der gemeinsame Gegner wie das gemeinsame Ziel deutlicher hervor. Auf der einen Seite beginnt man sich des roten Wahlkampfgenossen doch schon etwas zu schämen, auf der andern tritt die Notwendigkeit immer rücksichtsloser an uns heran, gerüstet und geeint zu sein gegen das Ausland, das sich energischer als vor zwölf Jahren für die Kämpfe um neue Handelsverträge vorbereitet. Darum ist es auch stiller geworden in dem Streit zwischen Schwer- und Fertigindustrie, und nachdem im Herbst vorigen Jahres schon von einem Kartell der schaffenden Stände gemunkelt werden konnte, sollen wir schon am 26. d. M. das erfreuliche, eine scherzhafte Note nicht entbehrende Bild genießen, die Herren Schweighoffer und Stresemann unter Herrn Ballins Vorsitz für ein Zusammengehen aller weltwirtschaftlich Interessierten eintreten zu sehen. Wer sich der harten, oft ins persönliche Gebiet geleiteten Kämpfe zwischen Hansabund und Zentralverband bei den letzten Reichstagswahlen erinnert, wird zugeben, daß hier ein großer Schritt zum Frieden hin

getan ist. Die Frage ist nun, ob auch die Landwirtschaft Anschluß an das sich anbahnende Kartell finden wird.

Es scheint fast, als sollte es nicht der Fall sein. Denn beide, Schwer- und Fertigindustrie, fordern von den nächsten Handelsverträgen einen modifizierten Zolltarif, der eine Erleichterung weltwirtschaftlicher Betätigung für Industrie und Handel im Gefolge hätte. Dem aber stehen die Zölle auf Agrarprodukte im Wege. Sie niedriger zu gestalten und dafür bessere Bedingungen für die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen einzuhandeln, das dürfte das eine einigende Ziel im gewerblichen Bürgertum sein.

Bei der Vertretung, die die Landwirtschaft gegenwärtig im Reichstage hat, — und dieser Reichstag soll die neuen Handelsverträge genehmigen — wird es sehr auf die Festigkeit der Regierung ankommen, wie weit die Industrie in ihren Forderungen auf Kosten der Landwirtschaft unterstützt werden wird oder nicht. Bei der sogenannten imperialistischen Tendenz, von der die gebildeten Schichten ergriffen sind, ist eher zu befürchten, daß man bei den Handelsverträgen die Interessen der Landwirtschaft zurücktreten läßt, als umgekehrt, und davor könnte nicht früh und energisch genug gewarnt werden. Industrie und Landwirtschaft sollten versuchen, sich so bald als möglich zu verständigen, noch ehe die Entscheidung über die Höhe der künftigen Zölle der Regierung des Herrn von Bethmann und dem heutigen Reichstag überlassen wird. Freilich wird es in erster Linie an der Haltung der Vertreter der Landwirtschaft im preußischen Landtage und im Reichstage liegen, ob nun solche Verständigung möglich wird. Die Art, wie Herr von Kardorff kürzlich mit den Nationalliberalen, insonderheit mit Herrn Schiffer umgegangen ist, dürfte einer Annäherung der liberalen und konservativen Parteien im gedachtem Sinne kaum dienen. G. Cleinow

Russische Dinge

Ohne Zweifel von weitesttragender Bedeutung für die Weltpolitik in ihrer Gesamtheit und deren Rückwirkungen auf das Deutsche Reich ist der Ministerwechsel in Rußland. Was er wirklich bedeutet, läßt sich heute allerdings noch nicht sagen. Was dahinter steckt, welche Richtung tatsächlich gesiegt hat, welche unterlegen ist, ob der französische Einfluß in Rußland noch stärker den deutschen verdrängen soll, ob eine weitere Sammlung der russisch-orthodoxen Kräfte im Innern stattfindet, das sind Fragen, die sich aus der zweiten Berufung des fünfundsiebzigjährigen Goremykin auf den Posten eines Ministerpräsidenten nicht ohne weiteres beantworten lassen. Goremykin gehört zwar zur konservativ-agrarischen Gruppe des Reichsrates, war ein Freund des altrussischen Aristokraten und Bärenjägers Ssypjagin, der 1902 von Mörderhand fiel, — aber Goremykin als solcher bedeutet noch kein politisches Programm. Als er im April vor nunmehr acht Jahren den Einführer des Oktobermanifestes, den Grafen Witte, ablöste, bildete Goremykin zusammen mit Schwanebach lediglich

die Kulisse für die Arbeit anderer: für Stolypin, damals Minister des Innern, und für Gurko, den Landwirtschaftsminister. Goremykin selbst ist nur wenig hervorgetreten. Seine erste große Rede in der neuen Duma, die er meist ablas, zeigte nicht, daß hinter diesem Programm der Regierung auch der Mann stand, von dem es vorgetragen wurde. Das Mißtrauensvotum, das die Duma ihm damals bescherte, hatte somit auch nichts zu bedeuten.

Man hüte sich vor allen Dingen, Goremykin als einen Deutschenfreund zu reklamieren, weil er aus dem konservativen Kreise des russischen Adels stammte. Das Argument ist so verfehlt wie nur irgend möglich. Wirtschaftlich stehen diese Kreise unserer Zollpolitik feindlich gegenüber; politisch waren sie Freunde Preußens nur so lange, als dieses im Gegensatz zu Österreich stand; Freunde des geeinten Deutschen Reiches, das obendrein noch den Bund mit Österreich-Ungarn schloß, konnten sie nie und nimmer werden. So war es denn auch eine ganz natürliche Erscheinung, daß die Annäherung an Frankreich (schon 1871!) von diesen „konservativen" Kreisen empfohlen wurde, daß in diesen „konservativen" Kreisen der hauptsächlichste Widerstand gegen das Dreikaiserbündnis aufwuchs, und daß diese „Konservativen" es waren, die die gesamte deutschfeindliche Politik solange gestärkt haben, bis die Verbindung mit Frankreich hergestellt war. Was wir an deutschfreundlicher Politik in Rußland sehen, ist ein Ausfluß der persönlichen Gesinnung, die die einzelnen Zaren den Königen von Preußen entgegenbringen. Unsere Freundschaft mit Rußland seit der Reichsgründung beruhte fast ausschließlich auf der Freundschaft der Monarchen und auf den Diensten, die besonders Preußen der russischen Dynastie in den schweren Krisen geleistet hat. Wenn Nikolaus der Zweite heute noch Kaiser von Rußland ist, so hat die Haltung Deutschlands während der letzten revolutionären Krise ihr großes Verdienst daran. Sie ging nicht, wie Herr Ssasonow kürzlich in der Haushaltskommission sagte, darauf aus, die Notlage Rußlands zu nutzen. Deutschland hat vielmehr durch seine unzweideutige Stellungnahme für Rußland im Jahre 1905 und 1906 den Aufstand in Polen und Litauen verhindert. Solange die Zaren selbstherrlich regierten, vermochte ihr Einfluß selbst gegen die Stimmung der russischen Machthaber eine deutschfreundliche Politik durchzusetzen. Der zweite und dritte Alexander bieten dafür den besten Beleg. Heute sieht die Sache ganz anders aus. Das Volk regiert mit, und seine wirklichen Führer, nicht die Westler, haben durch Parlament und Presse, am meisten aber durch den Reichsrat, einen Einfluß gewonnen, der denjenigen des Hofes auf ein Minimum zurückdrängt. Unter diesen historischen Gesichtspunkt gestellt, muß auch die Ernennung Goremykins zunächst als ein Sieg der konservativen Moskowiterpartei betrachtet werden.

Wohin aber die Reise der russischen Politik gehen soll, davon wird man sich erst ein Bild machen können, wenn die Namen der neuen Männer bekannt sein werden, die Herr Goremykin in sein Kabinett bekommt, — dann wird sich auch entscheiden, ob die auswärtige Politik, ob die Finanz- und Wirtschafts-

politik oder die innere Politik die als die wichtigsten angesehenen Aufgaben stellt.

Heute darf nur soviel als sicher festgestellt werden, daß es, entgegen den aus Rußland kommenden Nachrichten, die Finanzwirtschaft und der Branntweinkonsum sicher nicht sind, die den Ministerwechsel veranlaßt haben: die Einnahmen aus dem Branntweinmonopol bildeten schon seit mehr als zwölf Jahren das Fundament des russischen Budgets, und niemand in Rußland hat sich darüber so sittlich entrüstet, daß man je daran gedacht hätte, diese solide Grundlage anzutasten. Für das Ausland und zur Beruhigung einiger ängstlicher Gemüter wurden die famosen Nüchternheitskuratorien gegründet, deren Sitzungen wohl vornehmlich dazu da waren, festzustellen, daß die alte Smirnowka besser war als der Monopolschnaps Wittes. Im übrigen hat das Branntweinmonopol zweifellos zahlreiche, dem Schnapshandel anhaftende Mängel beseitigt. Wenn also Witte von seinen Berliner Pressetrabanten als der Stürzer Kokowzows hingestellt wird, so bedarf solche Auffassung sehr der Bestätigung. Mich will es bedünken, daß die bevorstehenden Ministerernennungen in zwei Richtungen ausschlaggebend sein werden: Stellung der russischen Regierung zu Orientfragen und damit zu Österreich-Ungarn und Stellung zur Agrarfrage.

Bezüglich der Stolypinschen Agrarreform herrscht in Rußland gegenwärtig etwa dieselbe Stimmung, wie gegen Ende der 1860er Jahre bezüglich der Folgen der Bauernbefreiung. Der russische Großgrundbesitz als Ganzes genommen hat vorläufig unter den Folgen der Reform schwer zu leiden, und das um so mehr, als gleichzeitig industrielle Hochkonjunktur die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte verringert und verteuert. Wie bei uns suchen die russischen Großagrarier das Tempo der inneren Kolonisation nach Kräften zu verlangsamen, was nur möglich sein wird durch gleichzeitig bremsende Gesetze auf politischem Gebiet. Nun aber hat man die Macht und es wäre unpraktisch, sie nicht zu nutzen. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß, ähnlich wie im Jahre 1868, eine stärkere Reaktion im Innern einsetzt, begleitet von einer amtlich zunächst nicht öffentlich unterstützten nationalistischen Agitation, die sich gegen die Habsburgische Monarchie richtet, um dadurch, ähnlich wie in den 1870er Jahren, die Unzufriedenheit im Innern nach außen abzulenken.

Aus den Reden, die jüngst im russischen Oberhause gehalten wurden, könnte man folgern, daß die Orientpolitik den führenden Kreisen am meisten am Herzen liegt, um so mehr, als die russische Diplomatie seit Jahren auf der Balkanhalbinsel Niederlage auf Niederlage erlitten. Auch ein scheinbar unbedeutendes Detail lenkt die Beobachtung in dieser Richtung: der Sprachenstreit der Juden in Palästina. Dem Fernerstehenden wird es fast wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte erscheinen, daß dieselben jüdischen Kreise, die seit Jahrzehnten im heftigsten Kampf gegen die russische Regierung stehen, nunmehr die Geschäfte dieser Regierung in der asiatischen Türkei besorgen müssen: die Zionisten! Der sogenannte Sprachenstreit in Palästina, der zu einer offenen

Fehde zwischen den großen jüdischen Wohlfahrtsgesellschaften geführt hat, der Streit, der äußerlich darum geht, ob in den jüdischen Schulen Palästinas hebräisch in größerem Umfange gelehrt werden soll oder nicht, ist praktisch genommen nichts anderes, als ein Vorstoß von Franzosen und Russen — diese hinter amerikanische Agitatoren versteckt —, gegen den deutschen Einfluß im Orient. Diese Tatsache hebt den Kampf des Hilfsvereins deutscher Juden gegen die Zionisten in Palästina weit über die Bedeutung einer jüdischen Angelegenheit hinaus. Der Hilfsverein — an seiner Spitze steht der bekannte Berliner Kaufherr, Philantrop und Kunstsammler Dr. James Simon — will in den von ihm finanzierten Schulen in Palästina die deutsche Sprache als Unterrichtssprache behalten, mit der zutreffenden Begründung, daß die Juden im Orienthandel nur dann eine einflußreiche Stellung gewinnen können, wenn sie eine der großen Kultursprachen beherrschen. Die Zionisten wünschen dagegen entsprechend dem sogenannten Baseler Programm die althebräische Sprache zur Grundlage allen Unterrichts für die nach Palästina gezogenen Juden zu machen. Ihr Ziel ist: „die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina" für das jüdische Volk.

Solange die Türkei noch stark genug erschien, ihr Territorium unangetastet zu erhalten, konnte man die zionistische Bewegung mit theoretischem Interesse verfolgen, ohne ihr große politische Bedeutung beizumessen. Jetzt, wo zwei so mächtige Faktoren der Orientpolitik, wie Frankreich und Rußland, direkt auf die Aufteilung der Türkei hinstreben, gewinnt der praktisch betätigte Zionismus ein anderes Gesicht, und ich darf hier Gedanken wiederholen, die ich vor etwa zehn Jahren, damals ohne Verständnis zu finden, in einem Vortrage in der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft ausgesprochen habe. Ich wies auf die Notlage der Juden in Rußland hin, auf die Gefahr, die nicht nur dem russischen Staate, sondern auch der ganzen kultivierten Welt erwachse, wenn so viele Millionen Menschen geradenwegs zur Revolution erzogen würden, und führte dann weiter aus, daß Rußland nur zwei Auswege aus dieser Sackgasse habe: Aufhebung der die Juden beschränkenden Gesetze oder kräftige Unterstützung des Zionismus; beides würde für Rußland einen ungeheuren Zuwachs an weltwirtschaftlicher Aktionskraft bedeuten; im ersten Falle durch die Belebung des Handels und Verkehrs, im zweiten durch den großen Einfluß, den es durch Vermittlung der Zionisten auf die Gestaltung der Geschicke der Türkei erhalten könne. Wie schon angedeutet, meine Ausführungen wurden von meinen deutschen Hörern in der Diskussion mit jenem Wohlwollen hingenommen, das man aus gesellschaftlichen Gründen „Anfängern" entgegenbringt; die anwesenden Zionisten erklärten es in ihrer temperamentvollen Art für Verleumdung, ihre Bestrebungen mit den Interessen der russischen Regierung in Zusammenhang zu bringen. Ich sprach damals nicht ohne nähere Kenntnis der russischen Judenpolitik und stand besonders unter dem Eindruck eines Gesprächs, das ich im Jahre 1901 mit dem damaligen Minister des Innern Sypjagin geführt hatte. Er sagte etwa: Ruß-

land müsse danach trachten, möglichst viel Juden zur Auswanderung zu bringen. Die ausgewanderten Juden seien sowohl in Amerika wie in Palästina Stützen der russischen Politik, im Innern dagegen ein unberechenbarer Sprengstoff. Im Jahre 1903 hat sich Ssypjagins Nachfolger Plehwe ähnlich gegen Herzl, den Zionistenführer, geäußert, die direkte Unterstützung der Zionisten aber unter Hinweis auf mögliche Mißhelligkeiten mit Frankreich abgelehnt. Später, im Jahre 1906, fand ich Bestätigung meiner Auffassungen durch Gringmut, den verstorbenen Chef der Moskawskija Wjedomosti, das Organ jener Kreise, die heute durch Goremykin repräsentiert werden; er entwickelte seine Ideen über russische Judenpolitik dahin, daß Rußland den Zionismus benutzen könne, um den Zusammenbruch der Türkei zu beschleunigen. Die Konstellation der politischen Faktoren, die die russischen Politiker abgewartet haben mochten, um die Juden in dem erwähnten Sinne zu nutzen, scheint inzwischen eingetreten zu sein und mit Hilfe amerikanischer Agenten wird das Streben der Zionisten in der Sprachenfrage unterstützt. Gelänge es in der Tat, in Palästina einen nennenswerten Teil russischer Juden anzusiedeln und die Türkei dadurch um einen unruhigen Bevölkerungsteil zu bereichern, so gewänne die russische Orientposition eine Stärkung, der wir nichts ähnliches entgegenzusetzen vermöchten.

Das ist in groben Zügen das große Problem, das hinter dem Sprachenstreit in Palästina steht. Unsere nationalen Politiker sollten sich nicht durch ihre antisemitischen Gefühle verleiten lassen, die Frage zu ignorieren. Es steht mehr auf dem Spiel, als es den Anschein haben mag, und der Hilfsverein deutscher Juden, der auf der Verbreitung der deutschen Sprache besteht, beweist, daß seine Leiter das deutsche Interesse zu würdigen wissen. So sympathisch die zionistische Bewegung vom rein völkischen Standpunkt anmuten mag, die Haltung ihrer Führer in der Sprachenfrage bringt sie in scharfem Gegensatz zu den deutschen Interessen im Orient, und die Versammlungen der Zionisten, die in diesen Tagen überall im Deutschen Reich stattfinden, bedeuten offenes Eintreten für die Interessen Rußlands.

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weltwirtschaft

Telegraphenbureau und Inseratenagentur. Wenn die französische Weltdepeschenagentur Havas als weltwirtschaftlicher Macht- und Einflußfaktor heute in Südamerika noch eine so große Rolle spielt, so beruht das nicht zum wenigsten darauf, daß sie eine Kombination von Weltnachrichtendienst und Überseeinseratvermittlung darstellt. Der Gewinn der Agentur Havas beruht nämlich vor allem auf dieser Verbindung. Havas erhält nur von wenigen französischen und überseeischen Zeitungen eine festgesetzte Summe als Abonnementsbetrag. Die meisten Abnehmer bezahlen ihm das gelieferte Nachrichtenmaterial mit einem bestimmten, täglich zur Verfügung stehenden Inseratraum. Die Agentur Havas verkauft diesen Inseratraum dann wieder an kleinere Annoncenvermittlungsunternehmungen; überseeisch dagegen macht sie die Geschäfte allein. Ende Januar 1914 ist nun das Gesellschaftskapital der Société Générale des annonces, die seither mit der Agentur Havas finanziell sehr eng liiert war, nach einer Fusion mit den Inseratfirmen Renier, Lagrange und Cerf u. Co. auf 20 Millionen Franken erhöht worden und man kann jetzt von einer Art Inseratttrust in Frankreich sprechen, bei dem die Agentur Havas die Führung hat und dessen Ziele sind:

1. Aufkauf von Inseratsvermittlungsunternehmungen,

2. die Inseratvermittlung aller Zeitungen innerhalb der Einflußsphäre von Havas in die Hand zu bekommen,

3. die geschäftliche Weiterführung solcher Zeitungen, die von der Gesellschaft aufgekauft bzw. gegründet sind oder an denen sie stark finanziell interessiert ist. Weiter will die Gesellschaft jede Art der Pressereklame in die Hand nehmen. Ganz allgemein gesprochen will sie sämtliche finanziellen, kommerziellen und industriellen Geschäftsoperationen, die sich mit dem Wesen der Gesellschaft direkt oder indirekt vereinbaren lassen, in sich vereinigen.

Eine so enge Verbindung zwischen Depeschenbureau und dem Inseratgeschäft wie bei der Agentur Havas ist sonst in der ganzen Welt nicht wieder anzutreffen. Wenn man auch das englische Haus Reuter wegen der vielen Funktionen, die es ausübt, gewissermaßen als Warenhaus auf dem Gebiete des Zeitungs- und Nachrichtenwesens bezeichnen kann, so ist ihm eine ähnliche Kombination, wie sie bei Havas existiert, bisher noch nicht gelungen. Sein ungeschickter Vorstoß nach dieser Richtung im Herbst 1913 ist bekanntlich vollständig mißlungen; denn die englische Presse hat sich seinerzeit in einem Entrüstungssturm gegen ein diesbezügliches Zirkular Reuters gewandt. Auch in Deutschland und in den Vereinigten Staaten haben die großen Depeschenbureaus ähnliche Kombinationen wie bei Havas nicht aufzuweisen. Höchstens kann man von gelegentlichen Reklamenotizen sprechen, die Reuter und Wolff mit ihren Depeschenbriefen liefern. Jedoch geschieht dies auch äußerst selten, weil die Zeitungsverleger gegen diese Notizen als Umgehungen des Zeitungsinserates sofort Front machen.

Es ergibt sich daraus, daß die französische Agentur Havas unter allen Depeschenbureaus und Annoncenvermittelungsinstituten, besonders jetzt nach dem neuen Fusionsprozeß, in der Lage ist, die französischen Nationalinteressen in der Weltpresse bestens zu wahren. Allerdings erstreckt sich die Einflußzone von Havas nicht über die ganze Welt, sondern nur über Frankreich, Spanien, Portugal, Belgien teilweise, Teile vom Balkan (Türkei,

Griechenland, Serbien) und überseeisch nur über Südamerika. In Südamerika ist Havas bereits seit 1876 erfolgreich im Zeitungsgeschäft tätig, und die Kombination mit der überseeischen Annoncenvermittelung hat ihr hier naturgemäß einen starken Rückhalt gegeben. Havas unterhält hier auch besondere Auslandsfilialen, die in Südamerika ähnlich selbständig arbeiten, wie die Pariser Zentrale. Diese Filialplätze sind: Buenos Aires, Rio de Janeiro, Santiago de Chile, Valparaiso und Montevideo. Hierzu kommen dann noch zahlreiche kleinere Agenturen und Korrespondenten für die schnelle und zweckmäßige Sammlung, Verteilung bzw. Kontrolle des laufenden Tagesnachrichtendienstes und der Inserataufträge. Heute bringt die Agentur Havas auf Grund ihrer Vorrechtsstellung in Südamerika noch den größten Teil des europäischen Depeschenmaterials. Auf diese Weise hat sie es auch noch heute in der Hand, daß in der Südamerikapresse über Deutschland fast gar nichts gebracht wird bzw. daß die gebrachten Nachrichten stark gekürzt, frisiert und tendenziös gefärbt werden. Erst durch besondere Depeschen des Transatlantischen Bureaus, die den Falschmeldungen prompt folgten, konnte die Richtigstellung der von der Südamerikapresse kritiklos nachgedruckten Havasdepeschen wenigstens teilweise erfolgen. Naturgemäß ist solch eine Stellung eines Nachrichtenbureaus nur möglich, wenn die Verhältnisse des Zeitungsgewerbes in dem von ihm bedienten Bezirk entsprechend liegen. Effektiv bestehen in England, Frankreich und Amerika, aber auch sonst in der Presse der meisten Überseeländer Beziehungen zwischen dem Annoncenteil und dem redaktionellen Inhalt der Tageszeitungen, die in den meisten Fällen viel enger sind als bei uns in Deutschland, woraus dann folgt, daß die Inseratenpropaganda nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Zeitung dem Inserenten gegenüber bleibt. Infolgedessen ist der Schluß möglich: je mehr Aufträge eine Nation an Zeitungsinseraten an die überseeische Presse gibt, desto günstiger wird über sie gesprochen und desto weniger wird gegen sie gehetzt. Denn tatsächlich ist bei allen Tageszeitungen der Annoncenteil für die Rentabilität der ausschlaggebende Faktor, während durch Abonnements und Einzelverkauf meist nur die Unkosten für Papier, Gehälter und Löhne gedeckt werden können.

* * *

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß durch eine richtige Zentralisation deutscher Überseeinserate und durch Verteilung an die wirklich einflußreichen Blätter des überseeischen Auslandes die Inhaber und Leiter solcher Blätter dahin bewogen werden könnten, deutschen Nachrichten, sobald sie zeitungsgerecht sind und damit auch dem deutschen Kultur- und Wirtschaftsleben mehr Interesse als bisher entgegenzubringen und deutschfeindlichen Preßtreibereien die Spalten zu verschließen. So käme auf der Grundlage einer rein geschäftlichen Verbindung eine Annäherung zustande, die bisher nur sehr schwer erreicht werden konnte. ***

Schöne Literatur

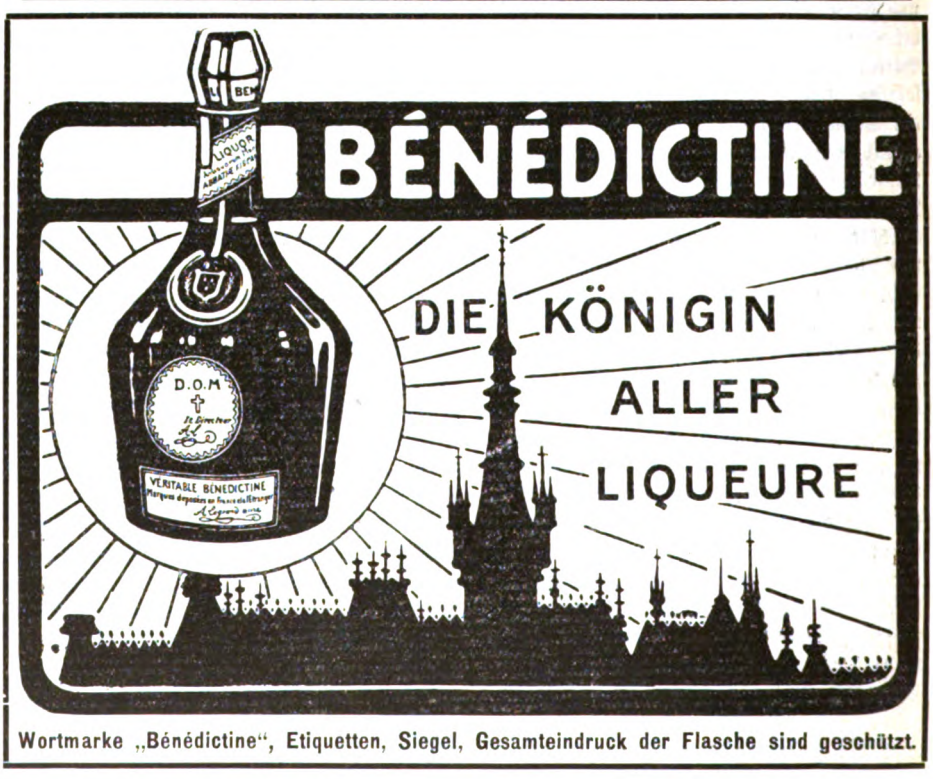
Wilhelm Stenzel: Paul Verlaine (Xenienverlag, Leipzig; 2 Mark).

Dieses schlechte Buch wehrt allen lobenden Worten. Es ist zunächst stilistisch von erschreckender Öde. Lehrhafter, salbungsvoller Ton gestaltet seine Lektüre zu wahrer Pein. Fast auf jeder Seite findet man Wendungen, wie: „Ich fahre fort; somit schließe ich die Einleitung; soweit die Jugendjahre des Dichters, nunmehr gehe ich über zu seiner Charakterdarstellung; es hat mir eine große Freude bereitet, festzustellen." Der Verfasser redet stets von sich und disponiert in so aufdringlicher Weise, als ob er Sextaner als Leser dächte: „Und nun zu des Dichters Naivität und Kindlichkeit; fahren wir indes fort; gehen wir weiter; dieses Zitat möge den ersten Teil beschließen; so leid es mir tut; doch zurück zum ersten Band; nun gestatte man mir; damit schließe ich diesen zweiten Teil!" Es finden sich Entgleisungen, wie diese: „Ich selbst habe einige seiner Gedichte viermal (wirklich?) und häufiger gelesen und der Eindruck, den sie auf mich machten, war immer der gleiche, starke. Dies (!) ist ein untrüglicher Beweis dessen, daß diese Gedichte gut sind." Unnötige Fremdwörter wie Initiation, suspekt, Hyperästhesie, Irritabilität, prolix, Elukubationen, estompiert Absorption, Akme, Equilibrium, Impressibilität

ſollen vermutlich der Arbeit einen gelehrten Hauch verleihen. Unerträglich wirkt das Moraliſieren des Verfaſſers; was er über Philomène und Eugénie ſagt, iſt nur Geſchwätz. Oder Stenzel erklärt: „So leid es mir tut, und ſo ungern ich es ſage, ich kann nur wiederholen, Verlaine hat klein, oft beinahe kleinlich-kläglich gelebt.“ Er redet über die Liebſchaft (!) des ſiebenjährigen Knaben mit der achtjährigen Mathilde und fügt die Bemerkung hinzu: „daß das Liebesverhältnis rein platoniſch blieb, verſteht ſich von ſelbſt!“ Was der Verfaſſer an äſthetiſchen Belehrungen von ſich gibt, iſt nicht minder unwertig. „Unſern Dichter“ hat er jedenfalls nicht im entfernteſten verſtanden. Ich müßte das ganze Heft widerlegen, wenn der Platz nicht beſſer zu verwenden wäre. Entweder beweiſt Stenzel den Mangel jeglichen Tiefblicks, oder er behandelt den Dichter wie ein Aufſatzthema für Bürgerſchulen. Ein Beiſpiel genüge: „Man nehme Byron oder Lenau; man wird einräumen, daß ſie, nicht im Beſitze jener unendlichen Schwermut (der Stil!), nicht ſo bedeutende Dichter geweſen wären.“ Man muß auch einräumen, daß Wilhelm Stenzel, nicht im Beſitze jener erſchreckenden Unfähigkeit, nicht ein ſo miſerabler Schriftſteller geweſen wäre. — Mit dieſem Buche, das mit einem Bilde des armen, gemißhandelten Verlaine geziert iſt, hat der Verlag ſich keine Ehren erworben.

Ernſt Ludwig Schellenberg

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigſtr. 1a.
Fernſprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Deſſauer Straße 26/27.



Wortmarke „Bénédictine“, Etiquetten, Siegel, Gesamteindruck der Flasche sind geschützt.

Iwan Logginowitſch Goremykin

Von George Cleinow

Der deutſche Politiker, der auch nur eine ganz oberflächliche Kenntnis von den großen, Rußland bewegenden Problemen hat, wird ſich am leichteſten ein Bild von den politiſchen Abmeſſungen Iwan Logginowitſch Goremykins, des neuen Miniſterpräſidenten im Zarenreich, machen können, wenn er ſich vergegenwärtigt, daß dieſer bereits vor nahezu fünfzig Jahren zu der Schar jener ausgewählten Beamten gehörte, die Alexander, der Zar-Befreier, mit der Einführung der großen Bauernreformen betraut hatte, daß er bei allen ſpäteren Reformverſuchen auf dieſem Gebiete, beſonders aber ſeit 1890, ſtets in erſter Reihe geſtanden und ſchließlich, daß die Agrarfrage heute ebenſo wie vor einem halben Jahrhundert als das Zentralproblem des geſamten ruſſiſchen Lebens daſteht und daß um die Agrarfrage alle anderen kulturellen, wirtſchaftlichen und politiſchen Probleme erſt gruppiert werden. Das geſamte Bild erhält einen beſonderen Hintergrund, wenn man weiß, daß Goremykin 1864 nach dem Zuſammenbruch des Wjelopolskiſchen Verſöhnungskurſes in Polen zu den Mitarbeitern Miljutins im Zartum Polen gehörte und dort auch als Vizegouverneur blieb, nachdem der nationaliſtiſche Heißſporn Tſcherkaſſki ſich mit ſeinen Ideen durchgeſetzt hatte, die Agrarreform in Polen mit ſcharfer Spitze gegen den polniſchen Großgrundbeſitz in die Praxis einzuführen. Goremykin war damals noch nicht dreißig Jahre alt.

Sein äußerer Lebensgang iſt ſchnell erzählt:

Einem Geſchlecht entſtammend, deſſen Name zum erſten Male im Jahre 1652 auftaucht, wurde Iwan Logginowitſch als Sohn eines Gutsbeſitzers im Gouvernement Nowgorod im Jahre 1839 geboren. Anfänglich im Hauſe erzogen, abſolvierte er bis 1860 die kaiſerliche Rechtsſchule zu St. Petersburg und trat, nach einem hervorragend beſtandenen Examen beſonders ausgezeichnet, ſchon mit dem Range eines Titulärrats beim erſten Departement des Senats in den Staatsdienſt. Das Jahr 1864 führte ihn — wiederum eine Auszeichnung —

als Beamten in die konstituierende Kommission für das Zartum Polen. Anfänglich als Bauernkommissar, später als Vizegouverneur von Plock (1866) und von Kjelce (1869), nahm er dann auch praktisch tätigen Anteil an der Durchführung der Bauernreform vom 19. Februar 1864. Auch später, 1873, als im Zartum Polen die bessernde Hand an die Bauerngesetze gelegt wurde, befand sich Goremykin in der betreffenden Kommission und blieb bis 1879 in Warschau. Dann treffen wir ihn wieder im Senat bis 1891. 1881 und 1893 nimmt er lebhaften Anteil an dem Ausbau der Bauerngesetze für die russischen Gouvernements. Am 27. November 1891 wurde er Gehilfe des Justizministers, am 12. Januar 1894 Senator, am 2. April 1895 Gehilfe des Ministers des Innern unter dem höchst unsympathischen Durnowo; 1895, auf Pobjedonoszews warme Empfehlung hin, ist er selbst Minister des Innern bis 1899, — danach Mitglied des Reichsrates, und 1902/3 vom Zaren ernanntes Mitglied der großen, vom Grafen Witte geleiteten Kommission in Bauernangelegenheiten. Neben der amtlichen Laufbahn war Goremykin neun Jahre hindurch Mitglied der Kreissjemstwo von Borowitschi im Gouvernement Nowgorod, wo er gegen fünftausend Hektar Land besitzt.

Abgesehen von der Zeit als Minister des Innern, und auch in dieser nur mit Maßen, ist Goremykin wenig hervorgetreten, und als das Nowoje Wremja am 5. Mai 1906 die Nachricht brachte, Goremykin habe den ganzen Tag in Zarskoje Sselo mit dem Zaren konferiert und werde den Grafen Witte als Ministerpräsident ablösen, gab es in allen politischen Kreisen Rußlands lebhaftes Erstaunen. Niemand hatte es erwartet, daß der lebenskluge Aristokrat, in dessen gastlichem Hause an der Ssergejewskaja sich gern ein kleiner Kreis des vornehmen altrussischen Adels vereinigte, daß Iwan Logginowitsch je den Ehrgeiz haben könnte, an das Steuer des Staatsschiffes zu treten, noch dazu in einem Augenblick höchster Gefahr, wo die Wellen der Empörung hoch über Bord schlugen. Noch größer ist jetzt, acht Jahre später, das allgemeine Staunen, nun der Fünfundsiebzigjährige noch einmal hervortritt und noch einmal zum Steuer greift, das er seinerzeit scheinbar so schwächlich geführt hat.

Der alte Kampf der russischen Bauern um Land, das sie den großen Grundherren abnehmen möchten, und der russischen Gebildeten um Freiheit, die sie der Bureaukratie abtrotzen wollen, war dank der ungeheuer schnellen wirtschaftlichen Mobilisierung, die Ssergej Juliewitsch Witte über Rußland heraufgeführt hatte und im engen Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Erstarkung einer vorwiegend nicht russischen Mittelschicht in den Städten bis zur Einberufung der ersten Duma im Frühjahr 1906 zu einem Kampf um die Grundlagen des russischen Staates geworden, bei dem die Duma, nach Auffassung der Mehrzahl ihrer ersten Mitglieder, nur ein Werkzeug der Fordernden sein sollte. In seinen ersten Anfängen unscheinbar und auf Einflüsse der französischen Revolution zurückzuführen, hat dieser Kampf seit dem Regierungsantritt Nikolaus des Zweiten, korrekter seit des Zaren schärfer Absage an die Sjemstwo von Twer

im Jahre 1895, sich keinen „unerfüllbaren Träumen“ hinzugeben, unter dem geistigen Einfluß der deutschen Sozialdemokraten gestanden. Das schnelle Aufblühen einer Großindustrie mit Hilfe belgischer, französischer und deutscher Kapitalien, das starke Zusammenströmen von Fabrikarbeitermassen im Donezbecken, in Charkow, Tula, Riga und Petersburg, von Warschau, Lodz und Petrikau ganz zu schweigen, schaffte den Boden für die sozialistischen Organisationen. Der Einfluß der sogenannten liberalen Sjemstwopartei, jenes Restes der liberalen Ära der 1860er Jahre, deren praktische Ziele sich, noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, bei Lichte besehen, in einer Ausbreitung der Selbstverwaltung auf Kosten der Bureaukratie erschöpften, wurde zurückgedrängt; die Sjemstwobewegung selbst glitt in rein revolutionäres Fahrwasser.

Nun besteht die allgemeine Ansicht, daß es in erster Reihe die Petersburger Bureaukratie, verkörpert durch den jeweiligen Minister des Innern, war, die sich dem Streben der Sjemstwo besonders und aus eigener Kraft und eigenem Impuls entgegengesetzt habe. In dieser Auffassung liegt eine Überschätzung der Bedeutung der Stellung eines russischen Ministers des Innern vor 1905. Der Minister des Innern hatte keine selbständigen Aufgaben und hatte nur eine höchst beschränkte Initiative. Seine Befugnisse gingen früher nicht über das Maß dessen hinaus, was etwa in Preußen der Polizeipräsident Berlins zu vertreten hat. Die Bezeichnung Polizeiminister, die die Liberalen dem russischen Minister des Innern zu geben pflegten, war sachlich durchaus gerechtfertigt, wenn es auch keine sachlichen Gründe waren, die das Schlagwort aufkommen ließen. Hieraus erklärt sich die Macht der Lokalbehörden, der Gouvernementschefs und Polizeimeister großer Städte. Die eigentliche Leitung des Staates im Innern und damit auch alle Initiative lag in den Händen des Heiligsten Synods und beim Finanzminister, also seit Nikolaus des Zweiten Regierungsantritt tatsächlich in den Händen der beiden Antipoden Pobjedonoszew und Witte. Dieses Zusammentreffen der beiden ausgeprägten Persönlichkeiten, das in der Großartigkeit seiner Folgen einem Aufeinanderprallen zweier Gottheiten, zweier Glaubensbekenntnisse gleichkommt, mußte bei der Abwesenheit einer vermittelnden Gewalt zu der Krise führen, die wir unter der Bezeichnung „die russische Revolution von 1905“ kennen. Gedeckt wurde dieser Kampf durch die nicht nur jedem Russen unangenehm fühlbare Tätigkeit des Ministeriums des Innern und durch die Pressekampagne, die Witte dem Auslande gegenüber als den Vertreter des liberalen Prinzips feierte. In Wirklichkeit suchten beide, Pobjedonoszew und Witte, die jeweiligen Minister des Innern für ihre besonderen staatlichen Zwecke zu nutzen, und zwar beide im Gegensatz zu den seitens der Liberalen angestrebten Freiheiten, lediglich im Interesse einer Zentralgewalt, von der jeder der beiden eine besondere Auffassung hatte. Der ganze Unterschied bestand nur darin, daß Pobjedonoszew durch seine kirchlichen Organe offen einschreiten ließ, während Witte weder Bestechung noch Intrige scheute, um seine volksfeindliche zentralisierende Politik zu verschleiern.

Die Gefahren der Witteschen Finanz- und Wirtschaftspolitik fanden zuerst richtige Bewertung im Schoße des Ministeriums des Innern, durch den damaligen Gehilfen Durnowos, Goremykin. Als Spezialist in Bauernangelegenheiten, der sich in der amtlichen Behandlung dieser Dinge nicht genügen ließ, war er es, der zuerst die verheerenden Folgen der Industrialisierung auf die Hausindustrie, an deren Erträgen damals wohl annähernd fünfundzwanzig Millionen Menschen beteiligt waren, nachweisen konnte. Goremykin war es denn auch, der Hilfe gegen die wirtschaftliche Zentralisationstendenz mit ihren großen sozialen Gefahren ausschließlich bei der Selbstverwaltung, bei der Sjemstwo, sah. Unerschrocken ging er ans Werk, den Zaren und seinen mächtigen Vertrauensmann Pobjedonoszew für eine vertrauensvolle Bewertung der Sjemstwo umzustimmen.

Im Jahre 1897 überreichte Goremykin dem Zaren eine Denkschrift, in der er auf die Notwendigkeit hinwies, der Selbstverwaltung der großrussischen Gouvernements größere Bewegungsfreiheit und in bestimmten wirtschaftlichen und sozialen Fragen auch das Recht der Initiative einzuräumen, da die Bureaukratie nicht mehr imstande sei, den immer wachsenden, an den Staat herantretenden Aufgaben gerecht zu werden. In den Petersburger bureaukratischen Kreisen, die überhaupt von Goremykins Schrift unterrichtet worden waren, herrschte Einverständnis, und auch Pobjedonoszew befreundete sich mit Goremykins Vorschlägen, weil sie den Einfluß der Kirche auf den Schulunterricht nicht schmälern sollten. Der Zar stellte nur eine Frage: wird meine Stellung als Selbstherrscher berührt? Herr Witte, der sich als Finanzminister im Geiste schon um Steuererträge betrogen sah, die notwendigerweise hätten den Sjemstwo zugewiesen werden müssen, wodurch sein Finanzreformwerk entschieden gefährdet worden wäre, parierte den Schritt Goremykins in geradezu genialer Weise. Dem Zaren legte er eine Denkschrift vor, in der er zwar anerkannte, daß die Selbstverwaltung eine durchaus nützliche Einrichtung sei, daß aber sie und die Selbstherrschaft einen Widerspruch bilden*). Der Zar verzichtete unter diesen Umständen und um so leichteren Herzens, als Witte Goremykins Auffassung von der Schwäche der Bureaukratie energisch entgegentrat: er veranlaßte den Zaren, eine Rundfrage bei den Sjemstwo abhalten zu lassen, auf die hin seitens der Provinz freimütig ausgesprochen werden sollte, was wirtschaftlich für sie getan werden könne**). Das führte dann zur Berufung der berühmten „besonderen Kommission" zur Durchsicht der bäuerlichen Gesetzgebung***), deren Ergebnisse uns in rund siebzig Bänden Sitzungsberichte vorliegen. Die Petersburger russische Gesellschaft aber, die durch die Schilderungen der Not der Hausindustriearbeiter erregt war, fing er dadurch ein, daß

*) Die Denkschrift Wittes wurde durch Peter Struve bei Dietz Nachf. in Stuttgart veröffentlicht.

**) Witte an den Geschäftsführer des Ministerkomitees am 18. April 1898, Nr. 1639.

***) Der Geschäftsführer des Ministerkomitees A. Kulomsin an Witte am 9. Juli 1898, Nr. 1620.

er Hausindustrieausstellungen arrangierte, Kredite für sie auswarf und überhaupt ein ungemeines Interesse für diese Armen bekundete, — mit einem Wort: Hausindustrie in Mode brachte.

Goremykin zog sich nach dieser Niederlage vom Posten des Ministers des Innern zurück. Als aber auf Allerhöchsten Befehl vom 8./21. November 1904 die „besondre Kommission" zusammentrat, nahm er an ihren Verhandlungen lebhaften Anteil, nunmehr von der öffentlichen Meinung als ein arger Reaktionär, stupider Bureaukrat, und von Peter Struve als der Mann der Advokatenkniffe abgestempelt*), während man in Witte den Vorkämpfer liberaler Anschauungen pries. Goremykins Name galt als böses Omen; er bedeutet Leidträger. In den politisch interessierten Kreisen lief ein Vers um, der solcher Stimmung Ausdruck gab und der nach Schiemanns trefflicher Übersetzung lautete:

Als Graf Tolstoj einst stieg ins Grab,
Nahm Durnowo sein Amt ihm ab,
Doch weil er dumm (durno) gewesen ist,
Schickt man ihn fort nach kurzer Frist.
Doch laßt Euch drum nur nicht verleiten
Zu Hoffnungen auf bessere Zeiten:
Wir trugen Leid (Gore mykali) in früheren Tagen
Und müssen Leid (Gore mykat) noch ferner tragen.

Erst im Frühjahr 1906 ging der russischen öffentlichen Meinung ein Licht darüber auf, wem sie eigentlich vertraut hatte und dem Rechtslehrer an der Moskauer Universität, dem Fürsten Eugen Trubetzkoj verdanken wir folgende Charakteristik des Mannes, der sich vom Zaren, von den Sjemstwoleuten und von der halben Welt als Retter Rußlands hatte feiern lassen, wenn auch von jedem in einem besonderen abweichenden Sinne. Trubetzkoj schrieb Ende April 1906, das ist nach der Ablösung Wittes durch Goremykin, in seinem Moskauer Wochenblatt:

„ . . . Erinnern wir uns der Vergangenheit. Im Jahre 1899, nach der berühmten Züchtigung der Petersburger Studenten mit der Nagaika, tritt Witte in der Rolle eines Verteidigers der Studenten auf. Einige Monate später wird sein Name mit der Veröffentlichung der berüchtigten ‚provisorischen Vorschriften' über Einreihung von unbotmäßigen Studenten in die Armee in Verbindung gebracht. In der berühmten oben erwähnten Denkschrift über ‚Selbstherrschaft und Semstwo' erscheint er gleichzeitig als Gegner und Apologet der Semstwo, als Apologet und Gegner der Selbstherrschaft. ‚Die Selbstherrschaft ist mit den Semstwo unvereinbar!' Der Leser mag nach seinem Geschmack wählen, was aufrecht erhalten und was beseitigt werden soll — die Selbstherrschaft oder die Semstwo! Im Dezember des Jahres 1904 erscheint Witte in der Rolle eines Gegners der Volksvertretung; unter seinem Einfluß wird der

*) Oswoboshdenije vom 15. September 1904, Heft 55 S. 84.

Allerhöchste Befehl in diesem Sinne abgeändert; im Oktober 1905 dagegen wird auf seine Initiative hin das Konstitutionsmanifest veröffentlicht! Kann man sich noch wundern, daß Graf Witte gegenwärtig ebenso als Gegner, wie als Anhänger der Konstitution gefallen ist! . . .*)"

„Für die russische Bureaukratie zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ist es im höchsten Grade charakteristisch, daß ihr mächtigster, klügster und talentvollster Vertreter kein feststehendes (politisches) Prinzip verkörpert. In den Tagen des Zerfalls einer Regierungsform ist diese Tatsache nicht einfach das Ergebnis historischer Zufälligkeit. Ebensowenig ist es zufällig, daß gerade dieser Mann im kritischen Augenblick in der Rolle des ‚Retters' erschien. Da die Bureaukratie selbst sich allen Grundsätzen und Idealen gegenüber schandbar gleichgültig verhielt, vermochte sie keinen anderen auf den Plan zu stellen. Und nun nimmt Graf Witte nach einem vergeblichen ‚Rettungsversuch' einen unrühmlichen Abschied. Er vermochte die Bureaukratie nicht zu retten, weil diese Aufgabe ihrem Wesen nach unlösbar ist, und zur ‚Rettung des Vaterlandes' sind außer der Kraft des Verstandes und des Willens gerade diejenigen Eigenschaften vonnöten, über die er nicht verfügte: sittliche Stärke, feste Überzeugungen und der Instinkt für die öffentliche Meinung.

Im Charakter des Grafen Witte, besonders in der Organisation seines Verstandes überrascht vor allem eine Eigenschaft: das Börsengenie, für das es keine ständigen, unveränderlichen Werte gibt, sondern nur schwankende, von Tag zu Tag wechselnde, eben: Börsenwerte. Er spekuliert auf die Konstitution, auf die Selbstherrschaft, auf die Bauernschaft oder die Arbeiter, auf die besitzenden Klassen, je nachdem welcher von diesen Werten im gegebenen Augenblick am höchsten quotiert wird. Wenn er es mit einer oder der anderen politischen Partei, mit sozialen Gruppen oder einzelnen öffentlichen Persönlichkeiten zu tun hat, gibt er sich nicht mit der Frage nach ihrem absoluten Wert oder Unwert ab; für ihn gibt es keinen anderen Maßstab als den, der an zinstragende Papiere angelegt wird; wie hoch steht das gegebene Papier heute an der Börse im Preise? Und alle seine Einschätzungen kommen ebenso schnell zustande, wie sie wechseln. Die Einschätzung von Menschen und Parteien ändert sich bei ihm zuweilen im Verlauf von wenigen Tagen**)."

Die öffentliche Meinung, die so dachte, beurteilte zwar die Persönlichkeit des Grafen Witte richtig, aber sie hatte keine richtige Vorstellung davon, was sich in der Umgebung des Zaren zutrug, wußte auch nicht, welchen starken Einfluß Nikolaus der Zweite, dessen politische Tatkraft überhaupt unterschätzt wird, auf den Gang der Geschicke Rußlands nahm. So glaubte man auch in den liberalen und demokratischen Kreisen nicht an die Tatsache, daß der Kampf noch um die Existenz der Selbstherrschaft und nicht um die Macht der Bureau-

*) Moskowski Jeshenedjelnik v. 27. April 1906, Heft 8 S. 228.

**) Ebenda S. 229

kratie geführt wurde, und traf entsprechend fehlerhafte Dispositionen für die Duma. Man wußte nicht, daß Witte es verstanden hatte, dem Zaren das Oktobermanifest unter der Vorspiegelung der Tatsache abzuringen, daß seine Selbstherrlichkeit in Nichts angetastet sei; man glaubte, auch der Zar habe sich mit der Einführung eines konstitutionellen Systems in Rußland abgefunden und ging nun daran das monarchisch-konstitutionelle System zu einem parlamentarischen umzugestalten. Wenn der Verherrlicher des russischen Proletariats N. Trotzky*) schreibt, „in die heilige Krone des zarischen Absolutismus ist die Spur des Proletarierstiefels unverwischbar eingegraben", so ist das zwar nicht sehr geschmackvoll ausgedrückt, aber es entspricht doch der Auffassung, die bis tief in die Reihen der liberalen Oktobermänner geteilt wurde. Des Grafen Witte, der eitel und öffentlicher Schmeichelei ebenso zugänglich war, wie er vor energischen Vorstößen zurückwich, glaubte die demokratische Mehrheit im Lande sicher zu sein, nachdem er sich im Oktober 1905 durch den Eisenbahnstreik und das kühne Auftreten des Arbeiterdelegiertenrats hatte in das Boxhorn jagen lassen. Man rechnete bestimmt damit, Witte werde, ebenso wie er dem Drängen eines Chrustaljow nachgab, auch vor der Volksvertretung zurückweichen und aus den Reihen der Dumaabgeordneten ein Kabinett bilden. Mit dieser Möglichkeit aber rechnete auch der Zar. Anscheinend Schwanebach, der spätere Reichskontrolleur, ein in der Vorgeschichte der großen französischen Revolution höchst bewanderter Mann, hatte ihn auf die Ähnlichkeit der Haltung Wittes mit der des charakterlosen Necker aufmerksam gemacht.

Der Zar handelte entsprechend. Er erinnerte sich des Mannes, den ihm Pobjedonoszew zehn Jahre zuvor als einen streng orthodoxen Russen und Verfechter des selbstherrlichen Zarentums geschildert und warm empfohlen hatte, als es seinerzeit galt Durnowo durch eine durchaus zuverlässige Kraft zu ersetzen: Goremykin. Und Iwan Logginowitsch folgte dem Rufe seines Kaiserlichen Herrn, um der zarischen Autorität zurückzuerobern, was noch zu erobern war.

Witte ward kalt gestellt. Aber die „Strana", das Blatt des Petersburger Historikers M. M. Kowalewski, begrüßte den neuen Ministerpräsidenten mit den Worten: „Goremykin ist nicht einfach ein Name, das ist ein Feldzeichen der Feindschaft, der hartnäckigsten Feindschaft gegen die Freiheit. Das ist kein Zufallsheld der Bedrückung, das ist ihre tatkräftige Seele, ihr Praktiker. Für Leute dieser Schule ist die Duma ein Übel und noch dazu kein notwendiges Übel, sondern im Gegenteil ein solches, das zu umgehen ist und ausgerottet werden muß." So beurteilte die gesamte öffentliche Meinung in Rußland den neuen Ministerpräsidenten und noch ehe er einen Schritt auf der politischen Bühne getan hatte, war er ausgepfiffen und diskreditiert. Vom Standpunkt der nichtrussischen Demokratie, die das Russentum nicht zur Besinnung kommen lassen durfte, ganz recht, vom Standpunkt derer, denen wirklich an einer inneren

*) N. Trotzky, Rußland in der Revolution, Verlag Kaden u. Comp., Dresden, mit zumeist guten Illustrationen. S. 97.

Gesundung des staatlichen Lebens in Rußland gelegen war, und zu ihnen gehörte doch auch Maxim Kowalewski, war es ein Unglück. Denn nun vergaßen die wenigen gemäßigten Reformer in der Duma den Anschluß an die Regierung, mit der zusammen zu gehen ihnen unsittlich schien. Das aber war das nächste Ziel der Demokraten, gerade diese gemäßigten russischen Elemente auszuschalten, weil sie mit ihrem slawjanophilen Einschlag erst einmal zur Teilnahme an praktischer Politik zugelassen, zu leicht von den Idealen des „reinen Liberalismus" abschwenkten und zu einem „national-russischen Liberalismus" kommen konnten, der sich unbedingt gegen die kosmopolitischen und förderalistischen Tendenzen wenden mußte. Trubetzkoj hatte schon das Lied von einer „christlichen Demokratie" angestimmt*).

Goremykin war diesen „christlichen Demokraten" Moskaus viel näher geistesverwandt als sie selbst es ahnten; aber zwischen ihnen und ihm bestand ein Schmutzwall von Verleumdungen, den die Demagogen in zehnjähriger Arbeit in der Presse der ganzen Welt aufgeschichtet hatten und den zu beseitigen Goremykin keine Zeit fand, die Liberalen aber keine Veranlassung zu haben glaubten.

Es rächte sich an den Regierungsvertretern das System der Knebelung der öffentlichen Meinung in der Presse, das Pobjedonoszew mit Gewalt, Witte durch Bestechung ausgebaut hatten. Jetzt gab es keine Stimme, die sich der früheren Verdienste Goremykins erinnerte. Durfte in der Presse eine Kritik an den herrschenden Zuständen nicht geübt werden, so konnte auch keine Gegenkritik erstarken und ein wichtiges Hilfsmittel moderner Regierungskunst, eine das Staatsinteresse in erster Linie vertretende Presse mußte verkümmern.

Eine gewisse Tragik liegt in der Tatsache, daß es gerade Goremykin, also derjenige unter den früheren „Polizeiministern" war, der seit 1868, also seit Dmitri A. Tolstojs Herrschaft, der Presse die meisten Freiheiten gelassen hat, wenigstens der großen Presse in St. Petersburg und Moskau. Schlecht erging es freilich der kleinen Provinzpresse, die mehr als vorher der Willkür der einzelnen Gouvernementschefs und Polizeimeister ausgeliefert war. Aber auch dies war lediglich der Ausfluß einer gewissen Liberalität in den Auffassungen Goremykins: er dezentralisierte, er ließ in richtiger Erkenntnis, daß ein Reich wie Rußland sich nicht von einem einzigen Schreibtisch aus regieren lasse, den Gouverneuren gewisse Bewegungsfreiheit, forderte aber um so größere Verantwortungsfreudigkeit. Die Gouverneure nahmen unter diesen Verhältnissen ihre Pflichten als oberste Polizeiorgane um so ernster. Freilich ließ sich der eine oder andere verleiten, seine Machtbefugnisse zu überschreiten, wo die Gesetze nicht ausreichten; aber durch die große Presse kamen solche Machtüberschreitungen zur öffentlichen Kenntnis, was früher, unter Durnowo nicht geschah, und so entstand der Eindruck, als habe sich die Paschawirtschaft unter dem Schutze Goremykins vergrößert. Gewiß, in einzelnen Gouvernements, besonders in

*) Offener Brief an einen „linken Oktobristen" wegen Stellung zur Polenfrage, veröffentlicht in Moskowski Jeshenedjelnik vom 6. Mai 1906, Heft 9, S. 275.

denen mit wachsender Großindustrie und entsprechender Zusammenballung einer ungebildeten Arbeiterbevölkerung, die vielfach beispielloser Willkür ausländischer Unternehmer ausgesetzt war, wuchs die Zahl der Exzesse von unten und oben. Dort wurde auch die Presse geknebelt. Aber alle diese Dinge bildeten für Goremykin nur das Material zu der Erkenntnis, daß die bestehenden Gesetze eben nicht mehr ausreichten, daß die Bureaukratie an den Grenzen ihres Könnens angelangt sei. Goremykin mußte 1899 dem Zentralisten Witte weichen, weil er die gesunden Kräfte der Nation, die bereits in der Sjemstwo ein Tätigkeitsfeld hatten, stärker wie bisher in den Dienst des Staates, in den Dienst auch der Selbstherrschaft stellen wollte. Dieser historisch feststehenden Tatsache erinnerten sich aber die liberalen Reformer von 1906 nicht. Und doch bildete sie den einen gegebenen Ausgangspunkt für jede praktische Reformpolitik in Rußland nach Zusammentritt der ersten Reichsduma. Denn von ihr aus war der Stoß zu führen gegen die bureaukratische Zentralisation, die Witte in der Wirtschaft und der inzwischen verstorbene Pobjedonoszew in den geistlichen und kulturellen Fragen vertrat. Wenn aber der Sjemstwo für lange Zeit, wenn nicht für immer, der Weg verbaut sein dürfte zu einem Sjemski Ssobor (Vereinigter Landtag), dann ist es die Schuld Wittes und der Liberalen von 1906.

Doch die russischen Reformer waren anderer Ansicht; sie hatten auch vergessen, daß es Goremykin war, der bereits 1893 auf die Notwendigkeit einer Revision der gesamten, die Bauern betreffenden Gesetzgebung in Richtung auf deren politische Gleichstellung mit den anderen Ständen hingewiesen hatte. Seit länger als einem Jahrzehnt vergiftet durch den Haß gegen die Bureaukratie, erzogen in der Auffassung, daß nationale Empfindungen Zeichen der Unkultur und der Barbarei seien, wollten sie erst alle von Rußland geknechteten Völker — bezeichnenderweise mit alleiniger Ausnahme der Deutschen — befreit wissen. Ehrte sie ihr Antrag auf Amnestie für ihre unter Anklage gestellten bisherigen Kampfgenossen als erste Aktion der Volksvertretung, so erhielt die politische Lage durch Hervorschieben der Fremdvölkerfrage eine Belastung, die sie nicht ertragen konnte. In echt russischer Weitherzigkeit wollten sie, ohne an sich selbst zu denken, ihr nationales Hemd verschenken in der Hoffnung, daß sie ein moderneres von Polen, Juden, Letten, Esten, Armeniern usw. wiedererhalten würden. Es fehlte jener nationale Egoismus, den jedes Volk nötig hat, das sich im Kampf um seine Ideale erhalten will, gleichgültig, auf welchem Gebiet diese liegen mögen. Ein Mann wie Witte, der sein staatliches Ideal nicht auf Rassen- und Volkseigentümlichkeiten aufbaute, sondern auf den nackten, zahlenmäßig greifbaren Wirtschaftsfaktoren, wäre vielleicht auch mit dieser Strömung fertig geworden: er hätte kaltlächelnd das großrussische Element den anderen wirtschaftlich stärkeren ausgeliefert, und vielleicht auch nicht zum Schaden seines Staates, den er oft genug mit der Staatengemeinschaft Nordamerikas verglichen hat. Goremykin kämpfte für ein anderes Ideal. Ihm stand und steht das russische Volkstum an erster

Stelle und russische Eigenart ist ihm die Verkörperung höchsten Menschentums. Er wurzelt mit seinen Anschauungen durchaus in den Dogmen jener Slawjanophilen, die ich an anderer Stelle als „entartete" näher gekennzeichnet habe und die, wie Katkow und Tscherkasski, den großrussischen Stamm als den festen Kern des gesamten Slawentums hinstellen.

Durch diese Auffassungen ist auch seine Stellung einmal zur Bauernschaft, zur orthodoxen Kirche und zu den Problemen der europäischen Politik gegeben.

Blättert man heute in den Protokollen der besondern Agrarkommission von 1904/5, so findet man in den Reden Goremykins immer das Leitmotiv wieder: den Bauern zum Staate, also zum Throne des Selbstherrschers zu führen. Eifersüchtig wacht er darüber, daß niemand sich als Wohltäter der Bauern zwischen diese und den Zaren dränge; die Regierung des Selbstherrschers müsse es machen. Darum ist für ihn auch stets Ausgangspunkt jeder Bauernreform der Ukas vom 19. Februar 1861 und geschickt weiß er in seinen Darlegungen immer an die Bestimmungen dieses „Gnadenaktes des Zar-Befreiers" anzuknüpfen.

Wenige Politiker können sich rühmen, länger als ein halbes Menschenalter an einer Anschauung festgehalten zu haben, die schließlich doch nur auf wandelbaren Fundamenten ruhen kann. Goremykin hat sein ganzes Leben die Anschauung vertreten, daß Rußland nur bestehen könne, wenn es gelingt, die breite Masse der bäuerlichen Schichten zu staatlichem Bewußtsein zu erwecken.

[Er ist dazu nicht, wie ihm von den Demokraten nachgesagt wird, durch die Routine des Bureaukraten, der sich die Geschäfte erleichtern will, gekommen. Ein gründliches Studium über die Geschichte der Bauern hat ihn dazu geführt. Als Bauernkommissar in Sjedlez verfaßte er, um sich über die national-politische Bedeutung der polnischen Bauern Rechenschaft zu geben, eine Arbeit, die 1869 erschienen ist. Dort sucht er nachzuweisen, wie der Mangel eines Zusammenhanges zwischen Staat und Bauernschaft den letzten Grund für den inneren Zusammenbruch des polnischen Staates gebildet habe.

„Der wichtigste dieser äußeren Gründe, schreibt Goremykin, aus der sich alle anderen entwickelten, war der Einfluß des benachbarten Deutschlands, das Polen einige seiner staatlichen Prinzipien aufdrängte. Unter diesen war das Verhängnisvollste die Bildung einer dem slawischen Volke durchaus nicht gemäßen Aristokratie in Polen, die ihrerseits die Festigung seiner mächtigen Obergewalt unmöglich machte. Bei der Einführung dieser deutschen Begriffe in das Leben und die Sitten Polens war der Katholizismus eine der hauptsächlichsten Waffen; der polnische Staat löste sich immer mehr von seinem völkischen, slawischen Mutterboden und wurde schließlich zu einer eigentümlichen aristokratischen Republik, die eine Mischung von deutschem Aristokratismus mit slawischer Gleichheit verkörperte. In gleichem Maße aber wie die oberen Schichten des polnischen Volkes die Staatsgeschäfte Polens besorgten, wozu sie sich das ausschließliche Recht angeeignet hatten, begann die Landbevölkerung, nach einigen mißlungenen Versuchen die Anerkennung ihrer Rechte zu erlangen, sich ihnen gegenüber wenn nicht feindselig, so doch völlig gleichgültig zu verhalten; in dieser Beziehung ist die Geschichte der polnischen Bauernschaft ein so lehrreiches Beispiel, wie es sich in der Geschichte der Bauernschaft keines anderen europäischen Staates findet. In den Augen des Bauern ist die wahrhafte Verkörperung des Staates, seine Stütze und sein Schutz die Obergewalt; diese Macht war aber in Polen so schwach daß sie niemals imstande war, die verstreuten Massen der Bauernschaft um sich zu scharen,

sich auf sie zu stützen und sie ihrerseits gegen die Willkür des Adels zu verteidigen. Infolgedessen gewöhnte sich der polnische Bauer daran, an Stelle des Staates seinen Pan zu sehen und als die Stunde des Zerfalls des polnischen Staates schlug, rührte sich der polnische Bauer nicht zu seiner Verteidigung. Diese Tatsache ist besonderer Aufmerksamkeit wert . . ."*)]

Der Goremykin, dessen Anschauungen wir von 1869 an durch ein halbes Jahrhundert an den Sitzungsberichten der hohen Regierungsbehörden, Komitees und Kommissionen kontrollieren können, sieht somit ganz anders aus wie der, den uns die Demokraten geschildert haben. Statt des gesinnungslosen Bureaukraten oder gerissenen Advokaten ein tief und scharf nachdenkender Mann, der seinem Ideal treu ist und mit Zähigkeit daran festhält, — ein solcher also, wie ihn sich die Trubetzkoj und Schipow und Stachowitsch eigentlich herbeisehnten. Dabei auch keiner von denen, die mit ihren nationalen Empfindungen hausieren gehen. Berührt da nicht das Folgende merkwürdig? Als Herzenstein, der Kadettenführer, die Worte sprach: „Es brennt, es gilt das Feuer zu löschen und löschen kann man es nur durch Vergrößerung des bäuerlichen Landbesitzes!" da jubelten ihm die Abgeordneten zu. Nachdem aber Goremykin erklärt hatte, der Ministerrat werde nicht zögern, unverzüglich den Bedürfnissen der bäuerlichen Bevölkerung Rechnung zu tragen, da schallte es zurück: Wie kommt ihr dazu?! Und als schließlich Stolypin gemeinsam mit Kriwoschein tatkräftig an die Erfüllung der bäuerlichen Wünsche nach Land ging, haben diejenigen, die früher am lautesten nach Land riefen, um sich die Bauern gewogen zu machen, nun die größten Schwierigkeiten gemacht und den Spruch umgedreht: erst Freiheit, dann Land!

Es läßt sich noch nicht übersehen, ob Goremykins Absicht, die Bauern dem russischen Staatsgedanken in dem Maße zu gewinnen, wie er es beabsichtigte, gelungen ist. Eins ist zweifellos gelungen: als Folge des schnellen Entschlusses, der unerhörten Fixigkeit, mit der die Landordnungskommissionen bisher gearbeitet haben, haben die Bauern sich schnell daran gewöhnt, ihr Heil wieder bei der Regierung, beim Zaren zu suchen, beim Zaren, der Land gegeben hat und Freiheit, das ist Befreiung von dem Zwang des Gemeinschaftsbesitzes**) und die genügt vorläufig den Bauern.

* * *

Welche Gründe den Zaren in erster Linie veranlaßt haben, gerade jetzt wieder Goremykin an die Spitze der Regierung zu stellen, wird man nach dem Gesagten begreifen, wenn man zunächst daran festhält, daß Goremykin auch

*) J. L. Goremykin „Skizzen aus der Geschichte der Bauern Polens". St. Petersburg 1869, S. 158 u. 159.

**) Näheres wolle man in dem interessanten Aufsatz von Professor Dr. Auhagen „Zur Beurteilung der russischen Agrarreform" nachlesen. Rußlands Kultur und Volkswirtschaft. Herausgegeben von Max Sering. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin 1913.

während der abgelaufenen acht Jahre ständig autoritativer Berater der Regierung geblieben ist, und daß nun der Augenblick eingetreten ist, wo die innere Entwicklung es erheischt zum nächsten Punkt von Goremykins alten Erneuerungsprogramm zu schreiten. Die Bauern sind einstweilen wirtschaftlich befriedigt. Jetzt gilt es, sie als Bauernstand zusammenzufassen und ihnen die gleichen Rechte einzuräumen, wie sie die anderen Stände: Adel, Bürger, Kaufmann, Handwerker genießen, das ist: Gleichstellung vor dem Gesetz, aber auf ständischer Grundlage, die es ermöglicht, die Bauern durch ihre eigenen ständischen Organe in direkte Verbindung mit dem Staatsoberhaupt treten zu lassen. Man darf sich überzeugt halten, daß Goremykin ehrlich bestrebt sein wird, die notwendigen Gesetze mit Hilfe der Duma zustande zu bringen. Aber kaum wird er sich eine liberale Verwaltungsreform oder die Wiederaufnahme der Kirchenreform aufdrängen lassen. Daher dürfte sein und seiner Mitarbeiter nächstes Bestreben sein, das russische Element zu sammeln. Wieweit ihm solches gelingen wird, läßt sich noch nicht übersehen: die Liberalen stehen immer noch schmollend beiseite und denken an die Rückwirkungen solcher nationalrussischen Politik auf Polen, Juden, Armenier, Letten und Esten.

Gelingt aber wenigstens die Sammlung der Nationalrussen für friedliche Arbeit mit friedlichen Mitteln? Das ist schon eine Frage, deren Beantwortung über den Rahmen meiner Aufgabe hinausgehen würde. Aber eins bleibt doch zu erwägen: sollte Goremykin, der sein ganzes Leben hindurch geduldig hat warten können bis die ihm am Herzen liegenden Fragen heranreiften, der niemals den Ehrgeiz verraten hat, die Lösung der einen oder anderen Aufgabe mit seinem Namen zu verknüpfen, sollte dieser Goremykin, der heute fünfundsiebzig Jahre alt ist, sich wirklich drängen lassen, die Zukunft des sich erneuernden Rußland aufs Spiel zu setzen durch einen großen Krieg, in dessen Gefolge die Revolution stehen würde? Stolypin ist vor dem fanatischen Nationalismus der echt russischen Männer zurückgewichen, Kokowzow hat ihnen keinen Einhalt gebieten können, — wird Goremykin, der Jünger Tscherkassskis, es können und wollen?

Die Kabinettsorder vom Jahre 1798

Ein Epilog

Von Dr. Richard Wolff

Nichts ist schwerer, als politische Legenden zu beseitigen; immer wieder tauchen sie in politisch erregten Zeiten auf, trotz aller Widerlegungsversuche werden sie immer wieder geglaubt. So geschah es, um nur ein Beispiel zu nennen, mit den Friedrich dem Großen zugeschriebenen „Matinées royales“, denen vor einigen Jahren noch Maximilian Harden*), der Herausgeber der Zukunft, zum Opfer gefallen ist. So ist es auch jetzt wieder mit einer Kabinettsorder Friedrich Wilhelms des Dritten, vom 1. Januar 1798, geschehen, die durch die Vorkommnisse in Zabern von mehreren linksstehenden Zeitungen wieder ans Licht gezogen worden ist. Unter anderem war sie im Berliner Tageblatt vom 10. Januar 1914 (Nr. 16) zu lesen. Zwar folgte prompt darauf eine Berichtigung der Deutschen Tageszeitung vom 18. Januar, doch scheint diese weiter keine Beachtung gefunden zu haben.

Die Kabinettsorder, in der Friedrich Wilhelm der Dritte mit despotischer Strenge Offizieren, die sich dem Zivilstand gegenüber Anmaßungen erlauben, schwere Strafen androht, hat folgenden Wortlaut:

„Ich habe sehr mißfällig wahrnehmen müssen, wie besonders junge Officiers ihren Standt vor den Civilstand behaupten wollen. Ich werde da den Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vortheile zu wege bringt, und daß auf den Schauplätzen des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben. Im übrigen aber darf es sich kein Soldat unterstehen, wes Standes er auch sey, einen meiner Bürger zu brusquiren.

Sie sind es, nicht ich, die die Armée unterhalten. In ihrem Brodte stehet das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen; und Arrest, Cassation, ja Todesstrafe werden die Folgen seyn, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat. Friedrich Wilhelm.“

*) Die Literatur hierüber ist zum letzten Male zusammengestellt worden von Hintze in den Sitzungsberichten des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg; Sitzung vom 5. Oktober 1910.

Schon acht Tage nach dem angeblichen Veröffentlichungsdatum konnte man diese Kabinettsorder in der Geraer Zeitung vom 9. Januar 1798 lesen. Sie muß sehr rasch allgemein bekannt geworden sein*), denn bereits wenige Tage danach fühlte sich der Breslauer Stadtdirektor Senfft von Pillsach beunruhigt; und da er fürchtete, „daß die gute Harmonie, welche gegenwärtig unter dem Militaire und Civile wieder ziemlich hergestellet war, leicht wieder unterbrochen werden könnte," bat er den Minister Schlesiens, den Grafen von Hoym, um Aufklärung darüber, ob diese Kabinettsorder, die von den Bürgern Breslaus für echt, von dem Militär aber für gefälscht gehalten wurde, vom Könige tatsächlich erlassen worden sei. Der Minister konnte ihm den beruhigenden Bescheid zuteil werden lassen, daß „dieses Stück von irgend einem Ruhestörer fabricieret worden ist" und gab dem Stadtdirektor den Auftrag, „der Aechtheit besagter Kabinets-Order ganz dreist zu wiedersprechen." Die in Breslau und Berlin angestellten Untersuchungen über den Ursprung der Fälschung führten zu keinem Ergebnis, jedoch sah sich der Gouverneur von Berlin, Generalfeldmarschall von Möllendorff, veranlaßt, in der Vossischen Zeitung am 3. Februar 1798 (Nr. 15) folgendes bekanntzugeben:

> „Die Geraer Zeitung hat im 1. Bande 3ten Stücks vom 9. Januar d. J. ein angebliches an mich gerichtetes Cabinetsschreiben Sr. Majestät des Königs aufgenommen, worin von den Verhältnissen des Militair- und Civilstandes die Rede ist. Preußische Unterthanen, und jeder, der die Gesinnungen Sr. Majestät des Königs und die Verfassung des Preußischen Staates kennt, wird sich bei Lesung dieses Schreibens von selbst überzeugen, daß solches nicht aus der Feder Sr. Majestät geflossen seyn könne: Damit aber das auswärtige Publikum, dem die hiesigen Verhältnisse weniger bekannt sind, durch die Publicität, welches die Geraer Zeitung gedachtem Schreiben gegeben hat, nicht getäuscht werde, so mache ich hierdurch öffentlich bekannt, daß solches gänzlich erdichtet sey. Berlin, den 31sten Januar 1798.
>
> v. Möllendorff."

Viel genutzt hat diese öffentliche Bekanntmachung nicht. Im Mai 1845 brachten die Berliner Zeitungen abermals den Wortlaut der Kabinettsorder, in dem guten Glauben, es mit einer tatsächlichen Willensäußerung des verstorbenen Königs zu tun zu haben. Der damalige Kriegsminister von Boyen stellte in den Archiven Nachforschungen nach der ihm zweifelhaft erscheinenden Kabinettsorder an und konnte ermitteln, daß es sich um eine Fälschung handelte, es scheint ihm jedoch widerstrebt zu haben, das Ergebnis seiner Untersuchungen bekanntzugeben. Daß in dem Revolutionsjahre 1848 von der Kabinettsorder wieder reichlich Gebrauch gemacht wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Anfang August 1848 war es in Schweidnitz zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen

*) Staatsarchiv Breslau; Rep. 199. M. R. VII, Nr. 106.

einer Abteilung des 22. Regiments und Bürgerschützen und Bürgerwehrmännern, die Unfug treibenden Handwerksburschen nachsetzen wollten, gekommen; das Militär gab eine Salve auf die Bürger ab. In der außerordentlich erregten Sitzung der Preußischen Nationalversammlung vom 9. August 1848 wurde eine Resolution angenommen, die von dem Kriegsminister von Schreckenstein einen Erlaß an seine Offiziere, in welchem diesen jeglicher reaktionäre Geist verboten werden sollte, forderte. Das Ministerium zögerte mit der Ausführung dieses Beschlusses, und im September des gleichen Jahres wurde durch einen schärferen Antrag des Abgeordneten Stein auf Erfüllung der Resolution gedrungen. Bei dieser Gelegenheit in der denkwürdigen Sitzung vom 7. September 1848 sagte der Abgeordnete Grebel u. a. folgendes: „Ich berufe mich auf eine höhere Autorität, auf unseren verstorbenen König, welchem die Nachwelt mit Recht den Namen des Gerechten beigelegt hat, weil sein Sinn für Gerechtigkeit nach allen Seiten und für alle Stände unbeugsam war. Der König erließ — und ich mache darauf aufmerksam, unter ganz anderen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo das Militär noch ganz andere Ansichten über seine Stellung zum Zivil hatte — es erließ 1798 Friedrich Wilhelm der Dritte der Gerechte folgenden Tagesbefehl: (Es folgt nun die bekannte Kabinettsorder). Freilich waren auch dem Abgeordneten Grebel schon Zweifel über die Echtheit der Order zu Ohren gekommen, er fügte deshalb folgendes seinen Ausführungen hinzu: „Ich erlaube mir, um einem etwaigen Vorwurfe zu begegnen, darauf aufmerksam zu machen, daß ich vor einigen Tagen zu meinem nicht geringen Erstaunen gelesen habe, daß die Echtheit der erwähnten Kabinettsorder bezweifelt worden ist. Diese Kabinettsorder aber ist in allen Werken, in allen Biographien des verstorbenen Königs abgedruckt worden . . ., desavouiert ist sie nie geworden. Wir müssen sie also so lange als echt anerkennen, bis der Gegenbeweis geliefert worden." Der Finanzminister Hansemann hielt dem Abgeordneten Grebel entgegen, daß „die Spuren des wirklichen Erlasses nicht ermittelt werden können." Tatsächlich erfolgte nun aber in der Schlesischen Zeitung vom 12. September 1848 (Nr. 213) eine Berichtigung aus der Feder eines Offiziers, der zufällig Augenzeuge der Untersuchungen des Kriegsministers von Boyen 1845 gewesen war. Als dann in den ersten Regierungsjahren König Wilhelms des Ersten die von ihm eingeführte Militärreform die Gemüter heftig bewegte, hielt es jener ungenannte Offizier abermals für nötig, in einem „Eingesandt" am 1. Juni 1861 in der Kreuz-Zeitung (Nr. 125) die angebliche Echtheit der „so oft zitierten" Kabinettsorder zu widerlegen. Nach mehr als dreißig Jahren tauchte sie abermals wieder auf; am 11. Juni 1895 druckte die in Magdeburg erscheinende sozialdemokratische Volksstimme (Nr. 133) diese Kabinettsorder aus dem Buch von Biedermann „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" ab. Bald danach erklärte der preußische Kriegsminister in Nr. 205 des Reichsanzeigers vom 28. August 1895 die Kabinettsorder abermals für eine Fälschung. Doch hiermit war es noch immer nicht genug. Bei der Beratung des Militäretats im Deutschen Reichstage berief sich

der Abgeordnete Ledebur am 11. Februar 1910 dem Kriegsminister von Heeringen gegenüber auf jene angebliche Äußerung Friedrich Wilhelms des Dritten, der keine Ausnahmestellung seiner Offiziere dem Bürgerstande gegenüber geduldet habe. Daß der Kriegsminister in der nächsten Sitzung des Reichstages zum soundsovielsten Male die Echtheit jener Kabinettsorder widerlegte, ist selbstverständlich; selbstverständlich scheint es aber auch zu sein, daß sie immer wieder zu parteipolitischen Zwecken ausgebeutet werden wird.

Aus der Fülle der Geschichtswerke, die in gutem Glauben die Kabinettsorder brachten, seien nur einige als besonders interessante Belege angeführt. Der evangelische Bischof und Potsdamer Hofprediger Eylert, der dem König persönlich nahegestanden hatte, führt in seinem beinahe offiziös anmutenden Werke „Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten" (Bd. 3, S. 113 f Magdeburg 1846) die Kabinettsorder vom 1. Januar 1798 an, „als ein wichtiges Dokument, die es wohl verdient, in Erinnerung gebracht zu werden". In den Auszügen aus den Tagebüchern Heinrich Eduard Kochhanns, der lange Jahre hindurch Stadtverordnetenvorsteher und nachher Ehrenbürger von Berlin war, eines typischen Vertreters des Bürgertums, findet sich bei den Erörterungen über das anmaßende Betragen der preußischen Offiziere vor 1848 die Bemerkung: „Die Kabinettsorder Friedrich Wilhelms des Dritten vom Jahre 1798, die den Offizieren anbefahl, den Bürgern die schuldige Achtung zu erweisen, blieb unbeachtet." (Bd. 3, S. 52.)

Die drakonische Bestimmung, daß zuwiderhandelnde Offiziere Todesstrafe zu erwarten hätten, läßt auf den ersten Blick die Fälschung der Kabinettsorder erkennen. Im übrigen muß man anerkennen, daß der Wortlaut außerordentlich geschickt gefaßt ist; denn aus diesen Worten spricht tatsächlich der Geist jener Zeit, auch die Stimmung des jungen Königs, der in den ersten Monaten seiner Regierung von außerordentlicher Milde und Humanität seinen Untertanen gegenüber beseelt war. Es ist interessant, mit der fingierten Kabinettsorder eine unzweifelhaft echte Kabinettsorder zu vergleichen, die der König wenige Tage später, am 7. Januar 1798 erlassen hatte. Ein winziges Städtchen in der Prignitz, das heute nur 1473 Einwohner zählt, Freyenstein, weigerte seinem Grundherrn, einem Herrn von Winterfeld, den schuldigen Bürgereid in der Befürchtung, der Grundherr würde sie nicht als Bürger, sondern dann als Laßbauern behandeln. In dritter und letzter Instanz hatte das hartnäckige Städtchen bereits seinen Prozeß verloren. Das Kammergericht drang auf Exekution, in gewalttätiger Weise wurde diese verhindert, schon hielt man Requirierung des Militärs aus dem benachbarten Kyritz für nötig, doch wollte es der König noch einmal mit Güte versuchen und erließ deshalb folgende Kabinettsorder:*)

*) Zuerst abgedruckt in der „Staats- und Gelehrtenzeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten", 30. Januar 1798 (Nr. 17); dann unter anderem in folgenden

„Bürger von Freyenstein! Gern nennte Ich euch Meine lieben Bürger und Unterthanen; aber wie kann Ich das, da Ihr Meine Gesetze verachtet, ungehorsam gegen Eure Obrigkeit seyd, euch gegen sie zusammenrottiret, und sie durch Gewalt an der Ausübung ihrer Pflichten verhindert. — Also ihr Bürger von Freyenstein. Ihr habt euch schwer vergangen, und harte Strafen verdienet; und wenn Ich euch blos nach dem Gesetze behandeln wollte, so hättet ihr schon die militärische Hülfe in euren Mauern, um solche zu vollziehen. Allein es schmerzt Mich, daß ihr von allen Meinen Unterthanen, die ersten und einzigen seyn sollt, an welchen solche Strenge ausgeübt wird, und daß ihr auf diese Art, der Schande und Verachtung des ganzen Landes blosgestellet werdet, wo solche rebellische Widersetzlichkeiten, Gott lob! unerhört sind. Ich will daher noch ein Mahl die Güte an Euch versuchen. — Gehet in euch, folget der Stimme und dem Rathe der guten Menschen, die unter euch sind, und nicht den eigennutzigen Rädelsführer, die euch zu verführen suchen. — Leistet den Bürgereid, den ihr nach Gesetz und Recht zu leisten schuldig seyd. Gehorchet der Obrigkeit, und suchet durch eine ruhige und gesetzmäßige Aufführung doch einmal, den verhaßten Ruf der Widerspenstigkeit von euch abzuwälzen, der schon seit so langen Jahren auf euch ruht und euch unglücklich macht. Ich bitte euch darum, als ein wohlmeynender Vater, und befehle es euch, als euer König. Ihr sollt Mir alsdann als treue und rechtschaffene Unterthanen lieb und werth seyn, und Ich werde Euch, in allem was recht ist, schützen. Kehrt ihr aber nicht sogleich zu eurer Pflicht zurück; so wisset, daß ich ein strenges Exempel an euch statuiren werde, und daß bereits die erforderlichen Befehle gegeben sind, auf den ersten neuen Unfug das Militär bei euch einrücken zu lassen, um euch zu harter Strafe abzuführen. Richtet euch also hiernach, wenn Ich euch das Vergangene vergeben und vergessen soll, und wenn euch eure eigene Wohlfahrt und die Liebe eures Königs etwas werth sind. Berlin, den 7. Januar 1798.

Friedrich Wilhelm."

Neben einer solchen Kundgebung königlicher Milde, die mit sichtlicher Freude in den damaligen Journalen und Zeitungen verbreitet wurde, finden sich jedoch auch Äußerungen Friedrich Wilhelms des Dritten, ebenfalls aus dem Jahre 1798, die einen ganz anderen Geist atmen. Es sei nur erinnert an die strenge „Verordnung wegen Verhütung und Bestrafung der die öffentliche Ruhe störenden Excesse der Studirenden auf sämmtlichen Akademien in den Königlichen Staaten vom

Journalen: „Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmackes", 1798, Bd. I, S. 107 f.; „Königl. Privil. Preußischer Volksfreund", 1798, S. 209 ff. und „der Preußische Staats- und Volksbote von Berlin", S. 36 ff.

23. Juli 1798" (unter anderem abgedruckt in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten." Jahrgang 1798 III. Band, S. 47 ff. Berlin 1798.) Hier heißt es an einer Stelle:

> „Wir setzen ..... hierdurch fest, daß, sobald auf einer Unserer Akademien dergleichen Excesse vorfallen, die Ausmittelung und Verhaftnehmung der Verbrecher nicht mehr den akademischen Gerichten, sondern dem Polizei-Directorii jeden Orts obliegen soll, welcher sich nöthigen Falles militärischen Beistand zu erbitten, hierdurch authorisiert wird."

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß noch im Jahre 1798, am 30. Dezember, jene Verordnung „zur Verhütung der Tumulte" vom Könige erlassen worden ist, die hernach in der am 17. August 1835 ergangenen Verordnung „zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und der dem Gesetze schuldigen Achtung" in Erinnerung gebracht worden ist.

Die hier gemachten Mitteilungen aus den Erlassen des Königs im ersten Jahre seiner Regierung zeigen ihn bald milde, bald streng seinen Untertanen gegenüber; zeigen aber noch deutlicher, daß es nicht angängig ist, zu parteipolitischen Zwecken diese oder jene aus dem Zusammenhang gerissene Kundgebung eines Monarchen zu benutzen. Mit Leichtigkeit könnte man eine ganze Reihe von Kabinettsorders Friedrichs des Großen anführen*), in denen er bald seinen Offizieren oder bald dem Zivilstande strenge Bestrafung bei Überschreitung der ihrem Stande gezogenen Grenzen androht. Die besonderen Umstände und die besondere Stimmung, die dem Erlaß einer jedesmaligen Kabinettsorder vorangingen, erheischen eine besondere Abfassung des Wortlautes, der zugunsten bald des einen oder des anderen Standes ausfiel, ohne daß es ratsam wäre, aus solchen Worten abschließende Urteile über Charaktereigenschaften eines Monarchen zu fällen.

Vielleicht gelingt es diesen bescheidenen Zeilen, die Legende von der Kabinettsorder vom 1. Januar 1798, wenn auch nicht zu zerstören, so doch auf lange Zeit hin zu begraben; denn „nicht in der Wunde zu wühlen, sondern sie zu heilen" ist die Absicht dieser Ausführungen.

*) Vgl. z. B. die in „Recht und Wirtschaft", Januar 1914, S. 32 mitgeteilte Kabinettsorder Friedrichs des Großen.

Gluck

Von Dr. H. Schlüchterer

Am zweiten Juli dieses Jahres wird sich der Geburtstag Glucks zum zweihundertsten Mal jähren. Was dieser Meister uns ist und sein kann, berichtet der nachfolgende Aufsatz. Der Gedenktag wird bei uns und im Auslande festlich begangen werden. Paris ist dessen eingedenk, daß der deutsche Meister „Orpheus", „Alceste", „Armida", namentlich aber seine beiden „Iphigenien" daselbst zur Aufführung brachte. Wien, wo Gluck Kapellmeister war und 1787 starb, wird ein Denkmal errichten, zu dem am Geburtstag der Grundstein gelegt werden soll. In Deutschland bereitet die „Gluckgesellschaft" eine Ausgabe der Hauptwerke und die Begründung eines „Gluckjahrbuchs" vor, und die zur Förderung des Verständnisses des Meisters zusammengetretene „Gluckgemeinde" strebt die Aufführung von einigen tragischen und auch komischen Schöpfungen Glucks in rein klassischem Orchesterstil an.

em Ritter Chr. Willibald von Gluck hat unsere Zeit ein zwiespältiges Los bereitet. Keine Musikgeschichte, auf welchem Standpunkte sie auch steht, und wenn es sich um den flüchtigsten Abriß handelt, wird seines Namens vergessen und jede wird ihn mit hohen Ehren nennen. In auffälligem Gegensatz dazu steht die bescheidene Rolle, die Gluck im modernen Musikleben spielt, wenigstens bei uns in Deutschland. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gehen Opern-Intendanten und Konzertleiter kalt an ihm vorüber, ja es mag Leute von gediegener musikalischer Bildung geben, die von dem berühmten, in allen Musikgeschichten mit Ehren genannten Gluck nur die Ouverture zur „Iphigenie in Aulis" kennen.

Nun braucht dieser Gegensatz zwischen historischer Würdigung und praktischer Vernachlässigung nicht unbedingt einen Widerspruch in sich zu schließen. Als „Reformator der Oper" wird Gluck einstimmig gerühmt, seine Verdienste um die Entwicklung des Musikdramas werden unbedingt anerkannt, aber ein Nachweis für die Lebensberechtigung seiner Werke ist hiermit noch nicht erbracht. Es hängt eben mit dem innersten Wesen der Kunst überhaupt und der Musik im besonderen zusammen, daß über die Lebensfähigkeit des Einzelwerkes die gefühlsmäßige Wirkung entscheidet; und keine noch so gründliche historische Betrachtung vermag ein Werk, das unserm Gefühl sonst abgestorben ist, wieder zu beleben.

Gehört nun vielleicht auch Gluck zu diesen berühmten Toten? Kann der „Reformator" der Oper für seine Werke mehr verlangen, als etwa Jacopo Peri, ihr „Erfinder", dessen Musikdramen doch wohl historisch noch wichtiger und noch viel vergessener sind?

Eine moderne Bewegung zugunsten des Meisters muß sich also, soll sie berechtigt sein, auf ganz andere Gründe berufen, und sie kann es auch. Gluck ist nämlich unserer Zeit noch lange nicht gestorben! Diese Behauptung stützt sich zunächst auf schlichte Tatsachen, die sich überall da beobachten lassen, wo Gluckſche Opern in würdiger Form aufgeführt werden.

Das Theater pflegt bei dieser Gelegenheit mäßig besetzt zu sein, und bei denen, die gekommen sind — es sind fast durchweg solche, die für feinere musikalische Reize empfänglich sind —, herrscht zunächst mehr die Stimmung neugierigen Interesses als festliche Erwartungsfreude. Aber bald beginnen wärmere Unterströme die kühle Atmosphäre des Saales zu durchfluten und breiten sich mehr und mehr aus. Das verstandesgemäße Interesse verflüchtigt sich; denn man spürt, daß hier etwas waltet, das mehr ist als interessant, nämlich schlechtweg schön. Über die Gesichter der empfindsameren Zuhörer gleitet jenes leise Lächeln, welches verkündet, daß alle guten Geister edler und erquickender Musik den Raum durchschweben. Der Beifall klingt zwar nicht nach tief aufgewühltem Enthusiasmus, aber nach herzlicher, echter Freude und man fragt sich und andere: „Ja, warum hört man das so selten?"

Ja, warum?! Das hat natürlich seine Gründe. Wagner ist auch hier, wie so häufig, der ausschlaggebende Faktor gewesen. Durch ihn ist die Romantik zur Herrscherin der Opernbühne geworden, das mystisch Dämmernde, symbolisch Bedeutungsvolle, das Deutsche, nicht nur in der Gemütsstimmung, sondern auch in der Gewandung; er steigerte das anspruchslose Libretto zu einer Bühnendichtung, die im logischen Aufbau und in der spannenden Entwicklung der Handlung des gesprochenen Dramas gleichzukommen sucht, aber eben auch den selbständigen Wert eines solchen beansprucht. Schließlich hat uns Wagner an eine Gluthitze des bewegten Temperaments gewöhnt, daß Steigerungsversuche, wie sie etwa R. Strauß vornahm, die Grenze des Erträglichen zu überschreiten drohen.

Das alles müssen wir freilich bei Gluck entbehren; die romantische Stimmung fehlt seinen Dramen, selbst wo sie, wie zum Beispiel in der „Armida", der Stoff zu verlangen scheint. Seine Gestalten tragen meist griechisches Gewand, die Texte seiner Opern, selbst wenn sie logisch richtig sind, entbehren des Raffinements eines kunstvollen Aufbaues und einer geschickten Spannung, und vor allem, jene fesſellos lodernde Leidenschaft ist ihm ferne. Ja, über seiner maßvollen Vornehmheit liegt ein entschiedener Zug von Kühle. Verirrt sich bei Wagner — um mit Nietzsche zu reden — das dionysische Element bis ins Maßlose, so haftet Glucks apollinischer Ruhe etwas Kälte an.

Und doch! Eine Zeit, die mit steigender Sehnsucht die Pfade in Mozarts Sonnenwelt zurückwandelt, darf und muß auch den Weg zu einem Meister wie

Gluck wiederfinden. Denn auch in ihm wohnt Ewiges! Bei der Würdigung seines großen, lebendigen Künstlertums, darf natürlich nicht mit seinen theoretisch niedergelegten großen Absichten, sondern nur mit seinen Taten gerechnet werden. Nun hat es aber selten einen Musiker gegeben, der bei der Lösung einer dramatischen Aufgabe mehr heiligen Ernst betätigt hat. In seinen Hauptwerken — es sind „Orpheus", „Alceste", „Armida" und die beiden „Iphigenien" darunter zu verstehen — ist kaum ein Takt, der nicht den genauen Zusammenhang mit dem szenischen und dramatischen Gedanken wahrt. Es werden nicht nur die einfachen Kontraste von Leid und Lust getreu abgespiegelt — wie etwa in den Chören der „Alceste" —, sondern wir befinden uns einem blühenden Reichtum von Stimmungsnuancen gegenüber. Wie fein sind die Schattierungen der Trauer im ersten Akt des Orpheus, wie meisterhaft ist die Steigerung der drei Gesänge des Orpheus in der Unterweltsszene, die doch denselben Inhalt haben: die Bitte um Einlaß. Kaum braucht noch gesagt zu werden, zu welch mächtiger Wirkung Gluck Stimmungskontraste zu bringen weiß. Der zweite Akt des Orpheus mit dem Gegensatz von Unterwelt und Elysium bietet eine überzeugende Probe dieser Meisterschaft, aber es ist bei weitem nicht die einzige; es sei hier nur etwa auf jene frappante Gegenüberstellung der sanften Priesterinnenchöre und der barbarenhaften Gesänge und Tänze der Skythen in der „Iphigenie auf Tauris" hingewiesen. Und auch sonst, welche Überfülle charakteristischer Schönheiten: die dumpfe Wucht der verschiedenen Furienszenen, das mutige Heldentum in der Schwertarie des Achill, die wahrhaft aeschyläische Herbheit der Klytämnestraarien, das priesterliche Selbstbewußtsein in der Arie des Calchas. Da ist überall gewaltigste Gestaltungskraft zu spüren. Leider ist ihm ja nur einmal, im zweiten Akt des Orpheus, die Gelegenheit zu einer restlosen Lösung lyrischen und dramatischen Empfindens gegeben gewesen. Diese Lösung ist aber von ihm aufs großartigste vollzogen worden. Wenn sonst auch freilich Nummern, wie etwa das Terzett der „Iphigenie in Aulis", obgleich tadellos und richtig ausgeführt, keine lebendigen Höhepunkte bilden, so hat Gluck sich doch in zahlreichen Fällen als echter Dramatiker erwiesen, indem er mit seiner Musik aus dem Text dramatische Wirkungen herausholte, die sonst gar nicht zum Ausdruck gekommen wären. Man denke nur an den Schluß des dritten „Armida"-Aktes, wo die Furie des Hasses versinkt, aber eine zitternde Bratschenfigur gleichsam Armidas Herz nachbeben läßt, und wo sich dann über diesem Zittern die ergreifend süße „Invocation de l'amour" erhebt; oder an die Furienszene der „Iphigenie auf Tauris", wo das Erscheinen der Priesterin und das Erblassen der Furien in überzeugendster Weise durch die Musik verdeutlicht wird.

Glucks Tonsprache hat jedoch nicht bloß die Eigenschaft eindrucksvoller Richtigkeit, sondern sie besitzt weit Wertvolleres, freilich etwas, was sich gerade mit Worten schwer wiedergeben läßt; sie ist von einer echten, tiefen Innigkeit, vornehm und keusch im edelsten Sinne, hoheitsvoll und doch zart, es ist jener

Geist menschlich durchwärmter Klassizität, der eine so merkwürdige innerliche Beziehung herstellt zwischen Goethes „Iphigenie auf Tauris" und den Gluckschen Iphigenienopern, die gänzlich unabhängig voneinander entstanden sind. Gerade diese auffallende Geistesverwandtschaft, die zwischen unserem Meister und jenem teuren Werke besteht, müßte für uns allein ein triftiger Grund sein, uns nicht aus Bequemlichkeit eines unserer wertvollsten Nationalgüter zu berauben.

Die Gluckschen Opern haben aber nicht nur das Verdienst, der Ausdruck einer einzelnen Persönlichkeit, sondern der einer ganzen Zeitkultur zu sein, und wie alle wahrhaft großen Schöpfungen haben sie das Beste und Wertvollste ihrer eigenen Zeit für die Ewigkeit gerettet. Dies ist ein um so gewichtigeres Verdienst, als gerade der Geist jener Epoche dem unseren nicht besonders nahe zu stehen scheint, ja, wir haben uns daran gewöhnt, auf den französischen Klassizismus — denn um ihn handelt es sich hier — mit einer reichlich ungerechten Verachtung herabzusehen. Nur auf unseren Schulen führen Racine und Corneille ein gequältes und wenig erfreuendes Dasein. Und dennoch ist dieser Klassizismus nicht gestorben, sondern noch sehr lebendig, nur eben nicht bei uns, sondern in Frankreich, und er kann auch nur dort leben. Nur die Eigenmelodie der französischen Sprache vermag den Bann von diesen Gestalten zu lösen, und nur die französische Theatertradition konnte jene unbeschreibliche Grazie der Darstellung bewahren, die noch heute bei einer guten Aufführung auch den ausländischen Zuschauer entzückt. Da wir aber natürlich weder die Sprache noch die Theatertradition der Franzosen zu uns verpflanzen können noch wollen, so würde jene reiche Schönheitswelt für uns verschlossen bleiben, wenn es nicht eben Glucks Musik wäre, welche die Schranke durchbräche, die uns von jenem Ewigkeitswert des französischen Klassizismus trennt. Sie besitzt den Wohllaut des französischen Pathos, das durchaus nicht hohl zu sein braucht, in ihr ist aber auch vor allem jene bezaubernde Anmut der theatralischen Pose (im guten Sinne) erhalten, die wir sonst nur auf der französischen Bühne bewundern können. Daher jener ganz besondere Reiz, der Glucks Frauengestalten umschwebt, obgleich sie im ganzen viel weniger charakteristisch gehalten sind, als die männlichen Partien. Alle jene Sopranarien, in denen sich die süße Beklemmung eines Frauenherzens ausströmt, wie z. B. im ersten und dritten Akt der „Iphigenie in Aulis", oder jene wundervolle „Armida"-Arie im dritten Akt, oder jener holde Zwiegesang der Liebenden, der den fünften Akt der „Armida" eröffnet, müssen sie nicht alle in einer ruhigen harmonischen Stellung gesungen werden, und sind sie nicht gerade der vollendete musikalische Ausdruck jener anmutigen Harmonie, die heute noch Racines Dramen dem Zuschauer zur Quelle reinsten Genusses macht? Und wenn uns der verlassenen Armida Seelenpein und Raserei auch heute noch in ihren Bann zu schlagen vermag, so ist dies eine ähnliche Wirkung, wie sie von einer gut gespielten „Phädra" ausgeht. Diese Kulturbeziehung von Glucks Musik zum französischen Klassizismus macht es auch begreiflich, daß Frankreich uns in der Gluckpflege

beschämt; dann aber wird uns auch die innere Beziehung Glucks zu Goethe klarer, denn in Goethes „Iphigenie" ist mehr Racine enthalten, als die meisten unserer Literarhistoriker anerkennen wollen.

Mit dieser Eigenheit unseres Meisters hängt es aber auch zusammen, daß ein Teil seiner Partituren ganz besonders zum Wiederaufleben bestimmt ist, vor allem natürlich die in seinen großen Opern in reichem Maße enthaltene Ballettmusik*). Es scheint gerade zu Glucks Zeit die Ballettkunst zu einer bedeutenden und wertvollen Kultur gelangt zu sein. Jedenfalls tritt bei keinem dramatischen Komponisten die Urverwandtschaft von Tanz und Tragödie so augenscheinlich hervor, wie bei Gluck. Der Reigen seliger Geister im „Orpheus" ist nicht nur eine Komposition von betörender Schönheit, es gehört auch seiner szenischen Wirkung nach zu dem Schönsten, was unsere Opernbühne überhaupt zu bieten vermag. Und der Orpheusreigen ist bei Gluck nur eines von vielen ähnlichen Stücken. Ja gerade an den schönsten Stellen der Gluckschen Opern nimmt auch die nicht mit „Ballett" bezeichnete Musik oft einen durchaus tanzartigen Charakter an; so sind in der Elysiumszene die Arien und Chöre ganz und gar von dem zarten Rhythmus des Reigens getragen, und genau so ist es an den entsprechenden Stellen im dritten und vierten Akt der „Armida". Gluck vermag also eines unserer allermodernsten Kunstbedürfnisse zu stillen, die Wiedervermählung des Tanzes mit der hohen Musik und dem dramatischen Ausdruck.

Von hier ist auch die letzte bedeutsame Bühnenbelebung Glucks ausgegangen, die Neuinszenierung des „Orpheus" in der Frankfurter Oper**). Man hat dabei außerdem auf die älteste unserer Repertoiropern das modernste Inszenierungsprinzip angewendet, das des Münchener Künstlertheaters, mit all seiner raffinierten Einfachheit, plastischen Wirkung und dem Zauber der Beleuchtung. Die Wirkung war eine derartig verblüffende, daß selbst der abgehärteste Gluckverehrer die Fassung verlieren mußte.

Es ist also höchste Zeit, wenn wir uns nicht vor uns selbst und dem Auslande schämen sollen, zu verhindern, daß Gluck in seinem Vaterlande ein Toter ist. Wenn man ihm auch nicht die große Masse wiedergewinnen kann, sollte man doch erreichen, daß er in unserem Musikleben wieder die Stellung einnimmt, die ihm und seinem Werke gebührt.

*) Dürfte man sich nicht auch einmal daran erinnern, daß Gluck ein „Don Juan"-Ballett geschrieben hat?

**) Der ähnliche Dalcrozesche Versuch ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel

Die vorangegangenen Aufsätze über diesen Gegenstand finden sich in Heft 45, 47, 49 des Jahrgangs 1913 und in Heft 2 des laufenden Jahrgangs.

7.

Ist das Ring- oder Kringel- oder Gringel-Gebäck „schon uralt", und diente es als Nachbildung des Ringes, der ein Attribut des Sonnengottes war, dem Gotte und seinen Priestern als Opferspeise, aber den Ackerern, die den Weizen als das wertvollere und bessere Material für den Opferkuchen säeten, sowie den Pferden ihres Pfluges und dem Ackerboden, den sie durchpflügten, als Mittel, eine günstige Ernte herbeizuführen, so lag es gewiß nahe, auch dem anderen Attribute des Gottes, seinen beiden Hörnern, zu Ehren ein Gebäck zu schaffen, das diese beiden Hörner darstellte und mittels ihrer nicht nur an das dem Sonnengotte gebührende Ringspeiseopfer, sondern auch an das aus dem Horne ihm zu spendende Trankopfer erinnerte. Zwei Hörner ließen sich aber leicht zu einem Gebäck vereinen, sobald man sie mit ihrer Basis zusammenfügte und ihre Spitzen einander näherte. So entstand wiederum ein Ring, aber ein der altbekannten torques ähnlicher offener Ring. Es war ein in zwei Enden auslaufendes Doppelhorn. Dieses hatte vor dem Ringe auch noch den Vorzug, sowohl die beiden Hornmonate zu versinnbildlichen, in welche einerseits die Sonnenwendzeit, anderseits die Zeit des heidnischen Festes der Februa und später die Zeit des christlichen Festes der Reinigung Mariä fiel, als da, wo dies Fest, wie in Schlesien, auf Martini verlegt war, den einstigen Hörnern des heiligen Martin ein Gedenken zu widmen, d. h. zum Martinshorn zu werden. Sahen wir doch auch aus den heidnischen feriae Augusti die christliche Petri-Kettenfeier entstehen. In welchem ausgedehnten Maße zahlreiche und wundersame Gebäcke für ein bestimmtes Fest sich bildeten, lehren z. B. für das Osterfest (d. h. das Fest, an welchem der Sonnenaufgang genau im Osten eintritt)

die Forschungen Höflers in Tölz, der diese „Gebildbäcke" in Text und Konterfei in der Zeitschrift für Volkskunde (1902 und 1909) eingehend behandelt hat.

Wann zuerst das Gebäck eines offenen Doppelhorns üblich wurde, dafür bestimmte Anhaltspunkte zu finden, ist nicht leicht. Da aber nachweisbar dies Gebäck einst den Namen „Hornoff" trug, ist sicher, daß der Name in der frühen Zeit entstand, in welcher bei Worten, die sich aus Haupt- und Eigenschaftswort zusammensetzten, das letztere Wort die zweite Stelle einnahm. Das Ringgebäck mag wohl älter als das Offenhorngebäck gewesen sein. Des letzteren Namengebung fällt aber sicher in die Zeit, in welcher der Plural von Horn noch ebenfalls Horn lautete, was beim heutigen „Hörnchen" wiederkehrt. In „Hornoff" kann „Horn" nicht als Einzahl verstanden werden; denn der Hornoff setzt (ähnlich wie das hebräische aleph — s. S. 352 Heft 47 vom Jahre 1913) zwei sich gegenübertretende Hörner voraus; ein „offenes" Horn, als Gebäck gedacht, wäre sinnlos, auch wäre es in Sichelform nicht darstellbar. Deshalb sieht Mozin gleich anderen Lexikographen im „Hornkuchen" zwei zusammengefügte Hörner. Nur die ältere Zeit besaß die Fähigkeit, das im Worte Hornoff genügend und richtig auszudrücken.

Für ein anderes mit „offen" zusammengesetztes Wort, nämlich für das Wort „Mul-" oder „Mauloff", ist die Entstehungszeit anscheinend eine entlegenere Zeit. Da „offen" im Niederdeutschen „apen" heißt, ist „Muloff" dasselbe wie „Mulapen", was — als Neutrum — noch heute im Lübeckschen gebräuchlicher Name des anderwärts sogenannten „Feuerstübchens" ist, mit dem die Marktweiber auf dem Markte sich mit übergebreitetem Rocke wärmen, wenn sie dazu das vielleicht in prähistorische Zeit zurückragende Gebilde aus Ton und nicht etwa das neuere Feuerstübchen verwenden, das, mit einer kleinen Tür versehen, aus Messing- oder Eisenblech hergestellt wird. Einen Maulaffen als Scheltwort kennt man in Lübeck heute so wenig wie einen Hornaffen; letzteren auch nicht etwa als Gebäck. Das Mulapen der Lübecker besteht aus einem runden Gefäß mit breitem Deckel und kleinerem Boden; die schräg dem Boden zulaufenden Seitenwände haben an einer Stelle ein oblonges ausgeschnittenes Viereck — „ein offenes Maul" — zur Aufnahme der Feuerung; der Deckel ist fest mit den Seitenteilen verbunden, so daß das Ganze als ein Gebrauchsgegenstand einfachster Art erscheint*). Dieses „Mulapen" ist zwar im Absterben begriffen — ähnlich wie der „Hornapen" in seinem Herrschaftsgebiet —, aber alte Lübecker kennen und gebrauchen es noch, wenngleich sehr charakteristischerweise in etwas unveränderter Gestalt. Das einst breite niedrige Tongefäß ist etwas schmäler und höher geworden; seine viereckige Öffnung hat sich verwandelt in ein halbkreisförmiges Segment; der fest-

*) K. Brunner in „Mitteilungen aus dem Verein der königlichen Sammlung für Deutsche Volkskunde", Band 3, Heft 3, Seite 149 ff. (Brunner behandelt Mulapen als Neutrum und sieht durch das Lübecker M. die Redensart „Maulaffen feilhalten" für erklärt an).

geschlossene Deckel ist geblieben, und oben sind daran zwei tönerne Henkel angebracht. Vom einen wie vom andern Mulapen ist ein Exemplar im Berliner Museum für Volkskunde. Das nachfolgende Bild stellt beide nebeneinander.

Nach Brunner macht das links abgebildete Exemplar, dessen Entstehung sein Schenker in die Zeit vor zwei- oder dreihundert Jahren setzt, „einen prähistorischen Eindruck". Der jetzt noch lebende Töpfermeister in Lübeck, der das rechts abgebildete Exemplar lieferte, erklärte auf neuerliches Befragen, solche Öfchen hießen Maulaffen, „weil sie das Maul affen (offen) halten." Einzig in dieser Form werden sie jetzt (aus demselben Tone wie die Blumentöpfe) im Dorfe Moisling bei Lübeck gefertigt.

So ähnelt nunmehr das Ganze einem menschlichen etwa am Halse abgeschnittenen Kopfe. Die Henkel vertreten die Ohren; die zur halbkreisförmigen gewordene einst viereckige Öffnung vertritt den weitaufgesperrten Mund. Damit ist dem „Mulapen", d. h. dem „Mauloffen", besser Rechnung getragen, als durch die ursprüngliche Gestaltung.

Auch noch ganz anderswo als in Lübeck gibt es Mulapen. Den Sachsen war das Pferd so heilig, wie anderen Völkerschaften der Stier.*) Bei den Germanen zogen Sonnenrosse den Sonnenwagen, ihnen ging ein leuchtendes Roßhaupt voraus. Vom Rhein bis in die Mark, von Mecklenburg, Holstein, Pommern bis in das Wenden- und das Litauerland hinein bestand die Sitte, Vorder- und Hintergiebel der strohenen Hausdächer mit zwei sich kreuzenden schmalen Brettern zu versehen, die in roh geschnitzte Pferdeköpfe ausliefen. Das brachte dem Hause Glück und hielt den Feind ab, wie sonst die Stierhörner den bösen Blick. Damit war der reale Zweck verbunden, daß die Bretter das Strohdach vor dem Winde schützten. Die Schnitzerei ist so primitiv, daß man oft darin kaum einen Pferdekopf erkennen kann, hat man ihn aber erkannt, so entdeckt man bei gutem Willen auch, daß der Kopf ein offenes Maul hat. „In Mecklenburg wird jetzt die Pferdekopfform nur selten angetroffen.

*) Die soeben erschienene Neuausgabe von Helmolts Weltgeschichte, Band 2, S. 481, bringt aus Benares das Bild des dort heiligen geschmückten Stieres, dessen vermeintliche Beschimpfung durch die Engländer den Hinduaufstand von 1857 mit veranlaßte.

Dort heißen jene Hölzer allgemein Mulapen (Maulaffen); sie zeigen auch oft eine diesem Namen entsprechende Bildung*)".

Mit dem Lübecker Öfchen und dem Mecklenburger Pferdekopf ist der unumstößliche und handgreifliche Beweis geführt, daß der Maulaffe kein Affe, noch weniger aber, wie neuerdings von E. Ziegler behauptet und wie gegen erhobenen Widerspruch von einem Anonymus mit nichtssagenden Gründen aufrecht zu halten versucht ist**), daß er ein Mensch sei, der sein „Laff" (nämlich seine Lippe) herunterhängen und feilbieten läßt. Der Anonymus wird kein anderer als der Urheber jenes doch recht schiefen Gedankens sein. Es könnten die Silben apen im Lübecker Mulapen außer „offen" etwa auch „ofen" bedeuten und in Zusammenhang stehen mit dem altnordischen „ofn" oder „oyn", dem sanskritischen ukha oder Topf, was gleich dem griechischen hipnos ein topfartiges Gefäß mit glühenden Kohlen bezeichnet, wie es als Backofen die alte Bäckerei zum Brotbacken verwendete, dem Vorbild des heutigen Backofens, ja des Ofens überhaupt, den man im vormerovingischen Hause noch nicht kannte***). Diese Ableitung spräche gegen Ziegler ebensosehr, wie die Ableitung von offen, auch hat sie wider sich, daß jeder Ofen ein Maul hat, die Eigentümlichkeit des Lübecker Mulapen aber gerade im offenen Maule besteht, eine Sondereigenschaft, die in seinem Namen sichtlich sein muß. Die Identität zwischen offen und off bezeugt auch Schmeller†), indem er sich auf die ehemalige bayerische Landordnung von 1501 bezieht, nach der beim Ausschenken des Sommerbieres nur je zwei und zwei Brauer „off haben", d. h. „feilhalten" dürfen. Ist aber „off haben" gleichbedeutend mit „feil haben", so lernen wir daraus, daß der in späterer Zeit gebräuchliche Ausdruck „Maulaffen feil haben" einen Pleonasmus enthält: in Unkenntnis der wahren Bedeutung des „Maulaffen" wiederholte man das darin bereits liegende off oder offen durch Einschiebung des Wortes „feil". Luther verstand noch das Wort Maulaffe richtig; denn er sagt, daß Maulaffe ein Mensch sei, „dem das Maul offen steht"; erst Leute, die verkehrterweise im Maulaffen einen Affen sahen, fühlten das Bedürfnis, aus dem Mauloffenhaben ein Feilhalten von Maulaffen zu machen und damit einen der häufigen auf Unverstand beruhenden Beiträge zur „Volksetymologie" zu liefern. In Lübeck ist die Redensart „Maulaffen feil haben" nicht Sprachgebrauch. Für das „Deutsche Wörterbuch" war das Wort „Maulaffe" erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert nachweisbar; das Lübecker „Maulapen" ergibt aber einen Vorläufer des „Maulaffen", dessen Ursprung vielleicht recht viel früher liegt.

*) R. Meiborg, das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig 1896, S. 30, 33, 39; R. Andree, Braunschweig. Volkskunde 1896, S. 125 ff.; auch desselben Wendische Wanderstudien 1874, S. 82 ff. (überall mit Abbildungen).

**) Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1912, Spalte 319.

***) M. Heyne, Das deutsche Wohnungswesen bis zum sechzehnten Jahrhundert, Band 1 (1899), S. 27, 58, 119.

†) Bayerisches Wörterbuch II, Spalte 45.

Die Zusammensetzung mit dem niederdeutschen „apen" für offen und ein Blick auf das naturwüchsige Tongefäß sprechen für das hohe Alter des „Mulapen". Auch die anderweit nachgewiesenen Wortformen Mauloff, Mulop, Maulop, Maulauf ergeben eine frühe Entstehungszeit. Kommt noch hinzu, daß der „Maulaffe" bis in das neunzehnte Jahrhundert als Gebäck in elliptischer Ringform üblich war*), so wird hierdurch zugleich Licht darüber verbreitet, wie es sich erklärt, daß Hornaffe und Maulaffe mannigfach als gleichbedeutend für einen gebackenen Ring gebraucht wird, der zwei an ihren Spitzen sich nähernde, mit ihrer Basis zusammengefügte Hörner darstellt. Auch der Hornaffe hat Ringgestalt, nur die weniger gewöhnliche eines Ringes mit offenem Maule. Heißt das Feuerstübchen, das offenen Maules ist, Mauloffen, so ist man nicht minder berechtigt, einen solchen Ring, der die Eigentümlichkeit hat, offen zu sein, als einen Gegenstand mit offenem Maule zu bezeichnen und ihn deshalb neben Hornoffen auch Mauloffen oder Mulop zu nennen. Nach Lexers mittelhochdeutschem Wörterbuch gibt es als Gebäck auch einen „Muntaffen" und nach einem in Schmellers bayerischen Wörterbuch angeführten Vokabularium von 1468 sogar einen „Affenmund", von dem ein Münchener heilig Geistspiel (1519) erzählt, zu Fastnacht seien „sechzehn Affenmund mit Honig überstrichen". Die damaligen Sprachbildner glaubten demnach zum einen Teile den Maulaffen in einen Mundaffen verfeinern, zum anderen Teile, da doch in ihrem Gebäck von einem Affen durchaus nichts zu sehen war, auf den Mund den Hauptnachdruck legen und deshalb einen „Affenmund" dem Mundaffen vorziehen zu sollen. Daß affen offen bedeute, wußten sie nicht, waren aber doch nahe daran, den „Affenmund" als die wahre Verhochdeutschung sowohl des Horn- als des Maulaffen zu entdecken und damit den Weg derjenigen zu beschreiten, die Spangrün aus Grünspan machten. Daß die Sprache zur Bildung eines besonderen Namens für dasjenige ringförmige Gebäck überging, das nicht geschlossen war, erklärt sich nur, wenn für ein ringförmiges, aber geschlossenes Gebäck bereits ein anderer Name existierte. Darum entstand das Gebäck eines Ringes oder Kringels früher als das eines Mauloff oder Hornoff, und mit Recht nennt der „Deutsche Sprachschatz" das letztere im Jahre 1691 eine „species spirarum" (eine Art Ring). Auch das Auftauchen des Lübecker Mulapens läßt annehmen, daß es zu seiner Zeit in Lübeck bereits Feuerstübchen gab, die einer Tür zum Verschließen der hineingelegten Feuerung nicht entbehrten, d. h. Feuerstübchen besserer Qualität: das Mulapen ist — wie noch heute — das Feuerstübchen der Armen. Die Unkenntnis, was in Wahrheit die eine wie die andere Zusammensetzung bedeute, leistete der Möglichkeit Vorschub, auf der einmal betretenen Bahn des Irrtums fortzuschreiten: man schreckte nun auch nicht mehr davor zurück, das Hornaffengebäck „Maulaffe" zu nennen, den Hornaffen, wie wir es an der Pariser Hauptkirche sahen, als Affen mit einem Horn darzustellen und

*) Vilmar, Kurhessisches Idiotikon.

jedes der beiden zusammengesetzten Wortgebilde zum Scheltworte umzustempeln. Für den täglichen Sprachbrauch war die Kenntnis abhanden gekommen, daß apen und off in Verbindung mit einem Hauptwort ein diesem Hauptwort nachgesetztes Eigenschaftswort bedeute, und daß es verfehlt sei, aus diesem Eigenschaftswort einen Affen oder gar einen Laffen herauszuinterpretieren, wenn man nicht Scherz oder Spott treiben wollte. Der erste Maul- wie Hornaffe, der je aufgetaucht ist, gehört deshalb aller Wahrscheinlichkeit nach einer späteren Zeitperiode an als der erste Mul- oder Hornoff.

Das Wort Mulapen (Maulaffen) bedeutete hiernach überall Offenmaul, und man wendete es an auf offenmäulige Menschen, Tonöfchen, Pferdeköpfe, wie Ringgebäcke.

Nach dem deutschen Wörterbuche sahen wir das Wort Maulaffe seit dem fünfzehnten Jahrhundert in Gebrauch. Lexer in seinem mittelhochdeutschen Handwörterbuch zitiert aus einem Fastnachtsspiel jener Zeit die Scheltworte: „ir kelber, tortschen und mundaffen." Man wird aber bei jedem dieser Scheltworte immerhin ein höheres Alter vermuten dürfen. Wenigstens läßt sich dartun, daß man bereits weit früher als im fünfzehnten Jahrhundert den Hornoff in einen Hornaff umgestaltete. Plastisch geschah dies in Paris bereits am Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, wenn bei damaliger Vollendung des Baues von Notre-Dame deren Balustrade die analogen Chimären zierten, wie heute, sprachlich geschah es sicher 1357 in der damals hohenloheschen, jetzt württembergischen Stadt Crailsheim. Dort findet sich das älteste Beispiel der Wortbildungen Hornaff und Hornaffer, das sich beibringen ließ. Es stimmt zum Hornaff als Zwickel zwischen den Butzenscheiben des vierzehnten Jahrhunderts (s. Seite 60 Heft 2), und es hat sich, wie wohl sonst nirgends, durch den Eingriff eines besonderen lokalgeschichtlichen Ereignisses in seiner ureigensten Gestalt, aber doch in einer Gewandung erhalten, die seine eigentliche Bedeutung und Entstehung bis in die Gegenwart hinein zu verhüllen geeignet war. So hat Crailsheim dem Hornaff eine dauernde Heimat geboten. Wie aber vollzog sich das?

(Fortsetzung folgt)

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Siebente Fortsetzung)

Hans Adolf war sehr gnädig. Er ließ sich von dem Überfall der Franzosen bei Köln berichten, wo Heilwig ihren Vater verloren hatte, von dem sie noch nicht wußte, ob er in Sicherheit war, und versprach, sich ungesäumt danach zu erkundigen. Dann mußte Heilwig von ihrem Erlebnis in der Stadt Mayen berichten und der Herzog tat mehrere Fragen, die die Jungfrau nicht recht verstehen konnte. Sie beantwortete sie nach bestem Ermessen. Ja, es gab einen Stadtschreiber, der für den Bürgermeister regierte. Er war nicht gerade liebenswürdig.

„Ihr kanntet ihn?"

Heilwig errötete. „Er kam täglich, Eure Gnaden!"

„Was sprach er mit Euch?"

„Er gelobte mir Hilfe, aber, ich glaube —", Heilwig stockte und der Herzog sah sie durchdringend an.

„Ich verstehe schon!" sagte er mit einer Handbewegung. „Der Kujon würde Euch gern in seine Gewalt bekommen haben. Gut, daß Ihr davonliefet. Ihr habt noch Glück gehabt!"

„Ich bin nicht davongelaufen, sondern von einem jungen Manne errettet worden, den ich fast nicht kannte!" erwiderte Heilwig und erzählte nun von Sebastian von Wiltberg und dem Loch in der Mauer. Hans Adolf hatte vor ihr gestanden; jetzt nahm er in seinem großen Stuhl Platz und winkte Heilwig, sich auf ein Tabouret zu setzen. Er war sehr aufmerksam geworden und unterbrach Heilwig mit keinem Wort. Erst, als sie geendet hatte, richtete er seine großen dunklen Augen auf sie.

„Diesem leichtsinnigen Junker wird Eure Flucht recht teuer zu stehen kommen."

„Niemand wußte es doch —" begann Heilwig, aber der Herzog lächelte.

„Liebe Jungfrau, ich will dem Herrn wünschen, daß der Stadtschreiber ihn in Ruhe läßt. Nach dem, was Ihr erzählt, nämlich, daß Euer Retter bei Euch mit dem Schreiber zusammengetroffen ist, so wird dieser natürlich Verdacht

schöpfen. Wenigstens würde ich es tun, wenn ich besagter Schreiber wäre. Aber wir wollen das Beste hoffen und ich bitte Euch, sich nicht allzu schlimme Gedanken über den fremden Junker zu machen. Der eine Jüngling fällt auf dem Felde der Ehre, der andere muß im Kerker sterben. Es ist kein angenehmes Abscheiden, wer aber etwas Gutes tat, dem wird auch dies Sterben leicht!"

„Gnädiger Herr!" Heilwig stand erregt auf. „Dem armen Junker darf doch kein Haar von seinen Landsleuten gekrümmt werden. Lieber bin ich bereit, wieder in den Turm zu Mayen zu gehen und zu warten, bis Eure Gnaden mich erlösen!"

Hans Adolf klopfte sie auf die Wange.

„Ihr glaubt, ich würde Euch erlösen, wenn Ihr noch als Hexe im Turm säßet? Wenn ich geahnt, welch Kleinod darin war, ich würde nicht gezögert haben. Nun werde ich dies Städtlein wohl in Frieden lassen müssen. Der Luxemburger will an die Mosel und ich stehe unter seinen Befehlen!" Er seufzte ein wenig und spielte mit seinem Degen, fragte aber dann gleich weiter.

„Also mit dem Weib, das hier die Gritt genant wird, seid Ihr gekommen. Was denkt Ihr von ihr?"

„Sie zürnt mir, weil ich die Hexe aus dem Turm und nicht der kleine Jäger bin, für den sie mich hielt. Auch hat sie mich betrogen, weil ich nach dem Kloster Laach wollte und sie mich nach Andernach brachte."

„Sie hat auf dem Wege mit niemandem gesprochen?"

„Nicht, nachdem sie mich fand. Aber das war schon am Morgen und ich hatte mich schon hinter Felsen und Wald versteckt, weil einzelne Leute kamen."

„Also in Mayen ist ein Loch in der Mauer?" fragte der Herzog plötzlich, und als Heilwig bejahte, verabschiedete er sie sehr gnädig.

„Wir werden uns öfters sehen, Fräulein, und ich freue mich des holden Zuwachses in meinem Gefolge. Laßt Euch von den Junkern den Kopf nicht allzusehr verdrehen — es sind brave Gesellen, aber sie spielen mit Mädchenherzen. Gerade, wie ich es ehemals tat; aber nun bin ich brav geworden und meine es ehrlich!"

Er führte Heilwigs Hand leicht an die Lippen und geleitete sie aus seinem Zelt. Sehr nachdenklich ging sie wieder dem ihren zu. Aber ihre Gedanken weilten nicht bei dem galanten Fürsten, sondern gingen in jene graue kleine Stadt, von der sie nichts kannte, als das Gefängnis, ein paar Stuben und ein Loch in der Mauer.

Die Tage gingen hin. In der Ferne hörte man wohl Kanonendonner und dann waren es die Franzosen, die von Trier aus ihre Raubzüge machten und die Burgen beschossen und aufbrannten. Oder es war Montecucculi, der einmal ganz in der Nähe von Koblenz stand, dann aber nach dem Schwarzwald ging. Turenne und er spielten Schach miteinander, wie man sagte; die Heere schoben sich bald hier, bald dort hin, und die Landschaften, über die sich die Soldaten ergossen, wurden wüst und ausgeplündert.

Bei den Braunschweigern ging es im ganzen noch erträglich her, aber die Soldaten behängten sich doch auch mit goldenen Ketten, die sie gefunden haben wollten, und die Frauen im Troß trugen seidene Kleider, die ihnen nicht immer paßten. Die hohen Herren sahen diese Dinge nicht, oder wollten sie nicht sehen; aber die jungen Offiziere erhandelten sich manches Geschmeide, das ihnen in die Augen stach.

So schenkte Josias seiner Base plötzlich einen mit roten Steinen besetzten Armreif und zugleich einen schwarzen Seidenrock mit roter Samtjacke.

„Es wird Euch gut kleiden, Base!" sagte er dabei, aber Heilwig sah ihn fragend an.

„Woher nehmt Ihr diese schönen Sachen?"

„Ich habe sie nicht genommen", versicherte er, „sie sind gerade billig zu haben und man muß die Gelegenheit wahrnehmen. Nachher kauft sie ein anderer und dann hat man das Nachsehen!"

„Und woher nehmen die Verkäufer die Ware?"

Josias zuckte die Achseln.

„Base, in Eurer Stelle würde ich nicht so viel fragen. Krieg ist Krieg und manchmal wird die Löhnung schlecht bezahlt. Also muß der Soldat sich selbst helfen. Die Leute im Land hier haben schrecklich viel Geld! Die Kerle haben neulich einmal ein Kloster ein wenig gebrandschatzt: die Madonna trug eine Menge von Armbändern und Halsketten. Was soll die gute Frau damit?"

Heilwig schob den Armreif von sich.

„Ich will kein Kirchengut und auch kein gestohlenes Gewand!" sagte sie heftig, und der Junker setzte eine beleidigte Miene auf.

„Base, seid verständig! Ich habe es doch nicht genommen, und warum wollt Ihr nicht etwas Gutes in dieser üblen Zeit? Wenn Ihr dann später heiratet, braucht Euer Herr Vater Euch nicht mehr alles zur Aussteuer zu geben!"

„Ach, ich denke nicht ans Heiraten und weiß nicht einmal, wo mein Vater ist!"

„Der Herr von Sehestedt wird sich schon finden," erwiderte Josias, „und was das Heiraten betrifft, so seid Ihr schon lange mit mir versprochen!"

„Mit Euch?" Heilwig tat, als machte sie große Augen und Josias setzte sich zu ihr.

„Es ist so, liebe Base! Einmal muß es gesagt sein, und ich bin ganz damit einverstanden. Unsre Väter haben es schon lange miteinander abgemacht, und meine Mutter sagte es mir mehr als einmal. Gleich danach, als mein Vater den Schlagfluß kriegte und in zwei Stunden tot war. Es paßt auch sehr gut mit unsern Gütern. Ihr wißt, ich habe Schierensee, und Euer Vater hat Sehestedt. Ehemals sind beide Güter in einer Hand gewesen und es ist gut, wenn es wieder so wird. Zuerst als die Frau Mutter mit mir von der

Abmachung sprach, habe ich nicht viel danach gehört, denn ein rechtschaffener Junker muß seine Freiheit behalten. Aber ich bin jetzt ruhiger geworden, und ich kann wohl sagen, daß Ihr mir gut gefallt und ich dem Allmächtigen dankbar bin, Euch hier getroffen zu haben!"

Josias sprach ruhig, und Heilwig sah ernsthaft in sein gutes, männliches Gesicht. Ihr Vater, der Staatsrat, hatte niemals viel mit ihr geredet, und ihre Mutter war früh gestorben. Aber sie wußte, daß sie einmal heiraten müßte, und einmal hatte ihr Vater auch darüber eine kurze Andeutung gemacht. Denn eine Erbtochter, wie sie, ging nicht in eins der holsteinischen Frauenklöster, die der evangelische Adel nach der Reformation an sich gebracht hatte, um seine unvermählten Töchter zu versorgen. Eine Erbtochter suchte sich einen Eheherrn, oder es wurde ihr einer gebracht. Und daß Josias Seheſtedt der Mann war, der sie heiraten sollte, wußte sie lange. Ebenso, daß er mit dem Herzog bei den Braunschweigern stand. Nun aber saß sie schweigend und spielte mit dem Armreif, der einst einem Muttergottesbilde gehört hatte. Josias wartete einige Augenblicke auf Antwort; als sie noch immer schwieg, begann er wieder zu sprechen.

„Base, ich quäle Euch nicht. Kann mir denken, daß Ihr von nichts wußtet und daß die Sache Euch überraschend kommt. Ich will auch darüber schweigen, da wir doch erst heiraten können, wenn diese Sache zu Ende ist und ich mit Hans Adel und den andern Holsteinern wieder zu Haus bin. Es ist mir auch nur so herausgesprungen, weil Ihr Euch über meine Gaben zu wundern schienet. Behaltet sie nur; wenn es angeht, bringe ich Euch noch mehr, und ich will sie, weiß Gott, nicht stehlen, sondern ehrlich bezahlen!"

Mit diesen Worten ging er, denn der Herzog von Plön hatte ihn rufen lassen, und vielleicht war er auch froh, Heilwig ihren Gedanken zu überlassen. Er fand wirklich viel Wohlgefallen an ihr und freute sich, daß die Wahl seiner Familie auf diese Base fiel. Sie würde eine stattliche Schloßfrau abgeben und ihm hoffentlich einige Söhne gebären, die den Namen der Seheſtedts weiterpflanzen sollten. Aber vor der Hand war es ganz angenehm, im Feldlager zu sein und sich um den Eheſtand keine Gedanken zu machen.

Wohlgemut wollte der Junker sich ins Zelt des Herzogs begeben, wurde aber von einem Trabanten zurückgehalten.

„Seine Gnaden wollen allein sein! Haben einen Besuch erhalten. Der Junker soll hier warten, bis er gerufen wird!"

Junker Josias schmunzelte. Es war lange nicht vorgekommen, daß Seine Gnaden Besuch erhielten und keine Zeugen wünschten. Wer mochte es nun sein? In Münster war es ein kleines schwarzhaariges Edelfräulein gewesen, das den Herzog belustigt hatte, so daß er fast ein wenig verliebt wurde. Zwar erholte er sich von dieser Krankheit, als er erfuhr, daß besagtes Fräulein einen wirklichen Liebhaber hatte, der bei den Braunschweigern stand, und für den sie allerlei Vorteile erhoffte. Damals hatte der Herzog einen sehr langen Brief

an seine Frau Gemahlin geschrieben, was bei ihm immer ein Zeichen der Reue und der innern Einkehr war; aber jetzt schien er wieder Freude an einem rheinischen Fräulein zu haben. Nun, Josias Seheſtedt gönnte ihm alles. — Wie Junker Rantzau kam und ihm von einem Faß Johannisberger berichtete, das der Kurfürst an einen der Welfenherzöge geschickt hatte und das nun ausgetrunken werden sollte, da versprach ihm Josias, sobald wie möglich in das Zelt eines der Braunschweiger zu kommen, wo ein fröhliches Gelage abgehalten werden sollte.

Diesmal aber irrte sich der Junker in bezug auf seinen Herrn. Zwar hatte er Besuch von einer Dame, und es war eine ansehnliche und hübsche Frau, aber es war von Galanterie nicht die Rede.

Hans Adolf ging mit großen Schritten in seinem Zelt hin und her, und hatte der edlen Frau von Kolben gewinkt, daß sie auf einem Sessel Platz nehmen sollte. War sie doch sehr verweint, und ihr Antlitz trug die Spuren großen Kummers. Sie hatte eine ziemlich lange Erzählung schluchzend vorgebracht, saß jetzt mit gefalteten Händen und wartete auf eine Äußerung des Fürsten. Der aber ging noch eine Weile hin und her, wickelte sein langes Haar um die Hand, wie es seine Angewohnheit war, und stellte sich dann vor seinen Besuch.

„Seid Ihr gewiß, daß das Weib, Gritt genannt, mich wieder verraten hat?“

Frau von Kolben erhob die Hand.

„Gnädiger Herr, ich kann es beschwören. Meine Magd ist eine Base von ihr, und der gegenüber hat sie sich gebrüstet, daß sie dem Ketzer seine Taler aus der Tasche geholt habe und die Stadt doch den Franzosen überliefere, wie sie es einmal versprach. Vorgestern Abend ist sie noch in meinem Hause gewesen, gerade damals, wie ich den bösen Traum hatte von meinem viellieben Bruder. So daß ich es am anderen Tag nicht mehr ertragen konnte und einen zuverlässigen Mann gen Mayen schickte, wo dieser dann das Entsetzliche erfuhr, daß mein Bruder im Turm liegt. Wegen Zauberei und wegen einer Hexe, der er aus der Stadt geholfen, soll er bald hingerichtet werden!“

Ihre Stimme wurde unklar vor Erregung, und der Herzog brummte einen Fluch vor sich hin.

„Sackerlot, Frau Kolben, es ist mir leid um Euren Bruder, aber ich denke mehr an die Franzen, die in diesen Tagen auf Mayen gehen und dann auch noch nach dem Kloster Laach wollen, wo sie Schätze zu finden hoffen. Wenn es wahr ist —“

„Es ist wahr,“ versicherte Frau von Kolben. „Der Feind kommt über Gerolstein und Monreal, plündert und brennt, was ihm in den Weg kommt und wendet sich, wenn er Mayen eingenommen, sogleich nach Laach.“

„Waret Ihr einmal im Kloster, edle Frau, und sind dort viele Schätze zu finden?“ fragte der Herzog, und die Schwester Sebastians drehte an ihrem Sacktuch.

„Ich weiß nur von sehr heiligen Reliquien, gnädiger Herr!“ erwiderte sie vorsichtig. „Aber diese haben natürlich unermeßlichen Wert, und König Ludwig soll gesagt haben, daß er in Notre Dame zu Paris alles zu besitzen wünsche, das an heiligen Gegenständen im Rheinland zu finden ist.“

Wieder ging der Herzog auf und nieder und schwieg so lange, daß Sebastian Wiltbergs Schwester ihn ängstlich betrachtete.

„Gnädiger Herr, wollt Ihr meinen armen Bruder im Kerker schmachten lassen? Er hat doch eine Jungfrau befreit, die jetzt in Eurem Lager ist und vor der die hohen Herren Reverenz machen, obgleich sie —“

„Ich wußte nicht, daß Ihr so genau Bescheid wüßtet über das, was hier vorgeht!“ entgegnete der Herzog kurz.

„Es ist mir berichtet worden —“ murmelte Frau Emmeline, aber Hans Adolf wurde kühl und von oben herab.

„Liebe Frau, wenn eine adlige Jungfrau aus meinem Lande sich hier in Not befindet und durch den Aberglauben Eurer Landsleute beinahe den Tod erleiden muß, so ist es meine Pflicht, sie in Obhut zu nehmen. Wo ich bin und mit mir holsteinische Junker, da ist sie wohl geborgen. Um so mehr, als wohl keine gute Familie in Andernach sie in ihr Haus aufnehmen würde, da sie den gereinigten Glauben Martin Luthers bekennt und dadurch der Verfolgung der Papisten ausgesetzt wäre, wie sie es schon erlebt hat. Wollet daher vermeiden, anders als in Ehrerbietung von ihr zu sprechen.“ Frau Emmeline schlug die Augen nieder.

„Sie hat meinen Bruder betört“, entgegnete sie leise, aber Hans Adolf rührte schon eine Klingel und rief dem eintretenden Diener einige Worte zu. Es dauerte nicht lange, da stand Josias Sehestedt im Zelt und sah scharf auf die blasse Frau, die nun noch einmal berichten mußte, was sie erfahren hatte.

Nämlich, daß die Franzosen in den nächsten Tagen in Mayen sein würden, daß ihr Weg dorthin ein verderbenbringender war und daß sie dann aufs Kloster Laach und von dort aus nach dem Rhein gehen wollten. Mit des Herzogs Erlaubnis fragte Josias die Edelfrau scharf aus und erhielt dieselben Antworten, wie sein Herr. Frau von Kolben würde sich sonst nicht aufgemacht haben, aber die Sorge um ihren Bruder trieb sie ins Lager. „Er hat die Heilwig befreit!“ schob Hans Adolf ein und zwinkerte dabei etwas mit den Augen. Denn er war scharfsinnig genug, um hier an allerlei Komplikationen zu denken. Josias wurde auch sogleich rot und warf einen nicht sehr freundlichen Blick auf die Bittstellerin, um sich dann aber gleich zusammenzunehmen und im Namen seines Herrn eine Audienz bei dem Lothringer nachzusuchen. Denn ohne seine Erlaubnis durfte sich Hans Adolf nicht viel rühren, und wenn er allerlei Gedanken und Pläne hatte, so konnte er sie niemals allein ausführen. War er doch nur ein kleiner Fürst, der wohl etliche holsteinische Junker in seinem Gefolge, aber kein Heer hatte.

(Fortsetzung folgt)

Neue Kunstbücher

Von Dr. Richard Meßleny

An einem sonnenstrahlenden Septembertag habe ich es übers Herz gebracht, in den Glaspalast zu gehen, da man in München ausnahmslos der Meinung war, „man" müsse hinein. Ich ging, — so sauer es mich auch ankam, denn es war ein Münchener Tag, der die glückspendende Schönheit dieser einzigen Stadt offenbarte, die nur denen aufgeht, die nicht nach München kommen, um „die Kunststadt an der Isar" anzusehen, sondern die dahin gehören, die aus irgendeinem klaren oder unklaren Grunde dem genius loci verwandt sind. Und da wandelte ich denn in der gläsernen Kunstgarage von einem Saal zum anderen mit ergebungsvollem, trägem Pflichtgefühl. Plötzlich stand ich vor einem offenen Seiteneingang. Die türenlosen Pfosten mit hellgelbem Rupfen bespannt, rahmten ein Stück Rasen bildhaft energisch ein. Und Befreiung, jubelnde Entdeckung erscholl mir in der Brust, ein Dankgebet, daß all die gequälten Leinwande um mich her nur ein böser Traum sind, nichts, nichts Wirkliches, all das verzweifelte Gesuche nach dem Etwas; Sicherheit stieg schmetternd mir fast zur Kehle heraus: Du bist, du allewige Jugend, Natur! Der Schlagschatten, wie mit dem Lineal gezogen, hegte das hohe Gras in blauweiche Dunkelheit und flimmernd geigte im blitzenden Grün jedes Hälmchen seinen Sopran sonnenhalb im echten Bild. Da ward ich ruhig, beglückt: ich hatte das Pfand dafür, daß wir uns noch so sehr verirren dürfen im Gewirr aller Begrifflichkeit, im steinernen Labyrinth des Ismus. Jedesmal wird wohl einer kommen, die Türe aufschlagen und mit dem dümmsten, banalsten Sonnenstrahl auf blonden Zöpfen uns von unserer allzugroßen Klugheit glücklich befreien.

Hermann Uhde-Bernays treffliches Buch über Carl Spitzweg: „Des Meisters Leben und Werk, seine Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst" (zweite vermehrte Auflage, Delphin-Verlag München 1914; 14 Mark) ist wahrhaftig so ein Notausgang, inmitten der leid- und qualvollen Kunstliteratur, die uns umgibt. Nirgends die so „beliebten" Abgründe erkenntnistheoretischer Faselei, nirgends ein künstliches Hinaussteigern des Stoffes in Regionen lebloser Abstraktion, grundsätzlicher Spekulation, oder das ebenfalls moderne Herumwerfen mit einer unerquicklichen Terminologie ateliertechnischer

Einzelheiten, die im Material des Schriftstellers, im Worte, nimmermehr zur Anschauung werden können.

Uhde-Bernays besitzt einen Überblick über die von ihm geschilderte Epoche, eine Kenntnis des Bodens, dem die Erscheinung entwachsen, die nicht ad hoc, dem einen vorliegenden Buche zuliebe erworben wurden. Die Grenzen zwischen Kulturgeschichte, Literatur, Kunstgeschichte sind in seiner Darstellung aufgehoben, die Papierwände der Fakultäten durchbrochen, das nackte Gefühlsleben der Zeiten als waltendes Lebenselement um uns verbreitet.

Aber so groß der klare Reichtum des Inhalts auch ist, nur die menschengestaltende Kraft des Verfassers konnte die Einheit zwischen Spitzwegs eigentümlicher Persönlichkeit und seinem Werke sichtbar herstellen. Greifbar und doch symbolisch steht der liebenswürdige Schöpfer der zahllosen sonnigen Biedermeierbilder vor uns, ein Symbol jenes alten Münchens, ja jenes alten Deutschlands, das unmittelbar vor der Weltmachtsperiode des Reiches dahinschwand, mit allen seinen kleinen Torheiten und lieblichen Gefühlen, und uns Heutigen mit Recht als ein verlorener Garten kindlichen Glückes aus der Vergangenheit entgegenstrahlt.

Die mitgeteilten Briefe des Meisters, die unzähligen und entzückenden Illustrationen, die uns Spitzwegs Kunst auf allen seinen Stufen in trefflicher Gliederung und Auswahl vor Augen führen, nicht zuletzt der schöne Druck, die höchst geschmackvolle Ausstattung des Buches haben dazu beigetragen, hier einmal etwas Vollkommenes entstehen zu lassen.

Wie von einem Sonntagsspaziergang ruft uns Max Raphael von Uhde-Bernays zurück in die mühevolle Arbeit des Alltags, des geistigen Alltags. Nichts von Genuß in seinem Werk: „Von Monet zu Picasso" (Delphin-Verlag München 1913. 6 Mark), sondern harte Auflösungsarbeit schwerflüssig ineinandergeschachtelter Begriffsmengen — mit mindestens zweifelhaftem Ergebnis. Daß die Kantische Ästhetik vielfach dahin mißverstanden wurde: Kunst sei Geschmacksache, kann das Bedürfnis, die Erscheinungen der Kunst auch begrifflich einzuordnen, sicherlich nicht aus der Welt schaffen. Ohne Zweifel muß eine philosophische Ästhetik den grundlegenden Neuerscheinungen des letzten halben Jahrhunderts gerecht werden. Max Raphael versucht hierzu — wenn ich nicht irre — einen Beitrag zu liefern, und dies vom psychologisch-erkenntnistheoretischen Gesichtspunkt aus. Allein seine Gedankenoperationen vollziehen sich so weit ab von dem mit Sinnen Erfaßbaren, daß selbst das endliche Verstehen seiner Prinzipien nichts nutzt, weil das Resultat zum sinnlich Erfaßten nicht mehr zurückfindet und somit jeder Kontrolle der sinnlichen Erfahrung ermangelt. Ein Urteil ist daher unmöglich, ebenso eine Meinungsäußerung, und wenn es ein Rezensent gestehen darf, ja wenn er es nicht darf, so gestehe ich es doch: ich verstehe dieses Werk nicht. Auch glaube ich nicht, daß die letzten gedanklichen Abstraktionen sich so unmittelbar mit den materiellsten Problemen diagonaler oder vertikaler Linienführung, gelber oder grüner Farben verbinden lassen,

wie Max Raphael dies fertigbringt. Und wenn ich die Abbildungen 26, 27, 28, 29, 30 von Pablo Picasso daneben halte, fällt mir das Geständnis leicht, daß diese heller und dunkler schattierten geometrischen Formen, die sich meinem blöden Auge als eine zerkratzte, feuchte Mauer darstellen, aber „Studentin" oder „Männlicher Kopf" benannt sind, einer Sphäre angehören, in die ich nicht zu folgen vermag. Was ich über van Gogh, Cezanne und den Impressionismus im Buche fand, ist anregend und inhaltsvoll, wie überhaupt das ganze Werk den großen Ernst strenger und tiefgründiger Arbeit atmet.

Ist die Psychologie eines Bucherfolges nicht aller Logik bar, dann müßte man der Veröffentlichung der neuen Künstlervereinigung München, „Das neue Bild", Text von Otto Fischer (Delphin-Verlag, München 1912, geb. 18 Mark) in kurzer Zeit eine ganz ungeheure Auflageziffer prophezeien können. Nicht als wäre hier Gott weiß was für ein Meisterwerk erschienen, auch nicht, als wäre irgendein Massenin stinkt im Spiele, sondern aus dem einfachen Grunde, daß hier ein Zeitdokument vorliegt, das im hohen Maße für die Geistesverfassung unserer Tage charakteristisch ist. Zuerst ein Manifest von Otto Fischer. Inhaltlich etwa die popularisierte Kunstanschauung Schopenhauers, jener idealistische Pessimismus, der für die Geistesaristokratie des neunzehnten Jahrhunderts die Zufluchtsstätte bot vor der Unerträglichkeit der rationalistischen Ingenieurweltanschauung. Die historischen Begleiterscheinungen dieser Weltanschauung sind bei Schopenhauer, Nietzsche und anderen dieselben gewesen, sie treten bei Fischer in etwas äußerlicherer Form und etwas verspätet wieder auf. Aphoristische Darstellung, etwas buddhistisch angehauchtes Weltseelentum, wuchtige einfache Aussagesätze, rhetorische Fragen, Gedankenrhythmus mit biblischer Wiederholungsart des Hauptmotivs — alles das mutet peinlich kostümmäßig an. Buddha-Ghotama oder Salomon oder Zarathustra, aber in München. Man hört fast das Münchener Mädel antworten: „gehn's reden's nit so gschmerzt daher!" Auf die inhaltlichen Unhaltbarkeiten dieses Textes wäre es taktlos, grausam einzugehen. Es ist ja ein Manifest, eine Programmrede.

Nur im allgemeinen sei bemerkt — weil stets von ganz neuen Mitteln einer neuen Anschauung gesprochen wird und wie die Kunst diese unsere neue Welt erschaffen und ausdrücken müsse, als riefe die Menschheit selber hungrig nach diesen neuen Formen —, daß Hodler, Cezanne und van Gogh noch lange nicht so aufgezehrt sind, auch von den Erleuchtetsten nicht, daß wir schon wieder „ein verändertes Bild der Welt mit völlig neuen Mitteln der Anschauung" zu suchen gezwungen wären, was selbstredend ja nicht bedeuten soll, daß das Kommen eines Formengewaltigen zu irgendeiner Stunde der Welt nicht das größte Glück bedeutete, das der Menschheit widerfahren könne. Allein gegen dies Herbeibeten des hinter dem Vorhang bereitstehenden Messias wehren wir uns.

Der Text Fischers hat dennoch — abgesehen von dem stets und immerdar außerhalb der Diskussion stehenden Offenbarungsinhalte — ein sehr ernstes stilistisches Verdienst. Wenn Fischer zur Wiedergabe des bildlichen Eindrucks

in strenger Beobachtung die Aktivität der Formen und Farben durch das bewegte Zeitwort statt durch das ruhende Adjektiv auszudrücken bemüht ist, dann betritt er den Weg, der zu einer ebenso notwendigen, wie belebenden Bereicherung unserer kunstkritischen Ausdrucksweise führt. Was Formen und Farbenn alles tun können, wie ihre adjektivische Wirkung durch Stilanschaulichkeit in verbale Handlung umgesetzt werden kann, das gilt es zu erspähen und aus den Tiefen des verbalen Sprachschatzes heraufzuholen. Fischer hat sich um dieses Ziel redlich und mit Erfolg bemüht.

Von den neun im Bande vertretenen Künstlern scheinen mir zwei die Gemeinschaft zu überragen: Erbslöh vor allem und dann von Bechtejeff.

Erbslöh ist trotz all seiner Kühnheit klar erkenntlich kein „Revoluzzer", sondern ein „Evoluzzer" — um dem Münchener Dialekt per analogiam auch das andere Fachwort nachzubilden. Das nur allzu dringliche Geschrei der anderen und ihres Wortführers: „Neu, neu, hier zum erstenmal" ist ihm fremd und unbekannt. Seine inhaltsschwere Behandlung der Farbfläche, der monumentale Aufbau der Masse zeigt, daß er von Cezanne und Hodler alles gelernt hat, was man nur lernen kann und zugleich in einer Weise, wie nur der Eigenbegabte lernen kann. Das Bild X „Der violette Schleier" steht in diesem Band wie eine reife, sonnendurchleuchtete Traube, wenn die anderen Stöcke noch im Maienschmerz weinen oder frierend ihre graubehaarten Blättchen aufzurollen beginnen. Aus der genialen Verwendung des Spitzbogenmotivs an den beiden Ellenbogen innen und außen, an der Kopfform oben und unten, am Busen links, am Hals geht einem die wahre Bedeutung des Kubismus auf. In der beängstigenden Flut wechselnder Erscheinungen geht von der ewigen geometrischen Form eine neue Beruhigung aus; der Ismus ist hier eingegeistet, dem höheren Zweck zu Ehren verbraucht.

Bild XI: „Komposition", zeigt uns Erbslöh als überlegenen Könner der Raumgestaltung. Er versteht es, die starrende Gewalt Hodlerscher Komposition mit der musikalischen Schwunghaftigkeit und Zartheit der Mareesschen zu vereinigen. Greifbar und traumhaft, streng und doch voller süßesten Anmut stehen und sitzen auf einem recht kleinen Raum sieben Frauen, und großzügig findet noch die Landschaft Platz, sich ins Unendliche zu breiten. Durch das Aufundnieder gebrochener Linienführung der Sitzenden, wie durch den sich stufenweis entfernenden Horizont ist das Senkrechte der stehenden Gestalten doppelstimmig, kunstvoll instrumentiert. Das Licht aber, im übermütigen Bewußtsein der Sicherheit dieser Zügel, spielt seine unübersehbare Skala von tiefster Nacht bis in die funkelnde Helle und schlägt die Form der Dinge mit ihrem zarten Wesen aus dem amorphen Chaos hervor wie aus dauerhaftestem Stein.

Wenn Erbslöh, obwohl nicht unmotiviert, jedoch ohne sichtbare Notwendigkeit in dieser Gruppe steht, so ist von Bechtejeff ihr eigentlicher und, wie mich dünkt, begabtester Vertreter. Dennoch ist der Zusammenhang zwischen den beiden nicht zu leugnen. Erbslöh geht entschieden vom Angeschauten aus; das Be-

obachtete ist bei ihm wie die Beobachtung völkisch bedingt — er ist deutsch — und alles andere kommt erst in Betracht bei der Gestaltung, beim Ausdruck. So hoch er seine Form ins Symbolische hinaufzudestillieren bemüht ist: er bleibt auf dem Boden stehen, von dem er ausging. Er vergeistigt die Erfahrung. Bechtejeff geht von der Idee der Bewegung aus, er inkarniert den Gedanken. Und so berühren sie sich auf dem Punkte, auf dem sinnliche Erscheinung zur Idee wird: Bechtejeff ein Luftfahrer, von oben kommend, Erbslöh ein kühner Kletterer, der den Boden unter den Füßen keinen Augenblick verliert.

Die Malerei selber spielt bei Bechtejeff eine untergeordnete Rolle, seiner Kontur ist jedoch eine ungewöhnliche Kraft der Bewegung nicht abzuleugnen. In seiner Amazonenschlacht stürmt es dahin in wilder Jagd, daß einem Angst und Bange wird. Die Berge sie sausen mit und die Welt ist zur rennenden Mähre geworden, es schwirren die Pfeile und den Kosmos ergreift ein vorwärtsrasendes Getrabe. Wie in der Walpurgisnacht die Landschaft die ganze wilde Hast des menschlichen Gefühlslebens mitmachen muß:

Hör, es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Gären und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Übereinander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

so reißt auch Bechtejeff siegreich die allruhende Masse der toten Natur mit hinein in die Bewegungsidee seines organischen Erlebens. Im Bild „Reiter am Meere" ist das Aufbäumen und das Niederhalten in möglichster Abstraktion der Bewegung gegeben. Pferd und Mann und Gebirge sind nur die Ausdrucksmittel dieses Ideeinhaltes. Es gehört ein starkes inneres Selbstgewicht dazu, um bei dieser Entkörperung sich nicht ins Hohle, Leere, Unbegrenzte zu verflüchtigen. Bechtejeff besitzt dieses Gewicht, er durfte sich in diese dünne Luft wagen.

Reichsspiegel

Der Kampf der christlichen Gewerkschaften

Die christlichen Gewerkschaften sind seit längerer Zeit in den schwersten Kampf ihres Daseins verwickelt worden; sie müssen ihn nach verschiedenen Fronten führen und hierbei eine so überaus geschickte Diplomatie und Taktik, dabei aber auch so viel Tatfrische und Rücksichtslosigkeit geltend machen, daß, wenn sie mit dem Leben davonkommen, ihrer Führung nur das höchste Lob zugesprochen werden kann. Sie stehen mit ihren dreieinhalb Hunderttausend Mitgliedern der gewaltigen Macht der sozialdemokratischen freien Gewerkschaften gegenüber, die über zweieinhalb Millionen Mitglieder stark sind und mit ihrem Terrorismus alles in ihren Bann zu ziehen suchen. Es besteht außerdem für sie Gefahr, daß sie an die „gelben", wirtschaftsfriedlichen Organisationen einen Teil ihrer Leute verlieren, weil die wirtschaftsfriedlichen realpolitischen Grundsätze und Erfolge den Arbeitern mehr einleuchten, als der ununterbrochene Klassenkampf und die sozialistischen Zukunftsphantasien. Mögen sich auch die Christlichen in den letzten Jahren mehr und mehr von der radikalen Methode, in der sie doch mit den Sozialdemokraten nicht konkurrieren können, abgewandt haben, so ist der Zuzug zu den Gelben immerhin stark genug, daß er auch ihnen Schaden zufügt, und das würde sich verstärken, je mehr sich die Christlichen wieder der Sozialdemokratie nähern würden. Die Zwickmühle entsteht dadurch, daß, wenn sie nach der wirtschaftsfriedlichen Seite Konzessionen machen, ihr linker Flügel zur Sozialdemokratie übergeht, und wenn sie sich den Roten nähern, ihr rechter Flügel zu den Wirtschaftsfriedlichen abrückt. Das ist der eine Konflikt.

Der andere ist durch die kirchlich-konfessionellen Verhältnisse und durch die Beziehungen der Christlichen zur Zentrumspartei hervorgerufen. Auch hier ist eine Zwickmühle entstanden. Die Christlichen bestehen hauptsächlich aus katholischen Arbeitern, nur etwas mehr als ein Fünftel ist evangelisch. Aber auf diese Minderheit muß Rücksicht genommen werden, weil sonst der interkonfessionelle Verband der christlichen Gewerkschaften gesprengt werden würde und seine Teile an die rein konfessionellen Arbeitervereine, an die evangelischen, die jetzt schon 175 000 Mitglieder umfassen, oder an die katholischen mit ihren 600 000 Mitgliedern abgeben müßten. Man kann an diesen Zahlen nicht achtlos vorübergehen; sie ver-

deutlichen die verhältnismäßige Enge der Bewegungsfreiheit der christlichen Gewerkschaften gegenüber ihren Konkurrenten rechts und links. Sind sie in konfessionellen Fragen zu konnivent gegenüber den Evangelischen, so bekommen die katholischen Arbeitervereine, Sitz Berlin, und andere katholische Fachabteilungen Oberwasser. Werden die römischen Forderungen überspannt, so ist die Sezession unvermeidlich. Hierauf spekuliert z. B. die Sozialdemokratie, die gelegentlich den Beruf als evangelischen Zionswächter ergreift und die Minderheit gegen die Mehrheit aufhetzt.

Akut ist dieser Zwiespalt geworden mit der päpstlichen Enzyklika „Singulari quadam" vom Jahre 1912, worin gesagt worden war, daß die soziale Frage und die mit ihr verknüpften Streitfragen über Charakter und Dauer der Arbeit, über die Lohnzahlung, über den Streik nicht rein wirtschaftlicher Natur seien und nicht mit Hintansetzung der kirchlichen Obrigkeit beigelegt werden können, daß im Gegenteil die soziale Frage in erster Linie eine sittliche und religiöse sei und deshalb vornehmlich nach dem Sittengesetz und vom Standpunkt der Religion gelöst werden müsse. Es war weiter darin erklärt worden, daß solche Arbeitervereinigungen am meisten zu billigen und die bestgeeigneten seien, die hauptsächlich auf der Grundlage der katholischen Religion aufgebaut sind und der Kirche als Führerin offen folgen. Die katholischen Fachabteilungen, die hiermit gemeint sind, erhalten in der Enzyklika besonderes Lob. Es wird aber den zu den christlichen Gewerkschaften neigenden Katholiken zugestanden, zur Erstrebung besserer Lebensverhältnisse, billigerer Bedingungen für Lohn und Arbeit oder zum Zweck anderer berechtigter Vorteile gemeinschaftlich mit Nichtkatholiken, unter Anwendung von Vorsicht, für ihre gemeinsamen Interessen zu arbeiten. Vorzuziehen sei freilich ein Kartell der katholischen und nicht katholischen Vereinigungen. Für Deutschland wird besonders erklärt, daß es geduldet und den Katholiken gestattet werden könne, den gemischten Vereinigungen sich anzuschließen, solange nicht wegen neu eintretender Umstände diese Duldung aufhört, zweckmäßig oder zulässig zu sein. Also nur widerruflich; außerdem werden Vorsichtsmaßregeln empfohlen, deren Art nicht angegeben wird; immerhin wird die eine bekanntgemacht, daß die katholischen Mitglieder der Gewerkschaften zugleich den katholischen Fachvereinen angehören müssen. Die Gewerkschaften müssen sich auch von allem fernhalten, was grundsätzlich oder tatsächlich mit der Lehre und den Geboten der Kirche wie der zuständigen kirchlichen Obrigkeit nicht im Einklang stehe, ebenso ist alles in Schrift oder Reden oder Handlungen zu vermeiden, was aus diesem Gesichtspunkt tadelnswert ist. Die Bischöfe haben in dieser Hinsicht die Gewerkschaften zu überwachen.

Über diese Enzyklika waren die katholischen Gewerkschaftsmitglieder stark beunruhigt. Sie verlangten von den kirchlichen Oberen völlige organisatorische Entschließungsfreiheit in der Beurteilung von Lohnbewegungen und Streiks und verwarfen die geistliche Beaufsichtigung der gewerkschaftlichen Beschlüsse und Einzelaktionen. Sie erwiderten, daß die Gewerkschaften nicht etwa geistliche Beiräte mitbringen könnten bei den Verhandlungen mit den Unternehmern. Das Eingreifen von geistlichen Arbeiterpräsiden in Lohnkämpfe habe durchweg für den Einfluß der Kirche einen ungünstigen Ausgang genommen. Als Gegengabe bieten die christlichen Gewerkschaften, daß sie den Arbeitern, die das sozialdemokratische Klassenkampfprinzip verwerfen, eine gewerkschaftliche Betätigung ermöglichen, ohne

daß sie ständig mit ihren religiös-sittlichen Grundsätzen und vaterländischen Idealen in Gewissenskonflikte kommen, daß sie, wie der Gewerkschaftsführer Stegerwald auf dem Essener Kongreß der christlichen Gewerkschaften ausgeführt hat, mit dem Wort „christlich" von vornherein zwischen sich nnd der sozialdemokratischen Richtung klar erkennbare Grenzpfähle aufstecken, um die Bewegung vor sozialistischer Unterminierung zu schützen. Im übrigen wollen sie nicht mehr als alle anderen wirtschaftlichen Organisationen unter kirchlicher Aufsicht stehen.

Mit dieser Interpretation der Enzyklika hat sich ein Teil der deutschen Bischöfe einverstanden erklärt und es ist daher tatsächlich unrichtig, wenn die Sozialdemokratie erklärt, den christlichen Gewerkschaften seien von der Kirche die Sehnen durchschnitten und sie seien an die Kette Roms gelegt worden. Wenn sie einem Gegensatz der autoritativen Politik der Kurie und der selbständigen Tätigkeit des Volkes und seiner Glieder feststellt, so wird das wohl seine Richtigkeit haben; aber auch die Gewerkschaften haben sich ihre Selbständigkeit bewahrt und dabei die Anerkennung eines Teiles der deutschen Bischöfe gefunden. Die Sozialdemokratie will die Abhängigkeit der Gewerkschaften mit ihrer Haltung beim letzten Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier beweisen; da hätten die Bischöfe und die Kurie mit den Unternehmern im Bunde gestanden und die Christlichen wären zahm gemacht worden. Diese Räubergeschichten sind durch den Kölner Prozeß ad absurdum geführt. Der Streik war durch und durch ungewerkschaftlich, eine Machtprobe des Alten Verbandes und ein Sympathiestreik für die englischen Bergarbeiter; nach der ganzen Anlage und Begründung als frivol zu bezeichnen. Aus ihm lassen sich hinsichtlich der mangelnden Unabhängigkeit der Christlichen gar keine Schlüsse ziehen.

Der deutsche Episkopat ist in der Gewerkschaftsfrage nicht einig. Kardinal Kopp in Breslau kämpft gegen die Kölner Richtung und gegen die Bischöfe des westlichen Industriegebietes, die, um dem Kampf eine etwa gegen den Papst gerichtete Spitze zu nehmen, die päpstliche Enzyklika nochmals sinn- und wortgetreu ihren Diözesanen bekanntgegeben haben, im übrigen aber den Gewerkschaften keine beengende Vorschriften machen. Die Zentrumspartei hat sich auf die Seite der christlichen Gewerkschaften gestellt und der Quertreiberei nicht nur scharfe Worte zuteil werden lassen, sondern auch kräftige Taten angedroht. Die politische Linie des Zentrums ist ziemlich klar. Die Partei kann eine konfessionelle Absperrung und eine römische Intransigenz zurzeit nicht brauchen. Die Partei leitet in Gemeinschaft mit anderen wichtigen Gruppen und Faktoren die deutsche Reichspolitik und erreicht dabei doch auch manches für ihr kirchliches Ideal. Diese beherrschende Stellung einer Minderheitspartei wäre unerträglich und bald erschüttert, wenn sie sich mit den starren, unversöhnlichen Formen des Nurkatholizismus umgeben würde, wie es das Ideal der Berlin-Breslauer Richtung zu sein scheint. Darum steht das Zentrum zu den christlichen Gewerkschaften, die damit einen starken Rückhalt bekommen. Weitergehende Schlüsse kann man aus all diesen Vorgängen über innere Umwandlung des Zentrums, über das Vordrängen des Laienelements in der katholischen Kirche, sowie auch über Umgestaltung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung zurzeit nicht ziehen, ohne den Boden der Tatsachen unter den Füßen zu verlieren. Man darf eben nicht vergessen, daß wir in der Mitte, nicht am Ende weitgreifender kultureller und

sozialer Kämpfe stehen. Sie beeinflussen natürlich auch die katholische Kirche und alle ihre Nebenorganisationen, und so kann sich mit Anpassung und Abwehr die Entwicklung des Streites noch lange hinziehen. Die Sympathien des deutschen Volkes sind hierbei unzweifelhaft auf der Seite der christlichen Gewerkschaften.

Ein demokratischer Leitfaden

In acht gewaltigen Aufsätzen, kaum einer unter vier Spalten lang, hat die Frankfurter Zeitung in den letzten Wochen den preußisch-deutschen „Militärstaat" moralisch vernichtet und sich angeschickt, an seiner Stelle den deutsch-frankfurtischen „Bürgerstaat" aufzurichten. Augenscheinlich haben sich die feinsten Köpfe Frankfurts zusammengetan, um eine Art Leitfaden für die deutsche Demokratie bei der Bekämpfung des Militarismus zustande zu bringen. Wenn es nichts Besseres geworden ist, als eine mittelmäßige und, wie wir glauben, nicht sehr wirkungsvolle Broschüre — an Eifer hat es nicht gefehlt. Die Frankfurter Herren sind sich aber, wie sich an verschiedenen Stellen ihrer Artikel zeigt, selber darüber klar, daß im Bürgertum der Boden für ihre Aussaat nicht empfänglich ist. Sie müssen es sich eingestehen — sie tun es natürlich nur mit bitteren Glossen gegen den stumpfen Bürgersinn —, daß Zabern schließlich auf die Bevölkerung ganz anders gewirkt hat, als die Demokratie in der ersten Hitze erhoffte. Man glaubte zu einem vernichtenden Schlage gegen den „Militarismus" ausholen zu können, und man findet nun, daß die Ansichten der Demokratie über unser Heer sich mit den Auschauungen des Bürgertums keineswegs decken. Man glaubte, die Zaberner Vorgänge als drohende Anzeichen gefährlichen Prätorianergeistes brandmarken und generalisieren zu können. Und man erkennt jetzt, daß die Bevölkerung Rückschlüsse von vereinzelten Vorkommnissen auf den Geist der gesamten Armee ablehnt, daß sie sich absolut nicht bedroht fühlt und das gute Verhältnis zwischen Volk und Heer sorgsam weiter pflegen will. Die Demokratie, und mit ihr die Frankfurter Zeitung, hat sich über die Seelenstimmung des Volkes in einem fundamentalen Irrtum befunden, und die Frankfurter Zeitung tut ein übriges, indem sie diesem Irrtum noch ein literarisches Monument setzt.

Ein anspruchsvolles Monument. Zunächst wird uns militär-historisch bewiesen, daß unser heutiges Heer den Ideen nicht entspricht, die bei der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht Pate gestanden haben. Mag sein. Es ist wohl manches anders geworden, als man es sich damals gedacht hat. Nur soll sich doch nicht unsere Demokratie als der wahre Erbe des militärischen Reformgeistes der Scharnhorst und Gneisenau ausgeben. Die Reformen der Befreiungsjahre würden auf die demokratischen Verunglimpfungen unseres Heeres Antworten haben, „scharf wie gehacktes Eisen".

Nach der Armee kommt „die Vormacht Preußen" dran. Frisch und keck wird behauptet, das preußische Herrenhaus habe klar und offen die Forderung aufgestellt, daß Preußen das Reich als seine Provinz behandeln müsse. Und den maßgebenden Stellen in Preußen wird nachgesagt, daß sie die preußische Eigenart und die Organisation des preußischen Staates in bewußten Gegensatz zu der des Reiches stellen. Mit derartig böswilligen Verdrehungen dient man am allerwenigsten dem an sich richtigen Gedanken, daß eine gesunde „Äquilibrierung" zwischen Preußen und dem Reich dauerndes Erfordernis unserer Politik ist, ein

Gedanke, den der Reichskanzler im Herrenhaus eingehend in allen Konsequenzen erörtert hat. Was aber hier in der Frankfurter Zeitung vertreten wird, kommt weniger auf „Äquilibrierung" als auf Demolierung hinaus.

Immerhin wirken diese Auslassungen noch staatsmännisch gegenüber einer weiteren Gedankenreihe, in der allen Ernstes die Elbe als der Grenzstrich zwischen dem „west-süddeutschen Bürgerstaat" und dem „preußisch-nordöstlichen Militärstaat" bezeichnet wird. In Zabern habe nicht das elsaß-lothringische Reichsland gegen den deutschen Geist revoltiert (mit solchen Anschauungen identifiziert man sich bekanntlich auch nicht auf konservativer Seite), sondern „der Geist des ostelbischen Koloniallandes revoltiert gegen den Geist des Mutterlandes und sucht ihn zu unterwerfen." Soweit sind wir nun also gekommen! Der vielgenannte Zaberner Leutnant ist der böse Genius Ostelbiens und der Zaberner Janhagel der gute Engel des übrigen Deutschland. Deutschland durch den Elbstrich in ein helles und ein dunkles Land geteilt! Der Herr, der hier die Feder geführt hat, scheint nur nachts im Schlafwagen ostelbisches Land passiert zu haben, weil er in der Furcht lebte, daß gleich hinter der Elbe die Barbarei beginnt. Er meint, das Kolonialland östlich der Elbe sei schlecht erobert worden. Zum zweitenmal, wie vor achthundert Jahren, müsse das „Mutterland" jetzt seine Pioniere, aber jetzt friedliche Eroberer, Bauern, Kaufleute und Kapital, nach dem Osten schicken. Von der riesigen Kulturleistung, die im deutschen Osten durch den preußischen Staat, und zwar gegen den hartnäckigsten Widerstand der Demokratie, für Deutschland geleistet worden ist, hat er keine Ahnung. Mit einer ähnlichen Ignoranz und Überhebung ist über das Deutschland diesseits der Elbe seit langem nicht geschrieben worden. Wie ist es möglich, daß man sich im Westen des Reiches derartige Torheiten ohne Widerspruch bieten läßt?

Des weiteren werden wir über die Schäden der militärischen Staatszucht, der Übertragung militärischer Methoden auf bürgerliche Verhältnisse belehrt. Als Kardinalfehler des deutschen Beamten wird Mangel an Noblesse bezeichnet, ganz anders als in England, wo die Noblesse soweit geht, daß der Staatssekretär sogar mit seinem Portier spricht. Wie gut kennen diese Leute englische Verhältnisse, und wie schlecht deutsche! Subalternbeamte, die für ihren Vorgesetzten durchs Feuer gehen, gibt es bei uns so gut wie in England, minder liebenswürdige Exemplare hier wie dort. Um die Integrität, Sorgfalt, Korrektheit unseres Beamtentums beneidet uns die ganze Welt. Und der Segen unserer Methode, der sich in tadelloser Verwaltung, blühenden Gewerben, sauberen Städten ausspricht, lockt immer neue Interessenten aus dem Auslande zum Studium. Gewiß gibt es auch hier Kehrseiten. Aber den Herren von der Frankfurter Zeitung gefällt es, in Deutschland nur Kehrseiten zu sehen.

Nun nimmt man in Frankfurt eine besondere Kompetenz für die Beurteilung der elsaß-lothringischen Dinge in Anspruch. Ihnen ist auch in diesem „Leitfaden" eine lange Betrachtung gewidmet. Es wird ganz richtig die nirgends bestrittene Wahrheit dargelegt, daß Versuche einer Zwangsgermanisierung zu nichts führen. Wir können konkrete Pflichterfüllung, nicht nationale Gesinnung fordern, heißt es. Sehr richtig. Wir müssen aber vor allem noch eins fordern, daß nämlich dem Aufkeimen einer deutsch-nationalen Gesinnung nicht durch den französischen Nationalismus Schwierigkeiten gemacht werden. Der Nationalismus in Elsaß-

Lothringen sei bereits tot gewesen, behauptet die Frankfurter Zeitung. Das ist falsch. Er hat nur zum Teil andere Formen angenommen, sich zum Beispiel liberal-demokratisch verkleidet. Auch in den Autonomiebestrebungen, die die Frankfurter Zeitung unterstützt, ist er vorhanden. Denn der Frankfurter Zeitung wird es doch wohl nicht unbekannt sein, daß diese Autonomiebestrebungen von den nationalistisch gerichteten Elsässern dahin geleitet werden sollen, für die Reichslande zum mindesten eine Art Mittelstellung zwischen Deutschland und Frankreich zu erlangen? Vor allen Dingen schiebt die Frankfurter Zeitung aber eine Seite der elsaß-lothringischen Frage von sich ab, die redlicherweise gar nicht übersehen werden kann. Das ist die Bedeutung Elsaß-Lothringens für die deutsch-französischen Beziehungen. Die Frankfurter Zeitung beschränkt sich darauf, zu bemerken: Eine elsaß-lothringische Frage als internationales Problem gebe es nicht, auch in Frankreich hätten sich weite Volkskreise dieses Gedankens endgültig entschlagen. Leider trifft diese Behauptung nicht zu. Frankreich betrachtet noch immer Elsaß-Lothringen als internationales Problem. Noch immer dreht sich das politische Denken in weiten Kreisen Frankreichs um Elsaß-Lothringen. Frankreich ist jederzeit darauf vorbereitet, die elsaß-lothringische Frage wieder aufzuwerfen, und wartet nur auf eine günstige Gelegenheit. Deshalb hat es auch immer seine Hand in Elsaß-Lothringen, wie bald in dieser, bald in jener Form erkennbar wird. So nahe Beobachter, wie die Frankfurter Herren, sollten sich doch darüber in keiner Täuschung befinden.

Einen Gipfel an nationaler Taktlosigkeit bilden aber die Betrachtungen über Deutschlands Stellung in Europa. Sie fallen um so mehr auf, als man im allgemeinen in der Frankfurter Zeitung vernünftige und wohlorientierte Behandlung der auswärtigen Politik findet. Hier aber bekommen wir die schmeichelhafte Note, daß wir überall in der Welt, bei sämtlichen Groß- und Kleinstaaten, auch bei unseren Bundesgenossen, unbeliebt sind. Und das von Rechts wegen, denn der Grund ist fast überall „der preußische Militarismus und seine Begleiterscheinungen". So gründlich wie hier sind wir in unserer Hassenswürdigkeit der Welt noch niemals vorgeführt worden. Auch nicht von unseren bittersten Feinden, etwa Herrn Marse in der National Review oder Herrn Wesselitzky in der Nowoje Wremja. Ist denn etwa die Frankfurter Zeitung in den Konzern der deutschfeindlichen Auslandsblätter aufgenommen worden? Immerhin, am Schluße wird doch eingeräumt, daß „das Reich in seiner Idee ganz vortrefflich" ist. Nur der preußische Korporal hat die Sache verdorben. „Man konnte das Reich stark machen, ohne rundum Mißtrauen und Abneigung zu erzeugen; man brauchte nur das militärische Preußen etwas zurücktreten zu lassen und über dem Militärstaat den umfassenden Bürgerstaat zu errichten." Wenn man solche, unsere Auslandsstellung diskreditierenden Betrachtungen liest, wird man daran erinnert, wie bitter es die Auslandsdeutschen beklagen, daß es gerade deutsche Zeitungen sind, die das Material zur Bekämpfung Deutschlands im Auslande liefern. Wenn etwas dazu beigetragen hat, uns unbeliebt zu machen, so sind es diese Schreibereien, die zudem nicht mal immer aus deutschen Federn stammen. Das bleibt eins der trübsten Kapitel unserer Publizistik.

Kehren wir zu dem Leitfaden zurück. Wir sind am Schluß und erblicken nun den Demokratismus in all seinem Glanz. Alles, was nicht auf Parlaments-

herrſchaft hinarbeitet, hat Mangel an echtem Staatsſinn; die Debatte über Zabern mag man ſchließen, die Auseinanderſetzung mit dem Militärſtaat muß fortgeſetzt und durchgeführt werden: zunächſt Reichsgeſetz über die militäriſchen Dienſtvorſchriften, dann Einſchränkung der Militärgerichtsbarkeit, Autonomie für Elſaß-Lothringen, kurz ein vollſtändiges Konfliktsprogramm. Es iſt gut, daß man wieder einmal deutlich ſieht, wohin die Demokratie will. Es iſt ein Programm der Aufweichung und ſchrittweiſen Beſeitigung unſerer verfaſſungsmäßigen Zuſtände. Voran aber ſteht der Kampf gegen Preußen.

Ernſt Moritz Arndt hat Kurs bei der Frankfurter Zeitung. Ihre ganze Auseinanderſetzung hat ſie unter ein Motto geſtellt, das aus dem Katechismus für den deutſchen Soldaten herausgeriſſen iſt. Da wird man an ein anderes Wort von Arndt erinnern dürfen. Es iſt in ſeinem von 1848 ſtammenden Aufſatz über Polentum und Polenbegeiſterung enthalten. Er ſpricht in dieſem Aufſatz von drei Arten von Leuten, den Unwiſſenden, den Narren, den Schelmen. Er fragt da, warum die Schelme ohne Maß und Ziel auf die Preußen und auf den König von Preußen ſchimpfen und ſchmähen. Und er antwortet:

„O, glaubt mir, es iſt Plan in der Wut. Preußen iſt die erſte und jetzt die einzige Macht, um welche die Fürſten und Völker Deutſchlands ſich ſammeln können und, wenn ſie beſtehen wollen, ſich ſammeln müſſen. Gelänge es ihnen,

Werkſtätten Bernard Stadler

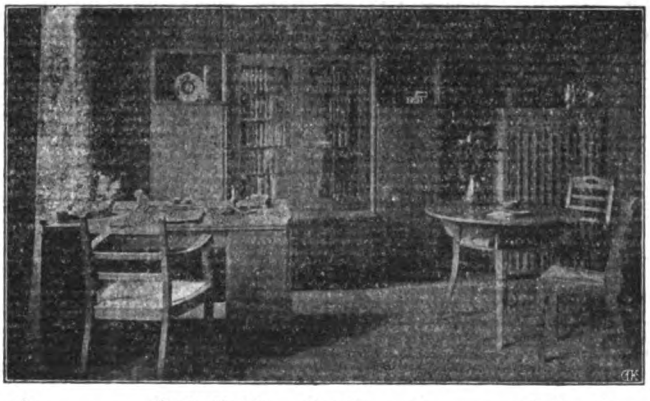
Paderborn Zuſammenarbeiten von Kaufmann, Künſtler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiſte durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in ſich ſchön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältniſſe der Formen. Einzelanfertigung in verſtändnisvollem Eingehen auf beſondere Wünſche. Beſonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollſtändige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserleſenes kunſtgewerbliches Kleingerät

Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark



Berlin W. 30 · Bremen · Düſſeldorf · Hamburg · Leipzig

Traunſteinerſtr. 6 Georgſtr. 64 Bleichſtr. 6 Bergſtraße 12/14 i. H. Aug. Polich

diese klein und verächtlich zu machen, und in der Meinung und Hoffnung der Deutschen ganz herunterzubringen, so hätten sie viel von ihrem bösen Spiel gewonnen".

Es ist nur eine Reminiszenz aus der Paulskirchenzeit. Man möge sich aber danach vorstellen, wie Arndt mit den Herren abgefahren wäre, die jetzt in der Frankfurter Zeitung Preußen und Deutschland Mores lehren wollen. Michel

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Frankreich und die belgiſche Heeresreform 1913

Das vergangene Jahr hat uns die Überraſchung gebracht, daß das belgiſche Volk, das bisher militäriſchen Laſten und Pflichten ſtets abgeneigt war, eine koſtſpielige Neuorganiſation und Verdopplung ſeines Heeres durchführte. Dieſe großen, vor allem erhebliche finanzielle Opfer mit ſich bringenden Neuerungen wurden aber nur dadurch möglich, daß die in allen Fragen der inneren Politik ſich ſo leidenſchaftlich bekämpfenden beiden großen Parteirichtungen, die radikal-liberale und die klerikal-konſervative jeden Parteihaß beiſeite ſchoben und ohne Rückſicht auf die Deckungsfrage einen Kompromiß in bezug auf die Heeresreform ſchloſſen.

Die Gründe, die das neutrale Belgien zu einem ſo wichtigen Schritt drängten, ſind verſchiedener Art. Zunächſt ſind es wohl die Rüſtungen ſeiner beiden Nachbarn, Deutſchlands und Frankreichs, ſowie die durch die geſpannte Lage zwiſchen Dreibund und Tripelentente dauernd beſtehende Kriegsgefahr. Bei einem großen europäiſchen Konflikte fürchtet Belgien, daß es die im Jahre 1831 durch Öſterreich, England, Frankreich, Rußland und Preußen garantierte Neutralität nicht mit Erfolg aufrecht erhalten kann und es, wie ſo oft im Laufe der Geſchichte, zum Tummelplatz fremder Armeen werden könnte. Auch der Verlauf des Balkankrieges mit allen ſeinen Greueln hat in der belgiſchen, dicht gedrängt wohnenden Bevölkerung, deren Wohl und Wehe mehr wie in einem anderen Lande von dem ungeſtörten Funktionieren von Handel und Induſtrie abhängig iſt, eine große Angſt vor den Schrecken eines Krieges hervorgerufen und zur einmütigen Annahme der Heeresvorlage beigetragen. Als wichtigſte und erfolgreichſte Stimmungsmacherinnen ſind hierbei neben der engliſchen die franzöſiſche Tagespreſſe und die militäriſche Fachliteratur tätig geweſen.

Frankreich hofft ſchon ſeit langem in ſeinem belgiſchen Nachbarn einen Bundesgenoſſen für den Kriegsfall zu finden und mit Hilfe der belgiſchen und der engliſchen Armee von Beginn eines Krieges an ein numeriſches Übergewicht

über Deutschland zu gewinnen. Zu diesem Zweck haben die bedeutendsten Militärschriftsteller, wie z. B. der General Langlois in seinem Werke „La Belgique et la Hollande devant le Pangermanisme", nachzuweisen gesucht, daß Deutschland infolge der starken französischen Ostfront gezwungen sei, mit dem rechten Flügel seiner Armeen durch Belgien zu marschieren, um eine Umfassung der belgischen Armee herbeizuführen.

Wenn auch von seiten unserer Militärschriftsteller dieses schwierige Gebiet in taktvollster Weise fast gar nicht betreten wurde, so hat es doch die französische Literatur, dank der von Frankreich sehr abhängigen belgischen Tagespresse, vermocht, Unruhe und Besorgnis in das belgische Volk zu tragen. Ganz besonders interessant ist es, den allmählich in Belgien vor sich gehenden Umschwung der Meinung in Volk und Heer zu beobachten.

Als im Jahre 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, machte Belgien auf Wunsch der beiden Kriegsführenden seine Armee mobil, um die Neutralität des Landes aufrecht zu erhalten. Nach dem Kriege herrschte in Belgien im allgemeinen eine deutschfreundliche Stimmung. So erklärte z. B. im Jahre 1872 der Professor der Rechte an der Universität Brüssel, Altmeyer, gelegentlich einer Sitzung des Provinzialrates von Brabant, daß allein der Anschluß an Deutschland Belgien Vorteile bringen könne, denn das gedemütigte Frankreich müsse bestrebt sein, für den Verlust von Elsaß-Lothringen anderswo territorialen Ersatz zu suchen. Die Gefahr, daß es Belgien zu diesem Zwecke ausersehe, sei aber sehr groß. Die Folge dieser deutschfreundlichen Stimmung aber war das nunmehr beginnende Bestreben der französischen Fachpresse, das Gegenteil zu beweisen und Deutschland als den wahren Feind der belgischen Neutralität hinzustellen. Im Jahre 1873 wurde daher in einer angesehenen französischen Militärzeitschrift eine Studie über die französische Nordostgrenze veröffentlicht, die die Verletzung der belgischen Neutralität als das Vorspiel des nächsten deutsch-französischen Krieges hinstellte.

Drei Jahre später wurde das Verteidigungskomitee in Frankreich mit der Prüfung der Frage beauftragt, ob die französische Grenze gegen einen deutschen Angriff genügend gedeckt sei. In der zu diesem Zweck ausgearbeiteten Denkschrift erklärte der Vorsitzende der Kommission unter anderem, daß die Nordostgrenze nur dann genügend gesichert sei, wenn Belgien seine Neutralität aufrechterhalten könne. Damit wurde also gesagt, daß Frankreich sich hier nicht offensiv, sondern defensiv verhalten wolle. Demgegenüber suchte 1878 der belgische Major Déjardin nachzuweisen, daß voraussichtlich der linke Flügel der französischen Armee weit durch die belgische Ebene ausholen und wahrscheinlich nördlich der Sambre vorgehen würde, da hier das Eisenbahn- und Straßennetz, sowie die Verpflegungsbedingungen für Heeresbewegungen äußerst günstig seien, während weiter südlich in den Ardennen, dem Hohen Venn und der Eifel gerade umgekehrte, also für den Vormarsch eines Heeres ungünstige Verhältnisse vorlägen.

Während Déjardin also 1878 der Ansicht ist, daß nicht Deutschland, sondern Frankreich den Anstoß zur Verletzung der belgischen Neutralität gibt, hat er sich mehr als drei Jahrzehnte später, wie viele seiner Landsleute, zur umgekehrten Anschauung bekehrt, da inzwischen die französische Presse mit einer Flut von Artikeln die öffentliche Meinung in Belgien bearbeitet hatte. Als weiteren Beweisgrund für diese Hypothese führt Jules Poirier in seinem Buche „La Belgique devant une guerre franco-allemande" eine Äußerung des Generals von Bernhardi an, der in einem seiner Werke auseinandersetzt, daß die deutsche Armee von Norden her die französische umfassen müsse. Es ist dieses ein Beweis, daß seitens unserer Militärschriftsteller in dieser Frage nicht genug Zurückhaltung geübt werden kann, da das durch die französischen Verdächtigungen argwöhnisch gemachte belgische Volk jede derartige private Äußerung als von offizieller Stelle kommend ansieht.

Nachdem man nun von französischer Seite nachgewiesen zu haben glaubte, daß Deutschland der böse Nachbar sei, gab man Belgien Ratschläge, wie es sich gegen die Gefahr einer deutschen Invasion am besten sichern könne. In dieser Hinsicht sei besonders das vorerwähnte Buch des Generals Langlois genannt, der darin 1906 hervorhob, daß weder Namur noch Lüttich genügend verteidigt seien und Antwerpen, das 100 Kilometer von der Maaß entfernt läge, auf die deutschen Operationen keinen Einfluß haben könne. Sowohl die Festungsbesatzungen der beiden erstgenannten Festungen, als auch die Feldarmee selbst seien zu schwach, und könne hier nur eine Verstärkung des Heeres helfen. Dagegen täte Belgien gut, nicht so viele Aufwendungen für die außerhalb des Operationsbereiches der Armee liegende Festung Antwerpen zu machen. Langlois, wie viele seiner Landsleute, sieht ferner das Heil Belgiens in einem Anschluß an Holland, dessen Armee im Kriegsfalle ein nicht zu unterschätzender Kräftezuwachs für Belgien, und wie die Franzosen weiter hoffen, auch für ihre Armee bedeuten würde. Wie wenig Neigung auf holländischer Seite für eine solche Verbrüderung besteht, ist ja bekannt und bedarf keiner weiteren Ausführung.

In Belgien dagegen sind die französischen Ermahnungen auf fruchtbaren Boden gefallen. Bis zum Jahre 1909 kannte Belgien nicht die allgemeine Wehrpflicht. Die Rekrutierung der Armee geschah durch Freiwillige, die sich, falls die Friedenspräsenzstärke nicht erreicht wurde, aus den wehrfähigen jungen Leuten von zwanzig Jahren, den sogenannten Milizen, durch das Los ergänzten. Hierbei war Stellvertretung gestattet, so daß nur die untersten Schichten der belgischen Bevölkerung Dienst mit der Waffe leisteten. Tatsächlich wurden aber die Milizen nicht im vollen Umfange eingezogen, so daß die einzelnen Truppenteile im Frieden oft so schwach waren, daß ihre Ausbildung sehr erschwert wurde. Die Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina, der Hinweis der französischen Presse, daß es Belgien, wenn es bei seinen mangelhaften Rüstungen beharre, ebenso ergehen könnte, und die wachsende Beunruhigung des Volkes schufen 1909 ein neues Wehrgesetz, das endgültig die allgemeine Wehr-

pflicht, wenn auch mit vielen auf Betreiben der klerikalen Partei angebrachten Ausnahmen, einführte. Damit war von jeder Familie ein Sohn wehrpflichtig und die Stellvertretung kam in Fortfall. Allerdings wurde die bisherige Friedensstärke von 42 800 Mann nicht erhöht, aber es wurde nunmehr diese Zahl wirklich erreicht, während früher zahlreiche Fehlstellen vorhanden waren. Gleichzeitig wurde der 1906 beschlossene Ausbau der Festung Antwerpen, die eine weitere geschlossene Verteidigungslinie von vorgeschobenen Forts erhält, fortgesetzt, und dieser Platz zu einem wahren „Réduit national" umgestaltet.

So sehr auch diese Fortschritte auf dem Gebiet des belgischen Heerwesens in Frankreich anerkannt und mit Freude begrüßt wurden, so wenig war man mit dem Gesamtergebnis zufrieden. Eine Feldarmee von rund 90 000 Mann und Besatzungstruppen für die Festungen von rund 48 000 Mann genügten den französischen Wünschen nicht, zumal man in Frankreich für den Ausbau von Antwerpen wenig Interesse hatte. Von allen Seiten suchte man der belgischen Heeresverwaltung klar zu machen, daß nicht in der Defensive hinter Festungswällen, sondern in der Offensive — natürlich nur im Anschluß an die französische Armee gedacht — das Heil des belgischen Heeres läge.

In Belgien selbst nahm sich die Liga der nationalen Verteidigung der Sache ernstlich an und machte in allen Gemeinden des Landes für eine weitere Heeresverstärkung Propaganda, während die in Brüssel versammelten Vertreter der belgischen Presse einen gemeinsamen Plan für die Verbreitung des Gedankens an die Notwendigkeit einer solchen Verstärkung entwarfen.

Im Februar 1912 trat der Kriegsminister Hellebaut, der sich um die Entwicklung des belgischen Heerwesens große Verdienste erworben hatte, von seinem Amte zurück. Dieser Rücktritt des Kriegsministers wird in vieler Hinsicht auf französischen Einfluß zurückgeführt, da er nicht schnell genug im Sinne der begehrten Heeresreform gearbeitet hatte. An seine Stelle trat das Ministerium Broqueville, dem es gelang, ohne große Schwierigkeiten das neue Heeresgesetz im Parlament durchzubringen. Der neue Kriegsminister begründete die neue Heeresvorlage damit, daß er sagte: „Die belgische Armee muß so stark sein, daß sie jedem Kriegsführenden die Idee raubt, die Neutralität Belgiens zu verletzen, um sich durch dieses Land einen Durchmarsch zu verschaffen." In einer geheimen Sitzung soll dieser Gedanke weiter ausgeführt und die strategische Lage Belgiens bei einem großen Kriege näher erörtert worden sein, so daß selbst die bis dahin der Heeresreform feindlich gesinnte klerikale Partei ein Gruseln überkam und sie ihre Zustimmung gab. Daß bei den Auseinandersetzungen in der geheimen Kammersitzung die von französischer Seite behaupteten böswilligen Absichten des deutschen Nachbarn eine große Rolle spielten, darf wohl nicht bezweifelt werden.

So kam es, daß das belgische Heer durch das Gesetz vom 30. August 1913 eine unerwartete Vermehrung erfuhr, mit der eine gleichzeitige durchgreifende Neugestaltung der Heeresorganisation verbunden war. Durch dieses Gesetz ist

das bisherige jährliche Rekrutenkontingent von vierzehn- bis sechzehntausend Mann auf dreiunddreißigtausend Mann erhöht worden, so daß im Mobilmachungsfalle die Feldarmee eine Stärke von einhundertundfünfzigtausend Mann und die Besatzungstruppen der Festungen und die Reserven eine solche von etwa einhundertundachtzig- bis einhundertundneunzigtausend Mann haben. An Stelle der bisherigen vier Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen treten sechs Infanterie- und eine Kavalleriedivision, die aber im Vergleich zu früher besser gegliedert sind. Allerdings haftet der belgischen Armee auch in Zukunft noch ein großer Fehler an, wie dieses ihre Fachpresse selbst zugibt, nämlich, daß bei eintretender Mobilmachung das Verhältnis der Reservisten zu den aktiven Mannschaften ein sehr großes ist und aus einem Regiment zwei gebildet werden müssen. Dieses Zerreißen der Friedensverbände in Verbindung mit der großen Reservistenzahl, muß den Wert der mobilen Truppe sehr herabsetzen.

Immerhin hat aber das neue Wehrgesetz die belgische Armee einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht. Sollte einmal der Tag kommen, wo der Dreibund gegen die Tripleentente marschieren muß, so wollen wir hoffen, daß das belgische Volk sich nicht von seinem französischen Nachbarn umgarnen und als sein Werkzeug gebrauchen läßt. Eine belgisch-englische Armee auf dem linken Flügel des französischen Heeres würde für dieses einen nicht zu verachtenden Kräftezuwachs bedeuten, eine Kombination, die ja offen in der französischen Presse ausgesprochen und erhofft wird.

Wie schon erwähnt, hat die Deckungsfrage bei der Beratung der Heeresreform keine Rolle gespielt, doch ist sie bei dem schlechten Stand der belgischen Finanzen von nicht unerheblicher Bedeutung. Zurzeit schleppt das Finanzministerium ein Defizit von etwa einer Milliarde mit sich herum und es gelingt ihm offenbar nicht, eine Anleihe in dem benachbarten Frankreich unterzubringen. Man hat infolgedessen die Deckung durch kleine Mittel versucht, indem man z. B. seit mehr als einem Jahr kurzfristige Schatzscheine ausgibt, weil die klerikale Partei nicht den Mut fand, an eine grundlegende Reform der Steuergesetzgebung im Wege der direkten Steuern heranzutreten. Da im Frühjahr des Jahres Neuwahlen zur belgischen Kammer stattfinden, will man offenbar die Wähler kurz vor der Entscheidung nicht durch neue Steuern erschrecken und eine Finanzreform der neuen Kammer überlassen.

Ein Streifzug in die Volksetymologie und Volksmythologie

Von Adolf Stölzel

8.

Im Hohenlohe-Neuensteinschen Linienarchive zu Neuenstein beginnt ein Gültebuch des Jahres 1357 mit den Einträgen: „Item Contz tuifel und hornaff 5 schill. heller vun ein vast hun von eim lehn“ und „Item hornaffer hofstat 1 schill. heller ein vasn hun vunn ein vierteil habern vun ein andern hofstat“. Beide Stellen gehören der Aufzählung derjenigen Abgaben an, die aus Crailsheim der Neuensteiner Hohenlohe-Linie gebührten. Die eine Abgabe lag dem Crailsheimer Einwohner Hornaff als dem Inhaber eines herrschaftlichen Lehns, die anderen beiden Abgaben lagen zwei Hofstätten der Hornaffer zu leisten ob. Es gab also damals in Crailsheim einen zinspflichtigen (Cuntz?) „Hornaff“ und zwei zinspflichtige Hofstätten, die der Familie der „Hornaffer“ zustanden. Der Name „Horneffer“ (nur eine andere Form als Hornaffer) kommt für einen Studiosus aus Schmalkalden 1449 in der Erfurter Universitätsmatrikel vor. Er bedeutet Hornaffenmann oder Hornaffenbäcker. Nichts anderes wird wohl auch der Name „Hornaff“ bedeuten.

Genau so verhält es sich mit dem schlesischen Mohn- oder Mohhorn. Neben dem seit alters zu Martini gebackenen Mohhorn existierte in Schlesien der Familienname Mohhorn. In den 1770er Jahren besaß nach Auskunft des jetzigen Besitzers der „Mohornmühle“ ein „Johann Mohorn“ diese Mühle, angeblich als erster Müller. Gleich dem genannten einstigen Besitzer hat auch der jetzige dem Worte Mohhorn sein doppeltes h entzogen; denn der letztere nennt sich Besitzer von „Hotel und Pension Mohornmühle in Klein-Aupa (österr. Riesengebirge)“ auf seinen Briefbogen und Rechnungen. Die Mohornmühle kann allerdings ihren Namen führen von einem ihrer Besitzer, der Mohorn oder richtiger Mohhorn hieß, aber wahrscheinlich rührt dessen Familienname vom Gebäck Mohhorn her.

Das mittelalterige Zunftwesen brachte es nämlich mit sich, daß der einzelne Bäcker nicht Backware jeder Art backen durfte, sondern auf ein besonderes Gebäck beschränkt blieb. Sechzehn Sorten Bäcker zählt Vilmar in seinem Namenbüchlein auf, die von demjenigen Gebäck, das sie zu backen berechtigt waren, ihren

Namen erhielten. Darunter befindet sich auch der Ekenbecker (einer, der, wie Vilmar sagt, „schiffförmiges Gebäck, Hornaffen backt"). Den Hornaff, Horneffer, Hornaffer oder Hornaffenbecker kennt zwar Vilmar nicht, wohl aber neben dem Rinkenbecker den Kuchenbecker, Stollenbecker, Semmelbecker. Letzterer wird wohl auch Semmler genannt worden sein. Till Eulenspiegel kommt nach seinen, dem fünfzehnten Jahrhundert angehörigen Historien in das Geschäft eines „Brodbäckers". Aus der Familie der Crailsheimer Hornaffen oder Hornaffer wird 1427 ein dortiger Zeugwart erwähnt*); als letztes Glied der Familie Hornaff verzeichnet ein Crailsheimer Sterberegister von 1547 eine Greisin „Hella Hornaffin"; sie starb im Hospital. Mindestens vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts saßen also zwei Jahrhunderte lang Angehörige der Familie „Hornaff" in Crailsheim. Sie hatten Lehnsbesitz und waren Eigentümer von Hofstätten. Gab es aber Hornaffer-Hofstätten, so gab es sehr erklärlicher Weise auch Hornaffen-Äcker und, wenn so benamte Äcker sich noch heute bei Crailsheim finden, wie es der Fall ist, so darf man annehmen, daß der Name dieser Äcker gleich ähnlichen anderen Flurnamen aus alter Zeit stammt. Die Mohornmühle in Schlesien (s. S. 55 Heft 2 von 1913) liefert eine Parallele. Hornaffer-Äcker waren Äcker, die der Hornaffer-Familie gehörten, wenn es nicht etwa Äcker waren, auf denen der Weizen gezogen wurde, der zum Hornaffenbacken diente, seit, wie demnächst sich ergeben soll, die Stadt vom Jahre 1380 ab die schenkweise massenhafte Lieferung von Hornaffen übernahm. Jedenfalls war um das genannte Jahr die Familie Hornaff eine angesehene und begüterte in Crailsheim. Es ist somit ausgeschlossen, daß dort damals das Wort die häßliche Nebenbedeutung eines „Kotaffen" im heutigen Sinne gehabt hätte. Wer würde wohl sich diesen Namen als Geschlechtsnamen gewählt oder von anderen sich haben gefallen lassen?

Gleichwohl wurde in Crailsheim das längst als Name eines Gebäcks wie als Name von einzelnen mit der Herstellung dieses Gebäcks befaßten Einwohnern gebräuchliche Wort Horn- oder Horaffe vom 17. Februar 1380 als Scheltwort eingeführt, zugleich aber in Verbindung damit der Herstellung dieses Gebäcks für jeden künftigen 17. Februar eine besondere Bedeutung beigelegt.

Der Grund für diesen Wandel liegt in einem für Crailsheim wichtigen Vorgange, der mit der allgemeinen politischen Lage der damaligen Verhältnisse im Deutschen Reiche zusammenhängt, wie sie oben (S. 355 Heft 47 von 1913) für die Jahre 1376 bis 1381 geschildert ist.

Im Jahre 1379, dem Hauptjahr der Tätigkeit des unter dem Zeichen des Hornes gebildeten Bundes adliger Herren (der „Hörner") entwickelte sich Ähnliches in benachbarten Gebieten. Es kam dahin, daß damals drei Reichsstädte des Schwäbischen Bundes (Dinkelsbühl, Hall und Rothenburg), die zwei Jahre zuvor dem Grafen von Württemberg siegreich bei Reutlingen entgegengestanden

*) Oberamtsbeschreibung S. 224.

hatten, sich wiederum vereinten und dem in Amt und Burg Crailsheim herrschenden Grafen von Hohenlohe die Fehde ansagten*).

Die Hoffnung lag für die drei Reichsstädte nahe, daß die Stadt Crailsheim gemeinsame Sache mit ihnen machen werde. Statt dessen trat, als handle es sich für die Crailsheimer darum, unter dem Zeichen des Hornes zu kämpfen, die Stadt der Hohenlohe auf seiten der hohenloheschen Ritterschaft und schloß den Reichsstädten die Tore. So kam es zur Belagerung Crailsheims vom Herbst 1379 bis zum 17. Februar 1380. Am letztgenannten Tage, dem fünften vor Fastnacht, zogen die Belagerer unverrichteter Sache ab: Crailsheim ward gerettet — wie die spätere Sage berichtet — „durch die List seiner Bürgermeisterin". Es wird nämlich erzählt, die Bürgermeisterin, „eine dicke Persönlichkeit", sei, als die Lebensmittel ausgingen und man sich schon mit dem Gedanken der Übergabe trug, auf die Mauer gestiegen und habe von da aus den Feinden ihre Wohlbeleibtheit offen gezeigt. Das habe die Belagerer stutzig gemacht, so daß sie an der Möglichkeit verzweifelten, die Stadt auszuhungern. Im Ärger darüber hätten sie sich zum Abzuge entschlossen und den Siegern zugerufen; „Ihr Horaffen".

Im Munde der Reichsstädter sollte diese Bezeichnung die Crailsheimer möglichst verletzen, und sie tat das auch. Den Crailsheimern wurde ins Gesicht geschleudert, und zwar in gesteigertem Sinne des Wortes, daß sie Affen seien, Erzaffen, Affen höchster Potenz. Was „Horaffen" wirklich waren, nämlich „offene Hörner" wußte man wahrscheinlich 1380 in Crailsheim und Umgegend so wenig wie heute. Das Gebäck „Hornaffe" oder „Horaff" war und ist noch jetzt in den drei Reichsstädten nicht zu finden. Ob sie wußten, daß angesehene Crailsheimer Familien den Namen Hornaffer trugen, steht dahin. Feierte man aber in Crailsheim üblicherweise zu Fastnacht ein Hornaffenfest, so ist das den Nachbarstädten vielleicht bekannt gewesen. Jedenfalls hörten sie bei Aufgabe der Belagerung von der Existenz des Hornaffengebäcks in Crailsheim. Denn: „Alles überließ sich damals am 17. Februar" — so berichtet die im Jahre 1839 erschienene „romantische Erzählung" der Belagerung — „der ausgelassensten Freude", und diese Freude kam eben durch besonders reichliches Backen und Vertilgen von Hornaffen mit zum Ausdruck. Gerade der allgemeine Taumel und Jubel der Crailsheimer gereichte ihren Feinden zum Ärger. Er fiel mit dem Fastnachtsfeste zusammen. Dazu erfanden nicht etwa die Crailsheimer über Nacht vom 17. zum 18. Februar ein Gebäck, das sie Hornaffen nannten und als neue Erfindung von Haus zu Haus backten. Die Hornaffen waren längst ihr Fastnachtsgebäck, wie die Hornaffer ihre Hornaffenbäcker. In Erfurt fand sich das ähnlich, während anderwärts, wie in Schlesien, wir das Hornaffenfest auf den Martinstag gelegt sahen. Für Regensburg setzte ein Bürger ein Jahrzehnt vor der Belagerung Crailsheims (1370) eine „ewige

*) Vgl. Gmelin, Gesch. Württembergs, Bd. 3, S. 327.

Spende" aus, die „mit Hornaffen" jährlich am Allerseelentag, also ebenfalls im November, ausgeteilt werden sollte*); ob das die Einsetzung eines Hornaffenfestes oder nur eine Spende für ein bereits übliches Fest bedeutete, erhellt ebensowenig wie bei der Crailsheimer Festfeier des Jahres 1380. J. L. Frisch in seinem „Teutschlateinischem Wörterbuch" nennt 1741 neben dem Hornaff als Zwickel zwischen den Fensterscheiben den Hornaff als „eine Art Bretzel, species spirarum certis mensibus coctarum" und erwähnt als solches Festgebäck „die Martinshornap", d. h. die zu Martini üblichen Hornaffen, die in Schlesien auch Martinshörner heißen. Für Crailsheim wurde 1380 aus dem kirchlichen Fastnachtsfeste ein städtisches Fest. Den Mittwoch vor Fastnacht erhob man zu einem lokalen Sedanstag umgekehrter Ordnung, den bis heute die Stadtverwaltung damit feierte, daß sie an diesem Tage den Schulkindern schenkweise „Horaffen" lieferte. Das schloß nicht aus, den Namen des Festgebäckes zu einem Schimpfworte werden zu lassen. Die Herleitung eines solchen von einem Gebäcke mußte man auch anderswo erdulden. Den oberhessischen Frankenbergern z. B. hingen ihre Nachbarn den Namen „Afterkuchen" und das Lied an: „Afterkuchen, Afterkuchen schmeckt doch zuckersüß!", weil sie als armselige Hinterländler nur über die geringere Mehlsorte (die bei zweitmaligem Mahlen als „Aftermehl" gewonnen wurde) für ihre Festkuchen zu verfügen hatten. Und die Kasselaner mußten sich und müssen sich noch gegenwärtig die Bezeichnung als „Kasseler Windbeutel" gefallen lassen, weil sie das Gebäck der „Windbeutel" lieben; der Spottname führte zugleich dahin, in den Einwohnern Kassels windige Leichtfüße zu sehen. Den Berlinern ist von außerhalb her, soviel bekannt, kein allgemeines Scheltwort angehängt worden, sie selbst gebrauchen aber ein solches für ihre Bäcker. „Der richtige Berliner" Hans Meyers (1904) belehrt darüber mit den Worten: „Deechaffe (Teigaffe), Spottname für Bäcker". Denselben Namen in der Form Teigaffe kennt A. Richter (Deutsche Redensarten 1910) für jeden Bäcker überhaupt. Der Spott, der darin liegt, scheint sich dagegen zu richten, daß die Bäcker in Teig machen und so sich erkühnen, mit dürftigen, kaum verständlichen Gebilden den Künstlern nachzuäffen. Daß auch sonst Personennamen vom Gebäck hergeleitet werden, beweisen die überall in deutschen Landen verteilten Gutbrod, Weißbrod, Zubrod, Rückenbrod, Laib, Halblaib usw.

Der Ingrimm der drei Reichsstädte kam aber durch den Zuruf „Ihr Horaffen" noch nach ganz anderer Richtung hin zum scharfen Ausdruck. In den Augen der Reichsstädter verdienten die Crailsheimer, alle sämtlich als Affen übelster Sorte, als wahre „Horn"-Affen gescholten zu werden. Hatten sie doch — statt an Seite der Reichsstädter für Erweiterung der Bürgerrechte zu kämpfen — den Hohenlohes und deren Rittern sich angeschlossen und waren damit in die Fußtapfen der verhaßten, unter dem Schutze des Hornes einherziehenden Horn-Ritter getreten, also deren Affen geworden. Die Reichsstädter

*) Th. Gemeiner, Regensburger Chronik (1800 ff) Band II, S. 154

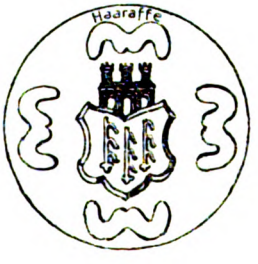
verwandelten darum das Wort Horn- oder Horaffe, das in Crailsheim bislang nur ein Gebäck oder dessen Bäcker oder eine von solchen Bäckern herstammende Bürgerfamilie bezeichnete, in ein dort jedenfalls recht ungern gehörtes Scheltwort. Sie taten für die Sprachentwicklung dasselbe, was die Kunst tat, wenn sie aus Hornaffen — wohl unkundig dessen wahrer Bedeutung — das Fabeltier des gehörnten Affen schuf, wie es an der Pariser Notre-Dame-Kirche zur Schau gestellt ist. Unverkennbar war das Spottwort in seiner Mehrdeutigkeit besonders geschickt gewählt. Nicht bloß lag darin eine Verhöhnung des Hornungsfestes, dessen Feier mit den sonderbaren Hornaffen die drei Reichsstädte nicht kannten und nicht kennen wollten, es lag vielmehr weiter darin eine Verhöhnung der Crailsheimer Bürger als Fürstenknechte und damit als Leute, die es übernahmen, die Rolle der „Hörner" übelsten Rufes im schwäbischen Lande spielen zu wollen.

Daß in der Tat die Parteinahme der Crailsheimer für die Hohenlohes und ihre Ritter mehr zur Stärkung des Adels als des Bürgertums führte, dafür spricht eine Mitteilung in der „romantischen Erzählung der Belagerung": es wird darin als erfreuliche Folge der reichsstädtischen Belagerung betont, daß dem Verlobten der Bürgermeisterstochter, der als Zunftgenosse keine Aussicht hatte, in eine Patrizierfamilie heiraten zu können, wegen seiner erfolgreichen Mitwirkung bei der Belagerung der Adel verliehen und daß damit das Ehehindernis erfreulichst beseitigt worden sei. Abzulehnen ist die Erklärung, die neuerer Zeit in Crailsheim Boden gewonnen hat, daß das Scheltwort Horaffe einen Schmutz- oder Kotaffen im heutigen Sinne dieses Wortes bedeute; es ist oben (S. 440 Heft 49 von 1913) nachgewiesen, daß im Jahre 1380 „Kot" gar nicht den Sinn hatte, in welchem es heute gebraucht wird. Abzulehnen ist ferner, den Horaffen von aqua oder gar vom Benehmen der Bürgermeisterin bei der Belagerung herzuleiten. Erst nach dem Jahre 1839 muß die alberne Geschichte, die der Bürgermeisterin nachgesagt wird, erfunden sein. Denn die „romantische Erzählung" jenes Jahres weiß davon noch nichts, wohl aber weiß sie — als Nachklang der an die zwei Jahrhunderte frühere Belagerung des benachbarten Weinsberg angeknüpften bekannten Sage von der Heldentat der dortigen Weiber —, daß am 17. Februar 1380 „auf den Mauern Crailsheims ein Heer von bewaffneten Weibern nahte und Felsstücke niederrollte, so daß scharenweis die Feinde in die Gräben stürzten und ermüdet zurückliefen. Sie nannten, so meint die romantische Erzählung, „die starkbärtigen Crailsheimer in übermütigem Scherze Haaraffen". Das weicht wesentlich ab von der jetzt in Crailsheim herrschenden Sage. Es ist offenbar insoweit richtig, als es das Scheltwort auf alle Bürger der Stadt bezieht und damit ausschließt, dasselbe von einer Einzelhandlung ihrer Bürgermeisterin herzuleiten. Ebenso offenbar unrichtig ist aber, den Anlaß des Scheltworts darin zu sehen, daß die Crailsheimer des Jahres 1380 besonders starkbärtige Leute gewesen seien. Wer möchte wohl glauben, daß damals der Generalkommandant der Belagerer,

der Oberbürgermeiſter von Hall, und die unter ihm kämpfenden Bürger der drei Reichsſtädte nicht ſtarkbärtige Leute geweſen? Nur wer das vorausſetzt, kann es für möglich halten, daß die Reichsſtädter den Crailsheimern ihre Starkbärtigkeit ſpottweiſe vorgeworfen hätten.

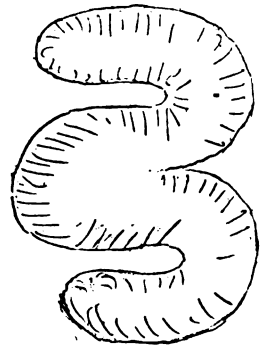
Dieſe ihre vermeintliche Sondereigenſchaft gab dann aber offenbar den Grund ab, die Horaffen, die man bereits angefangen hatte, in Haraffen zu verhochdeutſchen, noch weiter ſogar in „Haaraffen“ umzumodeln.

Daß die Reichsſtädter die Wortform Horaffen 1380 anwendeten und nicht Hornaffen, darf nicht auffallen. Wir haben bereits (S. 350 Heft 47 von 1913) das Wort Hor als einfache Nachbildung von Horn bezeugt gefunden. Außerdem wird in der Crailsheimer Gegend noch heute ſprachlich der Endbuchſtabe in Wörtern wie Dorn und Horn abgeſchliffen. Wenn auch jetzt ein ſolches Abſchleifen bei zuſammengeſetzten Worten, wie Dornbuſch, Hornvieh nicht mehr vorkommt, ſo ſchließt das nicht aus, daß man 1380 im Württembergiſchen Horaff ſtatt Hornaffe ſprach, wie ſolche Abſchleifung des n im heutigen ſchleſiſchen Mohhorn als Tatſache jedermann vor Augen liegt. Es fehlt auch jeder vernünftige Grund, gelegentlich der aufgegebenen Belagerung die Sieger mit einem Schmutznamen zu bewerfen. Wahrſcheinlich iſt, um dies als möglich erſcheinen zu laſſen, überhaupt erſt in neuerer Zeit die der Bürgermeiſterin nachgeſagte Heldentat — frei, aber jedenfalls recht geſchmacklos erfunden. Wer der Erfinder war, iſt nicht ſicher feſtzuſtellen. Im Jahre 1853 lieferte aber der jetzt verſchollene Bautechniker Back dem Crailsheimer Rathaus einen Ofenſchirm, auf welchem im Bilde die Belagerung von 1380 dargeſtellt war. Man ſah die Feinde Crailsheims von der ſtarken Mauer des hübſchen Städtchens herabſtürzen. Der Ofenſchirm iſt verſchwunden, diente aber im Jahre 1900 dem Maler Horlacher in Crailsheim als Motiv für ein noch dort befindliches etwa einen Quadratmeter großes Gemälde, dem 1903 die in Crailsheim jetzt gebräuchliche Poſtanſichtskarte nachgebildet iſt*). Sie wiederholt das Bild im Kleinen, fügt aber zugleich, indem ſie den früheren Horaffe zu einem Haaraffe umformt, dem beigedruckten Stadtwappen oben, unten, wie an jeder Seite ein mit „Haaraffe“ überſchriebenes (ſ. Abbildung) Konterfei des in Crailsheim noch üblichen Feſtgebäckes und drei

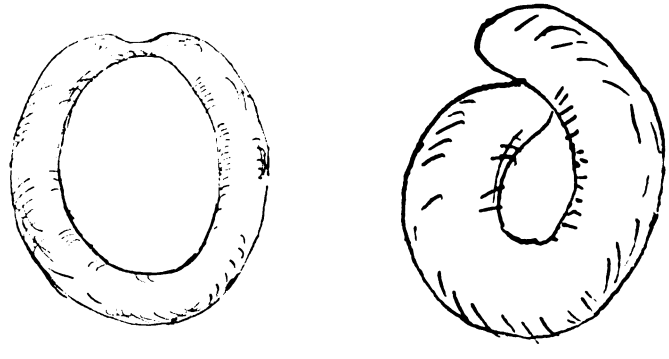


*) Beruht auf dankenswerter Mitteilung des Herrn Dekan Lic. Hummel in Crailsheim und auf Angaben der Karte.

Strophen eines Gedichtes hinzu, mit den Endworten: „seht ... wie eines Weibes List und Mut ‚Haaraffia' erretten tut." Das beweist, daß die Gegenwart das Wort „Haaraffe" in Crailsheim sogar als Ehrennamen behandelt. Nach dem Berichte Schnerrings in der Crailsheimer Zeitung von 1908 führen deshalb heute die Crailsheimer Sänger, wenn sie nach Hall, oder die Crailsheimer Turner, wenn sie nach Dinkelsbühl, oder die Crailsheimer Feuerwehrleute, wenn sie nach Rothenburg ziehen, stets ihren Horaffen gemalt oder gebacken mit sich. Nachstehend folgt das Bild eines heutigen gebackenen Horaff.



In der Gestalt dieses Crailsheimer Zeichens prägt sich das uralte Offenhorn oder Hornoff viel charakteristischer aus, als in den sonstwo bekannten heutigen Gebäcken der Hörnerform. Die thüringischen wie die hessischen Hornaffen gleich den an anderen Orten üblichen Hörnchen oder Hörneln verbergen gewissermaßen, daß sie aus zwei mit der Basis zusammengefügten Hörnern entstanden; sie stellen sich als ein Gebäckstück dar, etwa gleich einem großen lateinischen C. Der Crailsheimer Horaff dagegen besteht sichtbar aus zwei Teilen; er stellt etwa die Zahl 3 dar, wie aus der obigen Zeichnung erhellt. Der Kasseler Hornaffe älterer Zeit gleicht dem S. 55 Heft 2 von 1914 abgebildeten schlesischen Mohhorn, in neuerer Zeit hat er auf zweierlei Weise, wie die hier folgende Abbildung darstellt, seine „Offenheit" verloren, vielleicht, weil es für die geschäftliche Behandlung des Gebäcks zweckmäßig erschien.

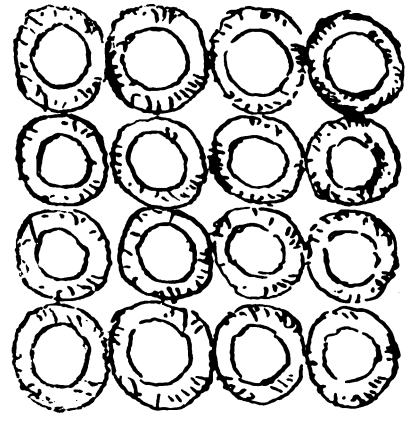


9.

Legt man zwei Crailsheimer Hornaffen so, daß die drei vorragenden Teile des einen an die drei vorragenden Teile des anderen stoßen, so bildet sich aus der Horn-Drei eine Horn-Achte; jeder Hornaffe ist gewissermaßen eine senkrecht durchgeschnittene Horn-Achte, also eine halbe Horn-Achte. Der Bäcker löst darum von einer Horn-Achte doppelt soviel als von einer Horn-Drei. Natürlicherweise verkauft er darum lieber Hornachten als Horndreien. Da jeder Bäcker früherer Jahrhunderte nur zu einer besonderen Art von Gebäck konzessioniert war, so durfte der Hornaffenbäcker wohl offene Hörner, nicht aber geschlossene Hörner oder Ringe, selbstverständlich auch nicht Hornachten (d. h. Doppelringe) backen; er war kein „Rinkenbäcker", sondern eben nur „Hornaffenbäcker". Hornachten waren nichts anderes als zwei zusammenstoßende Ringe. Zeitweilig ergingen sogar Verbote gegen das Hornaffenbacken überhaupt, und zwar aus kirchlichen Rücksichten. Das Luthertum wollte nichts wissen von Festen der katholischen Kirche zur Feier der Reinigung der Jungfrau Maria oder des heiligen Martin. Das Interim des Jahres 1641 milderte diese Auffassung. Daraus erklärt sich ein Eintrag im Ratsprotokoll von Schwäbisch-Hall vom Juli 1646. Er lautet: „St.s Wittib bitt, weil das Handwerk gar schlecht und die Kontribution hoch, das Hornaffenbacken, so eine Zeitlang verboten, ihr allein zu verwilligen. Ein ehrbarer Rat verwilligts nicht allein ihr, sondern allen, die sich darauf verstehen." Wir lernen daraus, daß in Hall, wo 1380 wie gegenwärtig Hornaffen nicht üblich sind, zwischen 1380 und der Reformationseinführung Hornaffen gebacken, dann aber — wahrscheinlich infolge der eingeführten Reformation — verboten waren und verboten blieben, bis im Jahre 1646 der Stadtrat das Verbot zwar aufhob, aber von Privilegierung einzelner Bäcker mit dem Hornaffenbacken absah und so liberal war, alle Bäcker, die Hornaffen zu backen „verstehen", dazu für berechtigt zu erklären. Danach scheint das Ende des Dreißigjährigen Krieges auch das Ende derjenigen Zeit gewesen zu sein, welche zunftgemäß den einzelnen Bäcker auf ein bestimmtes Gebäck beschränkte. Wenn daher von Falkenstein in seiner thüringischen Chronik 1711 von einem Bäcker in Erfurt erzählt, der vorlängst dort einmal (wie wir das eben vom Haller Bäcker des Jahres 1646 sahen) den Antrag gestellt habe, ihm das Backen von „Hornachten" zu gestatten, damit er dadurch aus seiner bedrängten Vermögenslage sich aufhelfen könne, so wird dieser Vorgang wohl in die Zeit zu setzen sein, die vor dem westfälischen Frieden liegt. Der Antrag bedeutet dann, daß jener Bäcker ein Hornaffenbäcker war, aber bat, seine Backbefugnis auf Hornachten ausdehnen zu dürfen, um sein Gewerbe zu heben. Das wurde ihm nach Falkenstein gestattet. Daran schließt derselbe Chronikenschreiber die Bemerkung, daß seitdem in Erfurt die „Hornachten" besonders beliebt gewesen seien. Er verbindet damit die Vermutung, daß die seinerzeit dort bekannten „Hornaffen" nichts anderes seien, als jene damals eingeführten „Hornachten"; der Hornaffe sei eine sprachliche Mißgestaltung der Hornachte. Hier irrt aber

Falkenstein offensichtlich; denn Stielers Sprachschatz weiß 1691 von einer seit alters „Hornab" oder „Hornaff" benannten species spirarum mense Februarii Erfurti coctarum. Demnach gab es damals in Erfurt „Ringe" — und als solche stellen sich die Hornachten dar —, die man in Erfurt mit dem langhergebrachten Namen Hornaff bezeichnete. Woher letzterer Name stammt, wußte weder Stieler noch Falkenstein noch Frisch, der sich offenbar auf letztere beide stützt, wenn er in seinem oben zitierten Wörterbuch (1741) das zu Erfurt von Butterteig angefertigte Gebäck des Hornaff, wie auch das anderswo „von Weitzenbrod in der Fasten fast als ein 8" angefertigtes „Hornappen" erwähnt, deren „zwei aneinander um zwei Pfennig" zu haben seien und „ohne Zerreißung geteilt werden können", während „die Martinshornap nur einfach" seien.

Nachdem der Erfurter Hornaffenbäcker berechtigt war, neben Hornaffen (= Horndreien) auch Hornachten zu backen und diese von der Bürgerschaft jenen vorgezogen wurden, ging der alte Name ohne weiteres auf das neue Gebäck über. So blieb es in Erfurt, bis seit Mitte vorigen Jahrhunderts „Fastenbrezeln" und „Salzstengel" das alte Gebäck verdrängten. Gleichwohl werden dort nach sachkundigem Berichte noch „Hornachten" gebacken. So lautet „die eigentliche Bäckerbezeichnung", während „die Kinder" das Gebäck „Hornaffen" nannten. Es wurde früher aus Weizenmehl hergestellt, dann aber, um beim Biere Sonnabends und Sonntags schmackhaft zu sein, mit einem Zusatz von Roggenmehl versehen und mit Salz bestreut unter Weglassung von Milch und Butter. Die übliche Form entsteht jetzt dadurch, daß auf einem Kuchenbrett acht Reihen von je acht verhältnismäßig kleinen Ringen (etwa 8 Zentimeter im Durchmesser) nebeneinander gelegt werden, die sich infolge des Backens untereinander verbinden und je nach Wunsch einzeln oder in beliebiger Zahl zusammenhängend verkauft werden. Das Ganze, in untenstehender auf 16 Ringe beschränkter Abbildung



ersichtlich, stellt nichts anderes als ein quadratisches Fenster mit Butzenscheiben dar. Die Vereinigung zweier Ringe zu einer Acht hat sich hiernach auf die acht Reihen von je acht Ringen übertragen; deshalb wird aber noch keines-

wegs die Gesamtheit der 64 oder der 16 Ringe etwa im Handel als eine Hornachte geführt.

Ein in Erfurt langansässiger Bäcker bekundet denn auch, daß er, weil sein Kuchenbrett für acht Ringe nebeneinander zu schmal war, stets nur sechs Ringe nebeneinander gebacken habe. Sein daraus gezogener Schluß, daß der Name Hornachte deshalb „mit der Zahl acht nicht zusammenhänge", greift aber fehl. Weil man allmählich in Erfurt vergessen hatte, daß die Hornachte nichts anderes sei, als zwei zu einer Acht aneinander gebackene Ringe, glaubte man die Hornacht in achtfachen Ringen und in Verachtfachung einer solchen Reihe von Ringen erblicken zu sollen; der alte Horn-„Affe" lebt nur noch unverstanden im Kindermunde fort.

Gewissermaßen ähnlich steht es im benachbarten Gotha. Hier kennt man zwar ein besonderes Weihnachtsgebäck — das Scheitchen —, aber einen gebackenen Hornaffen gibt es so wenig, wie eine gebackene Hornachte. Indes schreibt ein Gewährsmann von dort: „Ich kenne ‚Hornaff' aber nur als Schimpfwort unserer Gassenjungen." In Weimar weiß man jetzt nichts mehr von Hornaffen, auch in Naumburg nicht, und doch erzählt im Jahre 1813 K. P. Lepsius*), es habe sich, wie in mehreren anderen Städten Thüringens, so auch in Naumburg die alte Sitte erhalten, „Haffen oder Häffchen in Gestalt eines doppelten Hörnchens zu Fastnacht zu backen", aber nur am Tage, da das Bretzelbacken anfängt, seien sie zum Vorschein gekommen, um mit einer Anzahl Bretzeln unter die Ratsmitglieder verteilt zu werden nebst einigen Talern für süßen Wein, der wohl einst in Natur angeschafft und in der zur Bretzelprobe bestimmten Sitzung getrunken sei. Nach derselben Quelle legte ein bischöfliches Innungsprivileg von 1329 der Naumburger Bäckerinnung als Entgelt für das Recht der Innung, „Stollen" zu backen, die Verpflichtung auf, dem jeweiligen Bischof zu Weihnachten zwei solcher aus einem halben Scheffel Weizen gebackener „Brote" zu liefern. Das sind die Gebäcke, die allmählich in Naumburg gleich den Scheitchen in Gotha und den Bretzeln anderwärts die Hornaffen verdrängten. Zuweilen aber ging sogar der Name Hornaffe, der ursprünglich keine Bretzel, vielmehr zu ihr einen Gegensatz bildete, auf die Bretzel über; denn ein heutiger Marburger Konditor, der auf Bestellung „Hornaffen" zu liefern pflegt, belehrt darüber, sie würden „aus gutem Weizenmehl und guter Butter nebst Eiern gebacken; die Form sei ungefähr die eines Halbmondes, der aus zwei Stücken bestehe, die ineinander geschlungen werden". Das ist Hornaffe und Bretzel als Hermaphrodit. Geblieben ist hier von altersher die Betonung der Qualität des Gebäcks. Aus eigener Jugendzeit weiß ich, daß in Kassel neben dem Offen-Horn-Gebäck auch eine große Bretzel mit zwei „ineinander geschlungenen Teilen" im Handel vorkam, die man unter dem Namen Hornaffen bestellte. In Wahrheit war sie eine Bretze. Weil man Bretzel nur als Kleingebäck kannte, das

*) Kleine Schriften, 1, 253.

Wort Bretze aber abgestorben war, verfiel man darauf, sie mit unter dem Namen Hornaffe zu begreifen.

Noch weiterhin scheint die Bretzel den Hornaffen verdrängt zu haben. Die Sammlung von fast sechshundert Volksliedern, die 1808 A. von Arnim und Cl. Brentano unter dem von ihnen gewählten Titel „Des Knaben Wunderhorn" herausgaben (von Volksliedern, die „freilich bei weitem nicht alle Volkslieder sind")*), ruft im ersten „Kinderlied" den „Schülerlein" ein Wachtauf zu, weil „Gregorius, das Schulfest, heut ist wieder angekommen" und der Frühling helle Freudentrommeln schlägt. Zu diesen Zeiten sei alter Christenbrauch, die Kinder zu Schul und Kirch zu leiten und einen Kinderbischof zu wählen, dem König, Handwerksmann, Soldat, Hanswurst und Affen folgen; dem Bischof werde am Hirtenstab die Bretzel vorgetragen. „Was das für eine Bewandnis hat" — so fährt das Lied fort — „merkt auf, ich will es euch sagen: die Bretzel heißt pretiolum, ein Preislein für die Kinder, die in der Schule nit sind stumm . . ." Das Gregoriusfest wird seit 830 als Kinder- und Schulfest im März zu Ehren Papst Gregors des Großen († 604) an Stelle der altrömischen Quinquatria oder Minervalia gefeiert. Das Kinderlied des Wunderhorns mag in seiner Grundlage ein Volkslied sein, die etymologische Schlußerklärung des Wortes Bretzel hat aber seinen Ursprung sicher nicht im Volksmunde, sondern wohl in der Feder eines Schulgelehrten, dessen Phantasie der Gedanke entsprang, die Bretzel heiße im Lateinischen pretiolum. So heißt sie nicht, sondern sie heißt spira. Das Volk pflegt auch für seine Gebäcknamen sich an handgreifliche Dinge zu halten. Wie sollte es dazu kommen, für die Bretzel das abstrakte Wort Preis oder gar dessen durchaus ungebräuchliches Deminutiv Preislein zu wählen?

Gleich den Crailsheimern, die heute noch ihren Festzügen Fahnen mit dem Abbilde des Hornaffen vortragen, so trugen zur Zeit der Entstehung des „Kinderliedes" und vielleicht noch lange nachher da, wo das Kinderlied lebte, die Kinder ihrem gewählten Bischof die Bretzel vor. Woher deren Name stammt, ist aus Nr. 1 dieses Streifzugs ersichtlich**).

10.

Der Übergang vom Hornaffen zur Bretzel hat etwas sehr Natürliches. Man vergegenwärtige sich nur die Art der Entstehung des einen wie des anderen Gebäcks in der Hand des Bäckers. Dieser formt aus seinem Teige einen an den beiden Enden sich naturgemäß zuspitzenden Wulst. Biegt er den Wulst zu

*) G. Wendt in der Einleitung zur Ausgabe von 1878. Berlin, Grote, Bd. I, S. 5 und Bd. II, S. 448.

**) Dagegen schrieb mir ein aufmerksamer Anonymus, der Plural von braccio heiße braccia. Das ist nur insofern richtig, als braccia die neuere und jetzt häufigere Form ist. Daneben besteht die ältere bracci, ja zuweilen — was der deutschen Bretze noch näher kommt — brazzi. Vgl. Veneroni a. a. O. I, 132 und Musafia, Ital. Sprachlehre 15. Aufl. (1881) S. 32, und Sauer, Ital. Konversationsgrammatik 11. Aufl. (1901) S. 213.

einer Rundung um, so entsteht der Ring, wenn die beiden Enden in sich völlig vereint werden; bleiben sie unvereinigt einander genähert, so entsteht der Hornaffe in Gestalt eines Doppelhorns, das — wie in Crailsheim — noch besonders dann augenfällig hervortritt, wenn der Teigwulst in seiner Mitte eine Einbuchtung erhält. Werden aber die Spitzen des Wulstes weiterhin so tief gebogen, daß sie von innen den Mittelteil des Wulstes treffen und sich kreuzen, so entsteht die Bretzel.

Eine andere Umwandlung des Hornaffen vollzog sich dann dadurch, daß er vom einstigen reichhaltigsten, stattlichen Festkuchen herabsank zum kleinen Salzkringel herbster und derbster Art, zu einem dürftigen Wassergebäck. Als solches führt ihn mit der Bezeichnung „Hornachte" Wilhelm Hartmann, Theorie und Praxis der Bäckerei (Berlin 1901) in Erfurt auf. Vielleicht hat die Spekulation des dortigen Bäckers, der im siebzehnten Jahrhundert aus dem Hornaffen die Hornachte schuf, auch den Grund dafür abgegeben, daß zufolge der wirtschaftlichen Misere der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts an die Stelle des nur dem Wohlhabenden zugänglichen feinen und großen Kuchens ein billiger, wesentlich verkleinerter Bierkringel trat. Und dieselbe Wandlung scheint dem Crailsheimer Hornaff beschieden gewesen zu sein, als aus ihm der heutige, den Schulkindern auf Kosten der Stadt zu liefernde „Hornaff" entstand. Der städtische Säckelmeister wird es rätlich gefunden haben, Qualität wie Quantität des einstigen Hornaffen etwas einzuschränken. Kassel und Marburg wahrten aber die altbewährte Sitte und kennen nur ansehnliche „Hornaffen" feinster Art.

War der Hornaff als das zur heidnischen Zeit des Hornungsfestes verwendete offene Gebäckhorn bereits bei Erbauung der Notre-Dame-Kirche so sehr in der Erinnerung geschwunden, daß daraus sich das Fabeltier des gehörnten Affen gebildet hatte, so sehen wir aus dem Crailsheimer Horaff oder Hornaff den Horaffen, ja sogar den Haaraffen und die ganze Haaraffenstadt „Haaraffia" erwachsen. Um diesen weiten Weg zurückzulegen, bedurfte unsere Sprache der Kleinigkeit mindestens eines Jahrtausends. Es fehlte nur, daß dieselbe Kunst, die im Maul-Affen den Maul-Laffen entdeckte, auch nicht davor zurückschräke, der Haar-Affia ein L hineinzudichten, vielleicht sogar noch in Verbindung mit einem S, und so aus der Haaraffia eine Schlaraffia entstehen zu lassen. Hält man doch im thüringischen Ruhla, wie anderswo, „Schlaraffen" statt „Maulaffen" feil*). Neuestens ist denn auch ein leibhaftiger, wirklicher „Haaraffe" in die Erscheinung getreten. So bezeichnen — sehr mit Recht — jetzt unsere Zoologen diejenige Affenart, welche kürzlich am Amazonenstrome entdeckt ist und sich „auszeichnet durch auffallende Kopf- und Bartfrisur, wie überhaupt durch üppige Haarentfaltung." Der Berliner Tag vom 1. Juni 1913 zeigt dies kleine Geschöpf in lehrreicher Abbildung nach dem Leben. Es hat mit dem „Hornaffen" nicht das mindeste gemein. Der Berliner „Haaraffe" ist ein Kind

*) A. Richter, Deutsche Redensarten (1910), S. 144.

der Neuzeit, der Crailsheimer Haaraff ist nichts als ein verbalhornisierter, mittelalterlicher Hornaff. Die Volksetymologie bildete ihn ebenso unverständig, wie sie unverständig aus dem „Mauloff" den „Maulaffen" oder aus dem „viel Liebchen" den Vornamen „Philippinchen", aus dem Zunamen „Eulenspiegel" das Appellativwort „espiègle", aus dem Satze „ich brings dir", ein dem Städtenamen „Brindisi" gleichlautendes Wort und aus dem „Faltstuhl" den „Feldstuhl" herausschuf.

Ein arg verschlungener Weg war es, den Gedankensprüngen nachzugehen, deren es von seiten unserer volksmäßigen Lautverschiebungskunst bedurfte, nach mehr als einer Richtung hin Rätsel zu lösen, die der heutige Stand unserer Sprache uns aufgibt. Aus den herangezogenen Beispielen und den Beweisen, die sie erbracht haben werden, wird erhellen, wieviel zur Sicherung gefundener Ergebnisse äußere Ereignisse mitwirken, und daß es sich lohnt, ihnen nachzuforschen. „Exemplis discimus", wußte schon der römische Fabeldichter. Die in diesen Ausführungen berührten fabelhaften wie nicht fabelhaften Dinge dürften vielleicht belehren, daß es auch für Lösung mancher anderer Rätsel unserer Sprachbildungen nutzbringend sein kann, anscheinend Unbedeutendes, sachlich, sprachlich und örtlich recht Fernliegendes nicht unberücksichtigt zu lassen. Zugleich wirft die Entwicklung der Sprache vielerlei Licht auf die Kulturgeschichte, leider aber meist, ohne sicheren Anhalt zu bieten für bestimmte Zeitangaben, wann das kulturgeschichtliche Ereignis, von dem wir durch sprachliche Wandelungen Kenntnis erhalten, in die Erscheinung trat. Was zu altheidnischer wie zu altchristlicher Zeit sich verband mit den höchsten Vorstellungen, denen die Völker sich hingaben, sahen wir im Laufe der Jahrhunderte herabsinken zu kaum verständlichen Namen minderwertiger Gebäcke oder zu kaum verständlichen Scheltworten.

Und führt nicht gar der Ursprung des noch heute weitverbreiteten Brauches, offene Doppelhörner oder Doppelhörnchen zu backen, in die nach wissenschaftlicher Feststellung „sicher wenigstens zehntausend Jahre vor Christi Geburt liegende Zeit" zurück, in der die Menschheit mittels des Anfangsbuchstabens des ältesten bekannten Alphabets auf die Hörner des von ihr besonders heilig gehaltenen Stieres hinwies?*)

*) Vgl. Grenzboten von 1913 Heft 47 S. 351, 352. — Ausweislich des am 8. Dezember 1913 in Straßburg gehaltenen Vortrages von Deimlings, belegen die afrikanischen Ochsentreiber ihre Ochsen mit dem Namen Bismarck oder dem Namen des jeweiligen Führers der Schutztruppen. Damit wollen sie doch wohl nichts anderes kundgeben als die Verehrung, die sie dem Stiere landesüblich zollen.

(Schluß)

Über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter in der englischen Industrie

Von Dr. C. R. Hennings

Die letzten Jahre haben in England das Problem von „Profit-sharing“ und „Co-partnership“ von neuem akut werden lassen. In der Tagespresse, wie in den Monatszeitschriften wird es eifrig erörtert und vielfach als Mittel empfohlen, den gegenwärtigen Arbeiterunruhen ein Ende zu machen. Die Regierung hat sich mit dem Gegenstande vor Jahresfrist befaßt und ein Blaubuch, betitelt: „Report on Profit-sharing and Labour Co-partnership in the United Kingdom“, bearbeitet von dem verstorbenen David F. Schloß, herausgegeben.

Profit-sharing wird in diesem Blaubuch kurz definiert als Abkommen zwischen Auftraggeber und Arbeiter, wodurch letzterer außer dem festgesetzten Lohn noch einen vorher bestimmten Anteil am Geschäftsnutzen erhält, Co-partnership als Erweiterung des Profit-sharing-Systems, dahingehend, daß es dem Arbeiter ermöglicht wird, den ihm aus dem Geschäftsnutzen zufallenden Anteil in der Firma mitarbeiten zu lassen, wodurch er die Rechte und die Pflichten eines Aktieninhabers erhält. Unter die erstere Kategorie müssen naturgemäß auch die sogenannten Prämien fallen, die ohne vorherige Festlegung seitens des Arbeitgebers zu gewissen Zeitpunkten nach seinem Ermessen zur Verteilung gelangen.

Zur Zeit der Abfassung des Blaubuches befanden sich einhundertunddreiunddreißig „Profit-sharing“-Abkommen, die einhundertundsechstausend Arbeiter umfaßten, in Operation. 1829 kann als das Jahr angesehen werden, in welchem zuerst in England ein solches Projekt zur Ausführung gelangte. Seitdem wurde das System in zweihundertundneunundneunzig Fällen angewandt, allerdings mit mangelhaftem Erfolge.

Zeitlich verteilen sich diese Versuche etwa wie folgt: drei auf die Jahre 1831 und 1832, zwei auf die fünfziger Jahre, einer auf 1864, sechzehn auf 1865 bis 1877 und dann im Durchschnitt ein halbes Dutzend pro Jahr bis 1889. Infolge lebhafter Propaganda stieg die Ziffer darauf auf zwanzig pro Jahr. 1893 trat abermals ein Abflauen bis zum gänzlichen Aufhören ein,

und selbst die guten Jahre 1905 und 1906 zeitigten keinen einzigen Fall. Seitdem hat die Bewegung wieder neu eingesetzt, was zweifelsohne den vielen Streiks zuzuschreiben ist.

Das „Co-partnership"-System kann in England erst auf einen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren zurückblicken. Der Pionier auf diesem Gebiete war Sir George Livesey, der dieses Prinzip zuerst bei den South Metropolitan Gas Works einführte. Es sei daher hier etwas ausführlicher beschrieben.

Das Kapital dieser Gaswerke beträgt 8 320 340 Lstr. Es werden etwa 5500 Arbeiter beschäftigt. Im Jahre 1899 arbeitete die Leitung ein Projekt aus, die Arbeiter an dem Nutzen des Geschäftes zu beteiligen, um die Interessen von Kapital und Arbeit zu vereinigen und sich ergebende Reibungspunkte zu überbrücken. Durch Parlamentsbeschluß ist es der Gesellschaft nur möglich, höhere Dividende zu verteilen, falls auch der Konsumentenpreis von Gas pro rata eine Herabsetzung erfährt. Bei einem Abgabepreise von 3 sh. 1 d. pro 1000 Kubikfuß durfte die Gesellschaft eine Dividende von 10 Prozent auf die alten Aktien zahlen oder 4 Prozent auf das umgeänderte Kapital. Dagegen darf die Gesellschaft pro Penny-Fall im Preise des Gases ihre Dividende um 2 sh. 8 d. Prozent mehr erhöhen, d. h. bei einem Abgabepreise von 3 sh. pro 1000 Kubikfuß dürfte die Dividende 4,2 Lstr. 8 Prozent, bei 2 sh. 6 d. 4,18 Lstr. 8 Prozent usw. betragen. Fabrikant und Konsument haben so ein gemeinschaftliches Interesse daran, den Einstandspreis für Gas so niedrig als möglich zu halten. Um nun ihre Arbeiter an diesem Prinzip zu interessieren, beschloß die Gesellschaft, für jede Reduktion von 1 d., unter 3 sh. 1 d. pro 1000 Kubikfuß, diesen einen Bonus von 1 sh. Prozent auf den festgesetzten Lohn zu gewähren. Bedingung war jedoch, daß jeder Arbeiter, der in den Genuß dieses „Profit-sharing"-Systems kommen wollte, sich für die Zeit eines Jahres zu binden hatte. Diese Kontrakte wurden so geschlossen, daß sie zu möglichst verschiedenen Zeiten abliefen, ein Gesamtstreik also dadurch unmöglich gemacht wurde. Die ausgezahlten Prämien mußten ferner als Depositengelder mit 4 Prozent Verzinsung bei der Gesellschaft verbleiben. Die Gewerkschaft der Gasarbeiter legte gegen dieses Abkommen heftigen Protest ein und ein scharfer Streit, der vom 12. Dezember 1899 bis 4. Februar 1890 dauerte, entbrannte. Er endigte damals mit einer kompletten Niederlage der Gewerkschaft und die Gas Company schloß Arbeiter, die Mitglieder einer Gewerkschaft waren, von der Anstellung aus.

Im Jahre 1894 ging die Gesellschaft dann dazu über, die Prämien um die Hälfte zu erhöhen, unter der Bedingung, daß die Arbeiter die Hälfte ihrer Gewinnbeteiligung in Aktien der Gesellschaft anlegten. Jeder, der so 5 Lstr. Ersparnisse machte, konnte Aktieninhaber werden. Dieser Schritt war von großem Erfolge begleitet. Vom Jahre 1897 ab ernannte die Gesellschaft auch aus der Reihe ihrer Arbeiter Direktoren, und zwar ernennen letztere, soweit sie Aktionäre sind, zwei Direktoren, das übrige Personal einen, während das rest-

liche Aktienkapital durch sechs vertreten ist. Etwa 450 000 Lstr. des Aktienkapitals sind jetzt in den Händen der Arbeiter und Angestellten. Gleichzeitig wurden Schiedsgerichte gebildet, um etwaige Personalstreitigkeiten auf friedlichem Wege zu schlichten. Sir George Livesey hat wiederholt die Erklärung abgegeben, daß die den Angestellten während der achtzehn Jahre ausgezahlte Gewinnbeteiligung in der stattlichen Höhe von 427 000 Lstr. keine Kürzung der Dividende im Gefolge gehabt hätte, im Gegenteil seien diese Extraprämien durch bessere Arbeiterleistungen mehr als eingebracht worden.

Dem Beispiele der South Metropolitan Gas Company folgten bald andere Gasgesellschaften, u. a. auch die Gas Light and Coke Company, die zehn- bis elftausend Personen beschäftigt. Alle ahmten mehr oder weniger das Gewinnbeteiligungsverfahren der oben beschriebenen South Metropolitan Gas Company nach.

Zweifelsohne muß zugegeben werden, daß die englischen Gasgesellschaften sich in einer Ausnahmestellung befinden, die sie für ein Gewinnbeteiligungssystem ihrer Arbeiter besonders geeignet machen. Sie befinden sich unter gesetzlicher Kontrolle und ihr Gewinnverhältnis ist festgelegt. Auch ist ein Wässern des Kapitals nicht erlaubt, es sei denn, daß das aufzunehmende Kapital angemeldet und auf einer öffentlichen Auktion angeboten würde. Die Arbeiter sind durch Gesetz gezwungen, einen Streik lange vorher anzumelden. Aus diesen Gründen verlieren die Gasgesellschaften viel von dem Charakter der reinen Handelsgesellschaften.

Betrachten wir jetzt einige andere Einrichtungen. Ein besonderes Interesse verdient da zunächst die Firma Lever Bros., Port Sunlight, die durch ihre Seifenfabrikate einen Weltruf genießt. Nicht nur Arbeiter, sondern alle Angestellte bis zu den Direktoren hinauf genießen hier Gewinnbeteiligung, und zwar gelangen Teilhaber- und Vorzugsanteilscheine zur Verwendung. Nach Verteilung der Vorzugsdividende und 5 Prozent auf die Stammaktien wird der übrigbleibende Gewinn zu 5 Prozent auf die Vorzugsanteilscheine, der Rest dann zu einer Hälfte auf die Stammaktien, zur anderen auf die Teilhaberanteilscheine und in letzterem Falle dem „Co-partnership trust“ überwiesen. Die Anteilscheine werden dem Ermessen der Direktoren nach Angestellten, die sich mindestens fünf Jahre im Dienste der Firma befanden, überwiesen. Die Co-partnership-Anteilscheine können gegen Vorzugsanteilscheine ausgetauscht werden, falls Angestellte aus Gesundheits- oder Altersrücksichten zu pensionieren sind. Die Vorzugsanteilscheine können ferner auch anderweitig zum Nutzen einzelner Personen oder der sozialen Fürsorgeeinrichtungen der Firma ausgegeben werden, können auch manchmal zu besonderen Belohnungen von Schulkindern der Angestellten dienen. Nach den Statuten darf die Höhe der Teilhaberanteilscheine die Summe von 500000 Lstr. nicht überschreiten. Bei Entlassung oder Todesfall fallen die Teilhaberanteilscheine an die Gesellschaft zurück resp. an den „Co-partnership trust“. Im Falle des Hinterbleibens einer Witwe wird der

Teilhaber- gegen einen Vorzugsanteilschein ausgetauscht, der dann im Besitze der Witwe bleibt und im Todesfall wieder an die Gesellschaft zurückfällt. Die Höchstzahl von Teilhaberanteilscheinen für einen einzelnen Angestellten beträgt 3000, im Falle dieser ein jährliches Einkommen von 700 Lstr. hat und inkl. bis 100, wo das jährliche Mindesteinkommen 100 Lstr. beträgt. Die Direktoren der Gesellschaft haben das absolute Verfügungsrecht über diese Anteilscheine. Die Empfänger haben vorher schriftlich die Verpflichtung einzugehen, daß sie weder Zeit, noch Arbeit, noch Materialien usw. bei ihrer Arbeit vergeuden wollen. Die Teilhaberanteilscheine haben einen Nennwert von 1 Lstr. Gewöhnlich erhält der Angestellte 10 Prozent seines Einkommens. 1912 erhielten die Inhaber der Teilhaberanteilscheine eine Dividende von 10 Prozent. Die Einrichtung wurde 1909 ins Leben gerufen und 1041 Angestellte erhielten Anteilscheine im Nennwerte von 113650 Lstr., 1910 erhöhte sich dieser Wert bereits auf 214952 Lstr. und 1911 auf 298731 Lstr. Etwa ein Fünftel aller Angestellten sind Inhaber solcher Anteilscheine.

Co-partnership ist im allgemeinen natürlich begrenzt dadurch, daß viele Gesellschaften nicht eine solche Verwässerung ihres Kapitals vornehmen können.

Aus diesem Grunde hat die Firma John Knights Ltd., Seifenfabrikanten, folgende interessante Einrichtung. Für je einhalb Prozent mehr Dividende über 5 Prozent hinaus erhält der Angestellte einen halben Wochenlohn. 1912 beispielsweise zahlte die Firma 8 Prozent, der Angestellte erhielt also drei Wochen Extralohn. Die Hälfte dieser Prämie wird in bar ausgezahlt, die andere Hälfte dient dazu, Aktien der Firma käuflich zu erwerben. Der Nennwert dieser Aktien ist das in England übliche Pfund Sterling. Der Angestellte erhält auf letztere die volle Dividende. Verläßt er aber die Firma, so wird das ihm gut geschriebene Kapital ihm zurückgezahlt. Tritt Entlassung aus Gründen der Unehrlichkeit ein, so verliert er jeden Anspruch.

Einen Fehlschlag bedeutete das im Jahre 1908 von Sir Christopher Furneß in seinen Hartlepool Schifferwerften eingeführte Gewinnbeteiligungsverfahren. Infolge fortwährender Reibungen mit den Gewerkschaften bot er diesen sein Werk zum Kaufe an und versuchte in einigen seiner Werke ein Co-partnership-System folgender Art. Er schuf 50000 vierprozentiger Vorzugsaktien, sogenannte Angestelltenaktien. Nach Zahlung dieser Vorzugsdividende erhielten die Stammaktien 5 Prozent, während der übrigbleibende Rest zur Hälfte auf das Stammkapital, zur anderen Hälfte auf die neuen Angestelltenaktien fiel. Letztere Aktien konnten allmählich durch fünfprozentigen Lohnabzug erworben werden. Als nach einem Jahre über Fortdauer oder Aufhören abgestimmt wurde, fiel die Einrichtung zu Boden, da die Arbeiter sich nicht den Schwankungen des Geschäftes aussetzen wollten. Auch wurde geltend gemacht, daß in diesem Berufe fortwährend ein Arbeiterwechsel stattfände. Bei Einführung dieser Geschäftsbeteiligung war ferner ein Schiedsgericht, bestehend aus Lohngebern und Angestellten, eingerichtet worden, um etwaigen Streit beizulegen. Lohn- und

Arbeitsbedingungen sollten jedoch zwischen Direktoren und Gewerkschaften festgesetzt werden, wodurch das Gewerkschaftsprinzip durchaus zur Anerkennung gelangte. Auch die obenerwähnte Aktienausgabe wurde den Gewerkschaften zur Genehmigung unterbreitet.

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Die Gewerkschaften sind durchweg diesen Einrichtungen gegenüber feindlich gesinnt. Sie fürchten, daß die Arbeitersolidarität dadurch gestört würde. Auch die Fabian Society, eine intellektuelle Genossenschaft, die sich zur Aufgabe macht, Kollektivismus zu fördern, bekämpft „profit-sharing“ und „Co-partnership“. Der Arbeiter sei nicht imstande, in genügender Weise das Geschäftsergebnis zu fördern, das häufig viel mehr von guten Abschlüssen und richtiger Geschäftspolitik abhinge. Vor allem aber steht die Befürchtung obenan, daß der an dem Werk zu sehr interessierte Arbeiter dem Einfluß der Gewerkschaften entzogen werden könnte. Auf dem im September d. J. in Birmingham tagenden Kongreß des „British Association for the Advancement of Science“ kam das Thema „Co-partnership“ und „Trade Unionium“ zur Besprechung. Die Meinungen darüber, ob beide sich ausschlössen, oder Hand in Hand gehen könnten, waren sehr geteilt.

Zweifellos eignet sich die besondere Interessierung der Arbeiter am Werke, sei es durch Gewinn- oder Geschäftsbeteiligung für viele Betriebe. Die jeweils richtige Form wird von Fall zu Fall wechseln. Ein absolutes Heilmittel für die Reibungen zwischen Kapital und Arbeit wird durch solche Einrichtungen natürlich nicht geschaffen werden.

Geschlossene Organisationen auf beiden Seiten, Gegenübertreten und Verhandeln auf gleicher Basis, wird das Endziel bilden müssen. Beide Teile werden eingedenk sein müssen, daß der eine dem andern nötig ist, daß sie nur zusammen ein Ganzes bilden und daß nur durch gemeinsames Arbeiten am Gedeihen des Unternehmens beide gedeihen können.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Achte Fortsetzung)

Also wanderte Josias zum Lothringer, der aber in Koblenz beim Kurfürsten war und nicht gesagt hatte, wann er zurückkehrte. Er trieb immer seine eigene Politik und erhoffte vielleicht für sich selbst einen besonderen Vorteil. Die zwei Welfenherzöge waren allerdings zur Stelle, aller sie wollten es sich noch mit dem Lothringer überlegen, ob sie schon jetzt die Franzen angreifen sollten. War in Mayen etwas für sie zu holen? War es eine reiche Stadt und konnte man dort den Geldbeutel füllen? Von Laach wußten sie allerlei. Es sollten große Schätze irgendwo verborgen sein. Die durften die Franzosen natürlich nicht haben; beide Herren wurden erregt. Sie sollten ihre elftausend Braunschweiger nähren und bezahlen. Natürlich konnte man den Feinden nicht gestatten, einen fetten Bissen zu verzehren. Gerade in dies Hin und Herrief der Diener Josias wieder zum Herzog von Holstein-Plön. Frau von Kolben hatte ihn verlassen, aber ein hochgewachsener Mönch in der Benediktinerkutte stand vor ihm und wendete sein kluges Gesicht dem Eintretenden zu.

Hans Adolf machte eine vorstellende Handbewegung.

„Seine Hochwürden, der Abt von Laach wünscht, daß unsere Truppen mit einigen Fähnlein das Kloster decken. Die Franzosen sind wahrlich im Anmarsch, aber es ist nur ein kleines Heer und wir werden bald mit ihnen fertig werden!"

Josias verbeugte sich, wie es sich gehörte.

„Würdiger Herr, wenn es erlaubt wird, komme ich gleich mit einigen guten Leuten und will Eure Schätze wohl hüten! Aber in diesem Heer haben eigentlich zu viele Herren zu befehlen; Seine Gnaden, unser Herzog, könnte es schon allein machen, aber wie es ist, so ist es einmal!"

„Wollt den Herrn Abt zu den Herzögen von Braunschweig geleiten!" sagte Hans Adolf, und bald ging der holsteinische Junker mit dem Abt durch das Lager.

„Ihr müßt bezahlen, Hochwürdiger!" sagte er zutraulich. „Wir haben alle nur wenig Geld, und das Leben ist verdammt teuer!"

Dann entschuldigte er sich wegen des Fluches.

„Verzeiht, Herr! Aber man kriegt hier nicht gerade gute Manieren!“

„Ihr seid ein Herr von Sehestedt?“ fragte der Abt, und als Josias bejahte, setzte er hinzu.

„Ein Herr von Sehestedt ist jetzt auch in unserem Kloster. Er hat den Schmerz gehabt, seine Tochter durch Räuber zu verlieren, aber wir hoffen —“

Josias blieb stehen.

„Gottes Tod, Herr, meine Base Heilwig ist hier bei uns im Lager und der Herr von Sehestedt wird wohl der Staatsrat sein, der im Haag war.“

Er war so aufgeregt, daß er den Abt fast umarmte, was dieser sich mit einem gutmütigen Lächeln gefallen ließ.

„Ja, er ist bei uns und ich freue mich von Herzen, daß diese große Sorge von ihm genommen ist. Einmal hörten wir, sie wäre irgendwo in Gefangenschaft —“

„War sie auch! In Mayen, wo diese Papisten sie für eine Hexe hielten. So dumm, wie die Menschen hier sind!“

Der Abt richtete sich noch mehr in die Höhe.

„Ihr vergeßt, Junker, daß auch ich ein Papist bin, wie Ihr es zu nennen beliebt. Allerdings will ich zugeben, daß manche arme Seele in unserem Lande viel Böses denen zutraut, die einen anderen Glauben haben. Wundern darf man sich darüber nicht, denn es ist doch die Glaubensverwirrung gewesen, die uns allen so viel Leid brachte. Euer Luther mag sich deswegen mit dem Herrgott auseinandersetzen.“

„Oder auch mit dem Franzosenkönig, der immer auf seiten der Evangelischen kämpfte!“ rief Josias hitzig.

Der Abt sah ihn freundlich an.

„Wir wollen uns nicht streiten, Junker! Ich weiß wohl, daß auch Ihr es gut meint und daß Ihr fromme Christen sein wollt. Bewahret mir nur mein Kloster —“

„Vor den Katholischen!“ rief Josias, aber der andere achtete nicht auf diesen Einwurf, sondern bat, vor die Herzöge von Hannover geführt zu werden. Hier erhielt er sogleich Audienz; beide Welfen waren sehr gnädig, und Josias wurde bedeutet, auch seinen Herrn zu den Beratungen, die jetzt gepflogen wurden, zu rufen. Dies war zwar nur eine Höflichkeit, Josias wußte es wohl, aber es tat ihm doch gut. Die Herren wußten auch, daß es keinen besseren Draufgänger gab als den Plöner Herzog, und da ihn bis dahin noch keine Kugel getroffen hatte, so galt er außerdem für kugelfest. Gerade, wie der Luxemburger auf französischer Seite.

Nicht ganz lange dachte Josias an diese Dinge. Er wußte, wenn das Losschlagen begann, dann war er dabei, ebenso wie der Rantzau, der Qualen und der Ahlefeldt, die mit dem Herzog waren. Jetzt wollte er zu seiner Base und ihr die gute Botschaft von ihrem Vater berichten. Nun konnten die zwei sich finden und vielleicht gemeinsam nach Haus reisen.

Obgleich es angenehm gewesen war, die Base in der Nähe zu haben. Sie hatte ihm zwar sein Zelt weggenommen, und manchmal sah er sie nur selten, da sie sich sehr für sich hielt; aber er wohnte jetzt ganz gut mit dem Rantzau zusammen und hatte von ihm gute Unterhaltung.

Er stand jetzt vor dem Zelt, das er einst bewohnt hatte, und hob sacht den Vorhang.

„Darf ich eintreten, Base Heilwig?"

Niemand aber antwortete ihm, und wie er näher trat, war der kleine Raum leer. Er mußte lachen, als er sich umsah. Aus dem wenigen Hausrat, der ihm gehörte und der meistens zerbrochen war, hatte Heilwig eine behagliche Zusammenstellung gemacht. Auf dem Tisch lag eine bunte Decke, die bei ihm ein Loch in der Leinwand verstopfte, auf ihr stand eine Schale mit Veilchen, und über das Lager in der Ecke war eine saubere Decke gebreitet. Das Loch aber im Zelt, das ihm so oft Beschwerden machte, war so gestopft und geflickt, daß es kaum mehr zu sehen war.

Josias setzte sich einen Augenblick auf den dreibeintgen Stuhl, der seine Schadhaftigkeit gleichfalls unter einer bunten Decke verbarg, und dann nahm er die Schale mit Veilchen in die Hand und atmete ihren Duft ein. Woher hatte Heilwig sie? Eigentlich war die erste Zeit der Veilchen vorüber, es war doch Mai, und auf Schierensee in Holstein blühten die Veilchen im April. Aber hier gab es in den Wäldern wohl kühle Plätzchen, wo die Blumen später kamen. Manchmal wagten sich die Bauernkinder aus der Umgegend ins Lager, um ihre wenigen Blumen anzubieten. Meistens wurden sie ihnen allerdings weggenommen.

Ach ja, das Leben war rauh, und eigentlich war es langweilig, sein Fell für andere zu Markte zu tragen. Denn was hatte Holstein davon, wenn der Franzose Prügel kriegte? Josias' Oberherr war der König von Dänemark, und der war eigentlich gut Freund mit dem Ludwig von Frankreich. Es mußte jetzt nett auf Schierensee sein. Das Gut lag unweit von Kiel, und in der Stadt konnte man auch seit einigen Jahren studieren. Josias war nicht für die Gelehrsamkeit, aber einige Junker seiner Verwandtschaft lernten dort und machten dabei lustige Streiche.

Die Seheftedts hatten ein Stadthaus in Kiel, und wenn es der Mutter zu öde wurde auf Schierensee, dann fuhr sie dorthin und ging zu Gesellschaften aufs Schloß, wo der Gottorper Herzog gelegentlich Hof hielt, wenn er sich nicht gerade mit seinem königlichen Vetter erzürnte und dann in Hamburg oder sonstwo schmollte.

Ach, wie blau war die Kieler Föhrde, wie grün waren die Buchenwälder an ihrem Ufer! Flinke Fischerboote fuhren ans Ufer und brachten Goldbutt und Dorsch; sie räucherten kleine leckere Fische und verkauften sie weit in die Ferne. Wenn Josias wollte, konnte er auf Schierensee sein, wo jetzt die Saat grünte und die Kühe auf die Weide kamen. Seine Mutter würde sich freuen

— sie saß allein in dem weitläufigen Hause und spann mit ihren Mägden. Wer nicht fleißig war, der kriegte gelegentlich einen kleinen Schlag mit der Peitsche, die neben der Gutsfrau lag. Lieber Gott, die Mägde lachten über die sanfte Ermahnung: der Vogt konnte anders hauen. Aber sie schwatzten doch nicht mehr so viel, wenn die Edelfrau nach dem Strafinstrument griff.

Draußen klang ein Trompetenstoß. Josias fuhr auf und strich sein blondes Haar zurück, das ihm über die Augen gefallen war. Gottes Tod! Er hatte gesessen und geträumt, während es draußen was zu reiten und zu erleben gab. Eilig liefer aus dem Zelt, und als Heilwig ihm begegnete, lachte er ihr nur zu.

„Base, Euer Vater ist wohlbehalten in Laach und ich glaub, wir reiten bald hin, um die Kutten gegen die Franzosen zu bewahren. Wollt Ihr mit, so müßt Ihr den Welfenherren schöne Augen machen. Sie haben darüber zu kommandieren!“

Dann kam die Botschaft, daß Mayen in französischen Händen war, und zwei Tage später ging ein stattlicher Zug vom Rhein über Tönnistein in die Eifelberge gen Laach. Hans Adolf ritt auf seinem schwarzen Mecklenburger voran und ließ seine scharfen Augen über Wald und Steinbrüche gleiten. Der letzteren gab es viele hier, und manchmal wünschte er sich die glatten, grauen Schieferssteine für seine Haupt- und Residenzstadt Plön, wo seine Frau Gemahlin anstatt seiner das Regiment führte und manchmal ganz vernünftige Briefe schrieb, wie man sie einem Frauenzimmer kaum zutrauen sollte. Er ritt nicht allein. Neben ihm saß Heilwig Sehestedt auf einem zierlichen Fuchs, den der eine Welfenherzog ihr liebenswürdig zur Verfügung gestellt hatte, und hinter diesen zweien folgten die Braunschweiger. Reiter- und Fußvolk, lauter Erlesene, Bauernsöhne aus der Heide und von Friesland, breitknochig und derb, die Braunschweiger Farben auf der Brust tragend und die Lederhosen mit Gelb und Blau besetzt.

Es mochten wohl an die zweihundert sein. Sie lachten oder ritten und gingen bedächtig einher, wie es ihre Art war, spähten mit scharfen Augen um sich und waren zufrieden, daß es einmal wieder Aussicht auf Kampf gab. Von den Franzosen sah man die Spuren. Hier und dort stand ein zerstörtes Haus, und wie es die Berge hinaufging, lag dort auch ein Bauer mit zerschmettertem Kopf. Daneben ein paar Frauenröcke und nichts weiter.

„Es sind Marodeure gewesen!“ sagte Hans Adolf, als er Heilwigs traurigen Blick sah. „Liebes Fräulein, an dergleichen müßt Ihr Euch gewöhnen, wenn Ihr mitreiten wollt. Zwar hoffe ich, daß der Herr Abt Euch eine freundliche Unterkunft gewähren möge, wenn auch nicht im Kloster, in das die Frauen nicht einkehren dürfen, sondern vor demselben. Dies Laach soll ein sehr schöner Ort sein, ich habe schon davon gehört und freue mich, es kennen zu lernen. Was die Herren von der Geistlichkeit sind, die suchen sich gute Plätzchen aus, auch bei uns weiß man davon zu sagen!“

Er plauderte in dieser Tonart weiter und Heilwig gab höfliche Antworten, lächelte auch, wenn die holsteinischen Junker an sie heranritten und sie auf dies und jenes aufmerksam machten. Es war ein malerisches Land, durch das sie ritten. Die runden Kuppen der Eifelberge kamen ihnen immer näher, hier und dort lag ein Weiler unter großen Bäumen, dann war es wieder kahl und der Weg wurde steinigt und rauh; das Volk, das hier vor den Soldaten weglief, war ärmlich gekleidet und verhungert. Der Krieg schwang hier zu lange seine Geißel. Die Bauern hatten recht, wenn sie flohen.

„Von hier aus werden wir gen Mayen reiten!" sagte der Herzog, nachdem er eine Zeitlang schweigend vor sich hingesehen hatte. „Die Franzosen haben es eingenommen; die alte Hexe, die Gritt, hat doch nicht getan, was sie uns versprach. Nämlich alle Briefe des Stadtschreibers, die er den Franzen schrieb, uns auszuliefern. Sie ist eine Verräterin gewesen, obgleich sie zuerst nicht ungut schien, aber so ist es mit den Frauenzimmern. Verzeiht, wenn ich es sage, Jungfrau, und Euch meine ich nicht damit, weil ich Besseres von Euch glaube. Aber im allgemeinen wissen die Weiber nicht, was sie wollen und hören auf alles, das ihnen eingeflüstert wird."

„Weiß der gnädige Herr denn, wie es in der Stadt Mayen ausschaut?" fragte Heilwig, die blaß geworden war, und der Herzog klopfte den Hals seines Mecklenburgers, der ungeduldig auf den steilen Wegen ging.

„Ich weiß nichts, Fräulein. Josias Qualen und Daniel Rantzau sind einen anderen Weg geritten und wollen sich erkundigen. Nun, sie werden schon allerlei erfahren. Haben sich einen jungen rheinischen Junker mitgenommen, der bei uns zum Dienen eintreten wollte. Aber der Kurfürst in Ehrenbreitstein meinte, er müßte vorerst seine Frau Mutter fragen. Sie ist eine Edelfrau in der Nähe hier — ihren Namen hab ich vergessen. Aber der kleine Junker kennt hier jeden Fußtritt und schwört den Franzosen Rache. Haben sie doch seinen Großvater in Trier auf die Straße gesetzt und sein Haus geplündert nnd ausgebrannt."

„Es sind schreckliche Menschen, die Franzosen!" rief Heilwig empört, und Hans Adolf hob die Schultern.

„Krieg ist Krieg, Fräulein, und wir haben auch keine Samtfinger, wo wir einen greifen, der uns mißfällt. Aber, ich geb es zu — die Franzen sind eine große Plage für ihre Nachbarn. Wären diese einig, würde es wohl nie soweit gekommen sein, aber der eine der geistlichen Herren will hü und der andere hott, und von den rheinischen Rittern laufen die Söhne nach Paris, um dort beim König Dienste zu tun. Da muß er fast glauben, die Leute hier warten auf ihn, damit er sie französisch mache."

Der Herzog sprach lebhaft und Heilwig hörte ihm aufmerksam zu. Als er jetzt innehielt und in ihre glänzenden Augen sah, lächelte er und klopfte leicht ihre Hand, die die Peitsche hielt.

„Verzeiht, Jungfrau, daß ich Euch von solanen Dingen unterhalte, die nicht für Frauenzimmer sind. Ihr wollt galante Worte hören und manchmal ein lustiges Tänzchen oder ein Ringelstechen haben. Schade, daß wir zu diesen Sachen keine rechte Zeit haben. Aber wenn ich erst wieder daheim bin, gebe ich eine große Maskerade, und Ihr müßt auch kommen. Dann wollen wir sehr fröhlich sein!"

Er grüßte mit der Hand und ritt einem Trupp Männer entgegen, der vom Walde herunterstieg. Es waren einige Braunschweiger Herren, die zwei gebundene Franzosen mit sich führten und eine Frau. Beim Anblick der letzteren stieß der Herzog einen kurzen Ruf aus, den sie mit einem trotzigen Blick erwiderte. Er wandte sich aber gleich von ihr und hörte den Rapport des Junker Oheimb, der die Holsteiner bis nach Mayen begleitet hatte.

„Der Marquis de la Trousse verteidigt das Städtlein!" berichtete er. „An jedem Tore stehen Geschütze und ein Fähnlein Arkebusiere. Dabei läuft ein breiter Graben um die Mauer. Wollen wir das Städtlein nehmen, gibt es blutige Köpfe!"

Er lachte vergnügt zu der Aussicht und lüftete dann den Hut vor Heilwig, die dem Herzog gefolgt war.

„In Mayen gibt es ein Loch in der Mauer —" sagte sie hastig.

„Ein Loch in der Mauer?" wiederholte der Braunschweiger erstaunt, während Hans Adolf die Stirn runzelte. Denn er liebte es nicht, wenn sich Frauen in Dinge mischten, die sie nichts angehen sollten. Dann besann er sich aber eines anderen.

„Ich weiß, Fräulein," sagte er zurückhaltend. „Ihr habt mich von diesem Umstand in Kenntnis gesetzt, und ich will es nicht vergessen. Nun aber reitet zurück, ich habe noch mit diesen Leuten zu reden!"

Er zeigte auf die zwei Franzosen, die verdrießlich dreinschauten.

„Wir wissen nix zu sagen!" erklärte der eine in Elsässer Deutsch, während der andere die Hände faltete.

„Edle Herren, ich bin einer guten Mutter Sohn, aus Koblenz! Wollet Gnade üben!"

Heilwig hörte diese Reden, als sie langsam zurückritt. Der Herzog hatte wohl recht, die Deutschen wußten nichts von einer Heimat und kämpften sogar gegen sie. Da war es nicht zu verwundern, wenn der französische König die Hand nach deutschen Ländern ausstreckte. Ein Aufschrei ließ sie sich umsehen. Da stand eine gefesselte Frau und wehrte sich gegen einen Braunschweiger, der ihr die Hände mit Gerten auf den Rücken band und ihr dabei in die Tasche ihres Rockes griff.

„Dieb! Ich hab nix, und was ich hab, gehört mir!"

„Nun ist es mein!" sagte der Mann von der Lüneburger Heide und öffnete einen Lederbeutel, in dem einige Geldstücke waren.

Heilwig ritt heran.

„Laß doch der Frau das Geld, und weshalb bindest du sie?“

Ehe er antworten konnte, drängte sich die Gritt an die Jungfrau.

„Da ist die Hexe!“ schrie sie. „O, ich habe gewußt, daß der Böse in dir war! Nun muß ich sterben und meine Kinder hungern zu Tode!“

Der Soldat gab ihr einen Stoß, daß sie zusammenknickte.

„So du noch einmal schreist, hänge ich dich gleich!“ drohte er.

Noch einmal schlug er sie, und Heilwig sah, daß das Weib kaum auf den Füßen gehen konnte, die bloß waren und blutig. Ihr Rock war zerrissen, ihr Gesicht von Dornen zerkratzt und in ihren Augen lag der Irrsinn. Mitleidig beugte sich Heilwig zu ihr herab.

„Dort hinten fährt ein Wagen mit Gepäck. Laß dich dorthin führen, Frau! Sie kann nicht mehr gehen!“ wandte sie sich ihrem Wächter zu, der gleichgültig zur Seite blickte.

„Sie ist eine Kundschafterin und die Junker sagten, daß sie hängen soll. Es ist nur nicht sicher, wer das Urteil zu sprechen hat, daher haben wir sie hierher gebracht!“

„Laß sie fahren!“ bat Heilwig noch einmal, und widerwillig schleifte der Hannoveraner sie dorthin, wo die Wagen langsam folgten. Heilwig wäre gern mit ihm geritten, es war aber eine Anhöhe mitten im Walde erreicht, und mehrere Herren deuteten vor sich.

(Fortsetzung folgt)

Ein Lebendiger

Über die Werke des toten Lemonnier

Von Dr. Armin T. Wegner

Zu Beginn des letzten Sommers brachten die Blätter die Nachricht, daß Camille Lemonnier, Zeitgenosse Zolas und Altmeister der Moderne, gestorben sei. Gestorben in dem Augenblick, da er auch in Deutschland immer breiteren Boden zu gewinnen begann.

Seit zwei Jahren bereitet der Verlag von Axel Juncker-Berlin eine monumentale Ausgabe dieses großen Belgiers in deutscher Sprache vor, von der soeben der fünfte Band erschien. (Camille Lemonnier. Ausgewählte Werke. Bd. 1—10. Axel Juncker Verlag Berlin-Charlottenburg.) Und schon diese ersten Bücher, die kaum die Hälfte des in Aussicht genommenen Werkes ausmachen, geben ein beredtes,

ja überraschendes Zeugnis für die gewaltige Kraft, die beispiellose Lebendigkeit dieses Dichters. Überraschend auch für denjenigen, dem der Name Lemonnier seit langem und stets als einer der besten bekannt war. Nicht immer zwar ist die Übersetzung dem Rhythmus des Originales gerecht geworden. Mitunter ist die Sprache hart und brüchig. Auch scheint mir die Übertragung d'Ardeschahs von Lemonniers „Dorfwinkel", die im Verlage von Eugen Diederichs erschien, in der Führung des Dialoges glücklicher zu sein. Aber selbst über diese geringen Bedenken hinweg wird uns stets der warme Strom des Blutes vernehmbar, den dieses starke Herz hinauftrieb in die tausend Adern und Verästelungen seines Werkes, und hier in dieser gedrängten Zusammenfassung, in dem veränderten Gewande und eingekleidet in das Aroma einer anderen Sprache fühlen wir erneut die fabelhafte Lebensfähigkeit dieser Gestalten, die vor nun schon fast einem Menschenalter der Hand ihres Schöpfers entglitten.

Denn: Camille Lemonnier begann als ein fast Dreißiger zu schreiben in dem Augenblick, als der Lärm der Geschütze über den Feldern Sedans noch nicht verstummt war. Auf einem klapperigen Landwagen und eingehüllt in eine alte Pferdedecke kam er von Belgien herüber, wenige Stunden nach dem Ende der Schlacht und wanderte fünf Tage lang über die aufgeweichte, mit Trümmern bedeckte, von Regen und Blut gedüngte Erde der Schlachtfelder. Und er zeichnete auf, was er sah. Die verbrannten Gehöfte, das beiseite geworfene Gepäck, die von Kanonen zerfleischten Leiber der Pferde, die zerstückelten Glieder der Verwundeten, die grauenhaften, von Schmerz und Entsetzen verzerrten Gesichter der Toten. Ohne Leidenschaft, ohne Pathos. Nichts als der kurze Bericht eines Beobachters, der mit offenen Augen über diesen Acker des Krieges ging, aber erfüllt von einer warmen menschlichen Liebe und einem starken aufrechten Mitgefühl. Zolas „Zusammenbruch", diese gewaltige Schilderung des Krieges von 1870/71, welche das ganze Schlachtengemälde von den ersten Siegeshymnen bis zur Ausrufung der Republik in den Straßen von Paris aufrollt, muß vor diesem schlichten Bilde reiner Menschlichkeit verblassen. Lebendiger als aus all jenen mit hoher Kunst dramatisch aufgebauten Massakres, überzeugender als aus allen mit Argumenten überladenen Tendenzschriften der Pazifisten, erhebt sich aus dieser kurzen, aller Erläuterung baren Skizze eines Schlachtfeldes die furchtbare Gewalt des Krieges, die grausame Tragödie des Blutes. Selbst Zola, als er an seinem „Débâcle" schrieb, mußte Lemonnier gegenüber gestehen: „Ich habe alles gelesen, was über diesen Krieg geschrieben wurde. Ihr Buch aber habe ich nicht wieder gelesen. Ich wünsche im Gegenteil es zu vergessen — denn es ist zu lebendig."

„Les Charniers", die Beinhäuser (in der deutschen Übersetzung „Aus den Tagen von Sedan", mit einer Einleitung von Bertha von Suttner) erschien am Jahrestage der Schlacht von Sedan. Es brachte Camille Lemonnier seinen ersten Erfolg und eröffnete den Weg seines dichterischen Schaffens, auf dem er seitdem vierzig Jahre lang, geachtet, mehr aber geliebt, tapfer und aufrecht

dahinschritt. Fast unübersehbar ist die Zahl seiner Romane, die er in dieser Zeitspanne geschaffen hat. Denn Lemonnier war trotz all seiner hohen Kunst kein langsam abwägender Artist; er war ein Feuergeist, in dem das Leben sich ballte und ausbrach wie aus einem Vulkan. Er gebar, er schuf, frei und ungebändigt wie die Natur.

So entstanden seine Hauptwerke „Un mâle" und „Chaip-hair", die beide in der vorliegenden Ausgabe enthalten sind. „Un mâle" (Ein Mann) ist die Geschichte eines Wilderers, einer starken, ursprünglichen und zügellosen Natur, die mit den Tieren aufwächst, erst ihr Gespiele, dann ihr Verfolger wird. Cachaprès (Sucht mich doch!), wie sein Name in vallonischem Dialekt lautet, dieses Wort ist das Symbol eines von übermenschlicher Kraft und Leidenschaften erfüllten Mannes, der der Schrecken der Gegend, die Angst der Kinder und das nie ermüdende Gespräch an den Tischen der Schenkstuben ist. Zur Mannesreife erwachsen, überfällt ihn die Liebe am hellen Tage wie ein Sturmwind im Wald. Sie erfaßt ihn mit allen Fasern seines Wesens, sie schüttelt alle seine Leidenschaften zum Kampf gegen die Elemente auf. Gewalt muß an der Gewalt zugrunde gehen. Als Germaine, das schönste und stolzeste Mädchen, das sich ihm ergab, in ihrer Liebe zu ihm zu erkalten beginnt, da schlägt die Leidenschaft aus ihm empor wie versengende Lohe. Er ist gewohnt, das Tier aus den Wäldern zu nehmen, nach dem ihm gelüstet. Er nimmt auch das Weib. So rollt das Gewitter heran. Als es vorüberzieht, liegt Cachaprès tot im Gebüsch, ein angeschossenes Tier, das in den Sträuchern verblutet.

Man hat dieses Buch nicht ohne Grund die „Poesie der Brunst" genannt, eine „Dichtung von der Urnatur des Mannes"; aber es bedeutet weit mehr. Denn neben Cachaprès lebt ein zweiter: der Wald. Selten hat ein Dichter zuvor es verstanden, so unmittelbar, so hörbar deutlich das geheimnisvolle Wachstum des Waldes zu zeichnen. Hier erschließt sich das Herz der Landschaft.

Es liegt nahe, an dieser Stelle an Lemonniers „Dorfwinkel" zu denken, an jene wunderbare Idylle vlämischen Bauernlebens, die kurz vor „Un mâle" geschrieben wurde. Auch dort steht das breite Leben des flachen Landes, die brabantische Ebene mit weiten, sich kreuzenden Straßen, verlorenen Dörfern im Mittelpunkt des Geschehens, und man begreift sehr wohl, warum Diederichs als Herausgeber des „Bauernspiegel" (Der Bauernspiegel. Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde in Bauernromanen. Verlag Eugen Diederichs in Jena) gerade diese Studie mit ihrer feinen Charakteristik der vlämischen Volksseele in den Kreis seiner Bauernepen aufnahm. Aber es ist ein ganz anderer, merkwürdig fremder Lemonnier, dem wir in diesem Buche begegnen. Man wird „Ein Dorfwinkel" lieben müssen, wird zarte Linien darin entdecken, die bis zu Charles de Costers „Tyll Eulenspiegel" hinüberführen, und wird doch „Un mâle" höher achten und bewundern. Denn hier ist alles in das Große erhoben. Die Menschen, die Landschaft, dort idyllisch gesehen, werden hier in das Heroische gesteigert. An die Stelle holländisch-vlämischer Kleinmalerei — ich weise auf Tennier oder

Ostade — tritt die gewaltige Plastik Meunierscher Kraft, und wie durch ein offenes Fenster glauben wir hinauszusehen in die steigenden Nebel des Morgens, in das erwachende Leben der Höfe, über mondbeschienene Wälder und in die lastende Mittagshitze, unter der Wiese und Felder zu sieden scheinen.

Aber neben dem Wald der Bäume und Sträucher erhebt sich der Wald der Essen. Die Schlote haben die Eichen überwachsen. So steht neben „Ein Mann" „Der eiserne Moloch", neben der Landwirtschaft die Industrie. Ein gewaltiger, Ruß und Feuer speiender Götze, der die Wälder versengt, die Saaten vernichtet. Es ist die Geschichte eines Walzwerkes, die Geschichte der Leidenschaften seiner Bewohner, seines Elends und seiner Unglücksfälle, seiner Streiks und Katastrophen. Auch hier steht im Mittelpunkt das Schicksal einer Liebe, die Ehe des Arbeiters Jacques Huriaux, einer fleißigen, ehrlichen Natur, und seines lasterhaften, verführerischen und seelisch verwahrlosten Weibes. Durch alle Ereignisse des Walzwerkes, durch die mühselige Qual seines Alltages, durch seine Todesfälle und Krankenstuben zieht sich diese schmutzige Geschichte tierischer Brunst, stets betrügender, stets betrogener und nie müde nach neuen Opfern hungernder Sinnlichkeit. Hinter all dem aber steht wie ein dunkler Hintergrund das endlose Heer dienender Arbeitssklaven, die nichts sind als ein gleichgültig hinuntergewürgtes, zermalmt und ausgesogen wieder von sich gespienes Mahl dieses Fleisch und Eisen fressenden Zyklopen.

Lemonnier war Naturalist, und mit im Hinblick auf dieses Werk hat man ihn den belgischen Zola genannt. Der Vergleich mit „Germinal" liegt nahe. Die großen dramatischen Katastrophen, an denen dieser Roman so reich ist, wird man zwar nicht darin finden, wenn sie Lemonnier auch mitunter, wie die Schilderung der nächtlichen Kesselexplosion beweist, mit Geschick zu verwenden wußte. Nie aber hat es Zola verstanden, die Gestalten des Arbeiterlebens mit so feiner Psychologie, mit ihren Lastern aber auch mit ihren Tugenden, mit ihrem Elend, aber auch mit ihrem beklagenswerten Glück, so warm, so blutvoll, so — lebendig zu formen. Nie ist es ihm gelungen, eine Frau wie Karoline (man denke an Nanna, dieses Monstrum eines Weibes!), in all ihrer Verdorbenheit, in all ihrer widerlichen Gemeinheit so psychologisch verständlich zu machen, so menschlich nahe zu bringen. Allzuoft blieb bei Zola etwas von dem unkeuschen Drang des Journalisten zurück, der sich anschickt, die Sensation eines neuen, lasterhaften Verbrechens zu schildern, während auf der andern Seite die Gestalten seiner Romane leicht zu bloßen Typen herabsinken, die nicht mehr sind als die Soffitten einer breit und ausführlich gemalten Landschaft. Hier aber hebt sich aus der Masse deutlich die Gestalt des einzelnen hervor, trotz alles Typischen individuell und eigenartig gebildet, und wird so zum Symbol des Ganzen.

Neben diesen Meisterwerken stehen andere Romane wie „Der kleine Nazarener" und das wie eine Autobiographie geschriebene Buch „Warum ich Männerkleider trug", welches die deutsche Sammlung eröffnet. Es ist die Ge-

schichte eines jungen Mädchens, einer elternlosen Waise, die sich aus den Stürmen gewalttätiger Sinnenlust unter der Tarnkappe einer männlichen Kleidung rettet, sich eine Existenz schafft, und schließlich zurückkehrt in das verlassene Geschlecht. Wie der Erdboden den Samen empfängt, ohne zu wissen, von wo der Wind ihn treibt, empfängt ihr Schoß zuletzt die Liebe des Mannes, und in die Einsamkeit zurückgekehrt, allein auf sich selber gestellt, bringt sie das Kind zur Welt, in einer starken, übermenschlichen Mutterliebe, die des Mannes nicht mehr bedarf. —

Diese fünf Bücher bilden nur einen Ausschnitt des geplanten Werkes. Andere bedeutende Romane wie „Das schlafende Haus", „Es geht ein Wind durch die Mühlen" und „Das Recht auf Glück" sollen den genannten folgen. „Paul et Paulette" und „L'homme en amour" finde ich unter den vom Herausgeber in Aussicht genommenen Bänden leider nicht verzeichnet. Es wäre zu wünschen, daß der Verlag von Axel Juncker sich dazu entschließen würde, wenigstens den „Mann in der Liebe" auch noch in diese großzügig angelegte und rühmenswerte Ausgabe aufzunehmen. Denn der verstorbene Lemonnier, über dessen Grabe das Gras schon einmal welk wurde und nun bald wieder zu sprießen beginnt, gehört zu den Lebendigsten der Gegenwart. Er hat diese Lebendigkeit, dieses glühende Feuer bewiesen während vierzig langer Jahre seines dichterischen Schaffens.

Schon Victor Hugo und Baudelaire haben ihn gekannt. Daudet aber schrieb an ihn, als er „Un mâle" gelesen hatte: „Kommen Sie nach Paris. Sie finden bei mir Flaubert, Goncourt, Zola. Sie gehören mit zu der Familie. . . ." Und wie er der Freund dieser Männer war, wurde er der Johannes vieler Berühmterer, die nach ihm kamen. Meunier, Rops, Verhaeren, Maeterlinck, allen hat er die Schwelle der Tür gezimmert. Die Vielfältigkeit Balzacscher Romane ist seinen Werken verwandt, und wie Whitman umfaßte er das Chaos der Welt in seinem Innern.

Man hat Lemonnier einen Naturalisten gerühmt, gescholten; aber ich meine, in seinem ursprünglichen Sinne ist dieser Begriff zu eng. Denn keiner hat wie er in so früher Zeit gerade die Romantik des modernen Lebens gefühlt, keinem ist die Symbolisierung und Verlebendigung der technischen und industriellen Welt so früh gelungen wie ihm, die Beseelung der toten Materie, die den Händen des geistigen Schöpfers kaum entronnen, Tier- und Menschengestalt annahm in der Psyche des modernen Menschen. Wie hier der eiserne Moloch als ein Feuer atmendes Untier gestaltet ist, wie aus dem offenen Maul der Hochöfen das Eisen verblutet, das steht an Plastik, an Grauenhaftigkeit der Phantasie unserer neuesten noch reifenden Lyrik nicht nach. Kaum daß der Meister verstarb, schlägt ein neu erwachendes Feuer von wilder, erstaunlicher Lebendigkeit aus seinen Werken empor, und noch im Tode scheint dieser Glühende sich zu rüsten, ein Führer der Jüngsten, ein Herold der Kommenden zu sein.

Reichsspiegel

(Vom 23. Februar bis zum 1. März)

Presse und Armee

Am 27. Februar ist die fünfundzwanzigste Kommission des Reichstages zur Regelung der Militärbefugnisse aufgelöst worden, die sogenannte Zabernkommission. Die an das Ereignis geknüpften Betrachtungen in der Tagespresse erscheinen mir indessen vielfach verfehlt. Richtig ist, daß die Auflösung der Kommission eine starke Niederlage für die internationale Demokratie bedeutet, unzutreffend ist es dagegen, wenn die Auflösung auch als Niederlage für den Parlamentarismus hingestellt wird. Sie bedeutet auch kein Abbiegen von dem Wege zur Erstarkung des parlamentarischen Systems in Deutschland: sie ist eingetreten nicht infolge energischen und rechtzeitigen Zugreifens der verantwortlichen Regierungsmänner, sondern infolge der zielsicheren und geschickten Haltung der mittelparteilichen und rechts gerichteten Presse und zwar, nachdem sie erkannt hatte, daß die Reichsregierung die Zügel am Boden schleifen ließ. Der Sieg über die kosmopolitisch-antimilitaristischen Tendenzen ist erfochten durch den hauptsächlichsten Wegbereiter des Parlamentarismus, durch die Presse, wobei es für die Tatsache selbst belanglos ist, daß es die Presse der rechts gerichteten Parteien war, die solches vollbrachte. Unter dem Druck der Presse haben die Fraktionen des Reichstages ihre Politik revidiert, die sie in der Zabernangelegenheit bis zu Anfang Dezember vorigen Jahres getrieben haben.

Durch ihr Auftreten hat die nationale Presse wieder mehr Selbstvertrauen gewonnen, da sich seit langer Zeit zum ersten Male gezeigt hat, welche Macht sie in unserer inneren Politik sein kann, wenn sie nur mutig und unbekümmert um persönliche und parteipolitische Sympathien dasjenige vertritt, was sie für richtig hält. Eins der stärksten Hemmnisse für die Entwicklung der nationalen Presse, worunter ich hier im weitesten Sinne die gesamte bürgerliche Presse mit einigen wenigen, jedem Zeitungsleser bekannten Ausnahmen verstanden wissen möchte, besteht in ihrer fast vollständigen Kritiklosigkeit gegenüber den Maßnahmen der die Staatsgewalt darstellenden Bureaukratie. Es kommt höchst selten einmal vor, daß sich ein Organ, wie etwa die Kreuzzeitung, zur Kritik an einer königlichen Behörde — hier handelt es sich selbstverständlich aus-

schließlich um die sachliche aufbauende Kritik — herbeiläßt. Man fürchtet die Autorität der Regierung anzutasten. Kritik an Heeresangelegenheiten wird fast wie ein Verbrechen gegen die Integrität des Staates angesehen.

Wer die öffentliche Kritik so bewertet, bringt die Regierung und die bürgerlichen Parteien um das stärkste moderne Mittel zur Verbindung mit den breiten Volksschichten. Er erleichtert vielleicht den einzelnen vortragenden Räten und Ministern die persönliche Arbeit, aber er enthält ihnen auch wertvolles Material vor, dessen sie zum sachlichen Kampf und zur Rückenstärkung gegen den Radikalismus in der Gesetzgebung bedürfen. Am augenfälligsten treten die schädlichen Folgen mangelnder öffentlicher Sachkritik in allen Heeresfragen zutage. Es ist eine weitverbreitete wenn auch nicht zutreffende Anschauung, daß man auf das Berliner Tageblatt und die Frankfurter Zeitung angewiesen sei, wenn man sich bei uns näher über das innere Leben der Armee unterrichten will, also auf zwei Organe, die dem Militarismus grundsätzlich feindlich gegenüberstehen, die obendrein mit dem Kampf gegen das Heer noch ganz bestimmte politische Ziele verknüpfen. Was sonst in der bürgerlichen Presse über die Armee steht, gilt als offiziös und wird schon deshalb nur von denen beachtet, die die Meinung der Heeresleitung über die einzelne Frage kennen müssen. Dazu sollten aber die Norddeutsche Allgemeine und das Militärwochenblatt genügen. Eine in ihren Konsequenzen gar nicht genug zu beklagende Folge dieses Zustandes ist der außerordentliche Mangel an solchen Militärschriftstellern, die mit tüchtiger Fachkenntnis soviel allgemeinpolitisches Wissen verbinden, daß sie befähigt sind, alle Auswirkungen ihrer öffentlichen Darlegungen auf die Einzelfragen der inneren, aber auch der auswärtigen Politik vorauszusehen. Daß es heute nicht so ist, ist nicht verwunderlich: wo kein Absatz ist für frei entwickelte Ideen, wo nur für amtlich abgestempelte Auffassungen Raum ist, fehlt auch der Anreiz für den schriftstellerisch begabten Offizier, in seinem Fach weiter zu arbeiten, seine Kenntnisse zu vertiefen, seinen Gesichtskreis zu erweitern und dadurch sein Verantwortungsgefühl als Publizist zu stärken. Und wir finden daher den früheren Offizier als Dilettanten auf allen möglichen Gebieten, wo er von gewiegten Zweckmenschen für Zwecke ausgenutzt wird, die ihm vielleicht gar nicht klar werden konnten. Den Schaden davon aber hat die Armee und mit ihr die Nation.

Die schädlichen Folgen dieser tatsächlichen Verhältnisse sollte man nicht unterschätzen. Wenn z. B. die deutsche Armee betreffende Angelegenheiten von der englischen Presse ohne Verständnis behandelt zu werden pflegen, so liegt dies in der einseitigen Behandlung der Verhältnisse bei uns selbst. Man erinnere sich nur der Kaisermanöverkritiken und der unfreundlichen Kommentare zum Krupp-Prozeß. Jetzt zieht man in England sehr herablassend die Schulter über die Preußische Kabinettsorder von 1820, vergißt aber ganz dabei, daß auch in diesem klassischen Lande der politischen Freiheiten das Militär in dringenden Fällen, ohne vorherige Aufforderung von seiten der Zivilbehörden, einschreiten darf, und zwar auf Grund der sogenannten Kings Regulations von 1912.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in allen andern Ländern. So sagte mir vor einigen Tagen ein russischer Journalist, der vor 1905 noch zu den radikalen Reformern seines Vaterlandes gehört hatte, er habe erst hier in Berlin, wo er mittlerweile drei Jahre lebt, erkannt, wie absolut falsch das russische Publikum einmal über die Verhältnisse in Deutschland unterrichtet worden sei und wie falsch andererseits Deutschland über die russischen Zustände und innerpolitischen Kräfteverhältnisse unterwiesen werde. Als roter Faden in der Berichterstattung zieht sich tatsächlich die Diskreditierung der heimischen Einrichtungen, ganz besonders der beiderseitigen Armeen. Als die gemeinsame Quelle gab er mir unaufgefordert die internationale Demokratie an und jeder, der weiß, welche Macht die sozialdemokratische Literatur in Rußland gewonnen hat, wird auf die Sozialdemokratie als die Quelle der Deutschland herabsetzenden Presseberichte in erster Linie raten. Im Gegensatz hierzu hören wir aus Frankreich und über die französische Armee herabsetzendes durch die französische Presse so gut wie überhaupt nicht. In Frankreich bezeugen selbst die Blätter der Antimilitaristen der eigenen Armee gegenüber eine Zurückhaltung, die bei uns in der demokratischen Presse nicht bekannt ist.

Ein Beispiel: es ist wohl öffentliches Geheimnis in Frankreich, in welchem desolaten Zustande sich die beiden alten Waffen, die Infanterie und die Kavallerie, im Falle einer Mobilmachung befinden würden. Die Armee macht zurzeit tatsächlich eine schwere Krise durch; sie wäre kaum anders zu mobilisieren, als daß man den zweiten Rekrutenjahrgang zurückließe und statt dessen Reservisten einzöge. Nirgends bei den Kompagnien und Schwadronen gibt es eine genügend große Zahl ausgebildeter Mannschaften; umsomehr Rekruten, die nicht intensiv genug ausgebildet werden können; bei der Kavallerie tritt erschwerend der Mangel gut durchgerittener Rekrutenpferde hinzu; daneben sind die unverhältnismäßig zahlreichen Ankaufspferde schlecht. Kasernen und Ställe sind unzureichend. Und doch liest man nichts davon in der Presse, hört davon nichts in den öffentlichen Kammersitzungen, und selbstredend wird darüber auch nichts ins Ausland berichtet. Wie wird dagegen jede Disziplinwidrigkeit im deutschen Heere, jeder Hitzschlag und jedes Schießplatzunglück, jede noch so leichte Mißhandlung in Deutschland verallgemeinert und als Zeichen des sich vorbereitenden Niederganges registriert!

Dies Verhalten der französischen Journalistik ist bei dem hochgeschraubten nationalen Empfinden gewiß nicht auf Teilnahmslosigkeit zurückzuführen, eher schon auf jenen starken nationalen Instinkt, der es dem Franzosen verbietet, über sein Land öffentlich abfällige Kritik zu üben, wenn dadurch eine Schmälerung des Ansehens im Auslande hervorgerufen werden könnte.

In England, wo allerdings die Armee eine ganz andere Stellung im Volksbewußtsein hat, wie in den Kontinentalstaaten, ist die Haltung der Presse militärischen Dingen gegenüber ähnlich wie in Frankreich.

Auch dort neigt man zu Verallgemeinerungen über Deutschland, vor denen man sich heimischen Vorgängen gegenüber sehr hütet. Vergleicht man z. B. die

Auslassungen der englischen Presse über den Kruppprozeß, mit jenen über den großen Armeekantinenprozeß gegen die Firma Lipton, in dem festgestellt wurde, daß selbst ein englischer Offizier in der Stellung eines Regimentskommandeurs bei uns jährlich 300 Pfd. Sterl. dafür bekam, daß er die Waren der Firma Lipton bei den Kantinen einführte, so findet man hier größte Ruhe und Zurückhaltung, dort Verallgemeinerungen, die unsere Armee in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen lassen. Die Vorgänge in Zabern erscheinen, dank der deutschen Berichterstattung darüber, jetzt selbst nüchternen Engländern, die nicht alles ohne weiteres glauben, was in den Zeitungen steht, als typisch für die Beziehungen zwischen Heer und Volk in ganz Deutschland.

Mit meinen Darlegungen wollte ich auf zwei Quellen hinweisen, auf die neben anderen Nachteilen auch die absprechende Berichterstattung des Auslandes über unsere Armee zurückzuführen ist: die absichtliche Herabsetzung unserer Militärorganisation als Mittel zur Bekämpfung des monarchisch-bürgerlichen Staates und der Mangel eines Korrektivs hiergegen. Von außen kommt noch ein drittes Moment zu unserem Schaden hinzu: die von verschiedenen Seiten gemachten Versuche, den Dreibund zu sprengen, dessen eiserne Grundlage doch die deutsche Armee ist. Diese zuletzt genannten Tendenzen werden naturgemäß durch die oben angedeuteten Verhältnisse wirksam gefördert.

Die Frage ist, wie dem Übelstande abgeholfen werden könnte. Es gibt kein Mittel dagegen, solange die Diskreditierung unserer Armee Mittel zur Erreichung besonderer politischer Ziele bleibt! Wer die verfassungsmäßigen Grundlagen unseres Vaterlandes umstürzen will, hat keine Veranlassung die Armee, sein stärkstes Bollwerk, zu schonen. Dasselbe gilt von den äußeren Feinden. Damit müssen wir uns abfinden. So ist auch der direkte Kampf gegen das Übel ausgeschlossen. Keine Verschärfung der Preßgesetzgebung würde nützen. Was bleibt, ist die Hebung des Verantwortungsgefühls bei den die Presse bedienenden Faktoren: Militärmitarbeitern, Redakteuren und Verlegern. Verantwortungsgefühl kann sich aber nur stärken auf der Basis gründlicher Fachkenntnisse und großer Allgemeinbildung. Wer diese beiden zu heben vermag, steigert ohne weiteres das Verantwortungsgefühl. G. Cleinow

Glossen zum Urteil gegen den Grafen Mielczynski

Das Schwurgericht in Meseritz hat den Grafen Mielczynski von der Anklage der vorsätzlichen Tötung seiner Frau und ihres Galans freigesprochen. In vielen Kreisen ist diese Entscheidung mit beträchtlichem Kopfschütteln aufgenommen worden. Aber es liegt mir fern, einen Urteilsspruch ohne genaue Aktenkenntnis zu schelten. Ob die Geschworenen den Grafen freigesprochen haben, weil sie auf dem alten Kavalierstandpunkte stehen, daß die durch Ehebruch verletzte Mannesehre nur mit Blut abgewaschen werden kann, und daß man sich in solchem Falle über das Gesetz hinwegsetzen darf, oder ob ihr Wahrspruch nur dem

Mitleide seine Entstehung verdankt, oder ob sie endlich trotz des gegenteiligen Gutachtens des Geheimrats Leppmann den Täter im Augenblicke der Tat für unzurechnungsfähig gehalten haben, wer kann dies sagen. Die Geschworenen brauchen ja leider für ihren Spruch keine Gründe anzugeben.

Aber so ganz wird man bei diesem und ähnlichen vorausgegangenen Urteilen die Empfindung nicht los, daß wir doch leider langsam in französische Zustände hineinsteuern, nach welchen der Totschläger im Ehedrama die Sympathie der Geschworenen für sich und damit recht große Chancen auf Freisprechung hat. Die strafrechtliche Lehre dieses und ähnlicher Urteile ist jedenfalls die: Wenn du deine Frau beim Ehebruch ertappst, lasse dich ja nicht dazu hinreißen, sie oder ihren Verehrer mit der Reitpeitsche, oder in den unteren Ständen mit Stock oder Axt zu bearbeiten; denn dann kommst du wegen gefährlicher Körperverletzung vor das Schöffengericht oder die Strafkammer. Die dort amtierenden Berufsrichter haben wenig Verständnis für das Ritterliche deiner Gewalttätigkeit und stecken dich aller Wahrscheinlichkeit nach wegen gefährlicher Körperverletzung ins Gefängnis. Gerätst du also in die vorgeschilderte Situation, dann schieße oder schlage deine Frau und ihren Verehrer bald ganz tot; denn dann kommst du vor die Geschworenen, und dann hast du 50 Prozent Chancen auf Freisprechung.

Ist diese Betrachtung allgemeiner Natur, so knüpft sich an die Persönlichkeit des Grafen Mielczynski in Verbindung mit diesem Freispruch auch eine spezielle Betrachtung und zwar politischer Art. Sieht man sich die Namen der tätig gewesenen Geschworenen an, so sind es fast durchweg deutsche Namen und ihre Träger dürften auch nach ihren Berufen zum Deutschtum in Posen gehören. Die Nationen stehen sich in Posen feindselig gegenüber. Graf Mielczynski war polnischer Abgeordneter und ein anerkannter Führer der Nationalpolen. In anerkennenswerter richterlicher Objektivität hat dieser Gesichtspunkt die Geschworenen keinen Augenblick abgehalten, ihren Wahrspruch auf nichtschuldig abzugeben, nachdem sie sich einmal von der Schuldlosigkeit de Grafen überzeugt hatten. Es sollte dies stets selbstverständlich sein und deshalb keiner Erwähnung bedürfen, aber die polnische Presse gefällt sich jahraus jahrein darin, die deutschen Richter des Hakatismus zu verdächtigen und ihnen Mangel an Objektivität vorzuwerfen. Auch die polnischen Abgeordneten verabsäumen nie, bei der Diskussion des Justizetats in die gleiche Klage einzustimmen. Jetzt haben sie selbst an einem ihrer Parlamentarier die Objektivität deutscher Richter wohl in einer Weise kennen gelernt, daß sie künftig zu schweigen haben.

Zuletzt noch eine zivilrechtliche Glosse zu diesem Prozeß. Die erschossene Gräfin war jung und lebenslustig. Sie hat wohl kaum mit der Möglichkeit eines nahen Endes gerechnet und dürfte kein Testament hinterlassen haben. So tritt die gesetzliche Erbfolge ein, und danach wird Erbe neben ihren Kindern eben dieser Ehegatte, der sie erschossen hat. Das Rechtsempfinden sträubt sich

dagegen. § 2339 BGB. trägt dem Rechnung, indem er bestimmt: „erbunwürdig ist, wer den Erblasser vorsätzlich und widerrechtlich getötet hat." Die Erbunwürdigkeit muß durch Anfechtung seitens der an Stelle des Unwürdigen tretenden Erben geltend gemacht werden. Voraussetzung ist aber vorsätzliche und widerrechtliche Tötung, und diese Art der Tötung haben die Geschworenen gerade verneint. Nun ist freilich bei uns geltender Rechtssatz, daß ein Zivilgericht an die Feststellung eines Strafgerichts nicht gebunden ist. Aber man vergegenwärtige sich, daß gegen den vom Schwurgericht freigesprochenen Grafen Mielczynski vom Landgerichte oder Oberlandesgerichte vorsätzliche widerrechtliche Tötung festgestellt werde! Es ist zu hoffen, daß der Justiz diese peinliche Dissonanz erspart bleiben wird; denn sowohl der Graf wie die gräfliche Familie werden kein Interesse daran haben, die traurige Angelegenheit noch einmal vor einem Zivilgericht aufzurollen.

Landgerichtsrat Dr. Sontag

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Bildungswesen

Orientalisches Seminar und Genealogie. Der verstorbene Geschichtsforscher Ottokar Lorenz zu Jena, der Verfasser des berühmten, bahnbrechenden „Lehrbuches der gesamten wissenschaftlichen Genealogie", trug sich schon Jahre vor dem Erscheinen jenes Werkes mit dem Gedanken, darauf hinzuarbeiten, daß an irgendeiner geeigneten Hochschule Deutschlands die wissenschaftliche Genealogie, namentlich im Hinblick auf das fortgesetzte Steigen der Bedeutung der Vererbungswissenschaft, wieder in den Lehrplan eingefügt werde. Bei Gelegenheit mehrfacher Anwesenheit in Berlin war es Lorenz gelungen, Althoff für diesen Gedanken zu erwärmen. Althoff, bei dem alle neuen Ideen, deren springenden Punkt er sofort erfaßte, auf fruchtbarem Boden fielen, nahm Fühlung mit den maßgebenden Personen der Berliner Hochschule, begegnete aber grundsätzlicher Abneigung. Dagegen trug sich Professor Dr. Paul Kehr, der damals noch in Göttingen wirkte, zu jener Zeit mit dem Plan, an der Hochschule Göttingen ein „Seminar für geschichtliche Hilfswissenschaften" zu errichten, und auf Althoffs Veranlassung fand damals eine Besprechung zwischen Kehr und mir statt, bei der ich Kehr auseinandersetzen durfte, wie an einem Seminar „für geschichtliche Hilfswissenschaften" die „wissenschaftliche Genealogie" in dem, von Lorenz gemeinten, weiten Sinne behandelt werden könnte, und schließlich ins Auge gefaßt wurde, daß, falls dieses Seminar an der Göttinger Hochschule nach Kehrs Plan zustande käme, ich mit den entsprechenden Vorlesungen über „wissenschaftliche Genealogie", aber auch über Heraldik oder Wappenkunst und -kunde und ein wenig Numismatik betraut werden sollte. Bald darauf kam aber Kehr als Direktor des Historischen Instituts nach Rom, und der schöne Plan fiel ins Wasser und ist auch heute noch nicht verwirklicht: es besteht vielmehr zu Göttingen nach wie vor nur ein „Diplomatischer Apparat", also ein solcher für die Wissenschaft vom Urkundenwesen, allerdings die wichtigste der

sogenannten „Geschichtlichen Hilfswissenschaften". Althoff gab aber seinen Gedanken, für die wissenschaftliche Genealogie etwas zu tun, nicht auf. Gelegentlich fragte er mich, ob denn nach meiner Meinung Vorlesungen über „Genealogie" nicht in den Lehrplan des „Orientalischen Seminars" paßten? Unvorbereitet, wie ich war, gab ich ihm die, vom Standpunkte meiner damaligen Kenntnis der Dinge aus, ehrliche Antwort, daß die Unterbringung von Vorlesungen über „wissenschaftliche Genealogie" in den Lehrplan des „Seminars für Orientalische Sprachen" schwer zu rechtfertigen sei. Heute würde ich diese Antwort nun allerdings nicht mehr geben. Ich würde etwa sagen, daß das Studium der Geschichte der in den Kolonien befindlichen Natur- und Halbkulturvölker mir nur möglich erscheine unter Berücksichtigung der Genealogie ihrer Häuptlingsgeschlechter; daß die Aufzeichnung genealogischer Tatsachen über solche Häuptlingsgeschlechter, namentlich, wo Mutterrecht, auch Vielweiberei, oder irgendeine der von Vaterrecht und Einehe abweichenden Eheformen herrschen oder geherrscht haben, mit Erfolg nur denkbar sei, wenn der Sammler und Aufzeichner wenigstens einige Kenntnis der genealogischen Methoden und der genealogischen Darstellungsformen habe; ich würde noch manche gute Gründe hinzufügen, auf die näher einzugehen mich hier zu weit führen würde. Jedenfalls wäre ich der Ansicht, daß ein gelegentlicher Kurs von etwa zehn einstündigen Vorlesungen über „Genealogie, ihre Methoden und Darstellungsformen" sehr gut in den Rahmen eines „Seminars für Orientalische Sprachen" passen und in gewisser Beziehung sogar einem Bedürfnis entsprechen würde.

An die damalige Unterredung mit Althoff, der die wahre Sachlage zu jener Zeit sicher besser übersah als ich, werde ich lebhaft dadurch erinnert, daß zurzeit Erwägungen darüber stattfinden, das „Orientalische Seminar" zu einer vollständigen „Auslandshochschule" auszubauen. Im Jahre 1913 ist nämlich der Reichskanzler bei der Beratung des Haushalts des Auswärtigen Amtes vom Reichstage ersucht worden, dem Reichstag eine Denkschrift über einen solchen Ausbau vorlegen zu lassen. Und nachdem schon im Jahre 1912 der Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Eduard Sachau seine „Denkschrift über das Seminar für Orientalische Sprachen" hat erscheinen lassen, liegt nunmehr eine besondere Schrift von Prof. Dr. H. Pohl in Greifswald vor: „Die deutsche Auslandshochschule" (Tübingen 1913), in der die Notwendigkeit der Errichtung einer großen wissenschaftlichen Zentrale für Auslandsdienst und Auslandskunde, und wie diese zweckmäßig durch Ausbau des „Orientalischen Seminars" zu gewinnen wäre, erörtert wird (siehe auch die Grenzboten 1913, Heft 21). Wenn bei diesem Ausbau auch die „wissenschaftliche Genealogie" ein bescheidenes Plätzchen fände, so wäre das ein entschiedener Fortschritt, da das große „Forschungsinstitut für Familienforschung und Vererbungswissenschaft", das, nach meiner und vieler maßgebender Persönlichkeiten Überzeugung, eine „Forderung des Tages" ist — man vergleiche den Aufsatz von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Robert Sommer in den Grenzboten 1912, Heft 12 — doch jedenfalls noch eine ganze Weile auf seine Begründung wird warten müssen.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz

Volkswirtschaft

Volkswirtschaftliche Umrisse. Aus der **Gide** und **Rist**schen **„Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen"** seien einige Sätze außerhalb des Zusammenhanges, aber in innerer Verbindung, herausgenommen und zitiert, die alte Erkenntnisse als zeitgemäß und ewig jung erscheinen lassen. Erweitert man insbesondere den Begriff des sozialen Dienstes im Gegensatz zu der gang und gäben engen Auffassung von Sozialpolitik, die zur Aufgabe vornehmlich Schutz und Fürsorge der primitiven Kräfte unseres Volkes sich setzt, im Sinne des gemeinwirtschaftlichen Dienstes, im Sinne harmonischer Solidarität des Ganzen, so gewähren diese Zitate vielleicht besonders notwendige Wegweiser. Man möge sie benutzen, um sich auf lebendige Ziele zu besinnen und über einseitige theoretische Satzheiten hinwegzukommen.

Conte: Die wirtschaftliche Analyse der Gesellschaft kann nicht in positiver Weise durchgeführt werden, wenn man ihre intellektuelle,

moralische und politische Analyse beiseite läßt.

Stuart Mill: An dem Tage, an dem der Mensch müde sein wird, den einzigen Inhalt seines Lebens darin zu sehen, den Dollar zu jagen und Dollarjäger aufzuziehen, wird der Mensch Befriedigung höherer Art suchen.

List wirft Adam Smith und seiner Schule Materialismus vor, weil er wichtige Imponderabilien an moralischen Werten, gerade auch im Wirtschaftsleben, nicht genügend würdigt.

Gide und Rist: Der wirtschaftliche Mechanismus hat sich mehr und mehr zum Vorteil der Produzenten ausgebildet.

Bastiat: Wenn die Menschheit in ihrer wirtschaftlichen Gemeinschaft sich vervollkommnet, so geschieht das nicht durch Versittlichung der Produzenten, sondern der Konsumenten.

Und Bastiats Sterbenswort: Die Nationalökonomie muß vom Standpunkt des Verbrauches aus behandelt werden.

Proudhon: Das Problem heißt nicht, die bestehenden wirtschaftlichen Kräfte zu zersetzen, sondern sie ins Gleichgewicht zu bringen.

Gide und Rist: Wir hoffen, daß die Triebkraft der ganzen wirtschaftlichen Tätigkeit, die heute die Profitsucht ist, nach und nach dem Gedanken des sozialen Dienstes Platz macht.

Die Worte, die bei den Klassikern und bei den Oppositionellen, bei der historischen Schule wie bei der liberalen, in verschiedener Form, dem Sinne nach gleich, immer wiederkehren, lassen bei kritischer Selbstbesinnung erkennen, daß auch unsere Zeit keinesfalls auf ausschließliche Lösungen zurückblicken kann, daß vielmehr bedeutende Probleme noch der Bearbeitung harren, die wache Augen und energisches Wollen voraussetzen. Die volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen bereiten dazu das Handwerkszeug.

Das Handbuch selbst, das in übersichtlicher, klarer und eleganter Form vor vier Jahren im französischen Text erschien, ist jetzt in ausgezeichneter deutscher Übersetzung herausgegeben. (Herausgeber Franz Oppenheimer, Gustav Fischer, Jena 1913; broschiert 12 M., 820 Seiten.)

Das Bedürfnis nach systematischem und straff gefaßtem Überblick über die Lehrmeinungen der Wirtschaftswissenschaft ist um so dringender, je verwickelter und im einzelnen vertiefter die Verhältnisse liegen. Betonen dagegen besondere Kreise, daß der doktrinäre und dogmenkritische Standpunkt den neuzeitlichen Aufgaben der Wissenschaft nicht mehr gerecht werden kann, ein wissenschaftliches Erfassen der tatsächlichen Verhältnisse sich ans einzelne zu halten habe und allgemeine Zusammenhänge fast nur noch zu ahnen seien, so können solche Auffassungen erste und letzte wissenschaftliche Voraussetzungen gefährden. Deshalb sei solchem Standpunkt gegenüber betont, daß jeder Versuch und jedes Bemühen den Fluß der wirtschaftlichen Geschehnisse einheitlich zu begreifen und bedeutende Zusammenhänge gerade auch in Umrissen festzustellen, als Möglichkeiten wertvoller und nötiger Entdeckungen prinzipiell immer wieder verlangt und begrüßt werden müssen. Dementsprechend ist der vorliegende Versuch besonders zu begrüßen und es ist um so verwunderlicher, wenn die Verfasser gerade dieses Werkes eine besondere Betonung des Wertes der deduktiven Methode an einer Stelle mit den Worten Paretos ablehnen: „Diskussion über die Methode ist der reine Zeitverlust."

Um den Wert des Gide-Ristschen Handbuches ohne Rückhalt zu bejahen, braucht man nicht ganz der Meinung des Herausgebers zu sein, daß die französischen Gelehrten eine besonders glückliche Einheit historischer und dogmatischer Schule darstellen. Aber Oppenheimer sieht auch das Verdienst der Verfasser mehr in der Überlegenheit des Handbuches anderen wissenschaftlichen Arbeiten gegenüber, die sich mit demselben Thema befaßten. Und es ist bekannt, daß ein entsprechendes ähnliches Handbuch, auf die Neuzeit fortgeführt, fehlt. Eine offene Lücke wird durch dieses Werk glücklich ausgefüllt.

Die Verfasser gehen mit der Betrachtung der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen in der Geschichte nicht zu weit zurück. Der Merkantilismus hat z. B. keine besondere Würdigung erfahren. Die Darstellung fängt mit den Begründern der klassischen Volkswirtschaft, den Physiokraten, Adam Smith, Say und

dann den Autoren, die durch pessimistische Prophezeiungen das Bild der natürlichen, idealen Ordnung beeinträchtigten, Malthus und Ricardo, an. Die Gegner dieser Schulen Sismondi, Saint Simon, die Assozialisten Proudhon und List greifen die von den ersten aufgestellten Grundsätze an und erschüttern sie. Die liberale Schule mit Stuart Mill in England und Bastiat in Frankreich erreicht danach ihre Höhe, von der in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit vier schismenartigen Richtungen: der historischen Schule, dem Staatssozialismus, dem Marxismus und dem christlichen Sozialismus die Abwendung erfolgt. Danach erfahren die neuzeitlichen Lehren ihre Darstellung, die vielleicht der entsprechenden großzügigen Systematik entbehrt.

Michels hat seinerzeit bei Besprechung des französischen Textes bereits mit Recht bemerkt, daß den modernen deutschen Nationalökonomen und ihren Lehrmeinungen nicht die entsprechende Würdigung zuteil geworden ist, auch wies er darauf hin, daß derselbe Fehler gegenüber der verdienstvollen italienischen Wirtschaftswissenschaft gemacht sei. Gerade auch bei der Betrachtung der Strömungen der Gegenwart scheint eine gewisse Zuspitzung auf französische Verhältnisse augenfällig, die anderseits wiederum natürlich genug ist.

Die sozialistische Kritik Conrad Schmidts verzeiht naturgemäß den Autoren nicht, daß sie der Arbeitswerttheorie nicht die von ihm verlangte Überlegenheit über die Grenznutztheorie einräumen. Wissenschaftliche Probleme ihrem politischen Werte nach zu behandeln, bedeutet allerdings ein Mehr oder Weniger als kritische Würdigung.

Im übrigen bemerken die Verfasser selbst, daß sie die Schwelle des letzten Buches, das sich mit der Neuzeit befaßt, mit einigem Zögern überschreiten. „Es fehlt uns die Perspektive", so sagen sie. „Um die Tragweite einer Entwicklung, die sich unter unseren Augen vollzieht, ohne Voreingenommenheit ins Auge fassen und schätzen zu können, braucht man einen größeren Abstand. Hier vielleicht mehr als an anderen Stellen laufen wir Gefahr, unsere Auswahl als willkürlich bezeichnet zu sehen." Und es scheint auch, als ob bei der Einteilung der wirtschaftlichen Lehrmeinungen in die vier Hauptströmungen des Hedonismus, der Bodenrentler, des Solidarismus und des Anarchismus die soziologische Betrachtungsweise nicht entsprechend eingeordnet ist. Es fehlt auch wohl tatsächlich die Besinnung auf höhere Einheiten, auf die letzten Endes alle bedeutenden Kontroversen der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen zurückzuführen sind. Offenbar hat bei aller Erwähnung der Begriffe der Freiheit und der Verantwortung (anläßlich Stuart Mills und anderer) die teleologische Betrachtungsweise in ihrer Anwendung auf die Wirtschaftswissenschaft überhaupt nicht die entsprechende Klärung und Erklärung erfahren. Sie ist der kausalen Betrachtungsweise nicht entsprechend gegenüber gestellt. Wäre das der Fall gewesen, so wäre auch der unglückliche Satz den Verfassern nicht entschlüpft: „Die Gesetze des Wirtschaftslebens können als natürliche bezeichnet werden, die Gesetze des Rechts als Werke gesetzgeberischer Autoritäten." Der Streit zwischen Liberalismus und anderen Lehrmeinungen, die die Notwendigkeit zielbewußten, menschlichen Eingreifens im Interesse allgemeiner Ziele verlangen, läuft schließlich auf den Gegensatz zwischen kausaler und teleologischer Betrachtungsweise hinaus.

Die Tugenden des Handbuches sind augenfällig. Nicht zum wenigsten sind sie auch formaler Natur und beweisen die bekannte romanische Überlegenheit in dieser Beziehung. Doch fühlt man, wie bei vielen neuzeitlichen, auch bedeutenden Werken, so auch hier den Ton epigonenhaften Rationalismus, mit dem sich unsere Zeit aber keinesfalls zufriedenzugeben braucht. Es sei dazu auf die Zitate am Eingang der Besprechung hingewiesen.

Oppenheimer, der vielumstrittene Bodenreformer, hat sich mit der Herausgabe des Handbuches jedenfalls ein beträchtliches Verdienst erworben, und es wäre sehr bedauerlich, wenn seine exponierte Stellung die Einführung des Werkes in Deutschland erschweren würde. Oppenheimer hat sich darauf beschränkt, ausschließlich herauszugeben, und nicht durch kritische Stellung ein Mehr bieten wollen. Im übrigen liegt eine Kongenialität zwischen Autoren und Herausgeber vor, die der Leser beiden zum besten rechnen wird.

Heinrich Freiherr von Gleichen

Verwaltung

Großstadtpolizei. Ein praktisches Handbuch der deutschen Polizei von Dr. jur. **G. Roscher,** Polizeipräsident von Hamburg. Mit 350 Abbildungen. 447 S. Otto Meißners Verlag, Hamburg. Preis 13 Mark, geb. 15 Mark.

Die moderne Großstadt hat eine staatliche Behörde geschaffen, die eine beratende, kontrollierende Tätigkeit ausübt über alles, was das Gemeinwohl angeht. Der moderne Staat rühmt sich zwar, kein Polizeistaat mehr zu sein, da er die Teilnahme des Volkes in feste Formen der Volksvertretung gebracht hat, deren Regelung der Staatshaushalt, die laufende Gesetzgebung, die Justiz, das Heer, die Schule usw. unterstehen. Aber man hat doch nicht umhin gekonnt, auch in den liberalsten Demokratien Nordamerikas genau wie in den Zeiten des absolutesten Herrschertums eine recht kräftige, vielseitige Polizeigewalt zu schaffen, der im Verwaltungswege eine weitgehende, gesetzgebende Verfügungsgewalt und im täglichen Leben ein entscheidender Einfluß auf die Ausübung und Ausführung der Gesetze zusteht. So sehr das auch der empfindsamen Schwärmerei für des Demos geheiligte Souveränität widerspricht und so leidenschaftlich man auch die Tatsache des beschränkten Untertanenverstandes mit blutiger Entrüstung zurückweist, eigentlich sind wir doch alle herzlich froh, daß wir im Verkehr der Großstadt nicht auf den guten Willen unserer Mitmenschen angewiesen sind, sondern uns auf eine gute, stramme Polizei verlassen dürfen, die den Rechten der Allgemeinheit nichts vergibt, und der gebildeten und ungebildeten Masse, die so gern sich ihren Verpflichtungen gegen ihre Mitmenschen entzieht, eine kräftige Staatsautorität entgegenhält. Die alte Erbsünde unseres Volkes, nur ja kein Opfer zur Stärkung der Staatsidee zu bringen, zeigt sich nirgends in ihrer politischen Unreife deutlicher, als in dem engherzigen Standpunkt, über die Polizei grundsätzlich von vornherein den Stab zu brechen und in ihrem fortwährenden Kampfe gegen das gewerbsmäßige Verbrechertum und gegen alle subversiven Gestalten und Gewalten blind gegen sie Partei zu ergreifen. Verständige Menschen haben immer unter dem Gesichtspunkt des Rechtsschutzes eingesehen, daß die Polizei eine der allernotwendigsten und wohltätigsten Lebensäußerungen des modernen Staates ist, die der „Freiheit" nicht nur keine Beschränkungen auferlegt, sondern ihr mit Leib und Seele als Schützerin und Pflegerin dient. Die Leistungen unserer modernen, großstädtischen Polizei haben ihr bei dem loyalen Teile der Bevölkerung schon längst den Ruhmestitel eingetragen, daß man sie und die ihr unterstellte Berufsfeuerwehr „das Mädchen für alles" nennt.

Von langjähriger Tätigkeit in der großstädtischen Polizei aus, in der unglaublich viel Tinte verschrieben wird und mit deutscher Gründlichkeit und bureaumenschlicher Genauigkeit noch mehr registriert wird, hat der Hamburger Polizeipräsident Dr. Roscher ein praktisches Handbuch geschrieben, das in seinem kulturgeschichtlichen Wert zu den bedeutsamsten Veröffentlichungen der jüngsten Zeit gehört und auf das weitere Kreise aufmerksam zu machen geradezu eine Pflicht der Dankbarkeit bedeutet. Das Buch leistet viel mehr als sein bescheidener Titel verspricht. Roscher hat Urkundenmaterial und Quellenschriften zur Geschichte der Polizei durchforscht, die bis in die ältesten Zeiten der Griechen und Römer zurückgehen und bis zu den Polizeiorganisationen unserer Kolonien vorwärtsführen. Außer den deutschen Bildungen erfahren wir das Wesentliche über die polizeilichen Einrichtungen von Österreich, England, Frankreich, Nordamerika, Ägypten, Japan, China, Hongkong usw. Der Charakter des Buches ist durchweg erzählende Darstellung, der man in ihrer fesselnden Form kaum noch anmerkt, welch reiche, mühsame Forschung von Jahren und Jahrzehnten ihr zugrunde liegt. Nur die überaus reichen Literaturangaben legen in ihrer bewundernswerten Vollständigkeit von der Belesenheit und dem Forscherfleiß des Historikers ein beredtes Zeugnis ab. Trotzdem ist der das Ganze zusammenhaltende Faden des Gedankenganges ein sehr einfacher. Aus dem Inhalt heben wir nur folgende Titel hervor: Beamte der Polizei, ihre Organisation und soziale Stellung, Gewerbepolizei, Verkehrspolizei, politische Polizei, Kriminalpolizei mit ihren Unter-

abteilungen, die Delikte wie Betrug, Münzfälschung, Brandstiftung, Diebstahl, Mord verfolgen, die Hilfsmittel der Kriminalpolizei, das Erkennungsamt mit Verbrecheralbum, Photographie, Anthropometrie, Daktyloskopie, die Feld-, Forst-, Fischerei-, Jagdpolizei, Sittenpolizei, Feuerpolizei, Baupolizei, Wohlfahrtspolizei, Auswanderungswesen, Irrenwesen, Armenpolizei, Jugendfürsorge-, Samariter- und Rettungswesen, Gesundheitspolizei, Veterinärpolizei in den Seehäfen, Schutzmannschaft, Hafenpolizei, Feuerwehr usw. Zum belehrendsten Material gehören die dreihundertundfünfzig Abbildungen des Buches, die uns teilweise in die dunkelsten Gebiete des Verbrecherlebens, ihre Orgien und barbarischen Greuel führen. Solche Szenen rechnen auf starke Nerven und sind nur feminin empfindenden Kritikern ein Stein des Anstoßes, die ohne Sachkenntnis mit reiner Sentimentalität und blutleeren Theorien die Fragen des Volkslebens konstruieren und lösen wollen. Roschers Buch ist infolgedessen reich an Urteilen über brennende, dunkle Fragen der Gegenwart. Er ist z. B. ein Anhänger der Todesstrafe, weil er Verantwortlichkeitsgefühl gegen seine Mitmenschen hat. Für seine auf dem Boden des praktischen Lebens und der Geschichtsbetrachtung erwachsenen Anschauungen kann er mit Recht verlangen, daß sie auch vor dem Forum der wahrhaft verstandenen Humanität als unabweisliche Forderungen zu gelten haben und nach dem heutigen Stand der Wissenschaft als zweifellose Ergebnisse der praktischen Untersuchung über das wirkliche Wesen der Dinge betrachtet werden müssen. Die Eigenart des Buches beruht auf dem spezifisch hamburgischen Einschlag. Hamburg ist das Zentrum eines durch seinen Verkehr und Handel weitschauenden Bürgertums, eines Staatswesens, das naturgemäß aber auch inferioren, diabolischen Mächten Gelegenheit zur Entfaltung bietet und deshalb eine Leistung und Rüstung auf sich nehmen muß, mit der es für das ganze deutsche Volk Schutz- und Pionierdienste vollbringt. Ein kulturgeschichtlich höchst interessantes Bild dieses Krieges im Frieden ist vorliegendes Buch.

Heinrich Reuß

Biographien und Memoiren

Der einsame Nietzsche. Der zweite Band der kurzen und wohlfeilen Nietzsche-Biographie aus der Hand seiner Schwester, Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, liegt jetzt vor. („Der einsame Nietzsche". Von Elisabeth Förster-Nietzsche. Verlag Alfred Kröner, Leipzig 1914. Preis 4,80 Mark.) Was wir über den ersten Band dieses Werkes: „Der junge Nietzsche" in Heft 35 der Grenzboten von 1912 sagten, das gilt für dieses neue Buch in verstärktem Maße. Schon dort beklagten wir, daß die unbedingte Bewunderung, die Frau Förster-Nietzsche dem Genie des Bruders entgegenbringt, ihre Bemühungen, nicht nur jede Kritik an JHM, sondern auch jeden Zweifel an ihrer eigenen Befugnis und Befähigung zur Vertretung und Auslegung seines Werkes als Götterfrevel hinzustellen, ihr die so außerordentlich wünschenswerte sachliche Darstellung ihres Gegenstandes völlig unmöglich machen. Wir waren bereit, uns damit abzufinden, und sahen die Schriften der Schwester Nietzsches nicht als Forschung, sondern als Material für eine objektive Forschung an.

Es ist nicht leicht, diese Stellung dem neuen Bande gegenüber auch beizubehalten. Als Elisabeth Förster-Nietzsche sich den „einsamen Nietzsche" zum Gegenstande ihrer Darstellung wählte, stellte sie sich damit gleichzeitig ein psychologisches Problem. Und ihre wohlbekannte Art mußte sie an der Lösung dieses psychologischen Problemes notwendig vorbeiführen. Sie versucht niemals ernstlich, auch in der Seele ihres Bruders selbst Gründe für seine Vereinsamung zu finden, sie beachtet durchaus nicht genügend, daß der immer mehr sich entwickelnde individualistische Charakter seiner Philosophie folgerichtig ihn zu einer Absonderung, Vereinzelung führen mußte, und sie sieht gar nicht den fast unlösbaren Widerspruch, der sich zwischen dem unüberwindlichen Bedürfnis Nietzsches nach Freunden, Schülern, Anhängern und dem einsiedlerischen Grundzug seiner Philosophie herausbildet. Noch viel weniger macht sie den Versuch einer Erklärung und Lösung dieses Widerspruchs.

Elisabeth Förster-Nietzsche sieht nicht nach innen, sondern nach außen. Sie stellt bei

Vereinsamung Nietzsches mit Vorliebe als Folge äußerer Umstände dar und entwickelt dabei — man kann es nicht anders nennen — eine fast altjüngferlich anmutende Art des historischen Sinnes. Sie stellt die Trennung und den Abfall der Freunde Nietzsches in den meisten Fällen nicht nur als Resultat eines Verschuldens und mangelnden Verständnisses eben dieser Freunde hin — das ist für Elisabeth Förster-Nietzsche selbstverständlich —, sondern vielfach sogar als das Resultat böswilliger Intriguen von seiten falscher und minderwertiger Freunde. Sie führt uns mit unerbittlicher Hand hinter die Kulissen der Gesellschaft, in der Nietzsche lebte, sie verschont uns nicht mit dem Bekannten-, ja dem Altweiberklatsch: „Frau Soundso hat mir gesagt", „Frau X soll gesagt haben", „Herr Geheimrat Y hat an jemand geschrieben" — das ist der Stil dieser Geschichtsschreibung. Bezeichnend für diesen Stil ist der Haß gegen Frau Overbeck. Sie erscheint Frau Förster-Nietzsche als der böse Geist, oder sagen wir besser, als die böse Zunge, der Nietzsche zum Opfer gefallen ist.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch diese Geschichten schließlich eine gewisse Bedeutung haben für das Verständnis von Nietzsches Leben. Gerade das Kleine und Kleinliche spielt ja oft in dem Leben der größten Geister eine verhängnisvolle Rolle. Das geht doch aber nicht an, daß man die Lebensschilderung eines Großen auf diesen Leisten zuschneidet. Elisabeth Förster-Nietzsche bemüht sich, ihren Bruder zu verteidigen und zu verklären, und sie merkt es gar nicht, wie sehr sie ihn durch diese Art der Verteidigung erniedrigt.

Die Lösung für das psychologische Problem, das uns der „einsame Nietzsche" bietet, der psychologische Grund für seine Vereinsamung liegt ganz wo anders, er liegt vielleicht auf einem Gebiete, das Frau Elisabeth Förster-Nietzsche nicht im entferntesten ahnt. Sie würde sich auch, so glaube ich, mit Händen und Füßen sträuben, wenn man sie auf dieses Gebiet führen wollte. Dr. W. Warstat

Frédéric Godet (1812 — 1900). Von Philippe Godet. Neuchatel, Altinger Frères 1913.

Ist es eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, die sich in dem schönen Satze Maeterlincks aussprach: „Ich habe es längst aufgegeben, etwas Schöneres zu suchen als die Wahrheit."? Wenn dem so ist, so darf das inhaltreiche Memoirenwerk, das der beredte Romanist der jüngsten Schweizer Universität, Philippe Godet in Neuchatel mit der gestaltend auswählenden Hand des erfahrenen Künstlers und dem kritischen Blick des Historikers aus dem Lebensstoff seines Vaters aufgebaut hat, auf eine Lesergemeinde weit über den Umkreis der theologisch oder lokal Interessierten hinaus rechnen. Denn dieses Buch ist wahr, das ist sein erstes Charakteristikon; nicht allein wahr in jenem gleichgültigen Sinne des wirklichen Geschehens, sondern wahr, weil es die Einzelheiten eines innerlich reichen Lebens im Zusammenhang einer Epoche, in der notwendigen, wahren Proportion der Dinge überblickt.

Frédéric Godet kam als junger Theologe aus dem einstigen preußischen Fürstentum Neuchatel als Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm nach Berlin ins königliche Haus. Sein offener, empfänglicher Geist empfing da die Anregungen der führenden Geister moderner deutsch-protestantischer Theologie, namentlich Schleiermachers, Steffens, Neanders u. a. Vom Herbst 1838 bis Herbst 1844 leitete er in Babelsberg und Potsdam die Erziehung und den Unterricht des jungen Prinzen und seines Spiel- und Studienkameraden von Jastrow. Einem innig-freundschaftlichen Verhältnis hat Godet in diesen Jahren den Grund gelegt, das bis an den Tod des Kaisers Friedrichs des Dritten ungestört fortgedauert, als am 16. Juni 1888 Godet von der Kaiserin-Witwe das Telegramm erhielt: »Dans ma douleur sans bornes, mes pensées vont à vous. Vous comprendrez ce que je souffre; votre coeur sera brisé aussi, car vous l'avez aimé et vous le pleurez comme nous. Victoria, Impératrice, Reine de Prusse.« Tatsächlich hatte diese Freundschaft eines aufrechten Mannes zu seinem früheren Zögling nichts gemein mit jener salbungsvollen, belehrenden Untertänigkeit, die den üblichen Hofmeister kennzeichnet. Die Briefe, die uns der Verfasser aus seines Vaters Nachlaß mitteilt, haben nur deshalb die Gewalt der Vergegenwärtigung, weil sie solcher Elemente

frei, aus der Fülle der Wahrheit geſchöpft ſind. Die 1848er Ereigniſſe, die Kriegstage von 1870/1871 ſpiegeln ſich in den Briefen des Prinzen an ſeinen Freund und einſtigen Lehrer. Und auch die Schmerzenstage ertönen hier in ungehindertem Leid. Der Kaiſer legt den Zwang der Stellung nieder und weint ſich aus am Herzen eines Freundes. Was Deutſchland von 1848 bis 1888 erlebt hat, atmet lebendig in dieſen Briefen und Aufzeichnungen; und was ein aufrechter, tätiger Mann wie Godet geleiſtet, das verſchlingt ſich organiſch mit der Zeitgeſchichte. Godets Verdienſt iſt es nämlich, die großen Ergebniſſe der modernen deutſchen Theologie den proteſtantiſchen Glaubensbrüdern franzöſiſcher Sprache vermittelt zu haben.

Die Geſchichtswiſſenſchaft bemächtigt ſich eben jetzt der Darſtellung der Reichgeſtaltung nicht minder als die erzählende Literatur. Noch ſind erſt die Grundzüge im gröbſten überſichtlich, im einzelnen ſo vieles noch dunkel, unausgebaut. In Philippe Godets Buch über ſeines Vaters Leben iſt uns von einer ſpezifiſchen Seite her ein unentbehrlicher Schatz der hiſtoriſchen Erkenntnis erſchloſſen worden.

R. M.

Literaturgeſchichte

Maler Müller, Idyllen. Vollſtändige Ausgabe in 3 Bänden, herausgegeben von Otto Heuer. Leipzig 1914, Verlag Kurt Wolff.

Vor etwa zwei Jahren iſt in dieſen Blättern (Jahrgang 1911, Heft 45) die Erwartung ausgeſprochen, daß ſich das Intereſſe der Gegenwart dem Stürmer und Dränger Friedrich Müller (bekannt als „Maler Müller“) zuwenden werde. In der Tat hat jetzt neben die ſchon vorhandenen Sammlungen Müller-

„Agfa“, ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION
BERLIN SO. 36

Einwandfreie Photo-Resultate gewährleisten
„Agfa“-Filmpacks (Im Inland und Ausland patentiert)
in Verbindung mit
„Agfa“-Rodinal
(Name geschützt)

Prüfen Sie selbst!
Der Versuch führt zu dauernder Benutzung!
Praktische Packung.
Ausgezeichnetes Filmmaterial!
Bezug durch Photohändler.
Näheres im
„Agfa“-Prospekt 1914
16 seitig
Lederähnl. Umschlag. Vorzügl. Illustrationen.
GRATIS durch Photohändler oder durch die „Agfa“

scher Dichtungen eine schöne vollständige Sonderausgabe seiner Idyllen treten können, in der auch eine größere Anzahl von Zeichnungen des Malerdichters und vor allem zwei neuentdeckte Idyllendichtungen — „Faun Molon“ und „Der Christabend“ — dargeboten werden. Gerade heute, wo uns Gerhart Hauptmann im „Bogen des Odysseus“ die Antike realistisch widerspiegelt, werden Müllers kecke Darstellungen aus der antiken Fabelwelt leicht Liebhaber finden, und die Idyllen des Pfälzers aus der deutschen Atmosphäre werden dem an Heimatkunst gewöhnten modernen Leser gleich nahe liegen. Der Maler Müller war eben nicht nur ein Original mit dem Nebensinn des Kuriosen, sondern ein ungewöhnlich starkes Talent, das der Wiederentdeckung, die ihm nun zuteil wird, wert ist.

Dr. Karl Freye

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Die Rüſtungen

Von J. J. Ruedorffer

In den letzten Wochen iſt wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob Rußland ſyſtematiſch auf einen Krieg hinarbeite und ſeine Rüſtungen bereits ſoweit geführt habe, daß der Übergang aus der diplomatiſchen Behandlung internationaler Fragen in die militäriſche dicht bevorſtehe und daß ſomit jeden Augenblick mit einem von Rußland aus forzierten Kriegsausbruch zu rechnen ſei. Unter dieſen ſpeziellen Verhältniſſen kommen die Ausführungen von J. J. Ruedorffer außerordentlich zur Zeit, die er in ſeinem Werke „Grundzüge der Weltpolitik“ (Band 2 des von Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt herausgegebenen großen Sammelwerkes „Das Weltbild der Gegenwart“, Einzelpreis 6,50 Mark), das in dieſen Tagen bei der Deutſchen Verlagsanſtalt in Stuttgart erſcheint, wiedergibt.

Über die innerpolitiſche Lage in Rußland habe ich mir erlaubt, in Heft 8 der Grenzboten durch Darſtellung der Perſönlichkeit des ruſſiſchen Miniſterpräſidenten Goremykin einiges zu ſagen. G. Cl.

Das Rüſtungsproblem iſt vielleicht das am meiſten erörterte, eindringlichſte und ſchwierigſte Problem der Politik der Gegenwart. Ganz allgemein wird ein Zuſtand, in dem ein jeder Staat den möglichen oder mutmaßlichen Gegner in Rüſtungen zu überbieten ſucht, ein jeder gegen einen ſolchen Verſuch des Gegners ſich wieder durch Rüſtungen zur Wehr ſetzt, und ſo ein allgemeines Wettrüſten einſetzt, als drückend empfunden. Der kosmopolitiſch orientierte Teil der Zeitgenoſſen ſpricht von einem Rüſtungswahnſinn, ſieht die Staaten ſich finanziell in Rüſtungen verbluten; auch andere, die der Meinung ſind, durch das Rüſten werde, da Rüſtungen durch Rüſtungen beantwortet werden, an den Kräfteverhältniſſen nichts geändert, beklagen das Wettrüſten, weil ſie es für vergeblich halten. Bekanntlich hat dieſer Zuſtand und die Summe finanzieller und perſönlicher

Lasten, die er den Individuen auferlegt und um die angeblich die Sache des kulturellen Fortschritts der Menschheit geschädigt wird, eine organisierte Gegenbewegung hervorgerufen, die sich die Abrüstung oder wenigstens die Einschränkung der Rüstungen zum Ziele setzt. Aber diese Bewegung hat, obwohl sie in verschiedenen Parlamenten über Einfluß verfügt, praktisch bislang nicht das geringste ausrichten können: die Regierungen sind ihr wohl gelegentlich in öffentlichen Reden der Minister, noch nie aber in Handlungen entgegengekommen. Die Erscheinung des allgemeinen Rüstens scheint also zu tief in den Verhältnissen verankert, als daß ihr durch solche Bewegungen beizukommen wäre.

Das rührt nun daher, daß sie den notwendigen Ausdruck des grenzenlosen Lebenswillens der Nationen auf der einen Seite, der allgemeinen Konstellation, die der Entfaltung dieses Lebenswillens heute gegeben ist, auf der anderen Seite darstellt. Alle Nationen fassen das Nebeneinander als eine Vorbereitung des Gegeneinander, als einen Aufschub der Feindschaft auf. Wie wir sahen, hat das Nebeneinander das Gegeneinander nicht aus der Welt geschafft, sondern zurückgedrängt. Die großen Gegensätze, auch die speziellen politischen Fragen, in denen unausweichliche Gegensätze liegen, zum Beispiel die elsaß-lothringische Frage, bestehen fort; sie werden nur, solange die Möglichkeit paralleler Entfaltung vorliegt, nicht ausgetragen. Sie sind auch im Schlummer lebendig; und ihre Lebendigkeit beweisen sie eben in den Rüstungen. Die Rüstungen sind die moderne Form des Aufschubs.

Alle Staaten betonen den defensiven Charakter ihrer Rüstungen. Es wäre oberflächlich, anzunehmen, daß diese Betonung nichts weiter wäre als Heuchelei. Es will allerdings so scheinen, als beanspruche zwar jeder Staat den Glauben an die Ehrlichkeit seiner rein defensiven Absichten für sich, verweigere aber denselben Glauben dem möglichen Gegner, gegen dessen eventuelle Angriffe er sich eben rüste. In der Tat aber sind wohl alle modernen Großmächte kriegerischen Auseinandersetzungen durchweg abgeneigt und würden sich nur im Falle der Not zu solchen entschließen. Der Fall der Not ist aber eben der Fall der Verteidigung. Der Widerspruch löst sich dadurch, daß, wenn ein Staat heute ohne Rüstungen dastünde, sich dieser Fall der Not sehr bald herausstellen würde, auch ohne daß der gerüstete Gegner einen reinen Eroberungskrieg unternähme. Die Nationen leben nicht getrennt nebeneinander und bebauen nicht nur, eine jede in ihrem Gebiet, ihre Felder. Ihre Interessen berühren, begegnen, kreuzen sich allerorten. Jederzeit sind eine Unzahl kleinerer und größerer Interessenkonflikte zu verhandeln und zu lösen. Ein schutzloser Staat wäre genötigt, gegenüber einem gerüsteten Gegner in allen solchen Fragen immerzu nachzugeben, er würde sehr bald Schritt für Schritt so weit zurückgedrängt sein, daß der Fall der Not für ihn eintritt, ohne daß der gerüstete Gegner etwas anderes getan hätte, als seine Interessen hartnäckig zu vertreten. Es ist überaus leicht, Verteidigung und Angriff in Worten zu unterscheiden,

aber überaus schwer, in der Praxis einwandfrei zu entscheiden, wer der Angreifer, wer der Verteidiger ist. Bei beinahe allen Kriegen der letzten Jahrzehnte wie früherer Zeiten hielten sich beide Teile für den Angegriffenen. Die Frage, wo bei der Angelegenheit, die den Anlaß zum Kriege bot, das objektive Recht war, wird eben von beiden Teilen verschieden beantwortet. Es gibt keine andere Instanz dafür, was ein Staat als sein Recht beanspruchen darf, als das Interesse der Staaten selber: wenn dieses Interesse Rücksicht zu nehmen hat auf die Grundsätze des Völkerrechts und das Kulturempfinden der Zeit, so sind doch sowohl dieses Kulturempfinden als jene Grundsätze so vage und voller Widersprüche, daß sie der Interpretation weitesten Spielraum lassen und schließlich nur die Methode, nicht aber das Ziel des Vorgehens beeinflussen. Letzten Endes wird ja auch die Gültigkeit des Völkerrechts nur getragen durch die Rüstungen der Staaten, die die Abmachungen geschlossen haben.

Man kann also ruhig an den defensiven Charakter der modernen Rüstungen glauben, wenn man darunter versteht, daß nirgends die Absicht auf kriegerische Eroberung hinter ihnen lauert. Die modernen Staaten bedürfen ihrer, um bei der Konkurrenz des Nebeneinander der Stimme ihrer Unterhändler Gewicht zu verleihen, um auf ein mögliches Gegeneinander, das sie, solange die Konstellation des Nebeneinander dauert, vermeiden wollen, vorbereitet zu sein. Daher ist unser Zeitalter das der größten Kriegsrüstungen und des längsten Friedens. Dieser eigenartige Zustand erscheint vielen als widersinnig, ist es aber nicht. Es ist nicht wahr, daß die modernen Großstaaten zwar rüsten, aber von ihren Rüstungen keinen Gebrauch machen. Die Kriege werden zwar nicht mehr gefochten, aber kalkuliert — und das Ergebnis der Kalkulationen entscheidet heute, wie früher das Ergebnis der Schlachten, über die Vorteile, die der eine erringt, oder die Beeinträchtigung, die der andere auf sich nehmen muß. Die Kanonen schießen nicht, aber sie reden mit in den Verhandlungen. Die Abschätzung der eigenen militärischen Macht und der des Gegners entscheidet — zusammen mit den verwickelten Faktoren der diplomatischen Gesamtlage — über das Maß der Zugeständnisse, das man selbst zugestehen oder vom Gegner zu fordern vermag. Diese Abschätzung aber ist die Kalkulation des Krieges. Die Rüstungen nun haben den Zweck, die Kalkulation des Krieges, das heißt diesen bei den Verhandlungen so wichtigen Faktor, zu eigenen Gunsten und zuungunsten des Gegners zu verschieben. Die Überlegenheit wird erstrebt, weniger um siegreiche Kriege kämpfen, als um sie denken und vom Gegner denken lassen zu können. Da aber jeder Staat das gleiche Streben hat, wird das Rüsten ein allgemeiner Wettlauf.

Das Paradoxon, daß in unserer Zeit an Stelle der Kriege die Rüstungen getreten seien, enthält also einen Kern Wahrheit. Das Kalkül des Krieges setzt sich aus zwei Rechnungen zusammen. Die eine Rechnung betrifft das Verhältnis der Vorteile eines Sieges zu den Kosten eines Sieges auf der einen, den Kosten einer Niederlage auf der anderen Seite. Die zweite Rechnung

betrifft das Wahrscheinlichkeitsverhältnis des Sieges zur Niederlage. Die Rüstungen sind der Versuch, die zweite Rechnung möglichst günstig zu gestalten. Hier aber tritt das Eigentümliche ein — und das ist das wahre Dilemma des Wettrüstens —, daß dieser Versuch, den zweiten Faktor günstig zu gestalten, auf die Gestaltung der ersten Rechnung in einer für den Frieden günstigen Weise zurückwirkt. Die erste Rechnung nämlich setzt sich aus zwei Elementen zusammen, den Vorteilen des Sieges und seinen Kosten an Gut nnd Blut. Das erste dieser beiden Elemente ist konstant. Das zweite aber, für den Frieden sprechende, wird durch das allgemeine Wettrüsten in seinem Gewicht vermehrt, da mit der Steigerung der Rüstungen die Schädigungen der Kriege auch für den Sieger wachsen. Je mehr gerüstet wird, desto mehr verschiebt sich das Mißverhältnis zwischen den Vorteilen eines Krieges und seinen Nachteilen zugunsten der letzteren und damit zugunsten des Friedens. Eine Kalkulation kann also nur dann die Nützlichkeit eines Krieges ergeben, wenn das Mißverhältnis in der ersten Rechnung ausgeglichen wird durch ein entsprechendes Überwiegen der Siegeschancen über das Risiko der Niederlage in der zweiten Rechnung. Oder: je mehr gerüstet wird, desto größer muß die Überlegenheit des einen über den anderen sein, wenn die Kalkulation zugunsten eines Krieges sprechen soll.

Es mag scheinen, als handele es sich bei dieser Argumentation um ein Spiel mit Rechnungen. Natürlich ist diese ganze Rechnung eine Abstraktion — in Wahrheit sind immer eine Unmenge von Nebenumständen in Betracht zu ziehen, und nirgends wird eine solche Kalkulation rein angestellt. Und doch liegt sie irgendwie unbewußt zugrunde. Dies Gerippe, so schematisch es ist, ist für das Verständnis der inneren Eigenart der modernen Politik sehr wesentlich.

Es kann nämlich unter den gegebenen Verhältnissen nur äußerst selten der Fall eintreten, daß die Kalkulation die Nützlichkeit eines Krieges ergibt. Die Kosten auch der siegreichen Kriege wachsen durch die Rüstungen und den Gesamtcharakter der wirtschaftlichen Entwicklung, während die Spannung zwischen den Siegeschancen und dem Risiko der Niederlage dank der Allgemeinheit der Rüstungen und dem Faktor der Bündnissysteme nirgends weit genug wird, um unter jenen Umständen einen Krieg zu rechtfertigen. Daraus ergibt sich für den politischen Gesamtcharakter der Zeit folgendes: Kriege zwischen Großmächten werden nicht nur um der durch sie zu erringenden Vorteile willen begonnen, sondern nur mehr aus Not. Der Fall der Not tritt für eine Großmacht nur mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit ein, da kein Gegner da ist, der ein Interesse daran hat, diesen Fall der Not herbeizuführen. Es ist für die modernen Konflikte zwischen Großmächten durchaus typisch, daß keiner der beiden streitenden Teile ein Interesse an einer kriegerischen Lösung hat. Bei den Verhandlungen und der unausgesprochen entscheidenden Kalkulation handelt es sich immer um die Frage, wer von beiden Teilen den Krieg, den beide nicht wollen, mehr zu fürchten hat und wer ihn im Notfall leichter ertragen kann, also nicht mehr um die Frage zwischen Nützlichkeit und Schädlichkeit des Krieges,

sondern um die Grade der Schädlichkeit für den einen und für den anderen Teil. In dieser Fragestellung aber liegt der Grund dafür, daß in der diplomatischen Geschichte unseres Zeitalters der Bluff eine so große Rolle spielt, wie in keiner früheren Zeit. Er ist das Hauptrequisit der diplomatischen Methode geworden. Der Charakter des diplomatischen Spiels hat sich geändert. Wenn zwischen zwei streitenden Teilen niemand den Krieg will, so wird nicht immer der Mächtigere, das heißt der, der den Krieg leichter vertragen kann, siegen, sondern derjenige, der mit der Behauptung, daß er bereit sei, loszuschlagen, länger aushält, also mehr Ruhe, Haltung, Hartnäckigkeit und Geschmeidigkeit hat. Wenn auch im großen ganzen der Mächtigere über eine dieser Eigenschaften in höherem Grade verfügen wird, so bietet doch das diplomatische Spiel und die Fülle der Nebenumstände im einzelnen auch dem Schwächeren die Möglichkeit des Erfolges — eben dank des Umstandes, daß, so wie die Dinge heute zwischen den Großmächten liegen, auch der Mächtigere ungern das Schwert zieht. Aus der Eigenart dieser Methode ergibt sich nun das Moment, das für unsere Zeit die größte Gefahr des Krieges enthält. Es ist nicht so, daß das Handeln der Staaten immer ein reiner Ausdruck der Rechnung wäre, daß die Regierungen immer imstande oder immer gewillt wären, das dem Interesse der Nationen Entsprechendste zu tun. Hat eine Regierung sich, durch die Methode des Bluffs verleitet, zu weit vorgewagt oder, wie man sagt, festgeblufft, so ist sie vielleicht nicht mehr imstande, einen Rückzug, auch wenn er sachlich richtig wäre, anzutreten — die Rücksicht auf persönliche Interessen, der Ehrgeiz der Regierungen oder der zu erwartende Entrüstungssturm der Nationalisten kann einen Krieg herbeiführen, den das sachliche Interesse allein nie gerechtfertigt hätte. Daher liegt die Kriegsgefahr unserer Zeit in der inneren Politik solcher Länder, in der eine schwache Regierung einer starken nationalistischen Bewegung gegenübersteht.

Ein Streifzug durch die neueste philosophische Literatur

Von Professor Dr. Richard Herbertz

Berufene Beurteiler versichern uns, daß das philosophische Interesse in der Gegenwart in starkem Ansteigen begriffen sei. Die literarischen Erfahrungen bestätigen dies. Die schriftstellerische Tätigkeit auf philosophischem Gebiete ist reicher denn je — die Aufklärungsepoche des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht allein ausgenommen. Es ist schwer, den Weizen von der Spreu zu sondern; schwerer noch, Ordnung und Übersichtlichkeit in die so verschiedenartigen Schöpfungen zu bringen.

Können wir von einer bestimmten „Richtung" der Philosophie der Gegenwart sprechen? Gewiß nicht so, daß irgendeine bestimmte Schule oder ein bestimmtes „System" gegenwärtig eine unumstrittene Führerrolle einnähme, so wie das seinerzeit mit der Hegelschen Philosophie der Fall war; aber doch immerhin so, daß für den tiefer Blickenden eine gewisse gemeinsame, allgemeine Tendenz — bei aller Verschiedenheit im einzelnen — deutlich erkennbar wird. Ein Überblick über eine Anzahl von philosophischen Veröffentlichungen, die sich zufällig in letzter Zeit auf dem Redaktionstisch der Grenzboten zusammengefunden haben, mag mit dazu beitragen, zu zeigen, worin jene erwähnte „allgemeine Tendenz" zu suchen ist.

Nach einem treffenden Ausspruche Richard Falckenbergs hat für keine Wissenschaft die gründliche Kenntnis ihrer Geschichte eine so große Bedeutung, wie für die Philosophie. Diese Einsicht ist nicht in dem Maße in das philosophische Zeitbewußtsein gedrungen, als dies notwendig, also wünschenswert ist. Von den vor uns liegenden Büchern beschäftigt sich nur ein einziges ausschließlich mit der Geschichte der Philosophie, die „Allgemeine Geschichte der Philosophie" in Hinnebergs Kultur der Gegenwart. Dieses Werk liegt nunmehr in zweiter Auflage vor (Leipzig 1913, Teubner), die gegen die erste durchweg Verbesserungen erfahren hat. Insbesondere ist der Abriß der indischen Philosophie von H. Oldenberg inhaltlich erweitert, die Darstellung der patristischen Philosophie von Clemens Baeumker erweitert und vertieft worden. Ich konnte in meinem philosophischen Studienführer (Stuttgart 1912, Spemann) schon über die erste Auflage des Buches das Urteil fällen, daß es in klarer und leicht faßlicher Darstellung einen umfassenden Gesamtüberblick gibt, wie er in dieser Kürze und Gediegenheit zugleich wohl kaum aus einem anderen Werke gewonnen werden kann.

Gehen wir nunmehr von der Geschichte zur Systematik über, so verdient zunächst die für das Zeitalter charakteristische Tatsache Erwähnung, daß Einführungen oder Einleitungen in die Philosophie, die inhaltlich einigermaßen etwas taugen, zum mindesten ein starker äußerer Erfolg gegenwärtig fast sicher ist. Raoul Richters sehr kurze „Einführung in die Philosophie" liegt bereits in dritter Auflage vor (Leipzig 1913, Teubner; „Aus Natur und Geisteswelt" Band 155). Das Büchlein ist recht tüchtig, wenn auch die Hoffnung des Herausgebers der dritten Auflage (Max Brahn), daß es „vielleicht einmal der Ansatzpunkt zur Entwicklung einer ganzen philosophischen Richtung werden" könne, als überspannt erscheinen muß. Gleichfalls in Teubners Verlage ist — bereits in vierter Auflage — Alois Riehls „Einführung in die Philosophie der Gegenwart" erschienen. Die acht trefflichen philosophischen Vorträge, die „weniger belehren, als anregen" wollen, wird mancher, der eben nach einer solchen philosophischen Anregung sucht, vielleicht lieber zur ersten philosophischen Lektüre wählen, als eine der bekannten Einleitungen.

Als umfassende systematische Gesamtdarstellung verdient hervorragende Beachtung der erste Jahrgang der „Jahrbücher der Philosophie" mit dem Untertitel: „Eine kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart" (Berlin 1913, E. S. Mittler). Der Berliner Privatdozent Frischeisen-Köhler gibt in Gemeinschaft mit „zahlreichen Fachgenossen" dieses Werk heraus. Betrachten wir zunächst die Grundsätze, von denen er ausgeht, und die Ziele, die er sich stellt. Frischeisen-Köhler erklärt sich in dem einführenden Aufsatz für überzeugt, daß ein fruchtbarer Wechselverkehr zwischen der Philosophie und den Forschungsgebieten anderer Wissenschaften notwendig sei, daß die Philosophie nur in ständiger Wechselwirkung mit dem Leben und den Fachwissenschaften fruchtbar bleiben könne. Ich bin mit diesem Grundsatz restlos einverstanden und habe ihn wiederholt — teilweise unter heftigem Widerspruch von anderer Seite — schriftlich und mündlich energisch verteidigt (wodurch ich übrigens dem unbegründeten „Verdacht" des Positivismus anheimgefallen bin — und dies trotz meiner gelegentlichen scharfen Debatte mit Petzoldt!). Auch mit dem Ziel der Jahrbücher bin ich durchaus einverstanden. Sie wollen einen sachlich geordneten, kritischen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Philosophie darbieten, sowie ein Bild der philosophischen Literatur der Gegenwart zugleich mit einer kritischen Beurteilung ihrer leitenden Gedanken geben. Ich bin jedoch leider außerstande, zuzugestehen, daß die Jahrbücher — bei allen ihren sonstigen unzweifelhaften Vorzügen — dieses Ziel erreicht haben.

Es werden die verschiedenen philosophischen Teildisziplinen und einige besonders bedeutsame Probleme von Fachmännern in Aufsätzen behandelt, die zwar qualitativ ungleichmäßig sind, aber alle tüchtige wissenschaftliche Leistungen darstellen. Einige stehen sogar auf bemerkenswerter Höhe. Ergebnisreich ist z. B. die Behandlung des Zeitproblems durch Frischeisen-Köhler selbst; von reicher Sachkenntnis und Besonnenheit in der Kritik zeigt die Darstellung der Grundfragen der Psychologie von Jonas Cohn. Im ganzen aber ist es mir unmöglich, zuzugestehen, daß die Jahrbücher die Philosophie unserer Zeit, als „die in Gedanken erfaßte Zeit" typisch repräsentieren. Der Herausgeber hat seine Mitarbeiter gewiß nicht ausschließlich aus einer bestimmten „Schule" gewählt; die Mitarbeiter sind auch keineswegs alle auf ein bestimmtes „System"

oder eine bestimmte „Richtung" eingeschworen. Und doch bemerkt der Kundige eine gewisse „Exklusivität" nicht nur in negativer Hinsicht, — insofern viele, ja ich glaube ohne Übertreibung sagen zu dürfen: die Mehrzahl der einflußreichsten und für die Philosophie der Gegenwart typischen Strömungen nicht berücksichtigt bzw. deren Vertreter nicht zu Worte gekommen sind, — sondern auch in positiver Hinsicht, insofern eine gewisse Gleichheit des geistigen Habitus sämtlicher Mitarbeiter — mögen sie auch verschiedenen „Richtungen" angehören — sich leicht von jedem Kundigen feststellen läßt. Zum Schluß darf nicht verschwiegen werden, daß der Aufsatz von M. Laue über das Relativitätsprinzip einigermaßen aus dem Rahmen des Ganzen herausfällt. Ich verkenne durchaus nicht die erkenntnistheoretische Bedeutung des hier behandelten Problems und bin der letzte, der an dem hohen, auch philosophischen, Wert der Einsteinschen Entdeckung zweifelt. Ich frage mich jedoch, ob mit einem solchen Aufsatze dem Zwecke des Buches gedient ist, auch Juristen, Medizinern, Theologen usw. einen Überblick über die Philosophie der Gegenwart zu verschaffen. Ich befürchte, daß die Nichtfachleute durch die Aufnahme des Laueschen Aufsatzes in die Jahrbücher eine ganz falsche Vorstellung von der Eigenart und der spezifischen Arbeitsweise der gegenwärtigen Philosophie bekommen können. Auf jeden Fall aber täuscht sich Laue gründlich über das Maß an mathematischen Kenntnissen und an Fähigkeit zu mathematischer Begriffsbildung und Gedankenführung, das er in einer „allgemeinverständlichen", auch für Laien geschriebenen Schrift voraussetzen darf.

Wenn ich oben behauptete, daß Vertreter einflußreicher Strömungen in der Philosophie der Gegenwart in den Jahrbüchern nicht zu Wort gekommen sind, so kann ich bei Beantwortung der Frage: welches sind diese Strömungen? vom Begriff der Erfahrung ausgehen. Es ist meines Erachtens ein Charakteristikum der Philosophie der Gegenwart, daß sie auf irgendeinem Wege Anschluß an die „Erfahrung" sucht. Nur fragt sich: an welche Art von Erfahrung? Bei der Beantwortung dieser Frage scheiden sich die beiden — wie mir scheint — repräsentativ typischen Strömungen der zeitgenössischen Philosophie. Einerseits nämlich faßt man die Erfahrung im naturwissenschaftlichen Sinne auf, anderseits dagegen glaubt man eine spezifisch philosophische Erfahrung annehmen zu müssen, die von der naturwissenschaftlichen sicher qualitativ, vielleicht sogar generisch verschieden ist. Letzteres ist die Ansicht des „Intuitionismus" Henri Bergsons. Die Lehre dieses merkwürdigen französischen Denkers wird diesseits und jenseits der Grenze lebhaft umstritten. Der Streit droht hier bei den Philosophen fast ebenso erbittert zu werden, wie bei den Psychologen der um die Grundsätze der Freudschen Psychoanalyse. Höchst „aktuell" ist daher ein kleines Schriftchen von Paul Schrecker: „Henri Bergsons Philosophie der Persönlichkeit" (Schriften des Vereins für freie psychoanalytische Forschung Nr. 3; München 1912, Reinhardt). Hier heißt es: „Henri Bergson hat dem Problem der Persönlichkeit eine Lösung gegeben, die die meisten Schwierigkeiten und Widersprüche, in die sich die Theorie bisher verwickelt sah, aus dem Wege räumt und zugleich in wahrhaft grandioser Weise zum Ausgangspunkt aller Philosophie zurückführt; und die Wiener psychoanalytische Schule hat durch ihre Methode die Möglichkeit geschaffen, normale und pathologische Formen der Persönlichkeit in ihrer Genese und teleologischen Struktur zu verstehen." Es ist hier nicht der Ort, in den Streit für und wider Freud einzu-

greifen. Nur das eine muß gesagt werden: unsere zeitgenössischen Philosophen und Psychologen täuschen sich über die theoretische und praktische Bedeutung dieser Bestrebung, wenn sie glauben, sie als ein „Kuriosum" behandeln zu dürfen, mit dem man sich nicht ernsthaft auseinanderzusetzen brauche. Ich betone hier ausdrücklich, daß ich selbst keineswegs „Freudianer" bin. Ich verstehe von diesen Dingen vorläufig noch zu wenig, bzw. ich habe noch zu wenig praktischen Einblick in sie. Mancher, dem es ebenso geht, wie mir, hält trotzdem nicht mit seinem — ablehnenden — Urteil zurück. Noch öfter aber macht man den Grundsätzen der Psychoanalyse ein Zugeständnis, das für diese schlimmer ist, als eine radikale Ablehnung. Man sagt (namentlich etwa mit Bezug auf die das Sexuelle betreffende Seite dieser Lehre): ich gestehe ja zu, daß „etwas Richtiges" an dieser Bestrebung ist, aber dieses Richtige verliert seinen Wert durch maßlose Übertreibung. Eine solche Redeweise scheint mir auf Unkenntnis oder Mißverständnis der Freudschen Grundsätze zu beruhen. Mir scheint, daß man hier nicht von einem „mehr oder weniger", sondern nur von einem „entweder—oder" reden kann. Entweder sind die Prinzipien der psychoanalytischen Forschung richtig, oder sie sind falsch. Halb richtig bzw. nur durch ihre Übertreibung falsch können sie nicht sein. Denn sie bedeuten eine grundsätzliche Umwälzung der bisherigen psychologischen oder psychotherapeutischen Betrachtungsweise. Bei solchen Änderungen in den Prinzipien aber heißt es: aut-aut. Es ist unmöglich, daß der Anhänger des geozentrischen Weltbildes zum Heliozentristen sagt: deine Lehre hat „etwas Wahres an sich", aber sie ist übertrieben. Er verwirft diese Lehre vielmehr ganz, oder er läßt sich völlig überzeugen!

„Es ist üblich geworden, daß die Naturforscher selbst ihren Bedarf an Philosophie bestreiten, und daß die Philosophen sich der besonderen Aufgabe einer Naturphilosophie nur in dem allgemeineren Rahmen der Metaphysik oder der Erkenntnistheorie und Logik annehmen. Man wird nicht behaupten können, daß dieser Zustand besonders erfreulich oder förderlich sei. Denn was von Vertretern der Naturwissenschaft an philosophischen Ideen produziert wird, leidet zumeist unter der Unkenntnis der vorausgegangenen philosophischen Entwicklung und an einer einseitigen Überschätzung der Folgerungen, die sich aus den Voraussetzungen und Ergebnissen des besonderen Gebietes ziehen lassen."

Diese Worte O. Külpes kommen mir stets in den Sinn, wenn ich in den philosophischen und psychologischen Schriften des philosophierenden Physiologen Max Verworn lese, etwa in der „Mechanik des Geisteslebens". Sie fielen mir auch wieder ein, als mir eine neuere Schrift zu Gesicht kam, in der von naturwissenschaftlicher Seite gegen die „Weltanschauung" Verworns — er nennt sie „Konditionismus" (denn ohne ein Schlagwort mit ... ismus geht es ja heute nicht mehr ab!) — zu Felde gezogen wird; nämlich Wilhelm Roux' Schrift: „Über kausale und konditionale Weltanschauung und deren Stellung zur Entwicklungsmechanik" (Leipzig 1913, W. Engelmann). Roux hat mit dem Grundgedanken seiner Schrift völlig recht: es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, den Ursachbegriff aus der wissenschaftlichen Betrachtung ausschalten und durch den Bedingungsbegriff ersetzen zu wollen. Der Entwicklungsmechanik ist ihre in der Ursachenlehre liegende Stütze durch Verworn nicht genommen worden. Roux hat ferner recht mit seiner Ablehnung des Gedankens von einer Wiederanknüpfung

an die früheste, rein empirische Auffassung des gesetzmäßigen Zusammenhanges des Seins und Geschehens, die angeblich in der Steinzeit, speziell im Neolithikum geherrscht haben soll, „unter bewußter Überschlagung der mystisch-spekulativen Episode der kausalen Weltbetrachtung" (Verworn). In der Tat, die Behauptung, daß die ganze Episode des „kausalen" Denkens und Forschens von der Steinzeit bis zu Verworn als eine Periode der Mystik und des Irrtums zu übergehen sei, und daß erst mit dem Konditionismus die Periode der wahren Erkenntnis für die Menschheit begonnen habe, kritisiert man viel zu zahm, wenn man auf sie die Külpeschen Worte von der Unkenntnis der vorausgegangenen philosophischen Entwicklung und der einseitigen Überschätzung der Folgerungen aus besonderen Voraussetzungen anwendet. Nur angemessen ist es, wenn man eine solche Behauptung als Anmaßung und als Beweis für grobe systematische und philosophie-geschichtliche Unkenntnis des Behauptenden bezeichnet. Und endlich: der Verwornsche Satz von der „effektiven Gleichwertigkeit aller bedingenden Faktoren" ist in der Tat — mit Hegel zu sprechen — die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind.

Verworn sagt: „Die Naturwissenschaft hat . . . dem Ursachenbegriff den Bedingungsbegriff an die Seite gestellt, und die gewöhnliche Auffassung eines Vorganges ist nunmehr die, daß er einerseits von seiner Ursache, anderseits von einer Reihe von Bedingungen abhängig ist. ‚Die Ursache' bringt den Vorgang nur dann hervor, wenn eine gewisse Anzahl von Bedingungen realisiert ist." Diesen Satz hätte Verworn nicht schreiben können, wenn er auch nur einigermaßen über das Kausalproblem nach seiner geschichtlichen und sachlichen Seite hin orientiert gewesen wäre. An der historischen Entwicklung des Kausalproblems über Hume und Mill bis zur Gegenwart ist unser Physiologe offenbar völlig vorbeigegangen. Andernfalls würde er wissen, daß nicht sowohl im Bedingungsbegriff das logische Problem zu suchen ist, mit dem die neuzeitliche, empiristisch-naturwissenschaftlich gerichtete, philosophische Denkweise das Kausalproblem in Zusammenhang bringt, als vielmehr im Induktionsproblem. Als Bedingung für die Geltung aller kausalen Schlüsse hat der moderne Forscher das Postulat erkannt, daß auch in den nichtbeobachteten Fällen des Wirklichen die gleichen Ursachen gegeben sind, wie in den beobachteten (Grundsatz der Induktion), und daß diese gleichen Ursachen auch dort die gleichen Wirkungen nach sich ziehen (Kausalprinzip). In sachlicher Hinsicht hätte Verworn aus jedem Lehrbuch der elementaren Logik lernen können, daß der Ursachbegriff sich nicht durch den Bedingungsbegriff „ersetzen" läßt. Der Schluß von der Ursache auf die Wirkung und umgekehrt, also der Kausalschluß, ist ein Induktionsschluß, der der oben formulierten Geltungsbedingung unterliegt. Der Schluß vom Bedingenden aufs Bedingte und umgekehrt unterliegt dagegen dem Grundsatz der hypothetischen Konsequenz: mit dem Bedingenden ist das Bedingte gesetzt, mit dem Bedingten das Bedingende aufgehoben. Es ist eigentümlich, daß der Naturforscher und Empirist Verworn in seinem „Konditionismus", versteckt und in neuer Wendung, die alte rationalistische Unzulänglichkeit erneuert, die Spinoza in seiner naiven Gleichsetzung „ratio sive causa" klarer und rückhaltloser als irgendein anderer Rationalist zum Ausdruck gebracht hat.

Roux's Kritik des Konditionismus und seine Verteidigung der „kausalen Weltanschauung" ist also im großen ganzen berechtigt. Leider jedoch zeigt Roux im einzelnen eine nur wenig bessere logische Schulung, als der Forscher, den er

kritisiert. Sein Versuch, nachzuweisen, daß das, was Verworn konditionale Weltanschauung nennt, in Wahrheit — d. h. wenn man es von den Fehlern, die Verworn macht, befreit — mit der kausalen Weltanschauung identisch sei, muß als mißglückt angesehen werden. Roux' Definitionen von Ursache, Kausalität, Wirken usw. sind Zirkeldefinitionen. Durch Ableitung synthetischer Folgesätze aus dem Kausalgesetz (siehe insbesondere S. 39 ff.) löst man nicht das Kausalproblem. Wenn endlich dem Umstand, daß aus unsichtbaren Ursachen sichtbare Wirkungen folgen können, eine Bedeutung für die sachlichen Grundlagen unseres kausalen Erkennens beigelegt wird, so ist das eine verhängnisvolle Verschlingung der Probleme quid facti? und quid juris?

Die Annahme, daß alles was ist oder geschieht, eine Ursache seines Seins oder Geschehens habe, gehört zu den allen Einzelwissenschaften gemeinsamen Voraussetzungen über die sachlichen Grundlagen unseres Erkennens, deren Berechtigung die Erkenntnistheorie nachprüft. Für diese erkenntnistheoretischen Rechtsfragen sind aber Tatsachenfragen, wie die nach Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit, niemals entscheidend. Der Umstand, daß eine unsichtbare Ursache eine sichtbare Wirkung haben kann, ist für die Lösung des allgemeinen Kausalproblems ebenso bedeutungslos, wie etwa die Frage, ob eine grüne Ursache eine gelbe Wirkung, oder ob eine kalte Ursache eine warme Wirkung haben könne usw.

Nach alledem wird es nicht als kleinlich erscheinen, sondern als eine berechtigte und notwendige Kritik der ungenügenden logischen Sorgfalt des Verfassers, wenn ich darauf hinweise, daß seine Schrift mit einem logischen Schnitzer schließt. „Die Weltanschauung M. Verworns würde, wenn sie richtig wäre, statt Licht Dunkel verbreiten" — so lauten Roux' Schlußworte. Wende ich auf dieses Urteil den „modus ponens" der Logiker an, so ergibt sich: „Die Weltanschauung Verworns ist richtig. Also verbreitet sie statt Licht Dunkel." Nun entspricht aber gerade das kontradiktorische Gegenteil des ersten dieser beiden Sätze Roux' wirklicher Ansicht! Er ist überzeugt, daß die Weltanschauung Verworns *nicht* richtig ist. Demnach müßte Roux, nach seinen eigenen Voraussetzungen, im zweiten Satze schließen: Also verbreitet sie *nicht* statt Licht Dunkel, sondern tatsächlich Licht. Roux sagt also das Gegenteil von dem, was er sagen will! „Zwar ist es mit der Gedankenfabrik, wie mit einem Webermeisterstück! . . ."

Die Philosophie unserer Zeit ist durch eine gewisse Gegensätzlichkeit ihrer Bestrebungen gekennzeichnet. Das zeigten wir, indem wir auf die verschiedene Deutung des Begriffes der philosophischen Erfahrung durch die philosophierenden Naturwissenschafter einerseits und die „Intuitionisten" (Bergson) anderseits hinwiesen. Gegensätzlichkeit zeigt sich aber auch im einzelnen, sogar in den Sonderfragen philosophiegeschichtlicher Interpretation. „Was ist uns heute Kant?" ist nach wie vor eine Lieblingsfrage dieser Einzelforschung. Zu diesem Thema liegen uns zwei Veröffentlichungen vor, wie sie gegensätzlicher nicht gedacht werden können. *Georg Simmels* bekannte, geistreiche *Vorlesungen über Kant* liegen nunmehr bereits in dritter, erweiterter Auflage vor (München 1913, Duncker u. Humblot). Simmels Ziel ist ein positives: er will aufbauen. Er will die „Kerngedanken, mit denen Kant ein neues Weltbild gegründet hat, in das zeitlose Inventar des philosophischen Besitzes einstellen." Er glaubt, damit eine allgemeine Einleitung in das philosophische Denken verbinden zu können. Das Ziel der zweiten Kant-Publikation ist ein

wesentlich negatives. Es will, wie der Verleger angibt, nichts mehr und nichts weniger, als „dem Gedanken Raum brechen, daß der Katholizismus ebenso wie der Protestantismus, nur freilich je nach verschiedenen Richtungen hin, über kurz oder lang werden gezwungen sein, ihre bisherige Stellung zu Kant einer gründlichen Revision zu unterziehen." Der Verfasser dieses merkwürdigen Buches ist Hugo Bund, sein Titel: „Kant als Philosoph des Katholizismus" (Berlin 1913, C. Hause). Wenn wir hier kritisieren wollen, so müssen wir dabei von dem Ton, den der Verfasser angeschlagen hat, absehen. Denn der ist unter aller Kritik! Die Art und Weise, in der — besonders in der Vorrede — nicht nur über Kant, sondern auch über lebende Forscher, wie Vaihinger, hergezogen wird, ist unqualifizierbar und wird auch nicht entschuldbar durch eine an sich begreifliche Verbitterung auf Grund trauriger persönlicher Erfahrungen, die der Verfasser andeutungsweise (S. 9) erwähnt. Sollen wir den allgemeinen Eindruck der Lektüre des Buches kritisch fixieren, so müssen wir sagen, daß uns Bund als das „enfant terrible" der jüngsten Kant-Forschung erscheint. Bund hat Kant fleißig studiert und er schöpft unmittelbar aus den Quellen. Seine Schlußfolgerungen sind gewiß nicht immer einwandfrei, aber trotzdem scharfsinnig. Dieser Scharfsinn wäre freilich einer besseren Sache würdig. Denn es ist keine gute Sache, den Jesuiten die Wege zu zeigen, auf denen sie in ähnlicher Weise zu einer Ausdeutung Kants im Sinne der katholischen Lehrmeinung gelangen können, wie einst die Scholastik im Thomismus zu einer Absorption des anfänglich heftig bekämpften Aristoteles gelangte. Leicht könnte es sein, daß Bund sich alsbald selbst in die Lage des Goetheschen „Zauberlehrlings" versetzt fühlen könnte, die er jetzt der katholischen Philosophie mit Bezug auf den Thomismus prophezeit: „Herr, die Not ist groß. Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Bund hat meines Erachtens ganz recht, wenn er energisch Stellung nimmt gegen die Ansicht von Paulsen und anderen, die Kant zum „Philosophen des Protestantismus" stempeln. Aber man macht diesen Fehler nicht dadurch wieder gut, daß man mit heißem Bemühen zu beweisen unternimmt, daß Kants natur-, geschichts- und moralphilosophische Anschauungen sich mit dem Ideenkreis der römischen Kirche aufs engste berühren. Der richtige Ausweg wäre hier der, Kant jenseits von Protestantismus und Katholizismus zu stellen. Muß denn der Verfasser der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" durchaus einem konfessionellen Ideenkreis nahegerückt werden? Gewiß, man kann es! Man kann Kant zum Philosophen des Protestantismus, oder auch zum Philosophen des Katholizismus stempeln. Ich gebe zu, daß seine Lehre so verwickelt, so vieldeutig, ja — wenn man will — so „unklar" ist, daß sie sich nach diesen beiden Richtungen hin ausdeuten läßt. Ja, ich will Bund sogar zugeben, daß die Möglichkeit größer ist und näher liegt, den Verfasser von „Freiheit, Unsterblichkeit und Gott als Postulaten der praktischen Vernunft" zum Katholizismus in Beziehung zu setzen, als zum Protestantismus. Möglichkeit ist es also, Kant zum Philosophen des Katholizismus zu erheben, aber keineswegs notwendig. Die Darstellung Bunds hat mich nicht davon überzeugt, daß man Kants Lehre nicht anders, als in dieser Weise auffassen kann.

Einen ganzen Abschnitt widmet Bund dem Thema: „Kants Moralphilosophie und die Kirche." Er spricht hier von einem nur scheinbaren Unterschied zwischen

der Kantischen und kirchlichen Ethik; er schließt sein Werk, indem er dem Verfasser der Kritik der reinen Vernunft den „Titel" eines „Jesuiten von Königsberg" beilegt. Diese Beschimpfung — denn als eine solche müssen wir den Ausdruck nach dem ganzen Zusammenhang bezeichnen —, ist verwerflich wie jede Beschimpfung. Inwiefern aber ein Tadel Kants im Sinne der Bundschen Ausstellungen berechtigt ist, können wir vollständig nur erkennen, wenn wir nicht nur Kants ethische Lehre selbst, sondern auch deren Wirkung auf die Nachwelt eingehend studieren. Damit wird unsere Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Ethik gelenkt, die mit Recht als ein besonders interessantes Teilgebiet philosophie-geschichtlicher Forschung angesehen wird. Aus dem zweiten Bande (zweite Auflage) von Friedrich Jodls „Geschichte der Ethik als philosophischer Wissenschaft" liegt uns ein Sonderabdruck vor, mit dem Titel: „Ethik und Moralpädagogik gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts" (Stuttgart 1913, Cotta). Ich betrachte es als einen besonderen Vorzug dieser Schrift, daß sie zu dem hervorragend „aktuellen" Thema der Beziehung zwischen Entwicklungslehre, speziell Darwinismus, und Ethik ein reiches historisches Material beibringt. Anfänglich brachten Evolutionismus und Darwinismus für die Ethik eine Krisis. Darwin selbst war zwar weit davon entfernt, einer vorbehaltlosen Übertragung der Prinzipien der natürlichen Züchtung und der Auslese durch den Kampf ums Dasein, von der Tierwelt auf den Menschen als sittliches und soziales Individuum, das Wort zu reden. Aber die Feinde der eudämonistischen wie der christlichen Ethik griffen später die darwinistischen Prinzipien begierig auf, um sie im Sinne einer „Herrenmoral" auszubeuten, die die Forderung der Nächstenliebe, der sozialen Fürsorge usw. zurückdrängt durch die Gegenforderung der Züchtung des „Herrenmenschen". Der „Herdenmensch", der im geistigen Daseinskampf niedergeworfene Schwache, konnte noch froh sein, wenn ihm der Nietzschejünger wenigstens den Wert als „Kulturdünger" beließ, der es ermöglicht, am Baum der Menschheit den Übermenschen zu züchten. Im Gegensatz dieser für die Ethik kritischen Ausdeutung des Darwinismus haben einige bedeutsame, neuere Publikationen den Nachweis erbracht, daß die Grundsätze der Entwicklungslehre und des Darwinismus weithin — namentlich auch vom Christentum — anerkannten moralischen Grundsätze nicht nur nicht widersprechen, sondern geradezu zum Fundament einer (christlich-) ethischen Welt- und Lebensanschauung gemacht werden können. Zur Erreichung allgemein anerkannter, wertvoller ethischer und insbesondere sozial-ethischer Ziele soll und kann die darwinistische Entwicklungslehre uns geeignete Mittel kennen lehren. Die Wahl dieser Mittel gewinnt natürlich ihren eigentlich ethischen Wert erst dadurch, daß sie nicht unter dem Zwang der Umstände, sondern als freier Akt eines ethischen Normen gehorchenden Willens geschieht. Damit kommen wir zu der uralten Frage nach der Freiheit des Willens. Wie stellt sich die moderne Philosophie zu diesem ewigen Probleme? Sie vermag es gewiß ebensowenig zu lösen, wie die vergangenen Jahrtausende. Aber sie vermag doch, auf die Problemfrage eine für das Zeitalter charakteristische, wenn auch nicht vollständig neue, so doch neu gewendete Antwort zu geben. Besonders beachtenswert erscheint mir die Antwort, die hier G. F. Lipps in seinem Schriftchen „Das Problem der Willensfreiheit" (Leipzig 1912, Teubner; „Aus Natur und Geisteswelt" Band 383) zu geben weiß.

Diejenigen, welche behaupten, daß unsere Willenshandlungen notwendig und bestimmt seien, meinen damit, daß sie irgendeiner Gesetzmäßigkeit unterworfen sind. Nun gibt es aber zwei Arten von Gesetzmäßigkeit: die Naturgesetzmäßigkeit und die Gesetzmäßigkeit, welche aus Wahrscheinlichkeitsbestimmungen hervorgeht. Das Untergeordnetsein unter diese letztere Gesetzmäßigkeitsart ist das charakteristische Merkmal aller Lebensäußerungen, also auch der Willenshandlung. Wir müßten also — nach den Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung — alle Umstände in Rechnung ziehen, von denen die Willenshandlung abhängig ist, wenn wir deren Gesetzmäßigkeit wirklich genau und bestimmt feststellen wollten. Das ist aber unmöglich. Denn „bei allem, was wir tun, gewinnt das, was wir früher getan haben, von neuem Einfluß und Bedeutung; und nicht nur das, was wir selbst getan haben und in selbst erworbenen Gewöhnungen zur Geltung kommt, sondern auch das, was unsere Vorfahren getan haben und durch Vererbung auf uns übergegangen ist. Da kommen wir in der Tat zu keinen Grenzen. Bis zu den Anfängen alles Lebens im werdenden Kosmos, bis zu dem Urgrunde alles Seins in der schaffenden Gottheit müßten wir zurückgehen, um alle Einflüsse, die unser Handeln bestimmen, festzustellen." So erkennen wir, daß die Bestimmtheit unseres Handelns zwar sicherlich vorhanden, aber niemals bis in alle Einzelheiten nachweisbar ist. So entsteht der Schein der Unbestimmtheit. Um diese Unbestimmtheit zu beseitigen, nehmen wir dann naiverweise einen Willen an, der die bestimmte Handlung herbeiführt. Dieser Wille aber ist frei, insofern er vollkommen „von sich aus" die Entscheidung herbeiführt. Es bleibt von Interesse, sich darüber klar zu werden, wie vom Standpunkt dieser Willenslehre aus die Frage zu beantworten ist, ob, im Falle einer bestimmten Willenshandlung, auf Grund des vorausgesetzten Begriffes der „Freiheit" des Willens, auch eine andere Handlung als diejenige, welche tatsächlich erfolgt ist, möglich gewesen wäre. Das gibt dem Philosophen erneuten Anlaß, sich mit dem uralten und erkenntnistheoretisch höchst bedeutsamen Probleme des Möglichen auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung unternimmt neuerdings wieder Johannes M. Verweyen: „Philosophie des Möglichen." Grundzüge einer Erkenntniskritik (Leipzig 1913, Hirzel). Das Werk nimmt in einem Kapitel: Das Mögliche und die Willensfreiheit zu der obenerwähnten Grundfrage des Determinismus - Indeterminismus - Problemes Stellung.

Eine zweite Hauptströmung in der Philosophie der Gegenwart ist gekennzeichnet durch den Versuch, die Philosophie als Erfahrungswissenschaft im naturwissenschaftlichen Sinne des Wortes darzustellen. Man sucht durch Ausdehnung der in der naturwissenschaftlichen Erkenntnis gewonnenen Grundbegriffe und Grundsätze zu einer wissenschaftlichen Gesamtauffassung des Wirklichen zu gelangen. Diese Richtung führt uns über Ernst Machs sogenannten „Positivismus" zu Wilhelm Ostwalds „Energetik". Nach der energetischen „Weltanschauung" beruhen alle Vorgänge in der Welt auf einer Umgestaltung der vorhandenen Rohenergie in andere Energieformen. Diese Hypothese, deren naturwissenschaftlicher Wahrscheinlichkeitswert hier unerörtert bleiben soll, wird dann von der Naturwissenschaft auf die Kulturwissenschaft übertragen. Auch alle Kultur, bis hinauf zu den höchsten Leistungen des Genies, soll auf einer derartigen Energieumsetzung beruhen, und zwar auf Umwandlung von Rohenergie in „Zweckformen" der Energie im besten Güteverhältnis. Es ist in früheren Arbeiten in dieser Zeitschrift (Jahrgang 70,

Nr. 33, 34 und 35) bereits in zutreffender Weise gezeigt worden, daß die μετάβασις εἰς ἄλλο γένος, durch die Ostwalds energetische Kulturphilosophie möglich wird, nicht ohne Gewaltsamkeiten ausführbar ist, daß sie wertvolle Kulturgebiete mit eigenstem geistigen Gehalte vernachlässigt. Auch die beiden neuesten kulturphilosophischen Schriften des monistischen Sonntagspredigers geben keine Veranlassung, dieses Urteil abzuändern. Dieselbe Oberflächlichkeit, dieselbe am Äußern haftende Gedankenführung, das gleiche Spielen mit vagen Analogien! „Der energetische Imperativ" (Leipzig, 1912 Akademische Verlagsgesellschaft) gibt in aneinandergereihten Feuilletons jene gefährliche Art von Popularphilosophie, die den Laien besticht und ihn — meist dauernd — für jede ernsthafte wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Philosophie untauglich macht. Der energetische Imperativ ist eine Nachbildung des Kantschen kategorischen Imperativs, deren sich das Urbild mit Recht schämen würde. Wird doch die in der Technik bereits zum Gemeinplatz gewordene Formel: „Vergeude keine Energie, verwerte sie," deren Entdeckung als wissenschaftliche Universalformel Ostwald einer besondern, ihm zu teil gewordenen „Ausgießung des Geistes" verdanken will, durch alle Gebiete der philosophischen und sonstigen Geistesbetätigung hindurchgehetzt, bis hin zu einer Regelung der Papiergröße durch das „Weltformat", durch dessen Einführung die „Grundlage aller Organisation der geistigen Arbeit" gelegt werden soll. Ostwald befürwortet eine systematische Ordnung alles menschlichen Wissens „für Bibliothekszwecke und allgemeine Theorie". Er erklärt, daß seine Bestrebungen zusammenfallen mit denen der „Brücke", des 1911 in München gegründeten Instituts für die Organisierung der geistigen Arbeit*). Es ist in der Tat eine Kulturaufgabe von höchster Bedeutung, die auf den verschiedenen Gebieten möglicher menschlicher Geistesbetätigung wirksam werdenden Kräfte so zusammenzuschließen, daß sie nicht gegeneinander arbeiten und so einen verderbenbringenden Kampf aller gegen alle herbeiführen, sondern sich harmonisch miteinander vereinigen. Eine solche Vereinigung kann aber nur ein Organismus sein. Ostwalds energetische Kultur dagegen ist ein Mechanismus. Sie strebt nach einer allgemeinen Vertechnisierung des Geisteslebens. Es wundert mich nicht, wenn der Apostel der Energetik das Erlebnis der Entdeckung des Grundprinzips seiner Weltanschauung — ein Erlebnis das mit „blitzartiger Erleuchtung" auf ihn wirkte — in Ausdrücken schildert, die physikalisch-technischer Terminologie entnommen sind: „Aus der früheren relativen Gleichgewichtslage meines Denkens, die sich mit dem Parallelismus von Materie und Energie begnügt hatte, schnappte mein Gesamtbewußtsein auf einmal in eine andere, stabilere Gleichgewichtslage über." (S. 5.) Es klingt in der Tat ein wenig übergeschnappt, wenn Ostwald seinen Übergang vom mechanistischen Saulus zum energetischen Paulus mit den Worten schildert: „Ich hatte eine beinahe physische Empfindung (sic!) in meinem Gehirn, die etwa vergleichbar war mit dem Umklappen eines Regenschirms im Sturme." (S. 5.) Ostwald schildert uns mit breitem Behagen die Erlebnisse, die sich in der „Geburtsstunde der Energetik" in seinem Innern abspielten. Er erlebte dabei „positive Wonnegefühle". „Jedes Ding" — so erzählt er — „sah mich an, als wäre ich eben gemäß dem biblischen Bericht geschaffen und gäbe allem seinen wahren Namen." (S. 7.) Die Absicht der ganzen

*) Die „Brücke" ist inzwischen eingegangen. D. Schriftltg.

Schilderung: „Wie der energetische Imperativ entstand", ist offenbar, auf Grund von Selbstbeobachtung einen Beitrag zur Psychologie der überwertigen Individuen und der genialen Produktion zu liefern. Aber ich bezweifle, ob Männer, die sich mit dieser Frage wissenschaftlich beschäftigt haben, wie Ribot, Séailles, Türck und andere, mit dem Ostwaldschen Bericht etwas werden anfangen können. Das Freie und Leichte, das die Selbstberichte der wirklichen Genies an sich haben, das völlig Ungewußte und Ungewollte in der Art und Weise, in denen sich bei ihnen der Ichfaktor geltend macht, erregt in uns ein eigenartiges Gefühl des Gehobenseins, der Heiterkeit fast, das sich aus Bewunderung und Freude zusammensetzt. Die Selbstberichte des Entdeckers der Energetik wirken, im Gegensatz hierzu, durch ihre Verstimmung erregende Absichtlichkeit nur unerquicklich.

Ich bedaure lebhaft, eine so scharfe Sprache führen zu müssen. Aber wie sagt doch Schopenhauer? „Man erwarte nur nicht, daß ich mit Achtung von Leuten spreche, welche die Philosophie in Verachtung gebracht haben."

Auf ungefähr gleichem Niveau wie der kategorische Imperativ steht die zweite, neue, kulturphilosophische Schrift aus der Feder Ostwalds: „Die Philosophie der Werte." (Leipzig 1913, Kröners Verlag.) Ein gewisser Wert kommt dem ersten geschichtlichen Teil dieses Buches zu, in dem über die historische Entwicklung der Mechanik, Energetik und des Vitalismus in lebendiger Sprache berichtet wird. Inhaltlich ungleich bedeutsamer sind freilich die entsprechenden geschichtlichen Untersuchungen von Mach (Mechanik), Helm (Energetik) und Driesch (Vitalismus). In dem systematischen Teil geht Ostwald an dem tatsächlichen Wertproblem: in welchem Sinne und mit welchem Rechte nehmen die normativen Wissenschaften eine teleologische Beziehung des Erkennens bzw. Wollens zu seinen Gegenständen an? — vollständig vorbei. Er kennt nur Mittel und Wege, keine Zwecke und Ziele. Und zwar sind diese Mittel und Wege rein technischer Natur. Sie beruhen auf der Umwandlung von Rohenergie in Zweckformen der Energie unter möglichst großem Nutzeffekt. Also wieder der energetische Imperativ! Das in der Technik längst bekannte Prinzip des größten Nutzeffektes und Wirkungsgrades, kurz der Wirtschaftlichkeit, wird in einer erkenntnistheoretisch und naturwissenschaftlich nichts weniger als einwandfreien Weise „begründet". Die Art der Anwendung des Entropiebegriffes und die Ausdehnung desselben auf alle denkbaren Erscheinungsgebiete wird übrigens von Natur- und Geisteswissenschaftern in gleicher Weise als unzulänglich zurückgewiesen werden müssen. Seine grundlegenden Positionen gewinnt Ostwald durch Erschleichungen schlimmster Art und durch grobe Schnitzer. Was sollen wir z. B. zu folgendem Syllogismus sagen: „Es gibt keinen geistigen Vorgang der nicht an (?) Lebewesen erfolgte. Da diese nicht ohne Energieumwandlung existieren, so besteht auch kein geistiger Vorgang ohne Energieumwandlung." (S. 68.) Aus der Tatsache, daß alle geistigen Vorgänge an körperliche Vorgänge geknüpft sind und diese Energieumwandlungen sind, wird hier gefolgert, daß auch kein geistiger Vorgang ohne Energieumwandlung „besteht"; und dieses rätselhafte „bestehen" wird im Laufe der Erörterung unversehens durch „gleich sein" ersetzt, wonach dann auch die geistigen Vorgänge zu energetischen Vorgängen geworden sind.

So lax wie Ostwald in der Selbstkritik ist, ebenso scharf ist er in der Kritik anderer. Seine Ethik ist allein wissenschaftlich, jede andere unwissenschaftlich; sein

Kulturbegriff ist allein haltbar, jeder andere unhaltbar, ja lächerlich. Über das humanistische Kulturideal urteilt Ostwald folgendermaßen (S. 267): „Die Träger jener künstlichen Kultur, welche Schiller als Ideal vorgeschwebt hat, finden wir noch gegenwärtig bei den Vertretern der klassischen Philologie und ihren geistigen Hörigen. Nun wird man vergeblich die Entwicklungsgeschichte des ganzen seitdem verflossenen Jahrhunderts durchsuchen können, wenn man den Anteil nachweisen möchte, welchen die Pfleger und Wahrer jener nach ihrer Meinung höchsten Kultur an der kulturellen Entwicklung des deutschen oder irgendeines anderen Volkes gehabt haben ... Kein einziger von den zahlreichen großen schöpferischen Männern, denen wir die gegenwärtige Höhe der deutschen Kultur verdanken, ist ein klassischer Philologe gewesen. Ja, die Idee, daß unsere Kultur irgend etwas mit den Vertretern dieser Disziplinen zu tun habe, kommt uns unwillkürlich komisch vor, weil jeder Deutsche ein ausreichend genaues Bild von der überaus weitgehenden Weltfremdheit und Unzulänglichkeit der Anschauungen hat, welche bei den Vertretern dieser Disziplin angetroffen werden." Der Verfasser dieser hämischen Verunglimpfung der Philologie nennt an anderer Stelle seiner Schrift die Fachphilosophen „amtlich angestellte Dilettanten auf naturwissenschaftlichem Gebiete. (S. 66.) Es ist erfreulich, daß Ostwald selbst nicht die heutige Naturwissenschaft typisch repräsentiert. Denn sonst wäre ein Naturwissenschafter ein „amtlich angestellter Dilettant auf geisteswissenschaftlichem Gebiete". Doch nein! ich beleidige die Dilettanten, indem ich sie in solche Gesellschaft bringe. Ein Dilettant kann ein gebildeter Mensch sein und mancher Dilettant mit feinfühligem Herzen und weitem, freien Geiste übertrifft an Bildung manchen taktlosen, gefühlsrohen und enggeistigen Gelehrten. Geistiger Hochmut und Intoleranz — Unduldsamkeit gegen fremde Ansichten und fremde Art der Geistesbetätigung — sind die Merkmale eines ungebildeten Menschen. Wenn man mich fragt, wo solcher Hochmut und solche Unduldsamkeit in der „modernen Wissenschaft" zu finden seien, so weise ich auf Ostwalds Kulturphilosopie als „klassisches" Beispiel hin. Deutschland, hüte dich vor einer solchen „Kultur"!

Wiederum war es mir schmerzlich, so harte Worte sprechen zu müssen. Aber im Kampf gegen Unbildung sind Schonung und Rücksicht gefährlich, und auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!

Männer, die wir brauchen

Im Leitartikel des ersten Heftes dieses Jahrganges wurde auf das Buch eines B. Jaroslaw hingewiesen als Zeichen der Reaktion gegen den rücksichtslos händlerischen Zeitgeist aus der Kaufmannschaft heraus. Inzwischen hat Herr Jaroslaw eine Monatsschrift „Wohlfahrt und Wirtschaft" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena, Preis des Heftes 1,50 Mark) ins Leben gerufen, die Gesinnungsgenossen sammeln will. Der hier wiedergegebene Aufsatz des Herausgebers veranschaulicht die Tendenz der Monatsschrift, die hiermit ihrer kulturellen Bedeutung wegen gern empfohlen wird. G. Cl.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Gewissen, um moralische Schäden im Wirtschaftsleben überhaupt zu sehen.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Korpsgeist, die sich für die Verstöße anderer der Allgemeinheit mitverantwortlich fühlen.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Wahrheitsliebe, die die Schäden, die sie erkennen, auch bekennen und beim rechten Namen nennen.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Mut, die sich nicht darum scheren, wenn ihr Bekenntnis von gehässigen Gegnern ausgeschlachtet wird.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Unternehmungsgeist, nicht träge Philister, die lieber alles beim alten lassen.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Überwinderkraft, die vor der „menschlichen Natur" ebensowenig kapitulieren, wie vor den Hemmnissen der äußeren Natur.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Ausdauer, die nicht ruhen, bevor sie wissen, wo der Hebel anzusetzen ist, und die dann erst recht nicht ruhen.

Wir brauchen Geschäftsleute mit Organisationsgabe, die ihre Erfahrungen als Gründer von innerlich festigenden Gemeinschaften nutzbar machen.

Geschäftsleute müssen es sein, die die Veredelung des Geschäftslebens in die Hand nehmen, nicht Außenseiter der Wirtschaft. Idealisten und Ethiker sind gut, um die Selbstzufriedenen und Bequemen überhaupt erst aufzurütteln; aber zur praktischen Reformarbeit fehlt ihnen die Erfahrung. Gelehrte sind gut, um die gesetzmäßigen Folgen moralischer Laschheit im Wirtschaftsleben aufzudecken; aber Tatsachenforschung erzeugt leicht Tatenscheu. („Es ist alles gekommen, wie es kommen mußte".) Der Verband und seine Beamten sind gut, um die Wege auszubauen, wenn das Ziel einmal gesteckt ist. Der Staat

ist gut, um die Prellsteine zu setzen und Wegeaufsicht zu üben, die die organisierte Wirtschaft den Verkehr nicht allein regeln kann. Aber das Wegziel selbst, die Richtung, die große Bewegung zu einer Reinigung unserer Geschäftssitten kann nur durch einen Zusammenschluß der freien Geschäftsleute bestimmt werden, durch einen Bund, der die moralische Persönlichkeit seiner Mitglieder sichert, indem er die Sachlichkeit des Wettbewerbs sichert. Denn Unsachlichkeit ist Unwahrhaftigkeit, und Unwahrhaftigkeit im Reden und Tun ist letzten Endes das Grundübel, das den blühenden Stamm der freien wirtschaftlichen Entwicklung zu zernagen droht. Bluff und Blague, Korruption und Imitation, Qualitätsverschleierung und Qualitätsminderung, Ausbeutung und Erschleichung sind nur Erscheinungsformen, Symptome. Wenn die Feinde des freien Kaufmanns sagen: „Das ist kein Giftstoff von außen, hier liegt ein Fehler durch innere Anlage vor; Aufrichtigkeit und Handel sind unvereinbar, und der Schwindel wird so lange blühen, wie die heutige Form des Handels" —, so kann man hier den Haß aus der Unkenntnis erklären. Auch von der Geschäftskunst gilt das Wort: artem non odit nisi ignarus. Wenn aber Kaufleute selbst die zahlreichen geschäftlichen Mißstände mit der fatalistischen Gebärde des Achselzuckens — Geschäft ist Geschäft — abtuen wollen, wenn sie für die Wirtschaftsbeziehungen eine ähnliche Sondermoral in Anspruch nehmen, wie sie etwa kriegsführenden Parteien zugestanden wird, so geben sie damit zu, daß sie nicht volkswirtschaftlich wertvolle Mittler friedlichen Austauschs sein wollen, sondern das Kriegsrecht, und zwar hier das Recht des Schlaueren, für sich in Anspruch nehmen; sie dürfen sich dann nicht wundern, wenn wieder nach Kriegsrecht, diesmal nach dem Recht des Stärkeren, gegen sie verfahren wird.

Wir kämpfen gegen die Haltung, die ein großer Teil unserer Geschäftswelt unleugbaren Mißständen gegenüber einnimmt.

Die einen leugnen sie gänzlich. Wenn Nichtkaufleute, wie z. B. jüngst der Abgeordnete Schiffer, der immerhin als Richter auch einen Blick in die Welt der Geschäfte getan hat, unwidersprochen an öffentlicher Stelle sagen dürfen: „Der Schwindel im Erwerbsleben hat einen geradezu ungeheueren und verderblichen Umfang angenommen," — so wird das überhört oder mit Stillschweigen übergangen. Tritt ein Unabhängiger auf, der in dunkle Winkel hineinleuchtet, so wird er mit dem nachgerade stereotyp gewordenen Stempel der „Weltfremdheit" gebrandmarkt; die neuen Wege, die er vorschlägt, sind jedesmal „abwegig". Es ist noch nie in der Weltgeschichte alles so säuberlich und musterhaft geordnet gewesen, wie gerade im Frühjahr 1914. Dann wird wacker protestiert, boykottiert, organisiert — nicht etwa gegen die Mißstände, nein, die existieren ja nur in den Hirngespinsten von Schwärmern, die den Anschluß an nützliche Arbeit verpaßt haben, sondern gegen diese aufdringlichen Ideologen selbst, die sich um Geschäfte kümmern, die sie nichts angehen. Eine Vogelstraußpolitik, die andere nicht blind macht! Denn, daß Verstöße nicht im Verborgenen bleiben, dafür sorgen schon die geschäftlichen Gegner, und man

braucht nur einen Blick in die Fachzeitschriften, Reichstagspetitionen, Enqueteberichte, Konventionsverhandlungen, Gerichtsakten usw. zu werfen, um die Wahrheit zu erfahren. Das sind ja eben die unseligen Folgen falscher Solidarität: was durch wirtschaftliches Interesse miteinander verbunden ist, das hängt zusammen wie die Kletten und — bestreitet alles. Wer sich über den Magerkäsehandel orientieren will, muß den Vollfettkäsefabrikanten befragen; wer von vereinzelten Menschlichkeiten in den Konsumvereinen etwas erfahren will, muß zu den Rabattsparvereinlern gehen, die Sünden der Agrarier stehen im Berliner Tageblatt und die Sünden des Händlertums in der Deutschen Tageszeitung. Wo aber der Haß den Griffel führt, da gibt es ein verzerrtes Bild, das viel mühseliger zu berichtigen ist, als wenn man von Anfang an einzelne Schäden im eigenen Berufsverbande unparteiisch untersuchte und zugäbe. Es ist eine falsche Ethik, die im Namen des Gemeinwohls sich über den Schmutz im Nachbargehöfte entrüstet. Sittlichkeit fordert Aufrichtigkeit gegen sich selbst und beginnt zu Hause. Wir wären viel weiter, wenn durch die unendlich vielen Interessenkonstellationen der heutigen Wirtschaft ein einziger großer Querschnitt gelegt würde, der in allen die gleiche simple Trennungslinie zöge: die Partei der anständigen Geschäftsleute auf der einen Seite, die der zweifelhaften und unzweifelhaften Elemente auf der anderen.

Während die einen, wie gesagt, das Dasein solcher Elemente ganz leugnen, erhoffen die anderen, welche Übelstände zugeben, ihr Verschwinden durch das Walten der freien Konkurrenz. Die Wirklichkeit zwar predigt jedem, der hören will, aufdringlich und unablässig das Gegenteil. Jeder kennt in seinem Berufszweige Geschäfte, die durch unlautere Praktiken hochgekommen sind und seit Jahren obenauf schwimmen, kennt Schein- und Schundfabrikate, die sich durch hartnäckige Reklame fest eingebürgert haben, kennt Mißstände, die durch bequemes Gewährenlassen heute überall eingewurzelt sind; er weiß aus eigener bitterer Erfahrung, daß, wenn die eine Schwindelfirma sich überlebt hat, zehn andere wie die Köpfe der Hydra nachwachsen — er weiß das alles, aber die Suggestion des falsch angewandten Freihandelsgedankens wirkt so nachhaltig, daß man lieber alles an der alten Stelle läßt als Großaufräumen wagt. Man geniert sich vor dem peinlichen Staub, der dabei aufgewirbelt werden müßte; man fürchtet einen kostspieligen und lästigen Kontrollapparat; lieber läßt man die paar Diebe laufen, ehe daß jedem anständigen Menschen die Taschen visitiert werden. Als ob nicht notwendigerweise aus den paar Dieben eine stattliche Zunft sich entwickeln muß, sobald die Herrschaften wissen, daß man ihnen nicht auf die Finger sieht und nicht auf die Finger klopft.

Andere wieder geben zu, daß etwas getan werden muß; sie sagen aber, daß der Staat mit seinen Gesetzen, Verordnungen, Überwachungen schon so gründliche Arbeit leiste, in seiner Geschäftsfremdheit und Geschäftsfeindlichkeit das Erwerbsleben dermaßen schädige, daß der Unternehmerstand schon im Interesse der Produktivität hier nicht stoßen, sondern bremsen müsse. Als ob das nicht

gerade ein Grund dafür wäre, daß die Erwerbsstände aus eigener Initiative, ohne erst einen Druck von außen abzuwarten, für Reinigung und Ordnung im Hause sorgen. Wo ein Geschäftszweig sich selbst strenge Bindungen und Normen auferlegt, da bedarf es keiner polizeilichen Regelung.

Mit Recht weisen andere auf die zahlreichen schon bestehenden freien Organisationen hin, die den Feldzug gegen Unredlichkeit im Geschäft in ihr Programm aufgenommen haben. Diese Bestrebungen bekunden allerdings den Durchbruch starker sittlicher Strömungen in den breitesten Schichten unserer schaffenden Stände, Strömungen, die lange genug zurückgestaut waren, weil man hinter den zeitlosen Forderungen der Geschäftsethik nur einen zuweilen damit verquickten Kampf für vermeintlich überlebte technische und wirtschaftliche Methoden vermutete. Jene auf den verschiedensten Gebieten unternommenen Versuche verbürgen uns die Unerloschenheit sittlicher Kräfte im Wirtschaftsleben. Ohne den Glauben an sie, ohne den Glauben an ihre machtvolle Entwicklung wäre ja der Gedanke einer Organisation der geschäftlichen Standespflicht von vorne herein müßig und verloren. Was zu fordern ist, wäre, daß man nicht bloß dann und da bessert, wo man die Schädigung am eigenen Leibe spürt, nicht bloß Listen von schlechten Lieferanten und böswilligen Zahlern anlegt, sondern — vor der eigenen Tür kehrt und über die eigenen Berufsgenossen Gericht hält. Zu fordern wäre ferner, daß alle Vereine, die den Kampf gegen geschäftliche Unredlichkeit auf ihre Fahne geschrieben haben, für einen allgemeinen Zusammenschluß der anständigen Geschäftsleute eintreten. In diesem großen Verbande würden freilich alle Interessen- und sonstigen Gegensätze zu schweigen haben. Sie sollen ausgekämpft werden, aber nicht hier auf dem gemeinsamen Boden. So lange noch der Konsumvereinler jeden Kaufmann, der einem Rabattsparverein angehört, für unmoralisch erklärt, so lange der Detaillist in jedem Beamten eines gemeinwirtschaftlichen Unternehmens einen Menschen zweiter Klasse erblickt, so lange jeder Großunternehmer von vorne herein der kapitalistische Ausbeuter und Volksverderber ist, so lange jeder Agrarier als ein Brotwucherer und jeder Fabrikant als ein Leuteschinder gilt, so lange wird auch das Verständnis fehlen für die Notwendigkeit jener Formation, die nur eine Front hat: gegen Unsachlichkeit und Unwahrhaftigkeit in Handel und Wandel.

Vor allem aber muß vor dem Irrglauben gewarnt werden, daß unmoralische Gesinnung durch Schutz- und Trutzverbände allein unterdrückt wird. Man kann jahrelang seine Aufträge durch Bestechungsgelder hereinbekommen haben und doch seine Beiträge an den Verein gegen das Bestechungsunwesen gezahlt haben. Es muß vor dem Pharisäerhochmut gewarnt werden, der sich brüstet: Hier stehen wir, die Anständigen, und drüben die anderen, die Skrupellosen. Sittliche Arbeit beginnt zu Hause, beginnt im eigenen Herzen und ist nicht denkbar ohne strenge Selbstprüfung. Wir müssen uns klar werden, daß die Trennungslinie zwischen Gut und Böse durch unser eigenes Herz geht. Der Verlockungen und Nöte im freien Geschäfte sind so viele, daß keiner unter uns ist, der sagen kann,

er habe nie geschwankt. Erst diese rückhaltslose Prüfung des eigenen Gewissens kann die Gaben auslösen zur Führung anderer Seelen, Gaben, ohne die jede Organisation ein starres Band bleibt, statt eines festen innerlichen Haltes.

Das führt uns zu den Beziehungen der angedeuteten ethisch orientierten Wirtschaftsverbände, zu denjenigen Gemeinschaften, denen die sittliche Erziehung des ganzen Menschen anvertraut ist. Auch hier gilt das vorhin Gesagte. Im Kampf für geschäftliche Wahrhaftigkeit müssen religiös-dogmatische Gegensätze ebenso draußen bleiben, wie wirtschaftlich-politische Gegensätze. Von allen Richtungen, von konfessioneller, freimaurerischer, freireligiöser und neutral-ethischer Seite, kommt Hilfe und muß Hilfe gesucht werden. Wir haben wahrhaftig nicht Überschuß an solchen Kräften, die sich für die Veredlung des Geschäftslebens opferbereit zur Verfügung stellen, und angesichts der sittlich zerstörenden Mächte, die von allen Seiten andringen und kein Gesetz anerkennen, weder ein äußeres noch ein inneres, weder Gott noch Gewissen, kann die Parole gegenüber den Institutionen, die ihre versittlichende Kraft im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende erwiesen haben, nur lauten: Erhalten, erhalten, erhalten! Ich sage, dogmatische Gesetze müssen draußen bleiben; damit reden wir keiner Verwischung der Glaubensunterschiede das Wort, noch weniger diskutieren wir die Bedeutung religiöser Gewißheiten als erprobtes Motiv sittlicher Lebensführung. Vielmehr fordern wir, daß jeder die Kraft seines Ringes erweise durch die Wirkung im Wirtschaftsleben und weniger durch Apologie und Polemik. Rufer im Streit der Geister sind gewiß unentbehrlich, aber sie sind nicht die geeigneten Parlamentäre, und verhandeln müssen wir erst lernen, bevor wir hoffen können, uns einmal zu vertragen.

Wer unter den führenden Männern der neuen deutschen Wirtschaft wird seine Verhandlungskunst und sein Organisationsgenie, seine sachlichen Mittel und seine persönlichen Beziehungen in den Dienst solcher wirtschaftlich-ethischen Bewegung stellen? — Warum hier bisher die Hauptleute von Handel und Industrie versagten, wissen wir alle. Sie waren gebundener als ihr letzter Schreiber. Nicht sie hatten einen Betrieb, der Betrieb hatte sie. Mit dem gleichen Recht wie der Dehmelsche Arbeitsmann konnte der Unternehmer sagen:

Uns fehlt nur eine Kleinigkeit,
Um so frei zu sein, wie die Vögel sind:
Nur Zeit!

Die Werkleute, die dem deutschen Volke den stolzen Neubau der Wirtschaft aufführten, konnten nicht viel an innere Einrichtung denken. Sie glaubten, daß sie der Gemeinschaft am besten dienten, indem sie für das Gedeihen der eigenen Unternehmung sorgten. Als dann das große Wecken die Kaufleute zur Politik rief, da verstand man unter Politik nicht mehr das, was man in der Paulskirche und in den ersten Reichstagen darunter verstanden hatte. Da Interesse gegen Interesse kämpfte, glaubten unsere „politischen" Kaufleute, daß sie der Ge-

meinschaft am besten dienten, indem sie für das Gedeihen des eigenen Standes sorgten. Die wenigen aber, die sich aus der Enge des Standesmilieus erhoben, die glaubten wieder, daß sie der Gemeinschaft am besten dadurch dienten, daß sie Staatsdiener wurden.

Eine andere Unternehmerschaft ist allmählich in die ältere Schicht hineingewachsen. Sie erkennt, daß die früheren Funktionen des Kaufens und Verkaufens, des Gründens und Fusionierens kaum für die Zwecke des eigenen Betriebs ausreichen; sie erkennt, daß in den Geschäften des Staates die Grundsätze des freien Geschäfts auf die Dauer nicht weiter bringen; sie erkennt schließlich, daß die Wirkungsmöglichkeiten des Staates für kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des Volkes immer begrenzte bleiben müssen.

Eine andere Unternehmerschaft ist im Werden. Von den Führern der Wirtschaft haben etliche ihre Lehrzeit zu Füßen der Führer des Geistes verbracht, nicht bloß im väterlichen Kontor oder in den Betrieben des überseeischen Geschäftsfreundes. Es gibt Leute, die meinen, der weite Horizont lähme die Entschlußkraft; wer sich zuviel umsehe, komme nicht vorwärts; nur der kulturlose Wirtschafter werde der Kultur dienen; der Kaufmann mit Bildung sei für das Geschäft verdorben. — Zugegeben ist, daß manche dieser modernen Unternehmer von dem wüsten, wilden Draufgängertum der älteren Generation wenig mehr haben. Aber man irrt sich vielleicht in der Ursache. Nicht Entschlußkraft und Tatendrang fehlen, wohl aber der Glaube an den Sinn und die Vernünftigkeit der von den Vätern übernommenen Arbeit. Man mag über den Einfluß der Wissenschaft auf die Praxis denken, wie man will, das steht doch wohl fest: wem durch wissenschaftliches Denken das Bedürfnis anerzogen ist, in die Welt der Erscheinungen Ordnung und Übereinstimmung hineinzubringen, der will auch im tätigen Leben die Ordnung nicht vermissen; der wird für die Diskrepanzen zwischen den Einzelwirtschaften, zwischen Privatwirtschaft und Volkswirtschaft, zwischen Volkswirtschaft und Volkskultur ein feineres Gefühl haben als der naiv empfindende Tatsachenmensch. Nicht an Entschlußkraft fehlt es den harmonisch ausgebildeten Kaufleuten, sondern an der Möglichkeit, ihre Wirtschaftstätigkeit in vollen Einklang zu bringen mit den glaubensstarken Hoffnungen, die sie im Stillen für die Zukunft unseres Volkes hegen. — Wenn diese Deutung die richtige ist, dann müssen auch aus den bezeichneten Kreisen die Führer kommen, die, fernab von allen Utopien, nicht durch die staatliche Maschinerie, sondern mittels freier Organisationen das Geschäftsleben in der Weise reformieren, daß Wirtschaft ohne Kultur einmal ebenso unmöglich sein wird, wie heute Wirtschaft ohne Berechnung.

Die neue Unternehmerschaft wird auch mehr Zeit haben als die alte. Besser als diese versteht sie sich auf das Geheimnis aller Organisation, das lautet: Herrschen heißt sich Stellvertreter schaffen. Hat man einmal die Leitungsfunktionen im eigenen Betrieb gänzlich abgegeben, dann wird man auch Zeit haben zu Kulturunternehmungen. Denn alles dürfen unsere Führer ihren

Direktoren und Prokuristen überlassen, nur nicht die Refusionierung von Wirtschaft und Kultur.

Die Unternehmerqualitäten, die das freie Geschäft hochgezüchtet hat, lassen sich sehr wohl auf Gebiete übersetzen und fruchtbar anwenden, die der eigentlichen wirtschaftlichen Tätigkeit ursprünglich fremd sind. Nirgends ist die Methode der „Praktik", das System des zielgemäßen, mittelentsprechenden praktischen Handels folgerichtiger durchgebildet worden als in der Führung großer Geschäfte. Unternehmer sein, heißt nicht sein Metier verstehen, sondern gemeinsame Arbeit organisieren können. An unpraktischen Versuchen wohlmeinender, aber geschäftsfremden Projektenmacher haben wir genug und übergenug; wir brauchen Geschäftsleute!

Der Bedarf ist dringend. Wir registrieren die Nachfrage und warten des Angebots.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Neunte Fortsetzung)

Heller Sonnenschein lag über den Bergen und auf einem blauen See, der umgeben von Wald, geheimnisvoll zu schlummern schien. Ein stolzer Bau spiegelte sich in dem klaren Wasser, und eine Glocke läutete.

Abt Placidus stand vor den Reitern und streckte die Hand aus zum Segen. Dann verbeugte er sich vor dem Herzog Hans Adolf, der vom Pferde stieg und seinen Gruß eben so förmlich erwiderte. Und ehe Heilwig noch alles in sich aufgenommen hatte, rief eine Stimme ihren Namen, und sie glitt eilig aus dem Sattel.

„Herr Vater!"

Der Staatsrat von Seheſtedt berührte flüchtig die Stirn seiner Tochter mit den Lippen.

„Es ist ein übel Ding, mit Frauenzimmern zu reisen, man hat nur Angst und viele Sorgen um sie!"

„Aber dann ist es doch schön, sie wiederzufinden!" rief Heilwig, ihre Bewegung mit einem Lächeln beherrschend, und der hochgewachsene Mann wandte sich an den Abt, der neben ihm stand.

„Ihr seht, Hochwürdigster, daß meiner Tochter in diesem Lande das Mundwerk nicht vergangen ist. Sie war auch in guter Gesellschaft," setzte er stolz hinzu. „Einer unserer Herzöge hat sich ihrer liebreich angenommen, und ein Vetter unseres Namens gleicherweise."

„Aber es ist doch gut, daß Vater und Tochter wieder beisammen sind!" meinte der Abt, und Herr von Sehestedt widersprach nicht. Er war ein älterer Mann mit klugem Diplomatengesicht und kühler Haltung. Man durfte ihm nicht ansehen, wieviele angstvolle Stunden das Verschwinden seiner Tochter ihm bereitet hatte. Und alles, was sie erlebt hatte, wußte er auch noch nicht. Nun führte er sie in ein kleines Holzhäuschen, das die Benediktiner für ihn und Heilwig dicht neben dem Kloster errichtet hatten.

„Für mich war es eigentlich nicht nötig," sagte er, als er Heilwig in den kleinen Bau brachte, der von draußen einfach, im Innern aber ganz behaglich war. „Der Abt würde mir schon weiter Gastfreundschaft gewährt haben, aber es darf kein Weib über die Schwelle des Klosters, und allein kann ich dich doch hier nicht hausen lassen."

„Es tut mir leid, Herr Vater, Euch soviel Umstände zu machen," begann Heilwig, aber der Staatsrat unterbrach sie.

„Wir wollen nicht darüber reden. Außerdem wohnt Herzog Hans Adolf im Kloster, und für den einen Welfen ist auch Quartier bestellt worden. Da ist es ganz gut, nicht allzunah bei den Herren zu sein. Man hat mehr Freiheit und kann sich ungestört ein Urteil bilden."

„Ich muß Euch noch von meinen Schicksalen berichten," sagte Heilwig. Schon aber klopfte es an die Tür des Hauses und Josias stand vor ihr. Er begrüßte seinen Oheim in aller Förmlichkeit, wandte sich dann aber gleich an Heilwig.

„Verzeiht, Base, daß ich so bei Euch eindringe, aber Seine Gnaden sagt, daß Ihr von einem Loch in der Mauer sprachet, durch das Ihr damals aus Mayen entwichet. Wollet kurz sagen, wo es sich ungefähr befindet — morgen wollen wir auf die Franzosen losgehen und sie jagen. Doch sie haben die Tore höllisch verrammelt, und wenn dieses Loch noch da ist, so könnten wir sie am Ende überraschen!"

Heilwig war heiß geworden und ihre Augen blitzten.

„Wollet gestatten, daß ich morgen mit euch reite! Ganz genau kann ich es nicht sagen, woher ich aus der Stadt kam. Es war dunkel, und wenn auch der Mond schien —"

„Ihr wollt mit?" Josias machte große Augen. „Liebwerte Base, ich glaube nicht, daß dies geht. Es sei denn, Ihr hieltet Euch in der Nähe von Hans Adolf. Er ist kugelfest, wie Ihr wißt, und wer neben ihm reitet, wird auch manchmal verschont. Aber —"

„Meine Tochter scheint hier absonderliche Gedanken empfangen zu haben!" sagte der Staatsrat mit gerunzelter Stirn. „Sie wird bleiben, wo es sich für ihren Stand gehört und nicht mit in das Getümmel kommen."

„Aber sie muß uns das Loch in der Mauer weisen!“ sagte Josias gutmütig. Er sah einen flehenden Ausdruck in Heilwigs Gesicht, der ihm ans Herz ging. „Ihr müßt wissen, Herr, daß die Franzosen oft eine Schar von Damen mit sich nehmen, die die Bataille aus der Ferne betrachten und weidlich Vergnügen daran finden. Und sollte dies Loch noch da sein, könnte es manchem braven Soldaten das Leben schenken.“

„Sie werden es lange zugeflickt haben!“ rief Sehestedt ungeduldig.

„Vielleicht nicht, Herr Vater, da ich mich entsinne, daß es hinter einem Vorsprung war, und dick mit Efeu umsponnen, so daß man es eigentlich nur vom Gärtlein aus sehen konnte. Wie ich mich durchgedrängt hatte und das Loch noch einmal sehen wollte, konnte ich es nicht mehr erblicken.“

„Und wer half dir da hinaus?“

„Der Junker von Wiltberg.“

„Der Wiltberg? Derselbe, den die Mayener nun eingekerkert haben und vielleicht verbrennen wollen?“

Der Staatsrat fragte, und Heilwig wurde blaß wie der Tod.

„Herr Vater, wie wißt Ihr dies und ist es keine Lüge?“

„Ich erfuhr es vom Abt, und der Herzog wird es auch wissen. Er ist der Zauberei beschuldigt, und diese Leute darf man nicht am Leben lassen!“

„Er hat mir das Leben gerettet, mir, die ich als Hexe in Mayens Turm saß und wohl ein elendes Schicksal erlitten hätte, wenn er nicht Mitleid mit mir empfunden. Er brachte mich in seinen Garten und half mir hinaus. Herr Vater, dem Junker darf kein Leid geschehen und Ihr müßt ihm helfen!“

„Welch eine wunderbare Historie!“ rief Herr von Sehestedt, während sich Josias räusperte. Diese Sache gefiel ihm durchaus nicht, und seinetwegen konnte der rheinische Junker sein Lebenlang im Turm sitzen, aber daß seine Base weinte und daß ihre feinen Nasenflügel vor Erregung zitterten, fand er rührend. Er war bereit, alles zu tun, daß sie wieder ruhig wurde.

„Ich meine, gestrenger Herr Oheim, daß die Jungfrau ganz recht tut, dem Junker zu helfen, wenn es angeht. Die Franzosen, wie ich schon sagte, nehmen ihre Frauenzimmer mit in den Kampf, warum sollen wir es auch nicht tun?“

„Weil wir Männer sind und keine Affen!“ rief der Staatsrat scharf. „Laßt die Franzen tun, was sie wollen, Ihr seid Holsteiner und habt andere Manieren. Meine Tochter wird nicht mitreiten, wenn es eine Bataille gibt — sie bleibt hier und Ihr könnt ihr nachher berichten. Das Loch in der Mauer müßt Ihr allein finden.“

Er machte eine so entschiedene Bewegung, daß sich der Junker mit einer stummen Verbeugung zurückzog. Im ganzen mußte er dem Oheim recht geben, daß es Besseres für das Frauenzimmer gab, als sich die Kugeln um die Ohren fliegen zu lassen. Aber zugleich kam ihm der Gedanke, daß der gestrenge Herr Oheim wohl kein sehr bequemer Schwiegervater sein würde, und er seufzte

unwillkürlich. Vergaß es aber im nächsten Augenblick, da ihn Herzog Hans Adolf rufen ließ und ihm mitteilte, daß er sich bereit halten sollte, in wenigen Stunden mit ihm auf Mayen zu reiten.

Heilwig war allein in ihrem Holzhäuschen. Der Vater hatte sie gleich verlassen, weil ein Bote mit Briefen aus dem Dänenreich eintraf und er die Schreiben lesen mußte. Die Politik ging nun einmal über die Familie — Heilwig wußte es lange und sie war gewöhnt, sich darein zu finden.

Heute aber ging sie unruhig in ihrem kleinen Reich hin und her, das die Benediktiner mit freundlicher Sorgfalt für sie zurechtgemacht hatten. Von einfacher Arbeit waren die Stühle und der Tisch, dieser aber trug eine buntgewirkte Decke und auf den Stühlen lagen Polster. In einem kleinen Nebengemach lagen Felle und Decken, dort sollte sie schlafen, während für ihren Vater noch ein besonderes Zimmer eingerichtet war. Nun sah sie aus dem Schiebfensterchen. Silbern glänzte das Wasser des Sees, auf den die Mittagssonne schien, und in den grünen Wipfeln der Buchen gurrten die Wildtauben. Als Heilwig Buchen und See in Gemeinschaft sah, dachte sie an Holstein, wo sie so oft durch den Buchenwald geritten war und ihr Pferd aus irgendeinem blauen See hatte trinken lassen. Wie fröhlich war sie damals gewesen, wie sorgenlos! Und jetzt klopfte ihr Herz vor Kummer und Trauer.

Ein Laienbruder trat ein und brachte ihr eine Schale mit Suppe, einen gebratenen Vogel und eine Kanne mit Wein. Es war ein freundlicher, älterer Mann, mit verarbeiteten Händen und klaren, blauen Augen.

„Möge es der Jungfrau gut munden!“ sagte er. „Unser Bruder Küchenmeister versteht seine Sach, wenn wir Gäste haben, loben sie ihn immer!“

„Ihr habt oft Gäste?“

„Es geht schon an!“ Bruder Basilio lachte ein wenig. „Die Herren Ritter holen sich oft eine Mahlzeit bei uns, und seine Gnaden der Kurfürst kommt regelmäßig zweimal im Jahr. Da heißt es, die Reputation zu retten!“

Er stellte einen silbernen Teller, Löffel und Gabel von gleichem Metall auf den Tisch und Heilwig nahm sich zusammen und bewunderte die feine Arbeit der Geräte. Bruder Basilio war auch ganz stolz.

„Wir haben diese Sachen einstmals von einer Fürstin erhalten, die unserem Herrn Abt zu Dank verpflichtet war. Noch mehr haben wir von dieser Art — heute wird es gezeigt, wenn die Herren Fürsten bei uns tafeln. Alles Gaben der Liebe! Und unsere Reliquien solltet Ihr sehen!“ fuhr er fort. „Wir haben ein Marienbild, das noch kürzlich ein Wunder verrichtete, sowie einen Becher, aus dem unser Herr Jesus selbst trank. Zachäus, der Zöllner, hat ihm den Becher gereicht und der Gottessohn nahm einen Trunk Wein daraus.“

„Wie seid Ihr denn zu einer solchen Reliquie gekommen?“ erkundigte sich Heilwig. Bruder Basilio sprach eifrig weiter.

„Griechische Mönche brachten das Kleinod einst nach Köln, und dort ist es lange Jahre wie ein Heiligtum bewahrt gewesen. Bis eine lutherische Gräfin

in frechem Übermut daraus trank. Da ist der Becher mitten entzweigesprungen. Mit silbernen Reifen hat man ihn wieder zusammengesetzt und ihn hierher gebracht. Ebenso das Schweißtüchlein des Herrn Jesu und ein Stück der Lanze, die seine Seite durchbohrte."

Der gute Bruder wollte weiter berichten, aber Heilwig machte eine ungeduldige Bewegung.

„Ihr traut den Lutherischen viel Schlechtes zu! Wisset, daß auch ich den lutherischen Glauben bekenne und selig darin zu sterben gedenke! Den Becher wird wohl jemand zerbrochen und nachher ein Märlein darum geflochten haben!"

Bruder Basilio wurde etwas verlegen.

„Es tut mir leid, Euch die Geschichte mit dem Becher erzählt zu haben, Jungfrau. Mir ist sie so berichtet worden, und ich muß glauben, was man mir sagt!"

„Wir brauchen unseren Verstand und lassen uns nichts vorlügen!" rief Heilwig, und der Bruder sah sie gütig an.

„Ich weiß, Fräulein, Ihr seid vielleicht klüger als wir. Aber wir haben nun einmal den guten Glauben und er kann uns nicht genommen werden. Doch", setzte er hinzu, „wir beten auch für die, die noch nicht glauben können!"

Er war gegangen und Heilwig ärgerte sich, unfreundlich mit dem guten Mann gesprochen zu haben. Ehemals war sie nicht so reizbar. Und wenn der Mönch an die Echtheit des Bechers glaubte und an die dazu gedichtete Historie, so tat er eigentlich kein Unrecht.

Sie versuchte, von den leckeren Dingen zu essen, die ihr der Bruder gebracht hatte, aber es wurde ihr schwer. Sie legte den vergoldeten Löffel zur Seite, gürtete ihr Kleid und ging an den See.

Er lag ganz still und über ihn glitten große weiße Vögel. Wie die Möwen des Nordens, die über die Ostsee und die Gewässer des Landes schwebten. Ein Steg reichte weit in den See hinein und Heilwig trat auf ihn, um dann zurückzublicken. Im Sonnenglanz lag das Kloster mit seinen schönen Türmen, und übergossen von dem rötlichen Schein, der seinen Bausteinen anhaftete. Still lag es und verträumt, aber es wurde von einer Reihe weißer Zelte umgeben, und hin und wieder blitzte eine Waffe in der Sonne. Fähnlein flatterten und Pferde wieherten. Es war gut so. Wenn jetzt der Feindeslärm in diese Ruhe fiele, wie entsetzlich würde es sein!

Heilwig hatte schon zerstörte Klöster gesehen, es war ein böser Anblick gewesen, und sie war dankbar, daß dieser Frieden beschützt wurde von den Norddeutschen, die wohl lutherisch waren, aber doch mehr Ehrfurcht hatten vor geistlichen Gütern, als Ludwigs Soldaten.

Das Wasser plätscherte und ein Boot strich langsam dem Steg entgegen. Ein Mann saß darin mit einem Korb voll Fische, die er auf den Steg setzte und dazu etwas sagte, das Heilwig nicht verstand. Er fuhr dann weiter, und das junge Mädchen sah die blinkenden Leiber der Fische, wie sie in einem

mit Wasser gefüllten Gefäß hin und herschossen. Der Fischer hatte ihr einen Auftrag gegeben: soviel meinte sie verstanden zu haben: aber was sollte sie tun? Da kam eine Frau vom Waldrand her, die mit raschen Schritten auf sie zukam.

„War mein Fischer hier?" fragte sie Heilwig, und diese konnte nur auf den Eimer mit Fischen deuten.

„Ich sollte ihn Euch vielleicht geben, aber ich konnte ihn nicht verstehen!"

Die Frau, sehr einfach gekleidet, aber von aufrechter Haltung, maß sie mit prüfendem Blick.

„Ihr gehört zu den Braunschweigern?"

„Ich bin aus Holstein!" entgegnete Heilwig rasch, und die andere lächelte ein wenig.

„Für uns ist es einerlei, ob Ihr aus einem oder dem anderen Lande seid, Ihr sollt uns vor den Franzosen beschützen und dafür erhaltet Ihr Lohn in blanken Goldtalern!"

„Von dem Lohn weiß ich nichts, wollt Ihr Eure Fische nehmen, Frau?"

Heilwig hielt noch den Eimer in der Hand, und die Frau griff nach ihm.

„Verzeiht, wenn ich Euch beschwerte, nicht allein nach den Fischen wollte ich sehen, sondern nach einem Weib, das von den Braunschweigern eingebracht ist. Sie heißt Gritt und ist aus Mayen. Manche Botengänge besorgte sie für mich, und vier Kinder warten auf sie, nun soll sie gehängt werden!"

„Sie war wohl eine Spionin und hat den Herzog von Holstein hintergangen!"

„Das mag schon sein, aber sie ist dumm und abergläubisch, man muß ihr die Sünde nicht allzuhoch anrechnen. Wenn Ihr aus Holstein seid, werdet Ihr den Herzog kennen und für die arme Sünderin bitten können!"

„Auch mir wollte sie schaden. Ich war Gefangene im Mayen und wollte damals nach Laach geführt werden, aber sie brachte mich nach Andernach ins Lager der Soldaten. Es war zu meinem Heile, aber sie hatte den bösen Willen!"

Die Frau betrachtete sie aufmerksam.

„Also Ihr seid die Hexe, die man damals im Mayener Turm festhielt? So wißt Ihr, wie es tut, der Freiheit zu entbehren und werdet doppelt gern bitten für eine Verführte und Verstörte. Ich bin Frau Ursula von Brewer, bringt mich zu Eurem Herzog, daß ich selbst mit ihm rede."

Heilwig stand unschlüssig.

„Seine Gnaden haben ein Bankett im Kloster, vielleicht läßt er sich nicht sprechen. Aber ich will versuchen —" sie winkte einem Reiter, der sein Pferd am Halfter führte.

„Wohin ist die Frau gekommen, die heute eingebracht wurde?"

Der Mann deutete vor sich.

„Ich glaub, hinten beim Troß haben sie sie irgendwo!"

So war es. Hinter dem Lager stand eine kleine Wagenburg, und hier zwischen Gepäckstücken und Pulverwagen kauerte Gritt. An eins der Räder war sie gebunden und konnte sich nicht rühren. Verzerrt war ihr Gesicht und ihre Lippen aufgesprungen vor Durst. Jemand hatte ihr einen Becher mit Milch gebracht, ein anderer aber hatte ihn so hingestellt, daß sie ihn nur sehen und nicht erreichen konnte. Heilwig griff nach dem Becher und hielt ihn der Armen an die Lippen, und diese trank, ohne ihre Augen aufzuschlagen. Aber wie ihr Durst gestillt war und sie sah, wer sie labte, brachen aus ihrem Munde wilde Schimpfworte.

„Hexe! Willst du mich vergiften, Gottverfluchte! Ich speie dich an!"

Sie hätte es getan, wenn Frau Ursula sie nicht hart angepackt hätte.

„Gritt, du bist von Sinnen! Werde wieder vernünftig, sonst kommt der Meister Hämmerling und du mußt baumeln!"

„Möge er kommen! Besser zu sterben, als in der Gesellschaft der Verruchten zu leben!"

„Und deine armen Kinder?"

Gritts verzerrtes Gesicht ward noch häßlicher. Sie begann zu weinen.

„Edle Frau, ich habe keine Kinder mehr! Der Franzmann ist gekommen und hat sie alle tot gemacht. Mit meinen eigenen Augen sah ich es, und daher will ich auch nicht mehr leben! Heilige Jungfrau, habe ich nicht immer zu dir gebetet und dir manche Kerze geopfert? Nun hast du mich in die Hände der Ungläubigen fallen lassen. Und alles kommt von der Hexe, die mir mein Fleisch vom Wagen riß, so daß der Stadtschreiber mich in seine Gewalt bekam."

„Du spielteſt doppelt Spiel!" meinte Frau von Brewer, aber die Unglückliche antwortete nicht. In sich zusammengesunken kauerte sie auf der Erde, und die scharfen Weiden, mit denen sie gebunden war, schnitten Striemen in ihr Fleisch.

Frau von Brewer stand kopfschüttelnd neben ihr und wandte sich dann zu Heilwig.

„Ehemals ist sie immer gut gewesen. Niemals hörte ich Schlechtes von ihr — diese böse Zeit ist aber nichts für die Armen. Sie verlieren das Urteil und können Gutes nicht mehr vom Bösen unterscheiden!"

Heilwig sah sich um. Beide Frauen standen mitten zwischen dem Troß und den Pulverwagen. Die Wachen waren nach vorn gegangen, wo einige Fässer gesüßten Bieres lagen, die die dienenden Brüder herbeigebracht hatten. Ein großes Feuer brannte vor dem Walde, und daran brieten große Fleischstücke. Da war es kein Wunder, daß sich alles vom Troß in die Nähe der gebotenen Genüsse drängte und daß auch die Lagerdirnen mit Bechern und Krügen umhergingen und selbst eifrig tranken.

Heilwig zog ihr Messer aus dem Gürtel und schnitt die festgeknoteten Gerten durch, daß sie mit leisem Klang aufsprangen.

„Die edle Frau sollte mit ihrem Schützling davon gehen, solange es hier so einsam ist!" sagte sie.

Frau von Brewer erwiderte nicht viel. Sie richtete die steif gewordene Gestalt Gritts auf, gab ihr den Eimer mit Fischen in die Hand und ging mit kurzem Dankeswort davon. Einen Augenblick wunderte sich Heilwig, daß ihre Tat nicht einmal ein Lob erhielt, aber dann ging sie wieder in ihre kleine Hütte. Sie wußte kaum, ob sie recht getan hatte; aber sie empfand es angenehm, daß dort hinten im Troß keine verdurstende Frau lag und allen Menschen fluchte.

(Fortsetzung folgt)

Die Wende des deutschen Naturalismus

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen

I. Idee und Stoff

Dem Werdenden gilt unser Streben und aufmerksamer richtet sich der Blick auf das, was kommen will, als auf jenes ewig Gestrige, das sich vermißt, in Konventionen und Satzungen unendliche Möglichkeiten der Menschheit einmal für immer festzuhalten. Wir neigen uns in Ehrfurcht vor allem Großen, was gewesene Epochen uns überliefert haben, aber nicht aus ihnen gewinnen wir uns Richtschnur und Normen des Daseins; denn nicht, wer den Anschauungen einer versunkenen Welt sich zu eigen gibt — nur wer die Forderungen der gegenwärtigen Stunde im Inneren frei empfindet, wird die bewegenden Mächte der Zeit durchdringen als ein moderner Mensch." Das schrieb — erst ein knappes Vierteljahrhundert ist es her — einer, der sein Leben lang bis zu seinem Tode dem skandinavischen, französischen und deutschen Naturalismus der treueste Vorkämpfer war: Otto Brahm, als Geleit der neuen Zeitschrift, die man damals „Freie Bühne für modernes Leben" nannte. Und wieder fühlt man, wie Ideen wechseln, wie aus dem Dunkeln immer neu und scheinbar anders sich das Fühlen der Welt gebärt . . .

Erst vierundzwanzig Jahre sind es her, und im fünfundzwanzigsten fühlen wir, Kinder einer neuen Generation, die das neunzehnte Jahrhundert doch eigentlich nur vom Hörensagen kennt, daß die Ideen, für die damals dieser Feine, Kluge mit ganzem Fühlen und der Arbeit eines konsequenten Lebens in den Kampf zog, nach Verjüngung verlangen, fühlen heute wohl auch mit den naturwissenschaftlich geschärften Sinnen, daß sie damals nicht einmal recht neu waren. Wer Augen hat zu sehen, sieht den vollendeten Naturalismus schon

im stilisierten Gewand dreihundert Jahre zuvor, sieht schon bei Shakespeare Menschen, deren Handeln und Lassen sich in die unerbittliche Logik Ibsenscher Psychologie einfügt.

Die vor fünfundzwanzig Jahren den Naturalismus in Deutschland auf die Bühne brachten, haben sich wohl dagegen gesträubt, daß man die Logik, die Bahnen, in denen seine Menschen gelenkt werden, mechanistisch nannte. Es sei zugegeben, daß Ibsens oder gar Gerhart Hauptmanns Menschen nicht von so rohen, primitiven Federn wie bei Zola getrieben werden. Der Unterschied aber zwischen dem Norweger und dem Schlesier einerseits und dem Franzosen anderseits ist am Ende auf diesem Feld doch nur im Quantum zu messen. Greift nicht, wenn man die größere Zartheit des Norwegers berücksichtigt, in das Schicksal des Malers Alving die lueszerstörte Ganglienzelle ebenso unbarmherzig-äußerlich ein wie in das der Mutter in „Therese Raquin"? Kann nicht jeder, der überhaupt imstande ist, die Entwicklung einer bestimmten psychischen Konstitution zu verfolgen, den Lebensweg des Arnold Kramer, des Wilhelm Schulz bis zum Ende überschauen, wenn er einmal um die Psyche weiß, mit der der Dichter sie ausstattete? Daß man an Ibsens Figuren psychiatrische Diagnosen stellte, war geschmacklos. Nie tut man einem Kunstwerk einen Gefallen, wenn man seinen Inhalt auf wohletikettierte Flaschen zieht. Und doch hat diese Bestätigung fachwissenschaftlichen Übereifers hier vielleicht eine gewisse, bedingte Berechtigung. Denn was bei Shakespeare in dieser Hinsicht unbewußt geschaffen ist, hat Ibsen betont, bewußt unterstrichen, oft zum eigentlichen und einzigen Motor seines Geschehens gemacht. Man kann, je nachdem man selbst eingestellt ist, bei Hamlet bald psychopathologische, bald ethische oder ästhetische Momente hinter seinem Zaudern vermuten. Ibsen aber ist eindeutig, bewußt eindeutig. Auf Rosmers Geschlecht, auf den Alvings, auf Hilmar Tönnesen lastet kein anderer Fluch, als der des erschöpften oder angegifteten Keimplasmas. Soll das ein Tadel sein? Keineswegs! Auch das sind Mächte, die Menschenleben lenken können. Und diese Stoffe zu prägen, diese Welt menschlicher Willenlosigkeit zu formen, den hörenden Ohren des neunzehnten Jahrhunderts das Parzenlied seiner Tage zu singen, bedeutete eine unendliche Erweiterung unserer künstlerischen Befugnisse. Eine Erweiterung — nicht eine Umwälzung für immer, wie man in den Frühlingstagen des Naturalismus meinte!

Ob eine Generation, die Materie zum Herrscher der Dinge macht oder die Idee, hängt von dem wechselnden Hassen und Lieben der Geschlechter ab, ist vielleicht nichts anderes, als Sache des Zeitfühlens, das über Nacht wechseln und das Handeln und Denken der Zeit modeln kann. Aus dem neunzehnten Jahrhundert, einer Zeit, der das Reagensglas, der Reflex, die einmal gegebenen Eigenschaften menschlicher Keimzellen alles waren, mußte der Naturalismus als Idee geboren werden. Und wer selbst so stark im neunzehnten Jahrhundert wurzelte, wie die Führer, die produktiven und reproduktiven Künstler des Naturalismus, der konnte — wie Brahm es in

kühner Einseitigkeit getan hat — andere Möglichkeiten des Dramas, die Keime zu einer Weiterentwicklung übersehen.

Das große Rad hat sich gedreht. Andere Menschen sind geboren, Menschen, die längst lernten an der Philosophie der Materie, an ihren sozialen und ethischen Folgerungen Kritik zu üben, denen die Zeit vielleicht zu erfüllen beginnt, was vor dreißig Jahren auch nur zu hoffen das Fühlen der Besten und Klügsten einer ganzen Generation herausfordern hieß. Manche ethischen Thesen Ibsens waren immer die eines in die Stickluft norwegischer Fjorde eingesperrten kühnen Philisterfeindes, manche soziale hat die Zeit erfüllt, seit Nora die Wände ihres Puppenheimes einriß, andere sind uns als Probleme blutleer, belanglos geworden, und reizen in ihrer Starrheit, ihrem Fanatismus zum Widerspruch. Sie sind uns nicht mehr, als technische Meisterstücke eines grandiosen Dramatikers, und der Sozialismus des „Sonnenaufgangs", die Fragen des endenden Sodoms reizen keinen übereifrigen Polizeipräsidenten zum Verdammen der „ganzen Richtung".

Ererbte Eigenschaften sind uns nicht mehr das einzige, was menschlichem Leben die Bahnen weist. Wir erschauern nicht mehr vor dem Antlitz der Natur, wie das verflossene Jahrhundert es uns enthüllte. Wir wissen, daß die Regeneration verdorrte Geschlechter aus der Nacht der Entartung wieder in das helle Sonnenlicht gesunden Lebens führen kann, daß der Dégénéré nicht immer Kramer der Jüngere oder Maler Alving werden muß, daß über die Angiftung menschlicher Hirnsubstanz, über die Folgen von Generationssünden im einzelnen wie in ganzen Geschlechtern oft genug der frohe und starke Menschenwille triumphieren kann. Ruhiger und stärker lernten wir Erkenntnissen in das Auge schauen, die uns das Jahrhundert brachte, wie wir allmählich lernen oder lernen werden, sein technisches Ergebnis, die Maschine, die einstweilen noch mehr oder minder unsere strenge Herscherin ist, uns dienstbar zu machen.

Im übrigen ist es heute wie vor jenen dreißig Jahren: nicht vor allem der Idee gilt die Kritik der Gegner des Naturalismus, sondern den Stoffen, die er wählte, den „peinlichen, grausigen Stoffen", gegen die schon, wie Brahm in seiner Kritik berichtet, das Premierenpublikum des „Sonnenaufgangs" protestierte. Der Philister will einmal das gewohnte Jägerhemd abstreifen und im ehernen Schuppenhemd umherwandeln. Zu diesem Zweck soll die Kunst bemüht werden, soll selbst möglichst im Panzer einherstolzieren und in fünffüßigen Jamben reden. Auch soll sie ein bequemes, kostenloses Erziehungsmittel sein, sich demgemäß loyal benehmen und im Notfall sich auch als Agitationsmittel gegen die Sozialdemokratie benutzen lassen, auch dann, wenn sie in der eigenen Geburtsstunde selbst revolutionär war und zeitgenössischen Duodezfürstchen die Miniaturthrone erschütterte.

„Die Kunst soll!" Wer, liebe Herren, kann ihr gebieten? Schöpfen wir eigentlich aus Paradiesesträumen unsere Probleme, aus Königs goldstrotzender Literaturgeschichte (der das Werk des Herrn Alfred Biese würdige Nachfolgerschaft

verspricht)? Oder ist der Künstler am Ende zu allen Zeiten so vermessen gewesen, aus eigenem Erleben, aus eignem Wollen und Nichtwollen, aus dem Verachten und Begehren der eigenen Zeit seine Stoffe zu wählen? „Die Proletarierstuben des Naturalismus!" ist jetzt die gangbarste Phrase aller, die das Rad zurückdrehten, wenn sie es könnten. Wieviel naturalistische Dramen atmen denn eigentlich den Brodem ärmster Armut? Die bekannteren sind an den Fingern einer einzigen Hand herzuzählen. Und täten sie es alle! Verlangt man Stoffe, die vor hundert Jahren gangbar waren, so soll man gefälligst zunächst unsere Zeit mit ihrer ganzen Gefolgschaft streichen: die Welt des Proletariers, Industrie und Kommerz, den Kapitalismus unserer Tage; soll dekretieren, daß alles, was nach der Romantik kam, nicht existiert. Glaubt man, daß der Künstler, der die empfänglicheren Sinne leichter an der Eisenhärte und der Brutalität unserer Zeit verwundet, in ihr das goldene Alter der Menschheit gekommen sieht? Der Künstler an sich war immer, er mochte sich noch so absurd gebärden, der Aristokrat pur sang. Das ist schließlich auch heute nicht anders. Auch bei denen nicht, deren Name einst auf dem Index deutscher Polizeipräsidien stand, denen sich manche Hoftheater noch heute am liebsten verschlössen. Keiner von ihnen strebte je die Proletarisierung einer Kultur an, stellte immer den Großen und Starken über die Masse, protestierte immer gegen das vorschriftsmäßige Normalhirn des Sozialismus, suchte immer in den Wirnissen der eigenen Zeit, der eigenen Brust, die ihrer voll war, den großen Unbekannten, ohne dessen Idee es kein großes Lieben und Hassen gibt.

Nicht der Stoff ist das Vergängliche am Naturalismus. Nie wird ihm vergessen werden, daß er die äußeren Formen einer völlig neuen Zivilisation der Kunst dienstbar machte. Die Ideen, die er ihnen gab, liegen im Sterben, wollen durch das Fühlen einer neuen Zeit ersetzt, verjüngt werden. Was tun wir, die Erben, dazu?

Die Keime zu froherer Fortentwicklung trug er schon damals, als er zu uns nach Deutschland kam, in sich. Schnell überwinden seine Kinder bei uns die rohe ungefüge Starrheit, in der Zola stecken geblieben war, finden auch leicht den Weg hinaus über Ibsens fanatische Schroffheit, und schon zwei Jahre nach der Uraufführung des „Sonnenaufgangs" schrieb Brahm in einer Stunde, in der er frei war von seiner frommen Starrheit: „Auch ich halte den Naturalismus nicht für das letzte Wort der Kunst, weil in der ungemein fruchtbaren Einseitigkeit, in der ungemein tief aus dem Bedürfnis der Zeit geschöpften Modernität, welche den Naturalismus sieghaft gemacht haben, auch die Bedingungen liegen müssen zur Überwindung des Naturalismus durch ein Neues."

Wuchs nicht dieser Mann mit diesen Worten, die die ganze weitere Entwicklung von heute ahnen lassen, genial hinaus über jenen heiligen Fanatismus, der allein die Triebfeder einer großen fortschreitenden Bewegung sein kann?

Und wir? Wir wissen — soweit wir nicht als unfruchtbare Pessimisten im Leben unserer Tage nur ein großes Sterben der Kunst sehen — einstweilen nicht, wohin uns der Weg führt, wir fühlen aber, daß es vorwärts will. Am Vermächtnis von Gerhard Hauptmanns feinster und stärkster Epoche setzt vielleicht das neue Geschlecht an. In edler Verschmelzung des Naturalismus mit dem romantischen Verlangen unserer Tage sieht Hermann Bahr, der Kluge (zuweilen Selbstkritische), die Richtung, die dem modernen Drama gewiesen ist. Und er hat damit das Wollen der Zeit vielleicht getroffen.

Auch ihm wird die bildende Hand erstarken. Einstweilen hegen wir das Vermächtnis einer Epoche, die uns in bewußter Einseitigkeit neue Felder erschloß, der Dramentechnik und der Kunst des Schauspielers Freiheiten schuf, die beide bis dahin kaum besaßen. Und nur Klageweiber beiderlei Geschlechtes und Vorsteher Weimarer Mädchenpensionate mögen über die Säulenhallen klassischer Tempel weinen, die der große Wind von 1889 — angeblich — umblies.

Otto Brahms Leben und Name ist zu sehr mit der Geschichte des Naturalismus in Deutschland verknüpft, als daß nicht der Literat wie der Bühnenfachmann eine Sammlung seiner kritischen Schriften („Kritische Schriften über Drama und Theater." Berlin, S. Fischers Verlag) als einen klassischen Beitrag zur Geschichte dieser Bewegung begrüßen müßte. Nun umfaßt diese Sammlung nicht etwa nur die Publizistik aus der Zeit der Freien Bühne, sie greift weiter aus, mehr als ein halbes Jahrzehnt vor der Uraufführung des „Sonnenaufgangs" liegen die ersten Kritiken, die er damals in der Vossischen Zeitung und in der Nation veröffentlicht hat. So sind hier besonders wertvolle Beiträge gerade auch für die Anfänge jener dramatischen Epoche zu finden. Und es ist interessant und für die Psychologie des Naturalismus höchst wertvoll, zu sehen, wie sich seine Ideen allmählich in dem jungen Literaten zu festen Gestalten einer neuen Welt des Dramas formen.

Über den Naturalismus und demgemäß auch über das Lebenswerk dieses Mannes beginnt unsere Zeit, wie oben gezeigt wurde, hinauszuwachsen. Und Brahm selbst sind in den letzten Jahren nicht nur berufene Kritiker erstanden. Wer ihm aber seine starre Einseitigkeit vorwirft, wer sich an der ausschließlich auf Ibsen und Gerhard Hauptmann gestellten Entwicklung der Brahmschen Bühne stößt, der soll aus diesem Buch erfahren, wie sehr nicht nur auf der Literatur, sondern auch auf der Bühnenkunst der Zeit vor dem Naturalismus die Erstarrung und der Mumifizierungsprozeß, der von Paris ausging, lastete, der soll auch bedenken, daß so einschneidende, so umwälzende Bewegungen wie diese nicht anders als durch eine fanatische Einseitigkeit zum ersprießlichen Ende geführt werden können. Wie auch ihr endgültiger Ausgang sein mag — dieses Buch wird jedenfalls einer ihrer klassischen Zeugen werden.

Reichsspiegel

(Vom 2. bis zum 8. März)

Diplomatie und internationales Vertrauen

Mit welchem Mißtrauen mag die Welt gegen Rußland erfüllt sein, wenn die einfache Tatsache eines Ministerwechsels, wie er jüngst in der Stadt Peters des Großen vollzogen wurde, genügt, die Frage aufzuwerfen, ob Rußland auf einen Krieg losgehe, ob die Politik Rußlands in den nächsten Monaten kriegerisch sein oder in friedlichen Bahnen wandeln werde. Um es gleich vorauszuschicken, Schuld an diesem Mißtrauen ist in erster Linie die russische Diplomatie, die, in den Bahnen Ignatjews wandelnd, nicht nur während der letzten Balkankrise, sondern auch früher schon eine Politik der Kniffe und Pfiffe getrieben hat, eine Politik, die nicht geeignet ist, Vertrauen zu werben. Möge man nun das Verhalten der russischen Diplomaten, wie Massow es in der Täglichen Rundschau tut, Prestigepolitik nennen, möge man es lediglich auf das Konto einzelner intriganter Naturen schieben, wie Gortschakow, Ignatjew, Iswolski und andere es gewesen sind, — Tatsache bleibt, daß das Auftreten der russischen Diplomatie besonders in den letzten Jahren vieles an Vertrauen im Auslande vernichtet hat, was die Regierung durch ihr Verhalten im Innern, sei es in der Finanzpolitik, sei es in der Wirtschaftspolitik, mühsam aufbauend geschaffen hat. Die Rüstungen Rußlands an seiner Westgrenze als besonderes Zeichen seiner Kriegslust hinstellen zu wollen, scheint mir verfehlt, und daß Rußland gegen Deutschland und Österreich-Ungarn rüstet, ist so selbstverständlich, wie es selbstverständlich ist, daß wir an unserer Ostgrenze rüsten. Sivis pacem para bellum! Das Abhängen des internationalen Vertrauens von der Betätigung der Diplomatie, wie es gegenwärtig mit Bezug auf Rußland an die Oberfläche tritt, ist ein Schulbeispiel dafür, welch außerordentlich große Bedeutung für den allgemeinen Kredit, den ein Volk in der Welt genießt, die Haltung seiner Diplomaten in sich schließt. Gilt eine Diplomatie für unaufrichtig, so liegt ihr gegenüber auch der Gedanke nahe, daß sie allen ihren friedlichen Beteuerungen zum Trotz stets irgend etwas im Schilde führt und es in einem ihr günstig scheinenden Augenblick zum Kriege kommen läßt. Neben dem Mißtrauen

das solche Unaufrichtigkeit erzeugt, wächst aber auch etwas anderes herauf: die Spekulation à la baisse bei allen denen, die daraus Nutzen zu ziehen hoffen. Es wuchern allerhand Wünsche und Probleme auf, die von sich aus den allgemeinen Frieden bedrohen. Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt wieder bei den Polen der Gedanke an eine Intervention gewisser Mächte zu ihren Gunsten lebendig wird. Blättern wir in der Geschichte dieses unglücklichen Volkes während der letzten hundert Jahre, so finden wir die Polen immer in besonderer Gärung, wenn Rußland im Verdacht kriegerischer Absichten steht; seit zwei Dezennien bildet auch die internationale Demokratie ein politisches Barometer, von dem man ablesen kann, wie etwa die Stimmung in Rußland ist. Sozialdemokratische Wanderredner aus Rußland agitieren speziell unter den in Deutschland und Frankreich lebenden Russen und die preußische Polizei ist häufiger in die unangenehme Lage versetzt, Ausweisungen russischer Staatsangehöriger vornehmen zu müssen. An die unklare Haltung der russischen Diplomatie klammern sich wie gesagt allerhand Wünsche; phantastische Freiheitshelden und Volksbeglücker bauen auf sie Pläne, die neben einer ehrlich arbeitenden Friedenspolitik keinen Raum mehr haben können, und so kann es — besonders wenn starke chauvinistische Strömungen im Innern hinzutreten — geschehen, daß die unaufrichtige Haltung der Diplomatie auch unabsichtlich Kräfte erstarken läßt, denen sie sich in einem ihr ungeeignet scheinenden Augenblicke unterordnen müßte. Und darin sehe ich auch ein wesentliches Gefahrenmoment, das in der russischen Diplomatie der Gegenwart liegt.

So ist es denn auch kein Wunder, daß der deutsche Geschäftsmann, der langjährige Verbindungen mit dem russischen Nachbarlande hat, von dessen Wohlstand sein persönlicher Wohlstand, das Bestehen vielleicht seiner Firma abhängig ist, daß der Geschäftsmann, dem natürlich weder das Treiben der Demokratie, noch die nervöse Unruhe bei Polen, Juden, Ruthenen verborgen bleibt, häufiger die Frage an uns richtet: „Gibt es Krieg? Hat Rußland die Absicht Krieg zu führen?“

Über eins wollen wir uns keinen Illusionen hingeben: der Kampf gegen Deutschland ist gegenwärtig in ganz Rußland populär; die Frage bleibt, ob die Kampflust bereits eine Temperatur erreicht hat, daß man von Kriegslust oder gar von bestimmten kriegerischen Absichten sprechen könnte.

In bestimmten Kreisen, die heute einen Teil der Diplomatie und wohl die gesamte Armee umfassen, besteht eine ungeheuere Lust, sich mit den Deutschen zu messen, die so lange und auf so vielen Gebieten Rußlands Lehrmeister gewesen sind. In jenen Kreisen herrscht obendrein schon seit mehr als vierzig Jahren die Auffassung, Deutschland habe es auf die ehemals polnischen und littauischen Landesteile sowie auf die baltischen Provinzen abgesehen. Das gibt einen kräftigen Anreiz, der der Ausbildung der Armee zugute kommt: man will die Scharte in Ostasien am deutschen Stein auswetzen. Entsprechend sind die für die Ausbildung angewandten Maßstäbe, entsprechend ist auch der Eifer der russischen Offiziere. Die Deutschen zu schlagen, wäre ihnen eine außerordentliche Genugtuung!

Die Regierung des Zaren hat von ihrem Standpunkt aus keine Veranlassung, der gekennzeichneten Stimmung entgegenzuwirken: sie lenkt von den innerpolitischen Fragen ab, konzentriert die Aufmerksamkeit auf einen ausländischen Gegner, stärkt

das staatlich-nationale Bewußtsein; und mehr noch: sie macht die Steuerzahler gefügig in der Herausgabe von Geldern für Rüstungszwecke, wodurch wieder, für die Liberalen unmerklich, allmählich und ganz von selbst alle Reformgedanken abgedrosselt werden und der innerpolitische und kulturelle Schwerpunkt wieder zurückverlegt wird in die Armee, wie zu Zeiten Nikolaus des Ersten. Unter den zuletzt erwähnten innerpolitischen Gesichtspunkten muß vor allen Dingen die Erhöhung des Rekrutenkontingents, die nach französischen Quellen 90 000 Mann betragen soll, gestellt werden: bei der Heranziehung aller waffenfähigen Jugend zum Heeresdienst kann sich die Regierung dem Ausbau des Volksschulwesens gegenüber um so zögernder verhalten, je besseres die Regimentsschulen leisten; jedenfalls beschränkt sie die Zahl und infolgedessen auch den Einfluß der meist sozialistisch gesinnten Volksschullehrer.

Einen direkten und wirksamen Vorstoß gegen die revolutionäre Bewegung bedeutet die Zurückhaltung der ausgebildeten Jahrgänge bis in den April hinein (während diese bis 1911 schon zum 1. Januar entlassen wurden). Gewiß bringt diese Zurückhaltung eine Stärkung der Armee um rund 400 000 Mann, aber diese 400 000 Mann werden zugleich dem Arbeitsmarkt entzogen in einer Zeit, wo bekanntermaßen das Arbeitsangebot in ganz Rußland am geringsten ist. Die zum 1. Januar entlassenen Soldaten, die bis zum Frühjahr keinen Erwerb fanden und infolgedessen ihren Familien auf dem Dorfe zur Zeit der teueren Butterwoche und der großen Fasten auf der Tasche lagen, stellten ein treffliches Material für die revolutionäre und sozialistische Bearbeitung dar. Jetzt fällt dies Material weg; die Entlassung findet zu einer Zeit statt, wo der Russe den Platz hinterm Ofen zu verlassen beginnt, wo selbst in den nördlichen Teilen Rußlands die Geräte für die Ackerbestellung in Ordnung gebracht zu werden pflegen, wo die Holzplätze sich öffnen und die Wasserstraßen eisfrei werden. Die Hauptarbeitszeit setzt ein, in der der Bauer keine Neigung hat, sich von sozialistischen Wanderrednern Zukunftsträume vormalen zu lassen, wie in der von Pessimismus geschwängerten Atmosphäre der Fastenzeit.

Wir dürfen diese Tatsache für die Beantwortung der Frage, ob Rußland kriegerisch gestimmt ist, nicht übersehen. Gewisse Gruppen werden überhaupt nur von der Furcht vor dem Ausbruch einer Revolution im Zaume gehalten; fällt diese Furcht weg, so wachsen die kriegerischen Neigungen ins ungemessene — — — im übrigen sei auf den Leitartikel in diesem Hefte verwiesen. G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verfassungsfragen

Ein deutsches Herrenhaus? Seit einiger Zeit wird eine von der Handelskammer zu Düsseldorf herausgegebene Denkschrift über „Industrie, Handel und Reichstag" viel erörtert. Der Grundgedanke dieser Denkschrift ist der, den Wünschen und Bedürfnissen von Handel und Industrie ein größeres Verständnis im Reichstage, und dem Reichstag die sachverständige Mitarbeit und Beratung durch die Gewerbetreibenden zu sichern. Die Mittel, die hierzu vorgeschlagen werden, sind einfach. Ich gehe auf sie an dieser Stelle nicht weiter ein. Der Gedanke einer Verstärkung des Einflusses der Industrie im Reichstage liegt auch einer Denkschrift zugrunde, die Generalsekretär Dr. Schlenker in Saarbrücken unter dem Titel: „Abänderung des Reichstagswahlrechtes oder Schaffung eines Reichsoberhauses" (Südwestdeutsche Flugschriften Nr. 27, Saarbrücken 1913) herausgegeben hat.

Die in einer meiner Ansicht nach nicht zweckentsprechenden Schärfe geformten Ausführungen gehen allerdings von anderen Gedanken aus, wie die Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer, die sich von allem freihält, was man als Scharfmachertum zu bezeichnen pflegt. Dr. Schlenker knüpft an den Erlaß der Zuwachssteuer durch den Reichstag an und weist, wie das schon von konservativer Seite früher geschehen ist, auf die Gefahr einer einseitigen Belastung der Besitzenden hin, die in einer allgemeinen Besitzsteuer in der Hand des Reichstages liegt, der daraus leicht eine beliebig gestaffelte Vermögenssteuer machen könnte. Dr. Schlenker erörtert dann die verschiedenen Möglichkeiten einer Änderung des Reichstagswahlrechtes, als da sind Beseitigung der geheimen Wahl, Abhängigkeit des aktiven und passiven Wahlrechtes von einer bestimmten Dauer der Ansässigkeit, scheint aber selbst an die Möglichkeit solcher Änderungen in nächster Zeit nicht zu glauben, sondern setzt seine Hoffnung auf die Errichtung einer Ersten Kammer im Reiche. Er sagt hierüber: „Nachdem aber nunmehr der Reichstag zur direkten Vermögensbesteuerung übergegangen ist und sich damit in Widerspruch zu der Entstehungsgeschichte des Deutschen Reiches und zu der bei der Gründung des Reiches von den verbündeten Regierungen zum unverbrüchlichen Grundsatze erhobenen indirekten Besteuerung gesetzt hat, sind der Handelstag und die Handelskammern vielleicht bereit, ihre bisherige Scheu in bezug auf eine Verfassungsänderung aufzugeben und sich mit anderen Gruppen zu einer ‚Gemeinschaftsarbeit' mit dem ausgesprochenen Ziele der Schaffung eines Reichsoberhauses zusammenzufinden." Dr. Schlenker beruft sich darauf, daß bei der Beratung des Antrages der Handelskammer Krefeld über eine bessere Vertretung der Gewerbe in den Ersten Kammern der Bundesstaaten im Deutschen Handelstage von verschiedenen Rednern, unter anderen von Geheimrat Deussen

in Krefeld, Kommerzienrat Engelhard in Mannheim und der Handelskammer zu Liegnitz, schon eine Erste Reichskammer als ein besseres Mittel zur Verstärkung des gewerblichen Einflusses bezeichnet worden ist, als der Eintritt zahlreicher Industrieller und Kaufleute in die Ersten Kammern der Bundesstaaten. Man könnte auch aus der Düsseldorfer Denkschrift für den Vorschlag von Dr. Schlenker die Meinung anführen, daß die Gewerbetreibenden in den Ersten Kammern der Bundesstaaten doch recht weit von dem Kampfplatz entfernt sind, wo die Entscheidungsschlachten über die gewerblichen Fragen fallen. Das ist der Reichstag.

Indessen kann man sich dem Gedanken eines Reichsoberhauses nicht anschließen. Dr. Schlenker beruft sich auf Bismarck für seinen Vorschlag, jedoch darf man Bismarck nicht in so einseitiger Weise anführen. Der Gedanke, auch den Reichstag aus zwei Kammern bestehen zu lassen, ist nicht neu. Der Verfassungsausschuß der deutschen konstituierenden Nationalversammlung sah ein Zweikammersystem vor. Sein Artikel 1 des Verfassungsentwurfes über den Reichstag sagte: „Der Reichstag besteht aus zwei Häusern, dem Staatenhaus und dem Volkshaus." Aus dieser Fassung geht schon hervor, daß die Erste Kammer aus Staatsvertretern bestehen sollte. § 4 sagt weiter, daß die Mitglieder des Staatenhauses zur Hälfte durch die Regierung, zur Hälfte durch die Volksvertretung der Staaten ernannt werden sollten. Der deutsche Bundestag hatte nur ein Staatenhaus, das vom Deutschen Reiche als Bundesrat übernommen wurde. Das Volkshaus, der Reichstag, wurde dazugefügt. Aber schon im Reichstag des Norddeutschen Bundes stellten Windthorst und von Below den Antrag auf Errichtung einer Ersten Kammer. Dieses Oberhaus wurde von Bismarck in der Tat als ein Hemmschuh zum Bremsen der Staatsmaschine an abschüssigen Stellen grundsätzlich nicht abgelehnt. Bismarck hielt es an sich nicht für unnützlich, die an den Staatsgeschäften stärker zu beteiligen, die etwas zu verlieren haben und daher nicht geneigt sind, auf Kosten und Gefahr des Staates zu hoch zu spielen, da der eigene Einsatz zu stark war. Bismarck lehnte das Reichsoberhaus damals mehr aus praktischen Gründen ab. Er wollte den schon verwickelten Aufbau der Verfassungsmaschine durch Einschiebung eines dritten oder (wenn man den Kaiser mitrechnet) vierten Gliedes nicht noch schwerfälliger machen und in die Gefahr des Stillstandes bringen. Bismarck sagte: „Die Gesetzgebung des Bundes kann schon durch einen anhaltenden Widerspruch zwischen dem Bundesrat und dem Reichstage zum Stillstand gebracht werden, wie das in jedem Zweikammersystem der Fall ist; aber bei einem Dreikammersystem — wenn ich den Bundesrat als Kammer bezeichnen darf — würde die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit dieses Stillstandes noch viel näher liegen." Aber Bismarck hat seine Meinung auch grundsätzlich geändert. Er hat am 19. April 1871 folgendes ausgeführt: „Ich wollte nur ein Wort noch über das Korrektiv sagen, welches die Abgeordneten Windthorst und Graf Münster in der Gestalt eines Zweikammersystems finden. Ich muß zu meinem Bedauern sagen — und ich gebe damit nicht jetzt, sondern habe früher schon Überzeugungen aufgegeben, die denen verwandt waren, und nicht ohne Bedauern —, aber die politische Erfahrung hat mich überzeugt, daß solche Versammlung (die Ersten Kammern) den Zweck, ein Gegengewicht und einen Schutz zu gewähren gegen die Gefahren, die das allgemeine Stimmrecht in seiner vollsten Ausbeutung in sich bergen kann, nicht erfüllen können. Ich gehöre ja selbst einer solchen Versammlung, dem preußischen Herrenhaus, an, und Sie werden deshalb nicht von mir verlangen, daß ich contra domum spreche; aber ich habe keinen Glauben an die Stärke dieses Gegengewichts in den jetzigen Zeiten; wenn eine frisch durch Wahlen legitimierte, den Anspruch einer Vertretung des gesamten Volkes in sich tragende Versammlung das Gegenteil votiert, dann brauche ich ein schwereres Gegengewicht." Dieses schwere Gegengewicht war der Bundesrat, wo, wie Bismarck sich ausdrückte, „nicht der Bundesbevollmächtigte Freiherr von Friesen als Person, sondern das Königreich Sachsen durch ihn abstimmt mit einem Votum, das sorgfältig destilliert ist aus den Kräften, die am öffentlichen Leben in Sachsen mitwirken."

Der Gedanke, den Dr. Schlenker ausspricht, ein Oberhaus im Reiche zu schaffen mit der einzigen Absicht, dem Gewerbe eine staatsrechtliche Organisation gegen den Reichstag und der Regierung in dieser eine Stütze zu bieten, ist noch nicht erörtert worden. Aber auch auf ein solches Oberhaus treffen die Bedenken zu, die Bismarck schon 1867 geäußert hat. Bismarck hat sich gerade über diese Seite der Frage damals in folgender Weise ausgesprochen: „Es ist mir an und für sich nicht leicht, mir ein deutsches Oberhaus zu denken, das man einschieben könnte zwischen dem Bundesrat, der, ich wiederhole es, vollkommen unentbehrlich ist, als diejenige Stelle, wo die Souveränität der Einzelstaaten fortfährt, ihren Ausdruck zu finden, das man also einschieben könnte zwischen diesen Bundesrat und diesen Reichstag, ein Mittelglied, welches dem Reichstag in seiner Bedeutung auf der sozialen Stufenleiter einigermaßen überlegen wäre und dem Bundesrate und dessen Vollmachtgebern hinreichend nachstünde, um die Klassifikation zu rechtfertigen. ... Der Bundesrat repräsentiert bis zu einem gewissen Grade ein Oberhaus, in welchem Se. Majestät von Preußen primus inter pares ist, und in welchem derjenige Überrest des hohen deutschen Adels, der seine Landeshoheit bewahrt hat, seinen Platz findet. Dieses Oberhaus nun dadurch zu vervollständigen, daß man ihm nichtsouveräne Mitglieder beifügt, halte ich praktisch für zu schwierig, um die Ausführung zu versuchen. Dieses souveräne Oberhaus aber in seinen Bestandteilen außerhalb des Präsidiums soweit herunterzudrücken, daß es einer Pairskammer ähnlich würde, die von unten vervollständigt werden könnte, halte ich für unmöglich, und ich würde niemals wagen, das einem Herrn gegenüber, wie der König von Sachsen ist, auch nur anzudeuten. ..."

Man hat nicht selten gesagt, der Bundesrat sei ein Reichsoberhaus. Das ist, worauf schon der Mangel öffentlicher allgemeiner Verhandlungen hinweist, nicht richtig. Laband sagt: „Der Typus des Staatenbundes sei im Bundesrat beibehalten, durch ihn werde das förderative Element der Bundesverfassung verwirklicht. Daneben wurde aber der Bundesrat mit staatlichem Charakter, einer souveränen Stellung über den Einzelstaaten u. a. ausgestattet. Er erlangte damit die Stellung eines Organes des Bundesstaates. Der Bundesrat steht zu jeder Art von parlamentarischer Körperschaft in schroffstem Gegensatz, denn die Mitglieder stimmen nicht nach freier individueller Überzeugung, sondern nach den ihnen erteilten Instruktionen und sind ihrer Regierung verantwortlich für ihr Verhalten im Bundesrat. Gleichwohl ist es nicht ausgeschlossen, daß der Bundesrat tatsächlich im Reiche in einzelnen Richtungen ähnliche Dienste wohl zu leisten vermag, wie sie von einem Oberhause oder Staatenhause geleistet werden können." Solche Dienste leistet der Bundesrat tatsächlich. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß es zu einer starken Verwicklung des Verwaltungsapparates im Deutschen Reiche führen würde, wenn zwischen Bundesrat und Reichstag noch ein Oberhaus eingeschoben würde, von dem nicht erhofft werden kann, daß es einem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Reichstage die Wage halten würde. Was oben Bismarck von den Hemmungen der Staatsverwaltung sagte, würde offenbar noch viel mehr von einem Oberhause gelten, das geradezu mit der Absicht gegründet würde, dem Reichstage entgegenzutreten.

Über die Zusammensetzung eines solchen Oberhauses spricht Dr. Schlenker nicht. Aber diese Frage ist sehr wichtig. Nach der Art der Ersten Kammer der Landtage kann man ein Oberhaus im Reiche offenbar nicht einrichten, denn im Reichsoberhause verlangen selbstverständlich die Bundesstaaten als solche eine Vertretung. Deren Wahl oder Präsentation könnte man den Landtagen übertragen. Wer sonst noch ein Präsentationsrecht nach der Art erhalten sollte, wie es etwa im § 4 der Verordnung über die Bildung der Ersten Kammer in Preußen vom 12. Oktober 1854 (Verband der rittergutsbesitzenden Grafen in jeder Provinz, Verbände der besonders dazu begnadigten Geschlechter mit ausgebreitetem Familienbesitz, Verbände des alten und befestigten Grundbesitzes, Landesuniversitäten, Städte) festgelegt ist, bleibt ungewiß. Beim Reichsoberhause müßten wohl die großen Industrie- und Handelsverbände zum Vorschlag berechtigt werden. Weiter

ist die Frage aufzuwerfen, ob der Kaiser ein Berufungsrecht ins Oberhaus des Reiches erhalten soll oder erhalten kann u. a. m. Wenn man den Bundesstaaten ebenfalls Vertreter im Reichsoberhause bewilligte, so läge die Sache so, daß in derselben Sache für den Bundesstaat die Bundesratsvertreter als Staatsvertreter, die Oberhausvertreter aber als Personen raten und taten, wodurch allein schon mancherlei Schwierigkeiten entstehen können.

Ich will indessen auf diese Einzelheiten nicht zu sehr eingehen, da ich den Grundgedanken nicht für praktisch halte. Vor allem aber wäre es doch vermessen, zu glauben, daß der Reichstag einer Verfassungsänderung zustimmen werde, die die ausgesprochene Absicht hat, ihm die errungene Macht wieder ganz oder teilweise zu entreißen. Wir haben zwar keine parlamentarische Regierung, aber der parlamentarische Einfluß im Reiche ist ganz überraschend und gewaltig gewachsen. Das läßt sich das Parlament nicht so schnell wieder nehmen. Hier liegen die Dinge offenbar ganz ähnlich wie bei der Änderung des Reichstagswahlrechts, für die es nur zwei Wege gibt, entweder den Staatsstreich, oder die Erkenntnis und der Wille in den linken Parteien des Reichstags einschließlich des Zentrums, daß das Wahlrecht geändert werden muß. Beides ist nicht sehr wahrscheinlich. Otto Brandt

Sprache

Sprachlicher Stil und bildende Kunst. Die Individualisten in der Stillehre fordern, daß jeder Mensch seinen eigenen Stil habe, und daß auch das Kind so schreiben lerne, wie es spricht. Sie stützen sich dabei auf das Buffonsche Wort, daß der Stil der Mensch sei. Und doch treffen Forderung und Zitat nicht völlig das Richtige. Der Stil ist nicht lediglich Eigentum des Individuums, er ist vielmehr eine Synthese aus Persönlichem und Allgemeinem, er ist zugleich Besitz des einzelnen wie des ganzen Volkes. Deshalb entwickelt sich die sprachliche Form der Darstellung nicht nur parallel der Anlage der Einzelmenschen, sondern ebenso entsprechend den Kulturepochen der ganzen Nation, wie sich deutlich aus einem Vergleiche zwischen dem sprachlichen Stile und der bildenden Kunst in den einzelnen Zeitabschnitten der deutschen Kultur ergibt.

Der Stil der althochdeutschen Periode weist hauptsächlich Verbindungen von Hauptsätzen auf, die nur selten von Nebensätzen einfachster Art unterbrochen werden. Die Ausdrücke sind knapp und schlicht, so daß dem Ganzen jener wuchtige, schwere Charakter eigen ist, den wir zu gleicher Zeit (neuntes bis zwölftes Jahrhundert) bei den romanischen Denkmälern der bildenden Kunst finden. — Vom dreizehnten Jahrhundert ab vollzieht sich in Architektur und Plastik ein gewaltiger Umschwung durch das Eindringen der Gotik mit ihrer zierlichen Filigranarbeit: auch der Stil der mittelhochdeutschen Literatur, besonders der höfischen, ist mehr fein und gefeilt, als massig und schwer. Der Satzbau ist lebhafter abgestuft, und auf die Wahl des Ausdrucks lassen sich allgemein jene Lobsprüche anwenden, die Gottfried von Straßburg dem Stile Hartmanns spendet:

wie lûter und wie reine
sîn Kristallîniu wœrtelîn
sint und iemer müezen sîn.

Vom fünfzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert herrscht die Renaissance: klar und übersichtlich, beeinflußt von der Kunst des Altertums, treten die Formen und ihre Gliederung heraus, und die Fassade des Bauwerks deutet schon auf sein Inneres. Nicht anders ist es mit dem sprachlichen Stile dieser Zeit: Luther hat sich eine Schriftsprache geschaffen, um seine Gedanken klar und deutlich zum Ausdruck bringen zu können; daher ist diese Sprache frei und kräftig, durchtränkt vom Geiste des Altertums und doch neu und eigenartig. — Dann kommt seit dem siebzehnten Jahrhundert der Rückschlag: das Barock im Stile der Kunst wie der Literatur. Könnte Lübkes Charakteristik dieser Zeit nicht ebensogut auf die Werke der sogenannten Zweiten Schlesischen Schule, den „Schwulst", angewendet werden: „Fortan sollte jedes plastische Werk unter allen Umständen lebhaft, ja leidenschaftlich bewegt sein; sollte den Ausdruck innerer Erregung durch Gebärde, Haltung und Stellung zum gewaltsamen

Affekt steigern. So ging alle Würde, Einfachheit und Klarheit ... verloren." — Der „Schwulst" konnte nur durch eine erneute Rückkehr zum Altertum gebändigt und schließlich vernichtet werden: Lessings Sprache, in der nach seinen eigenen Worten „die höchste Klarheit die höchste Schönheit ist", hat das Harte, Unerbittliche mit dem Zopfstil gemein, und die Wiedergeburt der Schönheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie in den Werken Schinkels und Thorwaldsens in die Erscheinung tritt, könnte mit dem klassischen Stile Goethes verglichen werden. Die olympische Ruhe, das Unpersönliche, das episch Objektive findet man dort wie hier; der Goethische Stil zeigt etwas von der kühlen Schönheit des klassischen Profils, da er ziemlich stark von der Tätigkeit des kritischen Verstandes beeinflußt wird. — Demgegenüber ist der Stil der Romantiker phantasiereich und volkstümlich: das erste zeigt sich in vielfachen Bildern und Vergleichen, besonders aus dem Naturleben, das zweite in der Schlichtheit der Wortwahl und der Einfachheit des Satzbaus: man lese nur einige Seiten aus Novalis' „Heinrich von Ofterdingen"! Auch Innigkeit im Ausdrucke ist der Romantik nachzurühmen, während der witzige Stil in ihren Satiren kaum den Weg zum Herzen findet; alles in allem: ihr Stil ist echt deutsch. Genau dieselben Grundzüge begegnen uns in den Werken der romantischen Maler und Bildhauer: Deutschtum, Innigkeit, Phantasie und Schlichtheit sind auch für Schwind und Rauch charakteristisch. — Ganz anders, ja entgegengesetzt ist der Stil des Jungen Deutschlands, eines Börne und Heine in ihrer witzigen und pointierten Prosa. In gewissem Maße herrscht eine Anlehnung an Lessing: der Ausdruck wird allein vom Verstande bestimmt, Antithesen und scharfe logische Schlußfolgerungen bedingen einen rein sachlichen Stil. Für die zünftige Wissenschaft, besonders die wissenschaftliche Kontroverse, wird in diesem Stile das Rüstzeug geschliffen; die Ansicht des einzelnen kämpft um ihre Existenz, Persönlichkeit ist Trumpf. Könnte man mit dieser Entwicklungsstufe des sprachlichen Stils nicht die Realisten auf dem Gebiete der Geschichts-, Genre- und Landschaftsmalerei vergleichen, die sich bemühten, haarscharf das Charakteristische des Einzelwesens aufzufassen und im Bilde wiederzugeben? Auch der Stil des Jungen Deutschlands hat realistische Züge, es herrscht Gegenwartskunst dort wie hier. — Und nun schließlich der Stil von heute in beiden Künsten, der bildenden und der redenden? In der Literatur herrscht ein Suchen und Tasten des Stils, der höchste Grad des Subjektivismus scheint erreicht. Von der schlichten, volkstümlichen Schreibweise eines Gustav Freytag bis zu dem Gedankenstrichstil moderner Dichter ist in der Gegenwart beinahe jede Form vertreten: die bewußt dunkle, die altertümelnde gewisser historischer Romane, die der mündlichen Redeweise aufs engste angenäherte der Humoristen u. v. a. Dem entspricht nur zu genau das Suchen und Tasten in der bildenden Kunst: alle Stile der Erde dienen dem Architekten als Vorbilder, der bunte Wechsel wirkt ja belebend auf das Auge; die Plastik kommt uns bald symbolisch, bald naturalistisch, auch ihr Einheitsstil ist noch nicht gefunden. Und gar die Malerei! Daß es hier viele, viele neue Theorien gibt, zeigen ja die Namen auf — isten: Futuristen, Kubisten usw. Jeder sucht ehrlich, aber das Finden ist schwer. Der neue Stil soll erst noch geboren werden, gleichzeitig für die redende wie für die bildende Kunst.

Professor Dr. W. Mettin

Musik

Die Musik seit Richard Wagner von **Walter Niemann**. (Berlin, Schuster u. Löffler.) Dreißig Jahre sind seit dem Tode des großen Meisters von Bayreuth, der die dionysische Kunst zur weltbeherrschenden erhob, verflossen, eine Zeitspanne, immerhin groß genug, um dem rückschauenden Blick einen Standpunkt zu gewähren, der ihm eine Übersicht über die von der musischen Kunst in dieser Vergangenheit zurückgelegte Entwicklung gestatten wird, noch nicht groß genug, um für alle künstlerischen Erscheinungen in ihr das Maß einer unbedingt objektiven Beurteilung zu gewinnen. Denn die Musik dieser Zeit ist in der Hauptsache Gegenwartsmusik, wir stehen noch mitten drin in ihrer Entwicklung — über Richard Strauß z. B., den großen Wandlungsfähigen, wird noch nicht das letzte Wort gesprochen

sein —, uns umbrandet noch der Parteihader des Für und Wider die neuen Kräfte, die namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten protuberanzengleich aus dem Chaos hervorgeschossen sind: wer es also unternimmt mit kritischer Sonde die musikalischen Strömungen unserer Tage zu untersuchen, kann, meiner Ansicht nach, von keinem anderen als vorwiegend subjektiven Standpunkt urteilen, wenn nicht sein Werk eine trockene Nomenklatur werden oder in philologischem Detail sich verlieren soll. Von solcher Art, d. h. subjektiv, ist Riemanns Buch, aber von einem Subjektivismus, der nicht aus einem Parteistandpunkt geboren, sondern das Ergebnis erlebter Eindrücke und darum auch fähig ist, so widersprechend es klingen mag, objektiv zu urteilen und dem Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In der Vorrede stellt sich der Verfasser als einen der unerschütterlichen Starr- und Dickköpfe von Holsteinblut vor, „die den Mut der Überzeugung als den besten Teil eines Charakters um keinen Preis dahinfahren lassen"; nun, man glaubt es ihm nach der Lektüre seines Buches aufs Wort und hat seine herzliche Freude daran, Freude an der Unerschrockenheit und dem Wahrheitsdrang eines urgesunden Idealismus und an der innigen Heimatsliebe, die immer wieder daraus hervorleuchtet und dem Werke eine so besonders sympathische Note gibt. Es ist ein echt deutsches Buch. Staunenswert ist die Fülle des aufgearbeiteten Materials, die geradezu phänomenale Kenntnis der Musikliteratur, die der Verfasser bekundet, ohne dabei selbst den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Und gerade wegen der Nennung so vieler, teilweise sogar bedeutungsloser Komponisten fällt die Auslassung zweier markanter Künstlerindividualitäten wie die Moszkowskis und des erfindungsreicheren und feineren Schütt auf, bei den Skandinaviern fehlen Börresen und Alnaes, bei den Russen Sapellnikow. Auch für einen Beitrag zur Beantwortung der von A. Seidel (Kunst und Kultur, Schuster u. Löffler) aufgeworfenen Frage „Was dünket euch um Peter Gast?" würden wir dankbar gewesen sein.

Indes das läßt sich ja bei einer Neuauflage alles nachholen. Um nun in einigem auf das Buch genauer einzugehen, sei zunächst bemerkt, daß Riemann seine Darstellung auf dem festen Boden der sogenannten kulturgeschichtlichen Methode aufbaut. Das ist durchaus zu loben; ohne die feste Grundlage ethnographischer, klimatischer, wirtschaftlicher und allgemein kultureller Verhältnisse hängt die Darstellung jedes seelischen Geschehens, und das ist alle Geschichte, in der Luft. Ganz so tief baut er freilich nicht und so neu, wie er meint, ist ihre Anwendung in der Musikgeschichte auch nicht, wie vereinzelte Monographien bezeugen, wenn auch jene Faktoren in Allgemeindarstellungen allerdings bisher so gut wie gar nicht berücksichtigt worden sind. Durch die daraus sich von selbst ergebende Heranziehung der Schwesterkünste gewinnt die Darstellung an Vertiefung und Perspektive. Aus den vier Büchern, in die es zerfällt — Romantik und Klassizismus; Neuromantik; die Moderne; Nation, Volk, Stamm — einzelne an dieser Stelle herausheben zu wollen, würde zu weit führen, ihre Nennung genügt zur Orientierung über die Anlage des Werkes. Ganz ausgezeichnet ist die Würdigung von Brahms, Cornelius, Pfitzner, und namentlich das inhalts- und farbenreiche dritte Buch „Die Moderne", worin Strauß, Reger, der französische Impressionismus einer ebenso sachlichen wie unerschrockenen Kritik unterzogen und die Gefahren dargelegt werden, in die bei der auf die Spitze getriebenen Raffinierung der Ausdrucksmittel die Musik läuft, schließlich bei dem Verlust alles Ethos und inneren Halts nur mehr Nervenkunst, nicht aber mehr Sprache der Seele zu sein. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, wenn einmal ein Mann von durchaus modernem Musikempfinden, nicht ein blinder laudator temporis acti, unserem modernen Musikleben, das mehr und mehr der Sensation und Spekulation — der materiellen wie intellektuellen — zu verfallen droht, den Spiegel vorhält. Das daraus zurückgestrahlte Bild ist wahrlich nicht erfreulich, und der Zerfall der alten Fermente echter Kunst erscheint durch die futuristischen Bestrebungen auch in der Musik das Ziel der Entwicklung werden zu wollen. Freilich, hinwegdisputieren lassen sich diese neuen Strömungen als Äußerungen modernen Seelenlebens nicht mehr, und Riemann ist auch weit von jeder reaktionären Gesinnung entfernt, wenn er

auch ein warnendes Zurück! ertönen läßt. In der Rückkehr zur Natur, zur Volkstümlichkeit sieht er die Möglichkeit der Gesundung, denn nicht aus der Unterdrückung all jener ringenden, flutenden Kräfte kann das Heil zu erwarten sein, sondern aus ihrer bewußten Hinwendung zu dem alten, heiligen Mutterboden, in dem auch ihre Wurzeln ruhen, zum Vaterlande, zur Heimat, und in diesem Sinne schließt er mit einem goldenen Wort Wilhelm Raabes, das der moderne Künstler ganz besonders beherzigen möge: „Vergesse ich dein, Deutschland, großes Vaterland: so werde meiner Rechten vergessen! Ich sage dir, Künstler, wes Vaterlandes du seist: Vergißt du deiner Heimat, so werde deiner Kunst vergessen! Denn unzerstörbar sind die Wurzeln, die deine Heimat einst in dein Herz hinab senkte. Ohne ein Heimatsgefühl, ohne ein kindliches Herz aber bleibt deine Kunst eine tönende Schelle!“

Der Ausdruck ist nicht immer frei von Gesuchtheiten, der Stil zuweilen etwas schwerflüssig und eigenwillig, den Norddeutschen verratend. Lange, mit Namen vollgepfropfte Satzperioden erschweren nicht selten den Überblick. Doch das sind Äußerlichkeiten, die gegenüber dem trefflichen Kern nicht besonders in die Wagschale fallen und bei einer Neuauflage sich leicht beseitigen lassen. Daß diese bald notwendig werde, wünschen wir dem wackeren Buche von Herzen.

H. Seeliger

Schöne Literatur

Aus der Masse der Goethe-Literatur der letzten Jahre ist als besonders charakteristisch die **Stockmannsche** Bearbeitung von **Alexander Baumgartners Goethe-Biographie** zu verzeichnen. (Dritte, neubearbeitete Auflage 1. bis 4. Tausend. XXVI 569, XX 742 S. 8°. Freiburg, Herder, 1911, 1913. 27 Mark.) Einmal der prinzipiellen Stellungnahme wegen deshalb, weil sich das Buch in den Grundlinien, auf denen es aufgebaut ist, völlig absondert von den für die Beurteilung einer dichterischen Persönlichkeit für gewöhnlich als richtig anerkannten. Es muß hervorgehoben werden, daß in der Neubearbeitung Stockmanns vieles gegen Baumgartners schroffe Stellungnahme gemildert erscheint. Daß es jedoch unmöglich ist, religiös-sittliche Motive ausschließlich ausschlaggebend sein zu lassen und danach die Gesamterscheinung eines Mannes und sein Schaffen zu bewerten, lehrt auch diese Neubearbeitung aufs deutlichste. Das Gesamtbild wird bei einer derartigen extremen prinzipiellen Auffassung von vornherein verzerrt erscheinen müssen, und daran kann auch das uneingeschränkte Lob, das gelegentlich im einzelnen Falle gespendet wird, nichts wesentliches ändern. Ein so hoch gespanntes Maß der Kritik anlegen und danach urteilen zu wollen, heißt gerade bei Goethe seine dichterische Persönlichkeit vorsätzlich anders bemessen, als er es selbst wollte; für eine objektive Würdigung ist damit wenig oder gar nichts erreicht.

Das Hauptgewicht des Buches beruht in der folgerichtigen Durchführung dieser prinzipiellen Stellungnahme, worin es sich von den meisten anderen Goethe-Biographien unterscheidet. Die äußere Lebensgeschichte des vielgeschäftigen und vielbeschäftigten Altmeisters von Weimar erscheint hier in ungleich höherem Maße zur Bewertung seines Gesamtwerkes herangezogen, als unbedingt erforderlich wäre. Die bisweilen bis zu peinlicher Offenheit gesteigerte Kritiksucht des Verfassers kann Goethes Größe im ganzen nicht herabmindern. Allerdings ist ihm zuzubilligen, daß sein Buch nicht so sehr ein Tendenzwerk gegen Goethe selbst sein soll, daß es vielmehr aus dem gesunden Widerspruchsrechte gegen die immer mehr überhandnehmende, in blindem Eifer alles verhimmelnde Goethe-Verehrung erwachsen ist. Stockmanns Kritizismus wendet sich hierbei hauptsächlich gegen die Auswüchse der modernen Goethe-Philologie.

Aber auch für den, der in den Grundfragen anderer Meinung ist als der Verfasser, bietet die Lektüre des Buches eine Fülle von Anregungen durch die Methode seiner Beweisführung und die Eigenart seiner Auffassungsweise. Die breite Darstellung selbst (charakteristisch ist die Wahl der „schmückenden“ Beiwörter) ist etwas ungleich und fällt gegen Schluß ab. In der mit regem Fleiße erstrebten, selbst noch die letzten wichtigen Neuerscheinungen berücksichtigenden Vollständig-

keit und Zuverlässigkeit des angeführten wissenschaftlichen Apparates, der in keinem anderen Goethe-Werk so reichlich zu Gebote steht, beruht im wesentlichen der Hauptwert der kritischen Studie. In der Auswahl und Beurteilung der ausgehobenen Stellen freilich blickt überall die Grundauffassung des Verfassers durch. Ist das Ganze seiner Grundrichtung nach auch als „verzeichnet" zu betrachten, so behält es doch seinen Wert in der Geschichte der Goethe-Kritik.

H. Gürtler

Die Gesamtausgabe der Werke Wilhelm Raabes. Seit dem trüben Novembertage des Jahres 1910, da Wilhelm Raabe von uns ging, haben sich die Erben und Freunde des Dichters unaufhörlich bemüht, eine würdige Gesamtausgabe der Werke zustande zu bringen. Wegen der zahlreichen technischen wie wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die ein etwa sechzig Bände umfassendes Lebenswerk eines Dichters mit sich führt, war es lange Zeit hindurch unmöglich, einen Verleger zu finden. Erst im vergangenen Sommer fand sich der tatkräftige Unternehmer in Hermann Klemm, der die Verlagsanstalt für Kunst und Literatur A.-G. in Berlin-Grunewald leitet. Er hatte schon bei den großen Gesamtausgaben der Werke Felix Dahns und Gustav Freytags Fühlung mit dem Publikum gewonnen, das solche Reihenbände kauft und das für einen so spezifisch „deutschen" Dichter wie Wilhelm Raabe in Betracht kommt.

Wilhelm Brandes, Raabes Freund, übernahm die Leitung und Herausgabe der Sammlung. Sie wurde ganz im Sinne einer Volksausgabe angelegt. Keine Einleitungen, keine Anmerkungen! Nicht das ganze Werk auf einmal, sondern in drei „Serien" eingeteilt, deren jede sechs Bände umfaßt und nicht zum Kauf der anderen verpflichtet. Der Preis für die Serie recht billig: sechs gebundene Bände mit etwa zwölf Werken Raabes, da jeder Band zwei Dichtungen bringt, für 24 Mark. Die Ausstattung einfach, aber geschmackvoll, eine gute Zweckanordnung, eine leserliche Letter, haltbares Papier, feste Einbände.

Wer alle Werke von Raabe besitzen möchte, wird um so lieber nach einer Ausgabe wie der Klemmschen greifen, weil sie einmal den Text ohne jene zahllosen Druck- und Lesefehler, wie in den Einzelausgaben besonders des einen Verlages, tadellos darbietet, sodann das ganze Schaffen des Dichters um die Hälfte billiger gibt, als in den Einzelbänden.

Die erste Serie enthält nun: Band 1 „Chronik der Sperlingsgasse" und „Hungerpastor"; Band 2 „Ein Frühling" (in der ersten Fassung) und „Halb Mär, halb mehr"; Band 3 „Der heilige Born" und „Nach dem großen Kriege"; Band 4 „Unsers Herrgotts Kanzlei" und „Verworrenes Leben"; Band 5 „Die Leute aus dem Walde" und „Ferne Stimmen"; Band 6 „Drei Federn" und „Der Regenbogen". Man sieht, in den einzelnen Bänden sind Romane und Novellen aus ganz verschiedenen Schaffensperioden zusammengekoppelt. Das war geboten in Rücksicht auf die Einzelverleger und auf den Gedanken „Volksausgabe": deren Charakter mußte vor allem Zugkraft sein; berühmte Werke, wie die „Chronik", der „Hungerpastor" wurden vorangestellt, die Novellen wurden wieder in der Anordnung gegeben, die Raabe ihnen bei ihrem ersten Erscheinen zugeteilt hatte: daher also die Nebenschriften „Verworrenes Leben", „Ferne Stimmen"; schließlich: schon eine Serie mußte ein umfassendes Bild von des Dichters Eigenart und Größe bieten, also wesensverschiedene Werke, historische und freierfundene, philosophische und rein humoristische, phantastische und realistische zusammen verbinden, damit der Raabefremde durch die Lektüre nur einer Serie schon seinen Weg zum Dichter finden mochte.

So ist denn die Ausgabe als durchaus gelungen anzusprechen. Möge der Erfolg der ersten Serie, der die kurze Autobiographie Raabes aus dem „Heidjer"-Kalender und ein Altersporträt des Dichters als Einleitung enthält, dazu beitragen, daß das Erscheinen der zweiten und dritten Serie im Herbst 1914 und 1915 keine Hemmnisse vorfinde.

Hanns Martin Elster

Adolf Frey: Festspiele, 4. Aufl. Verlag H. R. Sauerländer u. Co., Aarau.

Diese vaterländischen Festspiele spannen keinen großen Rahmen, in dem das Werden und Sein eines Volkes zum Sinnbild ver-

dichtet zu schauen ist, sie lassen auch nicht am Schicksal des einzelnen das Schicksal des Gemeinwesens erleben, sondern sie geben etwa wie wandelnde Panoramabilder episodenförmige Ausschnitte aus der Schweizergeschichte. Die meisten der Szenen waren für die Sechsjahrhundertfeier der schweizerischen Eidgenossenschaft in Schwyz bestimmt. Mit anderen, neueren vereinigt erscheinen sie nun in einem Bande in vierter Auflage.

Sie sind in der erprobten Weise verlässiger Festspiele geschrieben: in der dankbaren Stimmung des Festtages sieht der Bürger sich hier in seinen Altvordern gefeiert, er hört viel von ihrem Mut, der Kraft und ihrer Treue, die Helden gehen vorüber mit männlicher Rede und Gebärde, wie man es von ihnen erwarten darf, dem tapferen Sinn wird Sieg, auch einem maßvoll derben Scherz ist Raum gegeben, zwischen Waffengeklirr vernimmt man altvertraute Lieder und manch feierliches Schlußbild ist zu sehen — so ist für inniges Behagen und buntes Schauwerk wohl gesorgt.

Adolf Frey: Die Jungfer von Wattenwyl. Histor. Schweizerroman. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Nachf.

Katherine, die letzte in der Zeit des endenden großen Krieges geborene Tochter des bernischen Altlandvogtes Gabriel von Wattenwyl, hat von dem alternden Vater den tapferen Sinn geerbt. Sie zwingt ein Roß, das kein Mann zu reiten wagte. Wie ihr aber die bernische Obrigkeit das Verlöbnis mit Viktor von Dießbach trennt, wird sie müde und läßt sich in stillem Bescheiden einem Pfarrherrn

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

vermählen. Um nun ihrem Buben die Wege zur ersehnten Offizierslaufbahn zu öffnen, läßt sie sich in Konspirationen mit dem französischen König ein. Sie wird entdeckt, gefoltert und zum Tod durchs Schwert verurteit, aber endlich noch begnadigt. Und da auch ihr Sohn noch Offiziersdegen und eine vornehme Braut erringt, findet sich ein wohlgefälliges Ende.

Dies Buch ist eine ehrliche Arbeit, doch mehr des historischen Fleißes als der künstlerischen Wirkung wegen rühmenswert. Mit allmählich steigender Ungeduld sieht man den Verfasser dabei verweilen, wie er mit spitzem Pinsel eine Fülle von Details ausmalt und strichelt, wie er mit Behagen immer neue Gegenstände herbeiträgt und abschreibt, und als er daran geht, Menschen zu formen, versagt ihm der Atem. Es sind meist nur Schatten geworden, Staffagen, und selbst die Hauptfigur ist nicht rund gesehen. Und wie unmöglich ist erst dieser Viktor von Dießbach. In der großen Liebe Katharinens schlottert er wie in einem zu weiten Wams. Aber auch die mit so viel Liebe abgeschilderten Gegenstände haben nicht den seltsam geheimnisvollen Schimmer eigenen Lebens, mit dem sie ein geborener Erzähler zu umgeben wüßte. Es ist, als ob man zwischen ausgestellten Antiquitäten ginge. Den Geist der Zeit hört man kaum. Man sucht Leben und findet gelehrtes Zettelwerk und ist am Ende der gewundenen Rede, die den Stil des Jahrhunderts vergeblich zu bannen sucht, herzlich müde geworden.

E. P.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 38/37.

Dresdner Bank

Aktien-Kapital . . Mk. 200 000 000
Reservefonds . . Mk. 61 000 000

DRESDEN — BERLIN — LONDON

— BREMEN BRESLAU CASSEL FRANKFURT a. M. HAMBURG — HANNOVER LEIPZIG MANNHEIM MÜNCHEN NÜRNBERG STUTTGART

Altona, Augsburg, Bautzen, Beuthen O.-Schl., Bückeburg, Bunzlau, Cannstatt, Chemnitz, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Freiburg i. Br., Fulda, Fürth, Gleiwitz, Göttingen, Greiz, Harburg, Heidelberg, Heilbronn, Kattowitz, Königshütte O.-Schl., Leer, Liegnitz, Lübeck, Meißen, Plauen i. V., ——— Spandau, Stettin, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau, Zwickau. ———

Annahme von Depositengeldern zur Verzinsung; An- und Verkauf von Wertpapieren, ausländischen Geldsorten, Devisen usw.
Einlösung von Coupons und Dividendenscheinen; Ausstellung von Schecks und Kreditbriefen;
Diskontieren und Einziehen von Wechseln und Schecks; Beleihung börsengängiger Wertpapiere und deren Versicherung gegen Kursverlust im Falle der Auslosung; Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren; Beschaffung und Unterbringung von Hypothekengeldern, Vermögensverwaltungen, Testamentsvollstreckungen, sowie alle sonstigen bankgeschäftlichen Transaktionen.

Vermietung von Stahlkammern

Die Rumänenfrage in Ungarn

Von Paul Samaſſa

Die Probleme der inneren Politik eines Staates fangen an gefährlich zu werden, wenn ſie gleichzeitig ſolche der äußeren Politik werden und umgekehrt. Die ethniſche Zuſammenſetzung der Habsburgermonarchie als Völkerſtaat bringt es mit ſich, daß ihr mehr als ein ſolches Problem zu ſchaffen macht. Im polniſch-ruthenischen Ausgleich in Galizien iſt eines davon nicht ungünſtig gelöſt worden, wenn man ſich freilich auch darüber nicht täuſchen darf, daß es ſich nicht um einen endgültigen Frieden handelt; aber die Ruthenen ſehen doch einen Erfolg, ſind wieder feſt an die Monarchie gekettet, die ruſſophile Propaganda bietet ihnen keine Verlockung. Der Gegenſatz zu Rußland hat ſich freilich dadurch verſchärft, was in den Kauf genommen werden mußte.

In Ungarn war die Löſung einer nicht minder brennenden Frage verſucht worden. Der ungariſche Miniſterpräſident, Graf Tisza, hat monatelang mit den Führern der ungarländiſchen Rumänen verhandelt, ohne zum Ziel gelangt zu ſein. Nun hat Graf Tisza in einer groß angelegten Rede im ungariſchen Reichstag über dieſe Verhandlungen Rechenſchaft abgelegt und dabei, wie es gar nicht zu vermeiden war, auf die Nationalitätenfrage im allgemeinen vielfach Bezug genommen.

Es wäre hier vielleicht am Platze, zunächſt mit einer ungariſchen Nationalitätenſtatiſtik aufzuwarten; ſie würde indes den Umfang dieſes Aufſatzes unnütz erweitern, ohne dem Leſer beſondere Erleuchtung zu ſchaffen. Es würde aus dieſer amtlichen Statiſtik hervorgehen, daß die Magyaren im eigentlichen Ungarn (alſo ohne Kroatien) ſeit dem Jahre 1880 aus einer Minderheit von 47 Prozent zu einer abſoluten Mehrheit von 54 Prozent angewachſen, während

alle anderen in Ungarn wohnenden Nationalitäten (Rumänen, Deutsche, Slowaken, Serben, Ruthenen) in ihren Anteilziffern zurückgegangen sind. Und daraus könnte man dann wohl schließen, daß die Methoden der ungarischen Regierung sich recht gut bewährt haben und Ungarn auf dem besten Wege zu dem angestrebten Ziele eines einheitlichen magyarischen Nationalstaates sei, denn man könne sich ja ausrechnen, in wie viel Jahren bei Anhalten dieser Progression das Ziel der 100 Prozent Magyaren im Staate erreicht sein wird. Aber solche Schlüsse werden in Ungarn heute kaum noch einem unwissenden Publikum in den Zeitungen vorgesetzt. Die Zahl der Wissenden wächst, die sich darüber keiner Täuschung hingeben, wie diese Zahlen zustandegekommen sind. Die Volkszählung wird von Regierungsorganen durchgeführt und die Nationalitätenstatistik gründet sich auf die Frage, welche Sprache gewöhnlich oder am liebsten gesprochen wird. In der Instruktion für die Zähler wird bemerkt, daß bei Kindern, die magyarische Schulen besuchen, statt der Sprache, die sie in der Familie sprechen, auch das Magyarische eingetragen werden könne — ein wahres Wunder, daß bei dieser Praxis die nichtmagyarischen Nationalitäten auf dem Papier nicht schon vollkommen vernichtet worden sind. Zu diesen „Erfolgen" steht sehr im Gegensatz, wenn der magyarische Statistiker Balogh feststellen mußte, daß die Magyaren in den letzten Jahrzehnten zweihundert-einundsechzig Gemeinden für ihr Volkstum gewonnen, vierhundertsechsundfünfzig aber verloren haben, was also einen Nettoverlust von einhundertfünfundneunzig Gemeinden ausmacht. Und vor nicht langer Zeit ging die vielleicht etwas übertreibende Behauptung durch die magyarische Presse, daß in Siebenbürgen in den letzten fünfzig Jahren an zweihundert magyarische Orte rumänisiert worden seien. Tatsache ist jedenfalls, daß insbesondere das Szeklerland in Siebenbürgen von der Rumänisierung stark bedroht ist; diese Szekler sind die rassenreinsten Turanier unter den Magyaren und vielleicht gerade deshalb im Kampf ums Dasein am wenigsten widerstandsfähig; das Tragikomische dabei aber ist, daß alle Maßregeln, die die Regierung aufwendet, um die Szekler zu stärken, nur die Wirkung haben, sie noch weiter zu schwächen, weil sie jeden Geist wirtschaftlicher Initiative in dieser Bevölkerung ersticken, die geradezu glaubt, auf Staatspensionen Anspruch zu haben.

Wenn man also einem ungarländischen Rumänen von dem drohenden Untergang seines Volkes sprechen wollte, so wird er dafür nur ein herzliches Lachen haben; er wird den Ungläubigen in ein rumänisches Dorf führen, das zwar weder ein Bild blühender Wohlhabenheit noch fortgeschrittenster Kultur bietet, da die Bewohner vielfach noch fast in reiner Naturalwirtschaft leben, wo es aber von Kindern wimmelt, denen man anmerkt, daß sie von ihren Müttern selbst gestillt worden sind und daß im Hause der Milchtopf stets auf dem Tische steht und keine Milchgenossenschaft dem Nachwuchs die Nahrung entzieht. Also die Rumänen in Ungarn leben, vermehren sich und bleiben Rumänen, ganz unabhängig davon, ob sie mit 2 948 146 (dem amtlichen

Ergebnis der Volkszählung 1910) oder mit 3 500 000 (was der Wahrheit näher kommen dürfte) veranschlagt werden. Alle ihre Klagen lassen sich aber unter einem Gesichtspunkt zusammenfassen: das herrschende Regime möge endlich von den ganz aussichtslosen Versuchen ablassen, sie magyarisieren zu wollen. Denn diese Versuche sind die Quelle zahlloser Schikanen, Vergewaltigungen und Mißhandlungen, unter denen die rumänische Bevölkerung Ungarns ebenso wie die übrige nichtmagyarische Bevölkerung des Landes heute zu leiden hat.

Den psychologischen Kern der Magyarisierungspolitik hat kürzlich der frühere Ministerpräsident Szell in einem Satze sehr anschaulich enthüllt; er hielt eine große Rede über die Nationalitätenfrage und richtete an seine Zuhörer die rethorische Frage: Glauben Sie nicht, daß es um die ungarische Staatlichkeit besser bestellt wäre, wenn in diesem Lande zwanzig Millionen Magyaren kompakt wohnen würden? Man könnte Herrn von Szell noch mit einer Menge verwandter politischer Weisheiten dienen: daß es z. B. in Europa sehr viel friedlicher zuginge und es in diesem Erdteil viel angenehmer zu wohnen wäre, wenn er nur mit Deutschen oder Engländern oder irgendeiner anderen Nation besiedelt wäre. Aber man täte Herrn von Szell und seinen Gesinnungsgenossen Unrecht, wollte man sie mit dieser Parallele abfertigen; sie können in der Tat von ihrem Standpunkte aus noch triftigere Argumente für ihren Wunsch ins Feld führen, als die Bequemlichkeit des Regierens. Die Magyaren fürchten sich vor zwei Dingen: dem Panslavismus einerseits und all den Einflüssen, die man in Ungarn unter dem Sammelnamen „Wien" zusammenfaßt, also die gesamtstaatlichen Tendenzen; wobei es ja freilich für sie unerquicklich genug ist, daß gerade diese von ihnen bekämpfte Gemeinsamkeit mit der westlichen Reichshälfte ihnen den besten Schutz gegen Rußland und den Panslavismus bietet. In Zeitläuften, wie den jetzigen, wo das panslavistische Gespenst ihnen besonders bedrohlich erscheint, ist ja dann auch meist ein starkes Abflauen der separatistischen Tendenzen zu bemerken. Ihr Mißtrauen gegen „Wien" wird dadurch aber nicht gemildert; und insofern beurteilen sie ihre Lage ganz richtig, als sie die Gefahr wohl erkennen, daß einmal die Dynastie sich der nichtmagyarischen Nationalitäten bedienen könnte, um den Widerstand der Magyaren gegen eine straffere Zusammenfassung des Gesamtstaates zu brechen. Gegenüber der Vergangenheit ist diese Gefahr jedenfalls in dem Maße gewachsen, als demokratische Ideen nicht nur in der österreichischen Reichshälfte, sondern auch sonst in der Welt an Kraft und Einfluß gewonnen haben.

Graf Tisza hat es nun in seiner bereits erwähnten Rede so dargestellt, als stände im Mittelpunkt des von ihm gegenüber den rumänischen Wünschen verfochtenen Besitzstandes der zentralistisch organisierte Staat, die „einheitliche ungarische Nation", wie der Ausdruck nicht ohne Absicht in den ungarischen Verfassungsgesetzen des Jahres 1867 lautet, eine Zweideutigkeit des Ausdrucks, die vom herrschenden Magyarentum ähnlich ausgenutzt wird, wie der Umstand, daß die magyarische Sprache nur ein Wort für den geographischen Begriff des

Landes und den ethnischen des magyarischen Volkstums besitzt. Er habe den Rumänen nichts bewilligen können, was gegen diese Einheitlichkeit verstoße, im übrigen gönne er ihnen aber natürlich den Gebrauch ihrer Sprache, ihre kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung, die von der Regierung mit dem größten Wohlwollen gefördert werde. Der Tenor der Rede ist etwa: auf solche Dinge wie in Österreich können wir uns nicht einlassen, gegen jeden Föderalismus, gegen jeden Staat im Staate, gegen eine Beeinträchtigung der Staatssprache wehre ich mich mit aller Kraft, denn das wäre der Anfang des Zerfalls; aber an Magyarisierung denken wir nicht. Nun gewinnt ja dieser Standpunkt einen Schein von Berechtigung dadurch, daß im Programm der rumänischen Nationalpartei in der Tat die Wiederherstellung der Autonomie Siebenbürgens gefordert wird, wie sie bis zum Jahre 1867 bestanden hat. Aber bei den Verhandlungen mit dem Grafen Tisza haben die Rumänen diese Forderung gar nicht erhoben (was von diesem auch nicht behauptet wurde), weil sie ja genügend urteilsfähig sind, um zu erkennen, daß es ganz gewaltiger politischer Umwälzungen bedürfte, ehe ein magyarischer Staatsmann derartiges auch nur diskutieren könnte. Wie wenig aber die Einheit des ungarischen Staates durch die Forderungen der rumänischen Führer gefährdet und wie schließlich doch nur die Forderung nach Einstellung der Magyarisierungspolitik für den Abbruch der Verhandlungen bestimmend war, geht aus dem hervor, was Graf Tisza mit dankenswerter Aufrichtigkeit über das Nationalitätengesetz vom Jahre 1868 gesagt hat: „Dieses Gesetz kann nicht durchgeführt werden, ohne daß der ungarische Staat einen Selbstmord beginge." Es ist schade, daß der Raum es verbietet, dieses Gesetz mit einigen Erläuterungen hier abzudrucken. Es ist seinerzeit beschlossen worden, weil die Krone bei Abschluß des Ausgleiches im Jahre 1867 die Bedingung stellte, daß die Rechte der nichtmagyarischen Nationalitäten gesetzlich geschützt werden müßten; es war von Deak gewiß auch ganz ehrlich gemeint. Im Gegensatze zu dem § 19 der österreichischen Verfassung, der gewissermaßen als Rahmengesetz in drei Sätzen die Rechte der Nationalitäten in einer Weise theoretisch festlegt, daß kein Weiser und kein Tor diese Grundsätze in die Praxis übertragen könnte, handelt es sich hier um ein verhältnismäßig gut durchgearbeitetes Gesetz mit präziser Fassung. Voran steht dabei die Festlegung der magyarischen als Staats- und Amtssprache aller staatlichen Ämter; daneben wird festgestellt, inwieweit sich die Bürger nichtmagyarischer Zunge im Verkehr mit den Gerichtshöfen und bei den Verhandlungen mit den untersten Verwaltungsstellen, bei den autonomen Behörden und Körperschaften ihrer Muttersprache bedienen dürfen. Man kann sagen, daß diese Bestimmungen gerade dem praktischen Bedürfnisse genügen würden unter der Voraussetzung, daß den Bevölkerungsschichten, die nur eine Volksschulbildung besitzen, die Kenntnis der magyarischen Sprache nicht aufgezwungen werden soll. Und das gleiche läßt sich auch über die Bestimmungen betreffs der Schulen sagen. Der Volksschulunterricht würde im wesentlichen in der Muttersprache erfolgen, in den Mittel-

schulen würde die Muttersprache neben einer intensiven Pflege der Staatssprache stehen, die die alleinige Vortragssprache der Hochschulen wäre. Bei gewissenhaftester Einhaltung des Nationalitätengesetzes könnte ohne ausreichende Kenntnis der magyarischen Sprache niemand eine staatliche Stellung und — von den niedersten Diensten etwa abgesehen — wohl auch kaum eine bei einer autonomen Behörde erlangen; aber es wäre dem weitaus überwiegenden Teile der gebildeten Klassen nichtmagyarischer Herkunft ausreichende Gelegenheit gegeben, sich auch in ihrer Muttersprache höhere Bildung zu erwerben. Die staatliche Einheit wird durch das Gesetz in keiner Weise angegriffen.

Wenn nun Graf Tisza erklärte, die Durchführung des Nationalitätengesetzes sei ein Selbstmord für den ungarischen Staat, so erklärt sich auch warum seine Verhandlungen mit den rumänischen Führern ergebnislos bleiben mußten. Das Nationalitätengesetz ist in der Tat nie durchgeführt, durch spätere Gesetze, wie insbesondere das „Apponyische Schulgesetz", teilweise beseitigt worden. Was nun die Rumänen gefordert haben, war die teilweise Durchführung dieses Gesetzes. Zum Schluß stand die Sache so, daß die Genehmigung zur Errichtung zweier neuer konfessioneller Gymnasien mit Subvention der Regierung und die Einhaltung (oder, wenn man sich auf den magyarischen Standpunkt stellt, eine den Rumänen günstige Auslegung) des Gesetzes über die Verwaltung des sogenannten Grenzerfonds die Rumänen zum Abschlusse des Paktes bestimmt hätte. Dann hat allerdings das Bekanntwerden des neuen Gesetzes über die Wahlkreiseinteilung, das die Wahlkreise, in denen die Rumänen die Mehrheit haben, von dreiundvierzig auf siebenundzwanzig herabdrückt (während sie nach der amtlichen Bevölkerungsziffer auf mindestens dreiundsiebzig Anspruch hätten), die Neigung zum Abschlusse eines Paktes wieder sehr herabgesetzt. Die Rumänen haben freilich trotz der dreiundvierzig Wahlkreise, in denen sie jetzt die Mehrheit besitzen, doch nur fünf Vertreter im Reichstag, weil eben nicht die Mehrheit der Wähler, sondern der Wille der Regierung darüber entscheidet, wer in Ungarn (insbesondere in den sogenannten Nationalitätenwahlkreisen) gewählt wird.

Die ganzen Verhandlungen zwischen dem Grafen Tisza und den Rumänen standen unter keinem glücklichen Stern. Sie dauerten zu lange. Graf Tisza fühlte sich in bezug auf die Wirkungen, die seine Zugeständnisse haben würden, nicht ganz sicher und war oft genötigt, sich von Leuten beraten zu lassen, denen vielleicht die ganzen Verhandlungen gegen den Strich gingen; die Opposition bemächtigte sich der Sache und bezichtigte den Ministerpräsidenten des Verrats an den nationalen Interessen, und schließlich kam noch das wenig glückliche Eingreifen des österreichischen Gesandten in Bukarest, Grafen Czernin, hinzu, das den Anschein erweckte, als stünden die Verhandlungen unter dem Drucke einer auswärtigen Macht. Tatsache ist, daß Graf Tisza sein Angebot im Laufe der Verhandlungen verminderte, wenn auch seine Vorschläge nie ganz klar und bestimmt waren und deren Auslegung stets der jeweiligen Regierung überlassen geblieben wäre, was auch ein Hauptgrund für das Scheitern der Ver-

handlungen war; denn auf irgendeine gesetzliche Festlegung ließ Graf Tisza sich nicht ein.

Graf Tisza hat in Abrede gestellt, daß seine Verhandlungen mit den Rumänen irgendwie von der äußeren Politik beeinflußt worden seien, und hat zum Beweise dessen darauf hingewiesen, daß er sie schon aufgenommen habe, als er noch nicht Ministerpräsident war und vor dem Balkankriege, in dessen Verlauf in Rumänien eine so starke Verstimmung gegen die Donaumonarchie entstanden war. Das trifft allerdings zu; Graf Tisza müßte ja ein sehr verblendeter Politiker sein, wenn er nicht einsehen sollte, welche Gefahr dem Magyarentum aus der Nationalitätenfrage im allgemeinen und aus der rumänischen im besonderen droht. Die Frage ist aber, was er für eine erträgliche Lösung dieser Frage im Sinne der Wünsche der Nationalitäten zu opfern bereit war. Zu Zeiten mochte er sich wohl in die Illusion gewiegt haben, die Rumänen einfach mit dem Schreckgespenst der sie gemeinsam bedrohenden panslavistischen Gefahr zum bedingungslosen Anschluß an das Magyarentum bewegen zu können. Starke Persönlichkeiten überschätzen ja häufig die suggestive Macht ihrer Beredsamkeit. Das hatte indes keinen Erfolg und so ließ er die Sache wieder gehen. Daß diesmal ein starker Druck von Wien aus im Interesse der auswärtigen Politik auf ihn geübt wurde, ist außer Zweifel; Graf Tisza wußte, daß ein Scheitern seiner Verhandlungen mit den Rumänen seine Stellung als Ministerpräsident zwar nicht erschüttern, ein Gelingen sie aber doch noch sehr befestigen und ihm vielleicht auch den Weg zur Gunst des Thronfolgers ebnen würde, der sich ihm gegenüber ablehnend verhält. Darum war es ihm diesmal bei seinen Verhandlungen mit den Rumänen wirklich ernst.

Wenn sie schließlich doch nicht zum Ziel führten, so lag das daran, daß er in seinen Zugeständnissen über eine gewisse Linie nicht hinaus wollte oder mit Rücksicht auf seinen Anhang nicht konnte. Zunächst konnte ihm ja kaum verborgen sein, daß das, was er den Rumänen wirklich zugestanden hätte, früher oder später auch den anderen Nationalitäten hätte gewährt werden müssen. Während seiner Rede spielte sich ein recht bezeichnender Zwischenfall ab, der von der Presse totgeschwiegen wurde. Unter den Abgeordneten befindet sich auch ein magyarisierter schwäbischer Bauer namens Philipp; die Regierungspartei enthält immer derartige Renommierobjekte verschiedener Nationalität, die den Beweis erbringen sollen, daß die nichtmagyarischen Nationalitäten zur Klage keinen Anlaß haben. Als nun Tisza davon sprach, daß unter der rumänischen Bevölkerung starke Unzufriedenheit herrsche, rief dieser Philipp dazwischen: Nicht nur bei den Rumänen, auch bei uns! Selbst unter den Deutschen, bei denen das nationale Selbstbewußtsein leider so schwach entwickelt ist, gährt es; was sie aber jetzt besonders verletzt, ist, daß Graf Tisza mit den Rumänen verhandelt hat, die in den Augen eines schwäbischen Großbauern doch nur „schmutzige Walachen" sind, über sie aber mit ein paar Redensarten hinweggeht und nur eine größere Berücksichtigung des deutschen Unterrichts in

den magyarischen Schulen in Aussicht stellt. Damit wird es natürlich nicht getan sein; denn wenn man bedenkt, daß schließlich auch in einem Kulturstaate das Ergebnis des Volksschulunterrichts nicht viel mehr sein kann, als daß die Absolventen fließend lesen, annähernd richtig schreiben und so viel rechnen können, als dem Bedürfnis des gewöhnlichen Lebens genügt, so erkennt man leicht, daß die Aufgabe einfach unlösbar ist, auf dem Wege des Volksschulunterrichts einer Bevölkerung eine zweite Sprache beizubringen, die überdies als turanische Sprache der Muttersprache in ihrem Bau, ihrem Wortschatz und ihrer Grammatik so fern wie möglich steht. Und damit kann man den unvereinbaren Gegensatz zwischen dem Grafen Tisza und den Führern der ungarländischen Rumänen auf seine kürzeste Formel bringen: Graf Tisza will auf die Magyarisierung der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns nicht verzichten und ebensowenig auf die zu diesem Ende gegenwärtig in Ungarn üblichen Methoden: magyarische Volksschulen, magyarische Mittelschulen, Zulassung zu allen Ämtern des Staates nur für den, der sich seiner nichtmagyarischen Nationalität vollkommen entäußert und sich in den Dienst jener „einheitlichen ungarischen Nation" stellt, die je nach Bedarf als Programm staatlicher oder völkischer Einheit ausgelegt wird. Solange aber die führenden ungarischen Staatsmänner auf das Ziel des nationalen Einheitsstaates nicht verzichten, wird es natürlich auch keinen dauernden Frieden zwischen der Staatsgewalt und den Rumänen, wie den anderen nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns geben. Hierbei ist es ziemlich gleichgültig, ob nun Graf Tisza, wie es den Anschein hat, nun bis auf weiteres in der Verwaltungspraxis gegenüber den Rumänen mildere Saiten aufziehen will, ob es wieder zu scharfem Kampfe kommt oder ob er einige Rumänen ohne Anhang durch materielle Vorteile zur Bildung einer regierungsfreundlichen Rumänenpartei als Widerpart gegen die rumänische Nationalpartei, mit der er jetzt verhandelt hat, gewinnt. Das Entscheidende ist, daß er jenen Panzer von Regierungsgrundsätzen, die vor allem sein Vater geschmiedet, nicht sprengen will.

Ein paar Worte wären noch über die Rückwirkungen zu sagen, die das Scheitern der Verhandlungen auf das Verhältnis Rumäniens zur Donaumonarchie und damit mittelbar zum Dreibund haben dürfte. Am Ballplatz in Wien hat man die Aufgabe dieses Ausgleiches so verstanden, daß er die aus der Balkankrise zurückgebliebene Verstimmung beseitigen helfen sollte; diesem Zwecke sollte auch die Entsendung des Grafen Czernin, der dem Thronfolger nahesteht, von dem man weiß, daß er die in Ungarn den Rumänen gegenüber befolgte Politik nicht billigt, dienen. Eine dauernde Wirkung war indes auch von einem gelungenen Ausgleich keinesfalls zu erwarten. Man muß in Rumänien mit zwei Strömungen rechnen: einer volkstümlichen irredentistischen, die sich mit dem Namen des Bukarester Geschichtsprofessors Jorga verbindet, und einer staatsmännischen, als deren beste Verkörperung wohl König Carol betrachtet werden kann. Der Ausgang des Balkankrieges und die hervorragende Rolle, die

Rumänien hierbei gespielt hat, mußte das Selbstgefühl des rumänischen Volkes naturgemäß heben, es empfindlicher gegen die Behandlung seiner Volksgenossen in Ungarn machen und ihm die Ziele einer großrumänischen Politik leichter erreichbar erscheinen lassen, als noch vor kurzem. Daß irgend ein Pakt zwischen Tisza und den ungarländischen Rumänen die von Jorga geführten Kreise befriedigt oder zum Einstellen ihrer Agitation veranlaßt hätte, ist wohl ausgeschlossen. Die Beschwerden über die Haltung Österreichs während des Balkankrieges waren diesen Kreisen auch nur ein willkommenes Mittel, die Leidenschaften anzustacheln und gewiß nicht ein Ausgangspunkt der österreich-feindlichen Bewegung. Die staatsmännischen Kreise im Königreich nehmen aber gewiß nicht aus der Haltung Österreichs bei den Petersburger Konferenzen über die Abtretung Silistrias oder in der Revisionsfrage den Anlaß zu einer Neuorientierung ihrer Politik; sie wissen auch zu gut, daß hier nicht allein Österreich Fehler gemacht hat, sondern auch ihr eigener verantwortlicher Minister Majorescu, der sich bei einiger Einsicht wohl wundern müßte, zu welcher staatsmännischen Größe ihn eine glückliche Verkettung von Umständen emporgewirbelt hat. Das wird also eine bald vergessene Episode sein. Sagt sich Rumänien von einer vertragsmäßigen Bindung seines Schicksals an das des Dreibundes los, so wird seine Politik doch wohl stets davon bestimmt sein, wie die Leiter der rumänischen Politik die Stärke der beiden europäischen Mächtegruppen einschätzen. Neutral wird Rumänien in einem großen europäischen Konflikt kaum bleiben können; weh ihm, wenn es sich auf die Seite der Besiegten stellt. Die beiden politischen Parteien, die in dem parlamentarisch regierten Lande jeweils die Verantwortung für dessen Geschicke tragen, werden sich diesen Erwägungen auch kaum verschließen können, mögen sie auch in dem Bedürfnisse nach Volkstümlichkeit mit der großrumänischen Bewegung kokettieren. Geben die inneren Zustände Österreichs Anlaß, an dessen Wehrfähigkeit zu zweifeln, so kann das natürlich dazu führen, daß Rumänien sein Heil bei der Entente sucht.

Darum ist auch nicht die Aufnahme, die das Scheitern der Ausgleichsverhandlungen im Königreich findet, das wichtigste, sondern die unmittelbare Wirkung auf die Masse der rumänischen Bevölkerung in Ungarn selbst. Die irredentistische Bewegung hat dort — man kann fast sagen — erstaunlicher weise noch immer nicht sehr festen Fuß gefaßt. Jahrzehntelang blickten die ungarländischen Rumänen trotz aller Enttäuschungen unverwandt nach Wien. Das ist aus der geschichtlichen Entwicklung leicht verständlich; der rumänische Nationalstaat ist sehr jung. Die Lichtblicke in der Entwicklung der ungarländischen Rumänen sind immer in jenen Zeiten aus Wien gekommen, wo die Macht der Dynastie stärker war, als die der ungarischen Stände. Das Liebäugeln mit einem „großösterreichischen" Gedanken wird den Rumänen von den Magyaren womöglich noch mehr verdacht als ein großrumänischer Irredentismus, wofür der bekannte Memorandumprozeß vom

Jahre 1894 einen treffenden Beleg bietet (in diesem Prozeß wurden zahlreiche Führer der Rumänen zu längeren Freiheitsstrafen verurteilt, weil sie sich in einem Memorandum, das ihre Beschwerden zusammenfaßte, direkt an den Kaiser gewandt hatten). Da die Rumänen von Wien aus aber immer nur Enttäuschungen erfuhren, so ist es nicht so unverständlich, daß der großrumänische Irredentismus nun doch an Boden gewinnt. Heute ist es vor allem die Hoffnung, daß ein Thronwechsel einen politischen Umschwung in Ungarn herbeiführen werde, der die rumänischen Führer an der kaisertreuen Politik festhalten läßt; sollte diese Hoffnung sich dereinst als trügerisch erweisen, dann muß man wohl mit einem geschlossenen Abschwenken der ungarländischen Rumänen ins großrumänische Lager rechnen. Daß dies die Stellung der Monarchie nach außen hin sehr schwächen würde, bedarf kaum eines Nachweises; und natürlich müßte dies auch auf die irredentistische Bewegung im Königreich aufstachelnd wirken und auch bei besonnenen rumänischen Staatsmännern den Glauben an die Lebensfähigkeit und Schlagkraft der Monarchie herabsetzen.

Briefe an August Wilhelm Schlegel

Mitgeteilt von Otto Fiebiger

Der Schreiber der nachstehenden, im Besitze der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Briefe[1]) war kein geringerer als Freiherr Karl Friedrich Alexander von Arnswaldt, der spätere Staatsminister des Königreichs Hannover und langjährige hochverdiente Kurator der Universität Göttingen[2]), dem Georg Waitz[3]) mit Recht eine umfassende geistige Bildung und Sinn für wahre Wissenschaft nachrühmt. Am 11. September 1768 als einziger Sohn des hannoverschen Konsistorialpräsidenten Christian Ludwig August von Arnswaldt geboren[4]), besuchte der junge Aristokrat in den Jahren 1785—1788 die Göttinger Universität und schloß während seiner Studentenzeit unter anderem mit seinem nachmals als Dichter und Kritiker so berühmt gewordenen Landsmanne, dem um ein Jahr älteren August Wilhelm Schlegel, dem vierten Sohne des hannoverschen Konsistorialrats Johann Adolf Schlegel[5]), einen innigen

[1]) Vgl. Mscr. Dresd. e 90: A. W. von Schlegels Briefwechsel Bd. 1.

[2]) Vgl. Friedrich Saalfeld, Gesch. der Universität Göttingen 18 f. und Ernst von Meier, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgesch. II 638, 640 u. öfter.

[3]) Allgemeine deutsche Biographie I 599.

[4]) Über die Daten aus seinem Leben: Neuer Nekrolog der Deutschen, 1845, I 323 f., und Heinr. Wilh. Rotermund, Das gelehrte Hannover I 60 f.

[5]) Hagen, Die romantische Schule 144.

Freundschaftsbund. Zu Schlegel, der neben antiquarisch-philologischen vor allem literarhistorische Studien trieb, fühlte sich der junge Student der Rechte, von äußeren Lebensumständen abgesehen, offenbar um deswillen so hingezogen, weil es auch ihm, wie seine Briefe erkennen lassen, Freude machte, neuerschienene Werke der Literatur mit Aufmerksamkeit zu lesen, um sich dadurch über ihren Wert oder Unwert eine eigene Meinung zu bilden. Wie feinen Geschmack und kritischen Sinn verrät der junge Arnswaldt in den Betrachtungen, die er den Schriftwerken des großen Preußenkönigs widmet! Wie treffend ist sein absprechendes Urteil über die unerfreulichen dichterischen Leistungen eines Langbein und Kosegarten! Besonders dankenswert aber ist, daß wir aus Arnswaldts Briefen mancherlei über Schlegels letzte Göttinger Jahre, sowie über die Stellung, welche Schlegels vom Unglück verfolgter, vielgeplagter Lehrer und Freund Bürger an der Universität einnahm, erfahren. Auch die wehmütige Freude, mit welcher der angehende Staatsbeamte Arnswaldt immer wieder an das harmlose, ungebundene und darum so gemütliche Göttinger Studentenleben zurückdenkt, wird manchem Leser zu Herzen gehen, nicht minder die ehrliche Entrüstung, welcher er in seinem letzten Briefe über die Greuel der Französischen Revolution Ausdruck gibt.

Doch lassen wir Arnswaldt selbst zu Worte kommen. Aus Göttingen nach Hannover zurückgekehrt, schreibt er an seinen Freund Schlegel:

I.

[Hannover] am 6. Nov. 1788.

Oft schon, mein Bester, war ich im Begriff, meinen Unwillen über die verzoegerte Erfüllung Ihres Versprechens in einem Strom von Vorwürfen zu ergießen; allein der Gedanke, daß Sie durch die häufigen Besuche, die Ihre Rückkehr nothwendig machte[n], durch die Einrichtung in einem neuen Logis[6]) und den Zeitaufwand, den Ihr Docentenamt[7]) fordert, daran gehindert worden, stimmte mich immer zur Nachsicht gegen Sie. Ihr Brief hat mich iezt ganz versöhnt und für mein bischen Harren reichlich entschädigt! Er hat die Erinnerung der vielen frohen Stunden, welche gemeinschaftliche Unterhaltung, in der wir durch keine Nebenabsicht, sondern blos durch die jedesmalige Eingebung unseres Genius geleitet wurden, uns verschaffte, in mir erneuert und den Wunsch, auf dem ich mich selbst schon einigemale ertappt hatte, aufs neue in mir erregt, daß ich mich noch nicht am Ziele meiner akademischen Laufbahn

[6]) Schlegel war Michaelis 1788 in das Haus seines Lehrers, des berühmten Philologen Christian Gottlob Heyne, umgezogen, dessen zweite Frau Georgine geb. Brandes mit Schlegels Eltern befreundet war, vgl. Otto Mejer, Kulturgesch. Bilder aus Göttingen 143.

[7]) Gemeint kann nur der Unterricht sein, den Schlegel einem Comte de Broglio und einem jungen Engländer namens Geo. Smith erteilte, vgl. Hayne a. a. O. und O. F. Walzel, Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1891, 490. Denn Magister an der Universität ist Schlegel nie gewesen. Erst 1791 legte sein Vater (vgl. den Brief vom 29. Juli) ihm nahe, sich in Göttingen zu habilitieren.

befinden möchte! Es geht hier, wie bei so vielen andern Gelegenheiten: man lernt das Gute erst schätzen, wenn man es entbehrt und so kurz die Erfahrung auch ist, die ich hier gemacht habe, so reicht sie doch hin, mich von den mancherley Vorzügen der Göttingischen Lebensart zu überzeugen. Mochte sie auch etwas Langeweile mit sich führen, so wars doch mehrentheils meiner Willkühr überlassen, mich ihr zu entziehn und daß ich mich iezt an das Gegentheil gewöhnen soll, das will meinem Freiheitssinne gar nicht einleuchten. Am meisten aber vermisse ich die Annehmlichkeiten eines Umgangs, wie der unsrige war und wie ich ihn, wenn schon nicht in gleichem Grade der Vertraulichkeit mit einigen wenigen andern genoß! Schwerlich kan er ohne eine gewisse Gleichheit des Alters und der Verhältnisse, unter denen man lebt, Statt finden und schwerlich wird er eine gewisse Dauer und einen immer gleich starken Reiz gewinnen, wenn nicht ein gemeinschaftliches und ich darf hinzusetzes, edleres Interesse als die meisten Menschen zusammenführt, noch hinzukommt! Und wo solten sich alle diese Erfordernisse wol so leicht vereinigen außer G[öttingen]? Rechnen Sie die Leichtigkeit hinzu, mit der man dort bekannt und wenn man sich einander nähern kan, auch vertraut wird und die fast an iedem andern Orte wegfällt, die Zwanglosigkeit, die den G[öttinger] Umgang begleitet, den Vorzug, daß man unter so vielen für seinen Umgang ganz nach seiner Neigung wälen und bei seiner Wal so gewis sein kan, daß sie Kopf und Herz befriedigen werde, und Sie werden in meine Klage gewiß einstimmen.

Abgerechnet diese nicht ganz angenehmen Empfindungen, die die Veränderung meines Aufenthalts zur folge gehabt hat, leb' ich ganz froh und genieße der glücklichen Muße, aus der ich noch immer nicht gerissen bin, da die Koenigliche Genehmigung meiner Ansetzung[8]) nach immer auf den Fluten des Ozeans schwebt! Ich habe sie dazu genüzt, die hinterlassnen Werke[9]) des Koenigs von Preußen, die iezt eben erschienen sind, wenigstens dem größten Theile nach, durchzulesen. Die histoire de mon tems, welche den Anfang dieser interessanten Sammlung macht, enthält die Geschichte seiner Regierung von 1740—1745 und ist mit allem Feuer der Jugend geschrieben. Voran geht eine Schilderung der europäischen Hoefe zur Zeit, als er seine Regierung antrat, und einige Charakterschilderungen von Regenten und Ministern sind nach meinem Gefühl Meisterstücke! In der ganzen Erzählung verleugnet sich der große Charakter nicht, der den König vielleicht noch höher hebt als seine glänzenden Talente; nirgends trifft man auf eine Spur selbstgefälliger Eitelkeit und partheiischen Selbstlobes! So gerecht er die Verdienste seiner Feinde erkennt, so enthusiastisch er die Tapferkeit seiner Generale und seiner Truppen der Nachwelt zum Muster vorhält, so offenherzig gesteht er alle seine Fehler ein und so wenig eignet er sich selbst einiges Verdienst zu und möchte oft selbst auf Rechnung eines günstigen Zufalls schreiben, was doch nur Folge seiner

[8]) Arnswaldt wartete auf seine Anstellung als Hannoverscher Kanzleiauditor.

[9]) Oeuvres posthumes 15 vol. Berlin 1788.

überdachten Pläne war! An Freimütigkeit hat dieses Buch vielleicht nicht seines gleichen. Die Geschichte des siebenjährigen Kriegs, welche darauf folgt, ist beinahe ganz militärisch und war dafür für mich nicht sonderlich interessant, so sichtbar auch eben der Charakter darin herrscht, der die übrigen Schriften bezeichnet. Nach einigen Bänden Abhandlungen, Gedichten — die nicht gerade zu den besten gehören — folgt endlich die Korrespondenz des Koenigs mit seinen Freunden d'Argens[10]), d'Alembert[11]), Voltaire[12]). Sie ist reich an den edelsten Gesinnungen und den fruchtbarsten Wahrheiten, die in dem Munde eines solchen Mannes doppeltes Gewicht erhalten und läßt nie den Koenig durchscheinen, sondern der Freund redet immer zu seinem Freunde; besonders ist in dieser Rücksicht die Korrespondenz mit Argens und Alembert interessant. Seine Gesinnungen über Religion — er bekennt sich überall zum Deismus — Litteratur, Politik und Philosophie sind überall mit einer Freimütigkeit und einer Stärke ausgedrückt, die mich oft entzückt hat. Nur eins wünsch' ich daraus hinweg: die fast vergoetternde Hochachtung für Voltaire, der doch in so manchem tief unter dem Koenig stand und dem er mit einem Respekt begegnet, der einem ieden lächerlich vorkommen muß, der Voltaires Verdienste nicht mit des Königs Augen betrachtet; seine Vorliebe für französische Litteratur und seine Verachtung der teutschen, in der er nur zu oft seine Ingnoranz verräth, zeigt sich einige male in sehr bittern Sarkasmen. Können Sie einmal Muße genug gewinnen, eine Lectüre von mehreren Bänden zu unternehmen, so schreiten Sie ia zu dieser. — Allein wie ich merke, hat mich Koenig Friedrich fast in eben die Begeisterung versetzt, in die Sie über Mamsel Chiarini[13]) geriethen; wenigstens darf ich mir nicht vorwerfen, Ihnen in der Wal des begeisternden Gegenstandes etwas nachgegeben zu haben.

Bürgern hab ich bei seiner Durchreise gesprochen und recht munter gefunden. Fast muß ich fürchten, daß mein schönes Projekt[14]), wovon ich Ihnen schon gesagt habe, scheitern werde; denn die Epigramme im M[usen-] A[lmanach], besonders das antichristliche: Verzeih[15])! o Vater der neun Schwestern[16])! haben einen Eindruck gemacht, der schwerlich sobald zu verlöschen sein wird!

[10]) Jean Baptiste de Boyer marquis d'Argens, philosophischer Schriftsteller, 1744 von Friedrich dem Großen zum ersten Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie ernannt.

[11]) Jean Lerond d'Alembert, französischer Philosoph und Mathematiker.

[12]) Der bekannte Marie François Aronet de Voltaire.

[13]) Die schöne Angelique Chiarini, die erste wirkliche Kunstreiterin von Bedeutung, vgl. H. W. Otto, Artisten-Lexikon, Düsseldorf 1891, 19 f.

[14]) Arnswaldt scheint sich für Bürger verwendet zu haben, dessen sehnlichster Wunsch es war, zum Professor extraordinarius ernannt zu werden, nachdem er bereits seit Mai 1784 als Magister der philosophischen Fakultät an der Göttinger Universität Vorlesungen hielt, vgl. darüber Wolfgang von Wurzbach, Gottfried August Bürger 236 f.

[15]) Tatsächlich heißt es ‚Verzieh'.

[16]) Das im Musenalmanach auf das Jahr 1789 (S. 104) erschienene Gedicht mit der Überschrift: „Fürbitte eines ans peinliche Kreuz der Verlegenheit genagelten Herausgebers

Ueber dieſes ſagte mir der Geh[eime R[ath] v. Beulwitz[17]), mit dem ich vor einiger Zeit von Bürgern zu reden Gelegenheit nahm, daß es recht gut ſein werde, wenn er G[öttingen] verlaſſe; denn ſeine Vorleſungen über die Kantiſche Philoſophie[18]) könten doch nicht unterlaſſen, die Gemüther der ſtudierenden Jugend zu verderben!!! Doch ſei's unter uns geſagt, wie ſichs verſteht!

Ich freue mich, daß Sie die Bekanntſchaft der Fr[au] v. Berlepſch[19]) gemacht haben und daß Sie ſie unterhaltend finden; denn ich finde dadurch mein Urteil über ſie beſtätigt; Sie ſehen, wie partheiiſch und wie eitel meine Freude iſt. Solte ſie ſich meiner einmal hochgefälligſt erinnern, ſo empfelen Sie mich ihr zu Gnaden. —

Was macht denn Junker Beulwiz[20])? Sie erwähnen ſeiner nur ſo ganz en passant, daß ich dieſe Frage ſchon an Sie thun muß, um von ſeinem ietzigen Treiben und Thun unterrichtet zu werden. Lebt er noch auf die gewohnte Weiſe oder iſt der Geiſt des Herrn über ihn gekommen und hat ihn erleuchtet? Er ging wenigſtens mit den beſten Entſchlüſſen von hier, allein Sie wiſſen, wie weit es bei ihm vom Entſchluß zur That entfernt iſt. — Eben überſehe ich mein Geſchreibe und bin faſt über meine Geſchwäzigkeit böſe, da ſie mich beinah dem Ungeleſenbleiben ausſetzt; allein ich hoffe zu ihrer Nachſicht, daß ich es für diesmal noch nicht zu befürchten habe. Grüßen Sie alle meine Bekannte, die ſich meiner noch erinnern, vorzüglich Dornford[21]), Ompteda[22]) und Beulwitz und leben ſo wol und ſo froh als ichs Ihnen wünſche.

Ganz der Ihrige K. v. Arnswaldt.

---

eines Muſenalmanachs" hatte ein tadelndes Reſcript der Königlichen Regierung zu Hannover zur Folge, vgl. Briefe von und an Bürger III 201 f. Auch wurde Bürger deswegen von dem ihm befreundeten, aber in religiöſen Dingen ſehr ſtreng geſinnten Göttinger Mathematikprofeſſor Abraham Gotthelf Käſtner heftig angegriffen, vgl. A. W. Schlegels Werke, hrsg. von Böcking VIII 69, ſowie Briefe von und an Bürger III 201 f. u. 211.

[17]) Ludwig Friedrich von Beulwitz, hannoverſcher Staatsminiſter und damals zweiter Kurator der Univerſität, vgl. E. von Meier a. a. O. II 638, 640.

[18]) Bürger hatte ſich mit ſeinem Kolleg „über einige Hauptmomente der Kantiſchen Philoſophie", das er erſtmalig im Winter 1787/1788 und darauf wiederholt vor einer ſtetig wachſenden Hörerſchar las, den Haß der Kantfeindlichen Göttinger Profeſſoren zugezogen, vgl. Wurzbach a. a. O. 238—240.

[19]) Für die ſchöngeiſtige Emilie von Berlepſch, geb. von Oppel, ſchwärmt auch Bürger in einem Briefe an Friedrich Bouterwek vom Juni 1788: „deren Geiſt und Herz ich im Geiſt und Herz ſo andächtiglich verehre." (Briefe von und an Bürger III 197.)

[20]) Der Student der Rechte Anton Friedrich von Beulwitz, der Sohn des oben erwähnten Geheimen Rates, gehörte ſpäter zu den Verehrern von Bürgers dritter Frau Eliſe geb. Hahn, vgl. Wurzbach a. a. O. 303.

[21]) Joſiah Dornford, ein begabter junger Engländer, der 1790 Joh. Stephan Pütters hiſtoriſche Entwicklung der heutigen Staatsverfaſſung des Teutſchen Reiches in ſeine Mutterſprache überſetzte und bei der Herausgabe von Chr. Gottl. Heynes Prolusiones nonnullae academicae tätig war, vgl. über ihn Dictionary of National Biography XV 250.

[22]) Ludwig Conrad Georg von Ompteda, der ſpätere hannöverſche Miniſter, der von Oſtern 1787—1790 in Göttingen Rechtswiſſenſchaft ſtudierte, vgl. Allgemeine deutſche Bio-

Spittlern[23]), Federn[24]), Meiners[25]) und vorzüglich Heynen empfelen Sie mich aufs beste! — Versuchen Sie's doch einmal, ob Sie Ihre schöne Hausgenoßin, von deren Unpäslichkeit Sie schreiben, nicht heilen koennen; Apoll — er ist ia der Gott der Heilkunde, wenn mich meine mythologische Unwissenheit nicht trügt — wird Sie dabei hoffentlich nicht im Stich lassen.

II.

Hannover am 11. Jan. 1789.

Ich weiß kaum, mein Bester, wie ich iezt noch die Schuld, in der ich mich schon so lange gegen Sie befinde, abtragen soll. Entschuldigen will ich mein langes Stillschweigen nicht, ob ich gleich zu einem Katarrhalfieber, welches mich beinah vierzehn Tage eingesperrt gehalten hat, meine Zuflucht nehmen könte; allein versprechen darf ich, daß ichs in Zukunft gewiß nachholen werde und unter diesem Versprechen hoffe ich Ihre voelligste Verzeihung.

Meine Lage ist seit Ihrer letztern Abreise von hier voellig ungeändert; ich genieße noch eben der Muße, in der Sie mich gesehn haben und wenn es gleich kein otium cum dignitate ist, so ists doch gewis ein otium cum voluptate; denn ich fühle es sehr gut, daß es mir schwer werden wird, diese Situation, in der ich nur meinen Neigungen folgen darf, mit einer andern zu vertauschen, die mir Geschäfte zur Pflicht macht, die nicht immer mit jenen übereinstimmen möchten.

Aus Ihrem Stillschweigen — welches im Vorbeigehn erwähnt zwar gerecht, aber doch nicht ganz freundschaftlich war — schließe ich, daß der Plan, der Sie beinah allen Ihren vorigen Aussichten und Entwürfen entführt hätte[26]), nicht zu Stande gekommen ist und wenn ich bedenke, daß Sie dadurch so weit von Ihrem Vaterlande und auch mir wären entfernt und vielleicht in eine Lage versezt worden, deren Unbequemlichkeiten durch alle Vortheile, die sie vereinigt, nicht aufgewogen wären, so kan ich Sie kaum darum bedauern. Lassen Sie mich doch den Ausgang dieses Projekts und die Folgen wissen, die es auf die Bestimmung Ihrer ietzigen Beschäftigungen gehabt hat. Ich zweifle kaum, daß, wenn meine Vermuthung gegründet ist, Sie nicht Ihren alten Entwurf, um den

graphie XXIV 355 f. und Politischer Nachlaß des hannoverschen Staats- und Cabinets-Ministers L. von Ompteda, Abt. I 7.

[23]) Ludwig Timotheus Spittler lehrte von 1779—1797 als Geschichtsprofessor an der Göttinger Universität.

[24]) Johann Georg Heinrich Feder war von 1768—1797 in Göttingen als Professor der Philosophie tätig.

[25]) Christoph Meiners wirkte von 1772—1810 als Professor der Philosophie in Göttingen.

[26]) Etwas näheres über diesen Plan ist unbekannt. Zwei Jahre später suchte Schlegels Vater seinem Sohne eine Stelle als Sekretär der Kgl. Großbritannischen churfürstlich Braunschweigischen Gesandtschaft am churfächsischen Hofe zu Dresden zu verschaffen. Vgl. Hanne a. a. O. 869 und O. F. Walzel, Zeitschr. f. d. österr. Gymnasium 1891, 490.

diesjährigen philosophischen Preis zu ringen[27]), wieder erneuert haben solten; und in diesem Fale lassen Sie mich doch ja von Ihren Fortschritten zur Ausführung hören.

Bürgern grüßen Sie recht herzlich von mir; ists ihm mit dem Pantheon[28]) noch Ernst oder ist auch dieser Plan zu den luftigen Projekten gesellt, deren er schon so manche erschaffen hat? — ich habe so lange nichts von Goettingen und besonders von dem Leben und Streben meiner alten Freunde gehört, daß ich doppelt begierig auf einige Nachricht von ihnen bin.

Es herrscht hier eine Stille, welche denen, die an rauschende Vergnügungen gewöhnt sind, gar nicht behagen will. Schauspiel, Tanz, Musik, alles ist verbannt[29]) und wenn ich gleich die Abwesenheit des erstern manchmal bedaure, so wird doch diese Entbehrung dadurch vergütet, daß ich mich selten mehr als einmal wöchentlich meinem Alltagsleben zu entziehen und in das Element der Langenweile zu begeben brauche. — Ich glaube, daß man auch in Goettingen alle Lustbarkeiten eingestellt hat und zweifle nicht, daß manchen der Verlust sehr empfindlich sein werde. — Leben Sie recht wol, mein Bester, und lassen Sie bald etwas von sich hören, denn ich traue Ihnen Grosmuth genug zu, nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten! Ewig

der Ihrige

Arnswaldt.

III.

[Hannover] am 24. Jan. 1789.

Ihr letzter Brief hat mir sammt seiner poetischen Einlage recht viel Vergnügen gemacht; ich habe seit langer Zeit in so gänzlicher Entfernung von poetischer Lektüre und Unterhaltung gelebt, daß mir die leztere doppelt willkommen war. Ich habe Sie mir recht lebhaft in dem Augenblick des Empfangs des Sonetts gedacht, wodurch Ihnen Bürger gewiß eine der glücklichsten Minuten Ihres Lebens verschafft hat[30]); wie sich Ihr Gesicht bis zum Ausdruck des unbeschreiblichsten Entzückens aufgeklärt haben wird! — Uebrigens gefällt mir Bürgers Einfall sehr wohl, die Form der Sonette in unsrer Dichtkunst zu er-

[27]) Einen akademischen Preis errang Schlegel nur im Jahre 1787 mit seiner Commentatio de geographia Homerica, vgl. Hayne a. a. O. 144. Im Jahre 1789 wurde der philosophische Preis dem Göttinger Aug. Matthiä zu teil und das Accessit Carl Gottlieb Melchior Hermann aus Danzig zuerkannt, vgl. Saalfeld a. a. O. 545.

[28]) Über Bürgers „Pantheon des Geschmacks und der Kritik desselben" siehe Wurzbach a. a. O. 269.

[29]) Veranlassung zur Einstellung aller Lustbarkeiten dürfte die schwere Erkrankung des in Hannover überaus beliebten Königs Georg III. gegeben haben, der im Herbst 1788 in einen Zustand von Geisteskrankheit verfallen war, welcher zu Beginn des neuen Jahres noch andauerte. Vgl. Dictionary of National Biography XXI 186.

[30]) In einem Sonett, das mit den Worten: „Kraft der Laute, die ich rühmlich schlug" beginnt, feierte Bürger seinen jungen Freund und Schüler als „jungen Aar" vgl. Bürgers Brief an F. L. W. Meyer vom 1. März 1789 (Briefe von und an Bürger III 217) und dazu Hayne a. a. O. 145, sowie Wurzbach a. a. O. 265.

neuern; sein Beispiel wird Wirkung hervorbringen. Unstreitig haben die Italiäner ihrer Poesie sehr dadurch geschadet, daß sie diese Form zur ausschließlichen fast erhoben; allein für den Ausdruck mancher Empfindungen besonders der elegischen ist sie, dünkt mich, sehr gut gewält. Auch läßt sie einen Wohlklang zu, den man bei mancher andern Form vermißt. Schon vor mehrern Jahren habe ich im T[eutschen] Merkur Sonette und, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, von Kl[amer] Schmidt[31]) gefunden, die aber vielleicht wegen Mangel des innern Gehalts, unbemerkt geblieben sind. Es freut mich gleichfalls sehr, daß Bürger an Ihnen einen so treuen Gehülfen gefunden hat[32]); wollen Sie auch eine goldne Medaille nicht verdienen, so thun Sie doch wohl, nach einigen Lorbeerreisern zu ringen; diese wiegen zwar auf der Wage des Profits nicht so schwer, allein man erhält und giebt doch mehr Vergnügen dadurch.

Der lange und strenge Winter hat auf uns gleichen Einfluß gehabt; Mangel an Bewegung, deren ich noch dazu so gewohnt war, haben die hypochondrischen Anfälle auch bei mir vervielfacht und ich freue mich darum recht sehr, daß eine mildere Luft es iezt verstattet, sie durch Bewegung und Zerstreuung zu verscheuchen. Daß es doch nicht einmal daran genug ist, die Vortheile der sizenden Lebensart durch Aufopferung so manchen Genußes erkaufen zu müßen; daß sie in sich selbst noch eine Hydra erzeugen muß, welche selbst die Vortheile verschlingt, die wir durch sie zu erlangen hofften.

Die litterarische Welt ist arm an interessanten Neuigkeiten; desto mehr Stoff zu Betrachtungen liefert die politische. Ich weiß, Sie sind kein Freund der letzteren; allein ich denke, Sie erfahren nicht ungern, daß nach den neuesten engl[ischen] Nachrichten des Koenigs intellektueller Zustand noch voellig ungeändert ist[33]).

Der ietzigen preußischen Administration scheint es noch nicht an dem berufnen Religions-Edikt[34]) genug gewesen zu sein; man ist iezt damit beschäftigt, eine Censur-Verordnung[35]) ihm zuzugesellen, welche muthmaßlich den Geist desselben Schöpfers athmen wird. Eben sehe ich aus der Allg[emeinen] Litt[eratur-] Zeit[ung], daß ein doctor philosophiae in Berlin, der gegen das Rel[igions-] Edikt geschrieben und besonders die Lehren, zu deren Aufrecht-

---

[31]) Über die Sonette des Halberstädter Dichters Klamer Eberhard Carl Schmidt vgl. Koberstein, Grundriß der Gesch. der deutschen National-Literatur II 2, 164 und Heinrich Welti, Gesch. des Sonetts in der deutschen Dichtung 148 f.

[32]) Sein erstes Sonett „Dichtersinn" dichtete Schlegel im Jahre 1788 (vgl. Sämtliche Werke hrsg. von Böcking I S. 7). Über seine Sonettdichtung vgl. Hayne a. a. O. 146 und Welti a. a. O. 160 ff.

[33]) Vgl. Anmerkung 29.

[34]) Über das Religionsedikt des preußischen Ministers Wöllner vom 9. Juli 1788 siehe Martin Philippson, Gesch. des Preußischen Staatswesens I 211 ff. Bürger spottet über dasselbe in einem Briefe an L. W. Meyer vom 12. Januar 1789 (Briefe von und an Bürger III 211).

[35]) Über Wöllners Censuredikt vgl. Philippson a. a. O. 238 ff.

haltung es bestimt war, angegriffen hat[36]), verhaftet und ihm der Prozeß gemacht ist. Dafür geht es hier doch noch billiger zu, wenn man gleich einige profane Aeußerungen selbst im Mus[en-] Almanach[37]) rügt.

Laßen Sie mich doch den Ausgang der Bürger-Kästnerschen Fehde wissen, die vermutlich schon in Vergessenheit begraben[38]) ist. Dem unberufnen Retter der Orthodoxie hätte ich gern eine kleine Züchtigung gegönnt und Dietrich Menschenschreck[39]) ist doch der Mann nicht, der zu sparsam damit wäre. —

Adieu, bester Freund, ich hoffe auf eine baldige Erscheinung von Ihnen in Prosa und in Versen. Ganz der Ihrige

v. Arnswaldt.

Ich höre, daß Dornford[40]) Goettingen verlassen wird; wann? u. warum so schnell? — beantworten Sie mir gütigst.

IV.

Hannover am 5. März 1789.

Sie koennen gewiß, mein Bester, unsre Goettingschen Abendunterhaltungen[41]) nicht mit der Sehnsucht zurückwünschen als ich, der ich den Abgang derselben bei dem Mangel eines vertrauten Umgangs, ganz nach meinem Sinne, doppelt fühle.

Geschäftsmänner, die nur für ihre Geschäfte leben, und das thun doch hier die meisten, sind für den ungenießbar, der etwas mehr als schaale Zeitungsunterhaltung sucht und doch wird man seines Lebens nur zur Hälfte froh ohne ein menschliches Wesen, dem man auch seine geheimsten Gedanken und Empfindungen vertrauensvoll mittheilen kan, und mit dem man Liebe zu denselben Geistesbeschäftigungen theilt.

Meine ietzige einsame Muße hat die Neigung zu poetischer Lektüre, der ich in den leztern Jahren zum Theil entsagen mußte, wieder erweckt und ich habe Sie mir oft zum Theilnehmer des Genußes gewünscht, den sie mir verschafft hat. Vereinigen sich einmal Zeit und Lust bei Ihnen, so lesen Sie ia den Adone des Marino[42]), dem ich mehrere sehr angenehme Abende verdanke.

[36]) Nach Nr. 7 des Intelligenzblattes der Allg. Litteratur-Zeitung vom 17. Jan. 1789 schrieb ein Dr. Bürger „Bemerkungen über das Religionsedikt" und wurde dafür durch das Berliner Kammergericht zu einer sechswöchentlichen Gefängnisstrafe verurteilt. Darüber auch Philippson a. a. O. 229 f.

[37]) Vgl. Anmerkung 16.

[38]) Bereits Ende des Jahres 1788 suchte Bürger Kästners Zorn zu beschwichtigen (vgl. Briefe von und an Bürger III 202 f.). Doch erschienen erst im Musenalmanach auf 1791 wieder Gedichte von Kästner.

[39]) Unter diesem Decknamen veröffentlichte Bürger im Musenalmanach auf 1789 sechs Gedichte.

[40]) Vgl. Anmerkung 21.

[41]) Näheres über dieselben bei Pütter, Versuch einer academischen Gelehrtengesch. von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen II 369 f.

[42]) Der Adone war das Hauptwerk des italienischen Dichters Giovanni Battista Marini oder Marino (1569—1625), von dem 1789 eine vierbändige neue Ausgabe erschien.

Man wird durch Züge eines recht großen poetischen Genies, welches besonders in den Schilderungen sichtbar ist, für den Mangel an Geschmack schadlos gehalten, der nicht selten darinn beleidigt. Das Ganze ist eine so abentheuerliche Komposizion, als sie sich nur in der Imaginazion ihres Schöpfers gestalten könnte, allein die Details sind ungemein schön und die Versifikazion so reizend und leicht als sie nur in den größten Meisterstücken der ital[iänischen] Poesie gefunden werden mag. — Die beiden poetischen Samlungen von Kosegarten[43]) und Langbein[44]), deren Sie gegen mich erwähnten, habe ich bereits gelesen und bin im ganzen mit Ihrem Urtheil über den Werth derselben einstimmig. Nur scheinen Sie mir dem ersteren der beiden Herren mehr Ehre widerfahren zu lassen, als er in der That verdient. Eine wilde zügellose Fantasie und etwas poetische Sprache, die er größtentheils Klopstock und Stolberg[45]) abgeborgt hat, sind sein ganzer Beruf zur Dichtkunst und er wird Lesern von Geschmack schwerlich gefallen. Unaufhörlich ringt er nach kühnen gigantischen Bildern, die ihm nicht selten verunglücken und die mir nur zu deutlich bewiesen haben, daß sein Feuer an einem fremden Heerde angezündet sei. Oft wird sein Ausdruck durch seine Seltsamkeit possierlich; so erinnere ich mich, gleich in einem der erstern Stücke gelesen zu haben: ihr brausen die Eingeweide von Mitleid[46]). Am meisten aber hat mich die Nachahmung der obengenannten beiden großen Dichter beleidigt, die sich in dem Ideengang und der Sprache fast eines jeden Gedichts verräth, so sehr auch der V[er]f[asser] versichert, daß er alle Spur von Nachahmung vertilgt habe. Sie haben Recht, daß Langbein ungleich genießbarer ist, allein ich fürchte, daß seine Gedichte nur wenige Meßen überleben werden, denn wie Johnson[47]) einmal sagte, there is too little salt in to keep it sweet.

Ich soll heute Abend einem Schauspiel beiwohnen, welches sicher das erste seiner Art ist, das man in Hannovers Mauern erblickt hat; eine Gesellschaft von Friseurs und ihren Weibern stellt ein Stück von Stephanie[48]) vor einer sehr zalreichen Gesellschaft im Redoutensal vor. Da die Post erst morgen früh abgeht, so werde ich Ihnen den Ausgang noch mit einigen Zeilen in einem Postskript bekannt machen.

Leben Sie recht wol, bester Freund, so wie mein Herz es Ihnen wünscht und lassen Sie mich bald von Ihnen und Ihren Beschäftigungen etwas hören.

Ewig Ihr Ihnen ganz eigner

K. Fr. Arnswaldt.

---

[43]) Ludwig Theobul Kosegartens Gedichte waren 1788 erschienen.

[44]) August Friedrich Ernst Langbeins Gedichte im nämlichen Jahre.

[45]) Friedrich Leopold Graf zu Stolberg der jüngere.

[46]) Hymne an die Tugend: Gedichte I S. 10.

[47]) Der bekannte Samuel Johnson.

[48]) Der damals sehr beliebte Lustspieldichter Gottlieb Stephanie der jüngere. Über eine Schüleraufführung einer Stephanieschen Komödie in Göttingen berichtet Philippine Gatterer in einem Briefe an Bürger vom 29. Juni 1778 (Briefe von und an Bürger II 239).

Ich glaubte Ihnen recht viel von der Friseurskomödie sagen zu koennen; allein zu schlecht, um zu amüsieren und zu gut, um darüber zu lachen, hab ich sie gleich nach dem ersten Akt verlassen.

* * *

In der Folgezeit ruhte der briefliche Verkehr Arnswaldts mit Schlegel viereinhalb Jahre. Ersterer wurde inzwischen 1791 hannoverscher Hof- und Kanzleirat und im folgenden Jahre Kammerrat, während Schlegel im Sommer 1791 von Göttingen nach Amsterdam ging und dort im Hause des reichen holländischen Kaufherrn Muilman eine Reihe von Jahren als Hofmeister tätig war. Als im Mai 1793 Schlegels schöne Freundin Carolina verwittwete Böhmer in Gefangenschaft geriet, machte Wilhelm von Humboldt in einem Briefe vom 25. Mai 1793[49]) Schlegeln den Vorschlag, er möchte sich, um ihre Freilassung zu erwirken, an die Hannöversche Regierung wenden: „Sollten Sie vielleicht durch den jungen Arenswald[50]) etwas ausrichten können?" Der Schritt unterblieb. Carolina wurde vielmehr auf Grund einer Eingabe ihres Bruders Philipp an den König von Preußen[51]) in Freiheit gesetzt. Erst die kriegerischen Ereignisse, die sich im September 1793 an der holländischen Grenze abspielten, insbesondere die schwere Niederlage, welche der französische General Houchard den von General Wallmoden befehligten Hannoveranern am 8. September 1793 bei Hondschoote beibrachte[52]), gaben den Anlaß, daß Arnswaldt und Schlegel sich nochmals schrieben. Leider besitzen wir wieder nur Arnswaldts Brief. Er lautet:

V.

Hannover am 25. Sept. 1793.

Ihren Brief erhielt ich gestern, lieber Freund, und ich eile Ihnen für die freundschaftliche Art, womit Sie meine Bitte erfüllt haben, zu danken. Nicht um Neuigkeiten war mir es indes dabei zu thun, sondern um die fernere Dauer unsrer wechselseitigen Verhältnisse. Alles, mein theurer Schlegel, was von Ihnen kommt, ist mir werth; denn es erinnert mich an unsre Goettingische Stunden, die mir unvergeßlich sind und die ich immer zu den angenehmsten meines Lebens rechne. Die Unbefangenheit, welche den Umgang dieser Periode begleitet, kehrt späterhin nie wieder; in die Verhältniße des bürgerlichen Lebens eingetreten sind es fast immer nur diese, welche uns den Menschen nähern; und tausend Rücksichten entfernen hier Offenheit, wovon der freundschaftliche Umgang sein Hauptinteresse erhält. — Oft mein theurer Freund hab' ich in diesen letzten Zeiten Ihrer gedacht; ich mag Sie kaum an die Veranlassung erinnern; allein ein fast ähnlicher Verlust setzt mich in den Stand, Ihre Empfindungen zu

[49]) Vgl. Caroline, hrsg. von Erich Schmidt I 653.

[50]) Gemeint kann nur Arnswaldt sein.

[51]) Vgl. Caroline I 300 u. 702.

[52]) Vgl. Heinrich von Sybel, Gesch. der Revolutionszeit II^3 391 f. und Arthur Chuquet, Les guerres de la révolution XI: Hondschoote (Paris 1896).

theilen[53]). — Der größte Theil der politischen Neuigkeiten, welche Ihr Brief enthält, war hier bereits aus den Berichten und den Briefen von der Armee bekant. Der Verlust unsres Korps ist vorzüglich in Anbetracht seiner Stärke sehr beträchtlich gewesen. Er beläuft sich über 2000 Mann; mancher gute und wackre Offizier ist darunter. Ich kan Ihnen die Sensation nicht schildern, womit die ersten Nachrichten von diesen traurigen Vorfällen hier aufgenommen wurden; Bestürzung und Niedergeschlagenheit waren algemein; auch lauteten jene Nachrichten, welche nicht offiziell, sondern von Privatpersonen waren, ungleich fürchterlicher, als sichs iezt bestätigt. Ich kan es mir denken, wie eine politische Parthie bei Ihnen[54]) diese Ereignisse aufgenommen hat; aus der leidenschaftlichen Heftigkeit, womit Faktionen sich hassen, ist es indes allein erklärbar, daß noch izt eine Trennung über den Antheil an Frankreichs Schicksal in diesem Kriege herrschen kan; denn haben seine Armeen nicht überall die schrecklichsten Verwüstungen hinterlassen, die Macht in die Hände der verworfensten Menschen geliefert und durch Begünstigung dieser letztern sich eben so algemein verächtlich gemacht, als sie demjenigen bereits verhaßt sein mußten, welcher an ihrer Umstürzung aller sittlichen Begriffe, ihrer allgemeinen Theorie des Raubes kein Gefallen fand? Die Gebrechen unsrer politischen Formen fühle ich täglich tiefer; allein mit allen diesen Gebrechen gewähren sie doch dem bessern und gebildetern Theile einer Nazion mehr Ruhe und eine glücklichere Existenz, als eine Regeneration, wobei Verschlagenheit und unerschrockene Bosheit am Ende allein siegen. — Verzeihen Sie mir diese Tirade, lieber Freund; allein ich werde warm, sobald ich auf diesen Punkt treffe; freilich paßt meine Theorie so wenig für den, der nur am Herkommen hängt, als für den, der alles Vorhandene als verwerflich verdammt; allein ich denke, wer zwischen zwei Partheien mitten inne steht, ist der Warheit am nächsten. — Ich danke für Ihre Bemühung wegen der Werke des Hemsterhuys[55]); es wird mir sehr angenehm sein, wenn der Buchhändler noch ein Exemplar auftreiben kan. Wenn Sie meines Wunsches und Ihres Versprechens eingedenk mir fein bald antworten, so sollen Sie auch von mir und dem, was meine litterarischen Lesereien angeht, hören. — Leben Sie wol und erinnern sich meiner

Arnswaldt.

ich schicke diesen Brief Ihrem H[errn] Bruder[56]) zur Besorgung; ist Ihnen für die Zukunft an meinen fernern Briefen gelegen, so erbitte ich mir eine Adreße.

[53]) Am 16. September 1793 war Schlegels Vater gestorben. Arnswaldt hatte im Sommer des Jahres 1791 seine Mutter verloren, vgl. Karl Schlegels Brief vom 22. Juni 1791 an seinen Bruder Wilhelm.

[54]) Die holländische Patriotenpartei, die erbittertsten Feinde des Hauses Oranien, wollten die Generalstaaten den Franzosen ausliefern. Vgl. Louis Legrand, La révolution française en Hollande, Paris 1894, 13 f. 16, 24.

[55]) Vermutlich die 1792 erschienenen oeuvres philosophiques des Franz Hemsterhuis.

[56]) Konsistorialsekretär Karl Schlegel in Hannover, vgl. Briefe von und an Bürger IV 123, 126.

Grundfragen des Kinderschutzes

Von Professor Dr. Klumker

Ueber modernen Kinderschutz und moderne Jugendfürsorge wird man selten reden hören, ohne daß ihr Wesen aus dem Übergang von der Familie zum Staate erklärt und das berühmte Schema Iherings berührt würde, daß alle öffentliche Tätigkeit sich von den einzelnen und der Familie, über freie Vereinsbildung zur staatlichen Organisation entwickle. Soweit diese ziemlich allgemeine Schilderung dann im einzelnen veranschaulicht werden soll, begegnen wir einer Reihe von Gedanken, die sich oft zum Teil überdecken oder wiederholen.

Die Familie ist für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts heute weniger geeignet als früher, weil sie einen großen Teil ihrer wirtschaftlichen Funktionen verloren hat; sie ist aus einer produktiven Organisation zu einer fast reinen Konsumorganisation geworden. Eine Fülle wirtschaftlicher Aufgaben, die sich früher im Hause unter den Augen des Kindes vollzogen und nicht unwesentlich zu seiner persönlichen und sozialen Ausbildung beitrugen, sind heute zu selbständigen Produktions- und Erwerbszweigen geworden, die außerhalb des Hauses ihren Platz finden. Werkstätten, Lagerräume wie die Wohnungen der Angestellten und Mitarbeiter sind aus dem alten einheitlichen Hausverband geschieden und haben diesen immer mehr an allgemeinen Beziehungen verarmen lassen.

Diese Entwicklung schließt zugleich die andere in sich, daß der erzieherische Einfluß des Vaters auf das Kind bedeutend vermindert wird, da mit jener Trennung von Hauswirtschaft und Gütererzeugung auch eine Trennung des Vaters als Arbeiter von seinem Haus verbunden ist, er also den größten Teil seiner Zeit überhaupt keine oder nur vorübergehende Berührung mit seinem Kinde hat. Gehen also dem Hause einerseits eine große Reihe erzieherischer Eindrücke gesellschaftlicher Natur verloren, so wird anderseits die erzieherische Kraft des Vaters in starkem Maße ausgeschaltet.

Genau wie beim Mann wird aber durch die Ausbildung der Familie zu einer reinen Konsumorganisation auch die produktive und erwerbende Arbeit der

Frau — sie ist zu allen Zeiten in der Produktion tätig, also auch erwerbstätig gewesen — aus dem Hause hinaus verlegt und mit dieser Verlegung des Produktionsortes wird auch die Frau aus dem Hause herausgezogen gleich dem Mann. Welcher dieser beiden Vorgänge für die Erziehungsleistung der Familie bedeutsamer war, ist heute gar nicht sicher zu beurteilen, da wir den persönlichen Einfluß, vor allem den unwillkürlichen Einfluß der Berührung mit dem väterlichen Gewerbe im Hause auf das heranwachsende Kind keineswegs unterschätzen und den Einfluß der im Hause arbeitenden Mutter nicht überschätzen dürfen. Was der eine mehr für das persönliche innere Leben des Kindes gibt, das gibt der andere mehr an sozialem Gehalt, an Förderung für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben. In den Schwierigkeiten der Berufswahl, die eigentlich erst in neuester Zeit gewürdigt werden, zeigt sich der Einfluß jener veränderten Stellung des Vaters in der Erziehung in seiner schärfsten Gestaltung.

Dieses Beispiel will nur den Blick öffnen dafür, wie schwer es ist, aus dem allgemeinen Satz, daß die heutige Kinderfürsorge ihre Formen durch den Übergang größerer Aufgaben der Familie auf andere Organe, in letzter Linie auf den Staat, erhält, wirklich richtige Folgerungen zu ziehen und unter diesen Folgerungen die wichtigsten herauszuheben. Dabei ist von der rein gefühlsmäßigen Wertung dieser Dinge abzusehen und eine möglichst ruhige, sachliche Würdigung der gegebenen Tatsachen zu erstreben.

Gehen wir von der allgemeinen Bedeutung der Fürsorge aus, die überall dort eintritt, wo die Mittel und Kräfte des einzelnen nicht ausreichen, um seine persönlichen und gesellschaftlichen Aufgaben zu erfüllen, wo dazu auf irgend einem Wege fremde Mittel ohne Entgelt dargeboten werden müssen, so ist das Kind an sich überhaupt fürsorgebedürftig. Als das hilfsloseste aller Lebewesen kommt es in die Welt und bleibt am längsten von allen in diesem fürsorgebedürftigen Zustand. So würde im letzten Sinne Kinderfürsorge alles umfassen, was zum Schutze, zur Heranbildung und Erziehung der jungen Generation geschieht. In diesem Sinne war die Tätigkeit der Familie Fürsorge im höchsten Sinn; in diesem Sinne ist Kinderfürsorge mit dem Begriff der Menschheit überhaupt eng verbunden und diese ohne ihn nicht denkbar. Abgesehen von primitiven Gesellschaftsformen finden wir überall in der Heranbildung des jungen Geschlechts eine Arbeitsteilung zwischen den Familienformen und anderen darüber hinausgehenden Gesellschaftsbildungen, die sich des Nachwuchses annehmen. Unsere heutige Kinderfürsorge ist gleich all diesen Bildungen auf dem Wege einer Ausscheidung immer weiterer Aufgaben der Kinderfürsorge aus dem Rahmen der Familienleistungen heraus entstanden, und ihrem Wesen werden wir am ehesten näherkommen, wenn wir diesen Vorgang im einzelnen zu verstehen suchen.

Welchen weiten Weg hat die Entwicklung gemacht, allein schon von der geschlossenen Gutswirtschaft des früheren Mittelalters an bis zur Gegenwart,

oder — wenn wir die gleichen Gegensätze nebeneinander sehen —, welche andere Gestaltung der Kinderfürsorge in den zerstreuten, fast ganz auf sich gestellten Hofsiedlungen des fernen Islands und einer modernen Großstadt! Dort in dem eng geschlossenen Gehöft ist die Familie so gut wie der ganze Rahmen der Kinderfürsorge. Das Haupt dieser Familie bestimmt darüber, was an Erziehung und Ausbildung für die heranwachsenden Kinder notwendig sei und diese Familie verfügt zugleich über die genügenden Mittel, dieses Maß an Ausbildung und Erziehung durchzuführen. Ist doch dort noch ein großer Teil des Unterrichts Sache des Hauses, Aufgabe der Mutter. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, die von da bis zu den Kasernenwohnungen der Großstädte führen, haben von zwei ganz verschiedenen Richtungen aus die Kinderfürsorge beeinflußt. Nicht nur die erwähnten Einflüsse von Vater und Mutter, sowie die Einflüsse jener Wirtschaft selbst auf die Kinder sind enger und kleiner geworden, vielmehr brauchen wir nur an die Wohnungsverhältnisse unserer großen Städte zu denken, an jene Einengung des Bewegungsraumes für die Kinder, um zu erkennen, wieviel Leistungsfähigkeit die Familie allein durch die äußere Änderung der Siedlungsform verloren hat.

Dem steht gegenüber, daß die Anforderungen an die Erziehung in derselben Zeit gewaltig gestiegen sind. Wenn man noch im ausgehenden Mittelalter zur Bekämpfung der Bettelei Eltern und Kinder trennen will, so wählt man dazu den Zeitpunkt, wo die Kinder auf eigenen Füßen stehen, selbständig untergebracht werden können, d. h. etwa das dreizehnte Lebensjahr. Dann ist der junge Mensch imstande, sich selbst zu erhalten. Bei der seltsamen Zähigkeit, mit der solche alten Anschauungen lebendig bleiben, tun wir heute noch so, als könnte der junge Mensch nach der Schulentlassung auf eigene Füße gestellt werden, während schon längst die Notwendigkeit einer ordentlichen Berufsausbildung nach der Schule anerkannt werden muß. In einem ganz ähnlichen Gedankengange hatten wir im letzten Jahrhundert die Notwendigkeit eines Schulunterrichts für alle Kinder erkannt. Die Bestimmung über Wesen und Inhalt der Erziehung ist der Familie in weitem Umfange genommen worden; es gibt allgemeine und gesetzliche Normen über das, was jedes Kind an Erziehung erhalten muß, und diese Normen werden auch gegen den Willen der Familien durchgesetzt. Welche Fülle von Widerwärtigkeiten hat allein der Volksschulzwang zu überwinden gehabt, bis wir unseren heutigen Standpunkt erreichten, wo die Eltern nicht im geringsten mehr gefragt werden, ob sie diesen Unterricht für zweckmäßig oder für nötig halten. Auf vielen Gebieten macht sich dieser Übergang geltend und führt zu einer Menge kleiner und kleinster Verschiebungen, läßt neue Bedürfnisse der Jugendfürsorge entstehen und allgemeine Anerkennung finden, denen die Familie nicht gewachsen ist.

Bei einem allgemeinen Urteil über den Jugendschutz unserer Tage darf man niemals diese Bewegung vergessen. So mancher, der heute mehr Kinderfürsorge verlangt, begründet dies eifrig damit, daß die Jugend heutzutage

ärger als je verwildere, daß sie viel roher und unbotmäßiger als früher sei. In den verschiedensten Fassungen durchdröhnen solche Darlegungen unsere Presse, unsere Versammlungen, unsere Parlamente, sie finden ihren Widerhall in den Erlassen der Regierungen, wie auf den Kanzeln und Kathedern. Allein sie sind schon ein wenig verdächtig, weil sie seit hundert Jahren, Jahrzehnt für Jahrzehnt, fast mit denselben Worten wiederkehren. Wir haben Erlasse preußischer Ministerien aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die man bei geringen Änderungen für Erzeugnisse der allerletzten Jahre halten würde; verdächtig ist daneben, daß uns schon als Primanern der moralisierende Horaz erzählte, wie seine Generation schlechter sei als die der Väter, die bereits schlimmer waren als ihre Väter, und daß die nächste Generation noch lasterhafter werde. Geht man den harten Urteilen über unsere Jugend im einzelnen nach, so findet man doch unendlich viel von der Abneigung des Alters gegen die neuen Regungen der Jugend. In dem dunklen Bild, das uns hier so oft mit mehr oder weniger Geschick gezeichnet wird, stecken so viele Züge, die sich erst auf dem Hintergrund heutiger gesellschaftlicher Verhältnisse so schroff abheben. Wie viele Jugendliche kommen vor den Strafrichter, weil die engen Wohnungs- und Lebensverhältnisse unserer Großstädte dem jugendlichen Bewegungsdrang oft jeden Raum zur Betätigung verwehren. Es ist höchst wahrscheinlich, daß nur wenige dieser Kinder aus der Großstadt stammen; sie selbst oder ihre Eltern sind vom Lande in die Städte gezogen, in ganz neue, gerade der Jugend so schädliche Verhältnisse versetzt worden. Denken wir daran, so verstehen wir, daß sie nicht schlechter als ihre Väter sind, sondern daß sie einfach das unmögliche nicht leisten können, sich ganz neuen ungünstigen Zuständen von heute auf morgen anzupassen. Wenn schon vielen Erwachsenen die Anpassungsfähigkeit ermangelt, die der Wechsel wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zustände erfordert, so können wir uns nicht wundern, daß die Jugend in Zeiten raschen Wandels und umfassender Wandlungen am meisten zu leiden hat.

Es ist ein arger Fehler z. B. immer nur von der Verwilderung der Arbeiterjugend oder der großstädtischen Jugend zu reden. In den höheren Ständen sind jene Schwierigkeiten mindestens ebenso groß. Was in den unteren Schichten Zwangserziehungs- und ähnliche Anstalten und die Kinderfürsorge leisten müssen, leisten in den oberen Schichten die zahlreichen Reformerziehungsanstalten, Schülerpensionate und schließlich in schwierigeren Fällen Heilerziehungsheime. Sie alle sind doch in erster Linie ein Beweis, daß selbst in wohlhabenden Schichten weder das Haus noch die öffentlichen Schulen trotz aller Fortschritte imstande sind, den Anforderungen an die Erziehung zu genügen. Freilich hier, wo die Eltern Mittel besitzen, bedarf es keines Eingriffes der Fürsorge; sie können selbst die richtigen Erziehungsformen suchen und sie selbst bezahlen. Aber das Übel ist genau dasselbe wie unten. Sogar in dem Stück ähneln sich die Umstände, daß böswillige und unfähige Eltern überall vertreten sind, nur daß sie natürlich in den unteren Bevölkerungsschichten häufiger mit

dem Gericht in Konflikte kommen, als da, wo Besitz und Einkommen einen Wall gegen äußere Eingriffe errichtet haben. Die richtige Abwägung dieser Erscheinungen gibt eine starke Stütze gegen trübselige Auffassungen. Wenn wir uns der Kinder, der Jugendlichen mit einer Menge neuer Versorgungseinrichtungen annehmen, so geschieht es nicht, weil die Jugend heute schlechter als früher ist — dieses Jammern können wir ruhig dem grämlichen Alter überlassen — sondern die wichtigste Ursache ist, daß unser Empfinden für das, was nötig ist, um den jungen Menschen lebensfroh und arbeitsfähig in die Welt hinauszustellen, soviel feiner geworden ist. Die Gesellschaft wird sich ihrer Pflicht gegen die Jugend stärker bewußt, ihre Einsicht in das, was Erziehung sein soll, ist schärfer geworden; also brauchen wir mehr Kinderfürsorge und schaffen fort und fort neue Formen des Kinderschutzes. Ist dieses die innere Triebfeder der modernen Entwicklung, so wird ihre Form heute im wesentlichen dadurch bestimmt, daß die Familie samt jener größeren Schutzeinrichtung, dem öffentlichen Schulwesen, sich in allen Kreisen der Bevölkerung als unzureichend erweist, um unserem Nachwuchs das wünschenswerte Maß an Erziehung und Ausbildung zu gewährleisten. Darauf beruht es, daß alle diese Fürsorgefragen so oft mit den Problemen der Schulreform zusammenstoßen, ja, daß vielfach dasselbe Problem das eine Mal als Fürsorgefrage, das andere Mal als Reformprogramm einer neuen Schulorganisation auftaucht.

Diese innere Verwandtschaft ist nach verschiedener Richtung zu beachten. Klagt man, daß soviel für Kinderpflege aufgewandt wird, daß man den Eltern der unteren Stände bald die ganze Sorge für ihre Kinder abnehme und daß dadurch das Verantwortlichkeitsgefühl in ihnen geschwächt werde, so braucht man nur daran zu erinnern, daß die akademische Ausbildung eines Millionärsohnes dem Staate und der Öffentlichkeit viel höhere Ausgaben verursacht, als alle Kinderfürsorge auch in den schwierigsten Fällen mit sich bringen kann. Wenn man ausrechnen würde, was die Erziehung der Jugend der verschiedenen Stände der Öffentlichkeit und den Eltern im Verhältnis zu ihrem Vermögen und Einkommen an Kosten auferlegt, so würde man zu gar seltsamen und überraschenden Ergebnissen kommen. Von hier aus kann wenigstens keinerlei Beweismittel gegen die Ausgaben geholt werden, die vom Staat und den Gemeinden von Vereinen, Anstalten und von Einzelpersonen auf die Kinderfürsorge verwendet werden. Um sie besonders zu rechtfertigen, braucht man noch gar nicht auf die großen gesellschaftlichen Notwendigkeiten der Jugendbildung, auf die Ersparnisse vorbeugender Erziehung gegenüber späterer strafrechtlicher und armenrechtlicher Versorgung hinzuweisen; es genügt, den Anteil öffentlicher Organe an der Erziehung und Ausbildung in den verschiedenen Volksschichten zu berechnen, um jene Ausgaben für die Kinderfürsorge als einfache Forderung ausgleichender Gerechtigkeit erscheinen zu lassen. Bei dem Arbeiter, der auf das Einkommen aus seiner Hände Arbeit angewiesen ist, stellt die einfache Ernährung und Kleidung seines Kindes eine verhältnismäßig so bedeutende Leistung dar, daß

alle ergänzenden Leistungen der Fürsorge dagegen zurücktreten. Was da von der Familie über den einfachen Unterhalt hinaus geleistet wird, fällt um so mehr ins Gewicht. Eine höhere Leistung können die Erziehungsausgaben der oberen Stände nicht darstellen, selbst wenn sie sich naturgemäß über einen längeren Zeitraum erstrecken. Dafür aber gewährt die Öffentlichkeit für die jahrelange Ausbildung der höheren Schichten weit bedeutendere Zuschüsse in der Unterhaltung der öffentlichen Ausbildungsanstalten als wie sie den unteren Schichten durch Schulen und Fürsorgeeinrichtungen gewährt werden können. Wenn wir es als Pflicht der Gesellschaft ansehen, den oberen und mittleren Ständen eine höhere Ausbildung ihres Nachwuchses im Interesse der Gesamtheit zu ermöglichen, wenn wir dafür mit Recht in weitem Maße öffentliche Mittel in Anspruch nehmen, so wird man mit demselben Recht fordern müssen, daß die bessere Ausbildung und Erziehung, die wir als Gesellschaft auch für den Nachwuchs der unteren Stände für nötig erachten, um so mehr durch allgemeine Mittel gesichert werde, als die eigene Leistungsfähigkeit der Familie hier verhältnismäßig gering ist.

Man vergleicht manchmal in einem seltsamen Zahlenbilde die Kosten der Ausbildung eines Arbeiters und eines Akademikers und deren Einnahmen bis zu einem gewissen Zeitpunkt ihres Lebens. Da erscheinen dann nebeneinander die Ausgaben, die bis zum 25. Jahr und länger die Ausbildung des Akademikers ihm selber, richtiger seiner Familie verursacht hat, gegenüber den Einnahmen, die z. B. der Maurer schon lange Jahre genossen hat. Der Wert solcher Zusammenstellungen, die im wesentlichen nur ein Zahlenkunststück sind, kann dahingestellt bleiben. Sie geben aber eine gute Anschauung, wenn wir uns fragen, was Staat, Gemeinde und öffentliche Organe für die Ausbildung des Akademikers und für die Ausbildung des Maurers, selbst wenn dieser ganz auf Kosten der Fürsorge erzogen sein sollte, in derselben Zeit ausgegeben haben. Es ist gar nicht nötig, dafür eine Einzelrechnung aufzustellen; jeder sieht ohne weiteres, daß selbst der vollständige Unterhalt des Arbeiterkindes bis zur Selbständigkeit nicht entfernt an das heranreicht, was die öffentlichen Schulen an öffentlichen Mitteln verbrauchen.

Es wäre grundfalsch, hieraus die Aufwendung gleicher Mittel für beide zu fordern; aber eines sieht man daraus deutlich: das was jene größeren Aufwendungen für die höhere Ausbildung rechtfertigt, ist das Urteil der Gesellschaft, die diese Ausbildung im Interesse der Gesamtheit für erforderlich hält, und deshalb die nötigen Mittel dafür bereitstellt. Von demselben Gesichtspunkt aus müssen die Ausgaben der Fürsorge beurteilt und in ihrem Umfange abgemessen werden. Was diese Forderung in sich schließt, sei durch ein Beispiel aus der tatsächlichen Entwicklung des ältesten Gebietes der Kinderfürsorge, der Armenpflege für Kinder, der Versorgung von Waisenkindern erläutert. Hier sieht man deutlich, wie die Anschauung der Gesamtheit über die Erziehung, das Pflichtbewußtsein der Gesellschaft die Entwicklung bestimmt.

Die älteste Beurteilung sagt etwa, daß man ein Waisenkind so erziehen müsse, wie es seine Eltern erzogen haben würden oder wie Eltern in denselben Schichten ihr Kind zu erziehen pflegen. Das Ziel der Erziehung muß dieser Schicht entnommen werden, und auch die Methoden der Erziehung, die Art der Verpflegung und Behandlung braucht über die Meinung und Gewohnheiten dieser Schicht nicht hinauszugehen. Faßt man diese Ansicht, die mit der Zähigkeit alter Überlieferungen sich heute noch aufrecht hält, in etwas allgemeinere Formen, so heißt es, man solle arme Kinder, die aus öffentlichen Mitteln erzogen werden, nicht besser stellen, als Kinder der untersten Volksschichten, die bei ihren Eltern ohne Armenunterstützung bleiben. Das Existenzminimum dieser Schichten genügt als Armenversorgung auch in der Erziehung und Ausbildung von Kindern. Mit anderen Worten, hier werden die Gesichtspunkte der Kinderfürsorge vollständig durch Erwägungen der Armenpflege überdeckt, man treibt Kinderfürsorge rein im Rahmen der Armenpflege. Daher begnügt man sich, im Rahmen der Anschauungen jener unteren Gesellschaftskreise über Art und Maß der Erziehung zu bleiben. Diesen engherzigen Standpunkt kann aber die Jugendfürsorge nicht lange festhalten. Nehmen wir ein einfaches Beispiel. Die Kinder der ungelernten und unständigen Arbeiter können natürlich im allgemeinen keine besondere Berufsausbildung erhalten, weil den Eltern die Mittel dazu fehlen. Jedes Kind muß, wenn es die Schule verlassen hat, möglichst bald verdienen, um sich selbst zu erhalten und vielleicht noch zum Unterhalt der Familie eine Zeitlang beizutragen. Die Kinderfürsorge im engsten Rahmen der Armenpflege begnügt sich daher damit, das Kind nach der Schulentlassung in einem Arbeitsverhältnis unterzubringen, wo es seinen Unterhalt selbst verdient. Dann ist es eben so weit gebracht, wie Kinder dieser Elternkreise im Durchschnitt gebracht werden. Damit wird es ebenso wie diese keinen Beruf erlernen können. Nun sehen wir jedoch mehr und mehr ein, daß die ungelernten Arbeiter unendlich ungünstiger gestellt sind als die gelernten, daß sie vor allem viel größere Anteile zur Verwahrlosung, zum Landstreichertum wie zum Verbrechertum stellen. Ein Kind einen Beruf erlernen lassen, heißt also vom Standpunkt der Gesellschaft aus, dieser später beträchtliche Kosten ersparen, da sie dann viel weniger Landstreicher, Verbrecher und Arme zu versorgen hat. Was an derartigen Kosten erspart wird, beträgt so viel, daß die Kosten einer Berufsausbildung davor zurücktreten. Oder betrachten wir die Sache umgekehrt:

Jene Eltern können nicht den nötigen Blick für diese Verhältnisse besitzen, sie haben nicht die Möglichkeit, mehr zu tun; die Gesellschaft, die sich armer Kinder angenommen, besitzt die Einsicht in die Gefahren dieser Verhältnisse; sie weiß, daß sie durch ihr Verhalten einen beträchtlichen Teil jener Kinder zugrunde richten kann. So erwächst ihr die selbstverständliche Pflicht, dieser höheren Einsicht gemäß zu handeln, den Kindern eine ordentliche Berufsausbildung zu beschaffen und sie damit beträchtlich besser zu stellen als die Kinder,

die im Rahmen ihrer Familie verbleiben mußten. Damit werden die Kinder aber noch nicht wesentlich über ihre angestammte Gesellschaftsschicht hinausgehoben. Auch die Berufsausbildung hat bei dieser Auffassung nur den Zweck, dem Kinde zu ermöglichen, voraussichtlich in einer ähnlichen sozialen Schicht wie die seiner Eltern den Kampf mit dem Leben erfolgreich aufzunehmen. Das Ziel der Erziehung ist etwa dasselbe wie bei der Familie, aber die Methoden der Behandlung sind von der Gesellschaft bestimmt. Außer der Berufsausbildung kommen noch manche andere Dinge, die der Erwägung bedürfen, in Betracht; aber sie ist eins der anschaulichsten Beispiele für diese Entwicklung.

Bis zu diesem Punkte sind die Anschauungen im allgemeinen heute gediehen. Es machen sich aber bereits Ansätze zu einem weiteren Fortschritt geltend. Das Ziel der Erziehung, die Wahl des Berufes, ist bisher wesentlich durch die Herkunft des Kindes oder durch die Rücksicht auf seine Armut bestimmt worden. Ein einfacher Beruf, der bei mäßigen Ausbildungskosten genügend Aussicht für das Leben bietet, wird gewählt, ohne wesentlich auf die Anlagen und Fähigkeiten des Kindes Rücksicht zu nehmen. Sollte man es aber nicht für den Beruf ausbilden, der seinen Fähigkeiten und Anlagen am besten entspricht, gleichviel welches die Kosten sind und wie weit das Kind über seine Vergangenheit emporgehoben wird? Würden sich nicht gerade bei solcher Betrachtung die aufgewendeten Kosten am besten lohnen? Würden sie so nicht im Vergleiche zum Erfolge am geringsten erscheinen? Vor einigen Jahren erhob sich in der Lehrerwelt ein seltsamer Sturm der Entrüstung, weil einige Fürsorgezöglinge von der Behörde, der ihre Erziehung oblag, dem Lehrerberufe zugeführt wurden. Wenn eine öffentliche Behörde Fürsorgezöglinge zu Lehrern ausbilden läßt, also beträchtliche Aufwendungen dafür macht, so wird sie natürlich nur Kinder nehmen, die nach ihren Anlagen und ihrem Charakter alle Gewähr bieten, daß sie einer solchen Ausbildung wert sind. Daß der Stand der Lehrer, der dem Kinderschutze doch nahe steht, sich in engherziger, zünftlerischer Weise den tüchtigen Kindern entgegenstellte, ihnen den Weg zur Entwicklung abschneiden wollte, war wohl nur eine vorübergehende Entgleisung, die in diesen Kreisen selbst rasch genug in ihrer Gefährlichkeit erkannt wurde. Aber der Protest brachte doch das Erstaunen zum Ausdruck, daß man öffentlich versorgte Kinder überhaupt solchen Berufen zuführt. Und doch, was tat hier die Fürsorgeerziehung anderes als was viele unserer alten, gutfundierten Waisenhäuser tun, wenn sie die ihnen anvertrauten mittellosen Kinder allen möglichen Berufen zuführen, für die sie ihrer Herkunft und ihren Anlagen nach geeignet sind? Wir haben Waisenhäuser, deren Zöglinge so ziemlich in allen Schichten der Bevölkerung, oben wie unten, Platz finden. Es beginnt eben eine andere, viel weiter gehende Auffassung über die Aufgaben der Kinderfürsorge wirksam zu werden. Es wäre falsch, zu sagen, daß diese Anschauung schon allgemein sei, ja man kann es ruhig dahingestellt sein lassen, ob sie allgemein werden wird. Jedenfalls liegt sie durchaus in der Richtung, die die Entwicklung seit reichlich 100 Jahren eingeschlagen hat.

Wo immer man diese Entwicklung abbrechen mag, wo man den augenblicklichen oder den endgültigen Schlußpunkt für sie suchen mag, überall bleibt als wesentliches Stück des Kinderschutzes bestehen, daß er die von ihm ergriffenen, von ihm versorgten Kinder besser stellt, als andere Kinder derselben Schicht, die auf die Fürsorge ihrer Familie allein angewiesen bleiben. Die Kinder der Waisenhäuser waren es, die sich längst eines regelmäßigen Schulunterrichtes erfreuten, als von allgemeinem Volksschulunterricht noch keine Rede war, als die Gründung von Volksschulen noch ein wichtiger Programmpunkt der privaten Fürsorgevereine war. Die Kinderfürsorge ist der allgemeinen Entwicklung der Erziehungsleistungen innerhalb weiter Familienkreise voraus, nicht nur weil sie mehr Mittel hat, sondern weil sie von der höheren Einsicht und dem starken Verantwortlichkeitsgefühl der Gesellschaft getragen wird. Überall in der Geschichte des Unterrichtswesens und der Erziehung stoßen wir auf den starken Einfluß von Anstalten und Einrichtungen der Fürsorge, die vielfach geradezu der Ursprung neuerer Bewegungen geworden sind. Je mehr sich heute dieses besondere Wesen der Kinderfürsorge ausbildet, um so bedeutsamer wird ihre ganze Arbeit. Es handelt sich gar nicht bloß darum, arme Kinder zu versorgen, oder die wirtschaftliche Leistungsunfähigkeit armer Familien zu ersetzen, sondern die Kinderfürsorge will in weitem Maße modernen Erziehungsproblemen die Bahn brechen. Daß sich vielfach gerade die privaten Organisationen dieser Aufgaben nicht oder nicht genug bewußt sind, daß sie in ihrem Wohltätigkeitsgetriebe leider oft aufgehen, und statt von tieferer Einsicht in die Erziehungsfragen und höherem Verantwortlichkeitsgefühl von kleinlichen Gesichtspunkten geleitet werden, ändert nichts an der grundsätzlichen Stellung und an der schweren Verantwortung, die auf ihren Leitern liegt. Ein kurzer Gang durch einige der wichtigsten Fürsorgegebiete unserer Tage wird diesen Sätzen erst den richtigen Inhalt geben.

* * *

(Entsprechende Aufsätze des Herrn Professor Dr. Klumker werden in zwangloser Folge in den Grenzboten veröffentlicht werden.)

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Zehnte Fortsetzung)

Die Braunschweiger lärmten und lachten noch bis spät in die Nacht, und die Herren im Kloster schienen sich auch der Tafelfreude hinzugeben. Heilwig hörte Lachen und Singen bis in ihre Träume, dann schlief sie fest ein und wachte erst auf, als ihr Vater rief, daß Bruder Basilio die Morgensuppe brachte. Da merkte sie, daß sie bis in den Tag geschlafen hatte, machte sich eilig zurecht und begrüßte den Staatsrat, der schon gegessen hatte und nun über einigen Papieren saß. Er war in besserer Stimmung als am Tage vorher, ließ sich von seiner Tochter die Hand küssen, sagte ein gütiges Wort und sprach sich lobend über die Gastfreundschaft der Benediktiner und vor allem über ihren Abt aus, der das Beste für sein Kloster wollte und kein Mittel unversucht ließ, es vor dem Feinde zu schützen.

„Die Franzen begehren die Schätze des Klosters!" erzählte der Staatsrat. „Irgend jemand hat es ihnen verraten, daß hier nicht allein wertvolle Reliquien, sondern auch viel Gold zu finden ist. Der Abt sagt, es ist nicht an dem, aber in Holland hab ich schon von Goldbarren vernommen, die hier eingegraben sein sollen. Geld gehört nun einmal zum Kriege und der Marquis de la Trousse führt ein seidenes Zelt, goldene Möbel und mehrere schöne Damen mit sich, für die soll auch gesorgt werden!"

„Ist dies der Marquis, der in Mayen sitzt?"

Der Staatsrat bejahte. Der war über die Berge gekommen, um sich womöglich an den Rhein zu werfen: es sollte ihm aber nicht gelingen.

„Ich denke, er ist schon wieder auf dem Wege nach der Mosel!" setzte er hinzu.

„Jetzt schon?"

„Unsere Soldaten sind doch schon vor Sonnenaufgang hinuntergeritten, um die Stadt zu überrumpeln. Möge es ihnen in Bälde gelingen!"

Heilwig sprang auf, aber ihr Vater legte die Hand auf ihren Arm.

„Keine Aventuren, liebes Kind!" sagte er ernst. „Du wirst schon erfahren, wie es dem Junker Josias ergeht. Eine adlige Jungfrau muß sich zusammennehmen können!"

„Es ist nicht seinetwegen, daß ich bange!“ Heilweig sah ihren Vater flehend an. „Er hat mir das Leben gerettet und soll nun irgendwo im Kerker schmachten. Wenn die Reiter ihn nur finden!“

Der Staatsrat verstand sie nicht gleich, dann lächelte er begütigend, als wäre seine Tochter noch ein Kind.

„Wir werden den kleinen Junker, der dir so brav beistand, schon finden. Darum darfst du keine Sorge haben, und ich werde mich alsdann dankbar bezeigen, wie es sich gebührt. Im Lager war übrigens heut Nacht ein arger Lärm und mich wundert, daß du ihn verschliefest. Die Frau, die gestern eingebracht wurde und heute hängen sollte, ist plötzlich verschwunden, obgleich sie gut bewacht wurde. Sie muß Helfershelfer gehabt haben und man denkt, daß das nächste Dorf diese beherbergt. Es ist Niedermendig, und es sind viele Steinbrüche dort. In ihnen kann sie verschwunden sein und es ist töricht, lange nach ihr zu suchen. Das ist meine Ansicht und ich hab' sie dem Herzog unterbreitet, der allerdings kaum darauf hörte. Wenn es ein Gefecht gibt, dann ist er nicht zu halten. Und die Kugeln schwirren an ihm vorüber!“

Es war ein banger Tag. Auf den grünen Kuppen der Berge lag die Sonne und weiße Wolken durchsegelten spielerisch die blaue Ferne. Der See lag ganz still und man konnte denken, daß er hinaufblickte in den Himmel, dessen Farbe er trug. Im Kloster läuteten die Glocken zu den verschiedenen Stunden, und gegen Abend kam Bruder Basilio, um Heilwig zu fragen, ob sie nicht die Kirche von innen sehen wollte. Dies durfte sie trotz ihres Geschlechts, denn beten durften die Frauen wie die Männer, und es war auch sicher, daß die Frauen im ganzen frommer waren als die Männer.

Bruder Basilio hielt in seiner kindlichen Art einen Vortrag darüber, während er mit Stolz die schweren Türen des Gotteshauses öffnete, und auf die Bilder, die goldenen Leuchter, die ganze Pracht wies, die hier entfaltet war. Der dämmrige Raum war voll von mildem Licht, die gemalten Fenster schienen in sanften Farben und auf der Orgel wurde leise gespielt. Heilwig war eine bekenntnistreue Lutherische: wie sie aber vor einem Bilde der gnadenreichen Mutter stand, das mit traurigernsten Augen auf sie hinabblickte, da überkam sie das Verlangen, niederzuknien und zu beten. Für den, der ihr zur Freiheit verhalf und nun vielleicht sein Leben darum lassen mußte. Sie sah seine dunklen Augen und hörte die ernste Stimme. Zuerst hatte er sie hart angelassen, nachher war er sehr sanft geworden.

Bruder Basilio zeigte ihr den Becher aus Jerusalem, das Schweißtuch, das Stück von der Lanze. Bei jedem Stück machte er erst eine Reverenz und sprach ein kurzes Gebet. Und dann berichtete er einige Geschichten von wunderbaren Heilungen, von Gebetserhörungen, von einem Mönche, der noch heute hier ruhelos wanderte, weil er einmal nicht hatte glauben wollen. Dann führte er Heilwig durch den Kreuzgang, der an die Kirche stieß, wo kunstvolle Stein-

metzarbeit die Kapitäle bedeckte. Hier Rosen und Lilien, Engel und heilige Geräte, dort ein Teufelsfrätzchen, das höhnisch grinste.

„Wir sollen lernen, daß der Böse immer noch regiert und nur durch Fasten und Beten ausgetrieben werden kann!“ sagte der Mönch und Heilwig neigte zustimmend das Haupt.

Dann, als sie gerade wieder ins Freie trat, kam der Bote angesprengt mit einem Zettel an den Abt. Der wurde ihm rasch abgenommen und dann mußte er erzählen. Aber es war ein wortkarger Friese, dem man alles abfragen mußte. Den rechten Arm trug er in der Binde und am Kopf hatte er eine Wunde, aus der Blut floß. Aber er wies knurrend die angebotene Hilfe der Mönche zurück und sagte, es wäre nicht der Mühe wert. Erst als der Staatsrat erschien und ihn auf friesisch anredete, bequemte er sich zu sagen, daß die Franzen aus Mayen gejagt wären. In einem Ort, wo zwei Burgen wären, hätten sie Rast machen wollen, aber der Herzog Hans Adolf war hinter ihnen hergewesen und würde sie wohl wieder der Mosel zutreiben. Und alles andere stünde ja auf dem Zettel, den Junker Sehestedt geschrieben habe.

Der Abt war schon da und zeigte den Brief, dessen Inhalt kurz genug lautete. Aber er sagte dasselbe, was der Bote schon meldete und bat nur, ob vielleicht der Herr Oheim und seine Jungfrau Tochter sich einmal die eingenommene Stadt betrachten wollten.

Heilwig empfand ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Vetter, und der Staatsrat lächelte kühl.

„Ein wunderlicher Gedanke, sich Graus und Zerstörung ansehen zu sollen. Dies gibt mir stets ein unangenehmes Gefühl, und ich werde diese Invitation ablehnen.“

„Ich aber nicht!“ rief Heilwig, denn es überkam sie eine Ahnung, daß etwas von ihr gewünscht würde.

Ihr Vater warf ihr einen erstaunten Blick zu, er war es nicht gewohnt, daß seine Tochter einen eigenen Willen hatte, aber dann hob er die Schultern.

„So wollen wir also morgen hinreiten!“

„Heute Abend!“ wollte die Tochter bitten, aber davon konnte keine Rede sein. Nach dem Boten kamen mehrere Verwundete in einem Bauernwagen und dazu Reiter aus dem Lager zu Andernach. Die Nachricht von der Vertreibung der Franzosen war schnell gegangen und die Verfolger mußten eine Nachhut haben. Um das Kloster wurde es lebendig, die Weiber des Lagers verbanden und pflegten die Verwundeten, und Heilwig mußte einem holsteinischen Junker beistehen, dem der linke Arm zerschossen war und den der Feldscher absägte.

Es war grauslich, und sie vergaß ihre eigenen Sorgen über das totenblasse Gesicht des Ahlefeldt, der sich die Lippen blutig biß, um nicht zu schreien. Bis eine barmherzige Ohnmacht ihn eine Zeitlang von den Schmerzen befreite.

In Mayen lagen noch mehr Verwundete und am anderen Morgen war der Feldscher schon dorthin aufgebrochen, während Heilwig ungeduldig ihres Vaters harrte, der sich ins Kloster begeben hatte, wohin auch der Herzog von Lothringen gekommen war. Gab es dort einen Kriegsrat, oder was hatten die Herren vor? Ungeduldig stand die Jungfrau neben ihrem aufgeschirrten Pferde, das einer der Knechte des Herzogs hielt. Er hieß Peter und hatte ein schlaues, lustiges Gesicht. Der Herzog hatte ihn diesmal nicht mit in die Bataille genommen, und er schien nicht ungehalten darüber zu sein.

„Man kriegt ja nicht gerade was ab, wenn man dicht hinter seine Gnaden reitet!" vertraute er Heilwig an, „aber der gnädige Herr ist bloß nicht auf einer Stelle zu halten, und dann kriegt man 'nen Hieb, hast du nicht gesehen!"

Und er zeigte eine mächtige Schmarre, die über seinen Hals lief.

„Ich wünschte, der Herr Vater käme!" sagte Heilwig ungeduldig, und Peter wischte sich die Stumpfnase.

„Der gnädige Herzog von Lothringen ist angekommen, mit dem gibt es immer so viel zu reden, der läßt die Herren nicht los. Sein einer Pferdeknecht ist aus Pinneberg in Holstein. Der sagt, seine Gnaden will vom Abt hier noch mehr Geld haben, wegen der Verteidigung des Klosters. Und seine Hochwürden will nichts mehr geben, hat schon ordentlich ausgespuckt."

„Ich will reiten!" rief Heilwig ärgerlich.

„Ein Ende kann ich schon mit!" meinte Peter. „Ich soll ja hier bei den Pferden bleiben, aber die haben keinen Hafer mehr. Da muß ich doch mal nachsehen, wo ich welchen kriegen kann. Und sonst auch — wenn die Leute hier wollen, daß wir sie vor den Feinden schützen, müssen sie uns gute Sachen zu essen geben!"

Er hob Heilwig in den Sattel, holte sein eigenes Pferd, dem er eine Anzahl leerer Säcke über die Kruppe legte und zeigte einen Weg, der bergab führte.

„Reitet nur voran, Fräulein, ich bin hinter Euch, und meine Büchse ist geladen!"

Langsam ging es auf steinigem Weg in ein Dorf, das ausgestorben schien. An einem ummauerten Hof stand ein Pferd angebunden und wieherte, als es die Reiter kommen sah. Peter stieg ab und nahm das Tier an den Zügel.

„Ein sehr ordentliches Tier!" sagte er wohlwollend. „Ich habe gerade schon gedacht, wir müßten ein paar frische Gäule haben! Will das Fräulein das Tier an die Hand nehmen, ich sehe im Stall nach, ob ich nicht gleich Hafer finde!"

Aber Heilwig wurde böse.

„Du sollst hier nicht rauben, Peter! Laß das Pferd wo es war und komm mit mir! Du mußt mich nun nach Mayen bringen!"

Peter stand unschlüssig.

„Fräulein, wozu kämpfen wir hier für die Papisten, wenn wir uns nichts von ihnen nehmen sollen? Ich muß Hafer haben und das Pferd kommt mir auch zu paß!"

Die Tür des Anwesens ging auf und eine Frau im Reitkleid trat heraus. Ihr folgten einige Bewaffnete, von denen einer einen Fluch ausstieß, als er das Pferd an der Hand Peters sah. Schon riß er eine Pistole hervor, als die Frau einen hellen Befehl rief.

„Keinen Streit, Peter! Willkommen Fräulein! Wollt Ihr mich besuchen? Gerade wollte ich nach Mayen reiten, wo mein Sohn verwundet sein soll!"

Heilwig erkannte die Frau von Brewer und grüßte sehr artig, indem sie gleichzeitig ihre Absicht aussprach, nach derselben Stadt zu reiten.

„So also können wir zusammen den Weg machen, und Ihr," Frau Ursula sah den Holsteiner mit ihren hellen Augen an, „habt Ihr irgendeinen Wunsch, so dürft Ihr es sagen. Ihr tragt die braunschweigischen Farben und seid also ein Freund!"

Peter murmelte nur etwas Unverständliches, spornte sein Pferd und ritt langsam die Straße herauf. Ihm war es recht, daß er das Fräulein los wurde, nun konnte er seine eigenen Wege gehen und sich vielleicht Ersatz für den Braunen holen, dessen Halfter ihm der lange Kerl, der merkwürdigerweise auch Peter hieß, gleich aus der Hand genommen hatte.

Heilwig achtete gar nicht auf sein Verschwinden. Sie ritt neben der Edelfrau her, die auf einem hochbeinigen, etwas steifen Schimmel saß, und ließ sich berichten, was Frau von Brewer von der Einnahme Mayens wußte. Tapfer hatten sie alle gefochten, die Deutschen wie die Franzosen, aber die letzteren mußten das Feld vor der Gewalt des Angriffes räumen.

„Ihr habt einen gewaltigen Herzog, wie ich höre!" sagte die Edelfrau, und Heilwig bejahte stolz.

„Er versteht den Krieg sehr gut, es ist seine Freude!"

„Schlimm, daß es soviel Krieg gibt!" seufzte Frau Ursula. „Einen Sohn habe ich nur und er denkt nichts anderes als Krieg. Dabei habe ich Steinbrüche, die das Auge des Herrn bedürfen, und Ländereien, die bestellt werden müssen. Die Knechte laufen dem Kriegslärm nach und die Mägde folgen ihnen. Gott gebe uns einen baldigen Frieden!"

Sie ritten durch zwei Dörfer, in denen die Häuser verbrannt oder zerschossen waren. Die Einwohner standen auf den Gassen und klagten. Es waren die Franzosen gewesen, die hierher einen Zug unternommen hatten, gerade am Tage vorher, ehe die Braunschweiger kamen. Die Pferde hatten sie mitgenommen, die Kühe und Ziegen. Wer gab den Armen Ersatz?

Und dann sah Heilwig von einer Höhe eine kleine Stadt mit einer Burg liegen, deren Kirchtum schief war und deren Mauern jetzt zerschossen waren. Ein steiler Turm ragte trotzig in die klare Luft, und Heilwig schauerte zusammen. Wenn der Junker nicht gewesen wäre, wo wäre sie jetzt? Aber wo war er?

Frau von Brewer benutzte einen Augenblick, als ihre Diener vorritten, um einige leise Worte zu sagen.

„Das arme Weib, das Ihr gestern befreitet, ist in einem alten Steinbruch verborgen. Nun sehe ich zu, daß ich ihre Kinder erwische. Dann mögen sie erst einmal ein Obdach bei mir finden!"

„Ihre Kinder sollen tot sein!" entgegnete Heilwig kühl, aber die andere schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht, das wird ein Hirngespinnst von der Armen gewesen sein, ihr Geist ist umnachtet worden. Der Stadtschreiber soll ihr ein Tränklein gegeben haben, damit sie das Gedächtnis verlöre und nichts verraten könnte!"

Heilwig erwiderte nichts. Es tat ihr nicht gerade leid, daß sie Gritt zur Flucht verholfen hatte, aber sie empfand keine Teilnahme für sie. Das war verständlich, und Frau von Brewer sprach von anderen Dingen.

Vor der Stadt Mayen lagen einige Heiligenbilder aufgeschichtet, halb verbrannt und verkohlt, und die Begleiter der Edelfrau fluchten.

„Das sind die Lutherischen, die Teufel aus dem Norden! Unsere Pferde stehlen sie und unsere Bilder verbrennen sie!"

Heilwig wurde zornig.

„Meint Ihr, die Lutherischen wären gekommen, um Eure Holzbilder umzuwerfen? Ihr habt sie gerufen, damit sie Euch helfen gegen die katholischen Franzen. Diese werden den Frevel begangen haben, und seht!" — sie zeigte auf einen toten Franzosen, der vor den Bildern lag und noch ein abgebrochenes Kreuz in der Hand hielt. „Seht Ihr nicht, daß dieser das Feuer ansteckte und dabei von der Kugel getroffen wurde!"

Die Männer erwiderten nichts aber ihre Mienen blieben finster.

„Es ist unnütz mit diesen Leuten zu reden!" sagte Frau von Brewer begütigend. „Sie glauben einmal, was sie wollen, und man muß ihrem Unverstand manches zugute halten. Wir, die wir wissen, was die Lutherischen für uns tun, wir danken ihnen sehr herzlich!"

Die Stadt Mayen war erreicht, und einige Reiter kamen ihnen entgegen. Darunter Josias, der seiner Base zuwinkte.

„Brav, daß Ihr kamet, Base! Es war eine lustige Geschichte und wir haben uns alle gut dabei unterhalten. Besonders Hans Adolf, der nicht genug vom Raufen bekommen konnte und noch nach Monreal geritten ist, um die Nachzügler aufzuheben. Er wird schon wiederkehren, wenn er sein Mütchen gekühlt hat!"

Josias hatte einen verbundenen Kopf, und als Daniel Rantzau erschien, hinkte dieser.

„Es war nur eine Prellkugel?" erklärte er, aber er setzte sich doch auf eine zerschlagene Trommel, die gerade vor dem Tor lag, und berichtete: „Das Loch in der Mauer haben wir gefunden, Fräulein, und es war gut, daß es da war — meiner Treu, die Kerle standen an den Schießscharten der Tore, mit brennenden Lunten in der Hand, und paßten scharf auf. Da schickte der Herzog eine Anzahl Fußtruppen vor, die das Westertor stürmten und die Franzosen beschäftigten. Mittlerweile schlichen Josias und ich an der Mauer entlang, dorthin, wo der Efeu so dicht wuchs, daß man die Mauer nicht sehen konnte. Da haben wir das Loch gefunden, haben Balken über den Graben gelegt und waren schneller in der Stadt, als die Franzleute ahnten. Es war sehr lustig!"

Aber er verzog doch das Gesicht bei seiner Lustigkeit, und Josias gab ihm einen Becher voll Wein, den er hastig leerte.

„Du vergaßest, daß uns der Hund eigentlich sehr geholfen hat!" sagte Josias, und Heilwig hob den Kopf.

„Berichtet!"

„Es steckte nämlich ein Hund den Kopf aus dem Mauerloch und heulte gottsjämmerlich. Wäre er nicht gewesen, würden wir das Loch nicht gefunden haben!"

„Ja, ich vergaß es zu melden, hätte es aber nachgeholt. Das arme Biest war sehr verhungert, und wir haben ihm gleich den geräucherten Schweinskopf gegeben, den der erste tote Franzose in seinem Beutel hatte. Er hat ihn verschlungen und ist dann davongelaufen. Undankbares Vieh."

„Und solltet ihm dankbar sein!" sagte Heilwig, die vom Pferd sprang.

„Ich will in das Haus mit dem Loch in der Mauer!"

Sie sah sich nach einem Führer um. Aber es kam gerade ein Zug Menschen die Straße entlang, und die Junker schoben sie sacht auf die Seite.

„Es sind die, die den Franzosen anhingen und die Stadt dem Feind auslieferten!" sagte Josias. Er zeigte auf einen alten Geistlichen, der mit gebundenen Händen einherging. Neben ihm ein behäbiger Mann, der sich nur mühsam auf den Füßen hielt, und einige andere Bürger, deren Mienen tiefe Bekümmernis ausdrückten. Sie waren alle gebunden und die Soldaten gingen mit geladenen Gewehren neben ihnen her.

„Sie sollen alle in den Turm und aufs Gericht warten!" erklärte Rantzau, während Heilwig mitleidig auf die zwei alten Leute sah, die vorangingen. Der Geistliche erhob seine Stimme.

„Ich habe nichts mit den Franzosen gemein gehabt, auch nicht der Bürgermeister. Dieser ist zudem krank und man sollte ihn sänftiglich behandeln!"

„Wer hat denn die Stadt dem Feind ausgeliefert?" fragte Josias scharf, und die Männer schwiegen, weil sie es nicht wußten oder nicht sagen wollten.

„Wir sind unschuldig!" sagte der Stadtpfarrer noch einmal. „Ihr solltet Euch nicht beflecken mit ungerechtem Blut!"

Er sah Heilwig an, die angstvoll ihre Augen schweifen ließ. Ihr Gesichtsausdruck schien ihm Vertrauen einzuflößen.

„Ihr solltet für uns sprechen, Jungfrau! Es ziemt sich für Euer Geschlecht, daß Ihr Gerechtigkeit übet und barmherzig seid!"

„Kennt Ihr einen Junker Wiltberg?" fragte sie dagegen, und der alte Mann seufzte.

„Ich kenne ihn: aber er ist verschwunden. Der Stadtschreiber —"

„Wo ist der Stadtschreiber?" rief Heilwig und die anderen wiederholten den Ruf. Ja, wo war er? Man mußte ihn suchen, und diese hier sollten vorerst eingesperrt werden.

(Fortsetzung folgt)

Die Wende des Naturalismus

Von Dr. Fritz Reck-Malleczewen

II. Spiel und Dramentechnik

Alte und neue Schauspielkunst sah ich vor kurzem schroffer einander gegenüberstehen als je. Die Durieux als Maria Stuart. Ihre königliche Partnerin der Parkszene in Fotherinhai alte Schule im besten Sinne: sorgfältigste Sprachkultur, wohl auch die besseren Stimmittel; ruhiges, gemessenes Schreiten der Jambenrhythmen, wohlbewahrt von aller Deklamation; große, geschwungene Bewegungen, wuchtig und gemessen, auch im Affekt, in der Wut verletzter Weibeseitelkeit noch. Nirgends das Verlangen, aus den Worten des antiken Schwabens neuen, dem Menschen heute näherliegenden Sinn zu entdecken. Nicht mehr und nicht weniger, als das, was der Dichter wollte. Und innerhalb dieses Rahmens alles, was man sich wünschen mag.

Dort drüben eine andere Kunst: ein sorgloses Schalten mit den Konsonanten, ein sorgloseres noch mit den Registern der Stimme; Tempowechsel in jedem Augenblick, wo das Gefühl anders zu schwingen scheint. So wird es ein völliges Abbauen, ein Verwischen des Verses. Und dann das Spiel selbst: auf dem Boden kauert der binsenschlanke Leib, der Unterkörper ganz still. Bei jedem Wort schwingt sich Bewegung blitzschnell aus den Hüften durch Brust und den dünnen, langen Hals zum Kopf, den die Haarmuscheln an den Schläfen verbreitern und dieser kauernden Gestalt ganz die Illusion eines schönen, züngelnden Giftreptils geben. Zu jedem Wort eine neue Geste, ein neues Zucken im Gesicht. Als sie der Feindin die letzten Argumente ihrer Unschuld und königlichen Hoheit ins Gesicht schleudert, springt sie jäh (wieder die Schlangenähnlichkeit) die Gegnerin an, läßt die Stimme bis zu den Höhen hinaufrasen, in denen sich das Organ schrill bricht. Die Hände schlagen aufeinander, jedes einzelne Wort bekräftigend und messerscharf eins vom anderen trennend. Und aus dem Weib, das der Dichter auch im Zorn tiefverletzter Weiblichkeit noch

einfach und eindeutig wollte, ist etwas anderes geworden: ein wildes dämonisches Wesen, großartig noch in der Hysterie seiner Leidenschaft, aber in diesen einfachen strengen Räumen dieser Kunst ein fremder, exotischer Gast.

Alte und neue Schauspielkunst! Nicht um die eine gegen die andere auszuspielen, schrieb ich es auf. Was dieses Spiel äußersten Realismus im modernen Drama leistet, braucht hier nicht erörtert zu werden. Bei Shakespeare, dessen Realismus der vorigen Generation noch verborgen war, hat es uns ein völlig neues Verstehen seiner Menschen geschenkt. In jedem Wort entdeckt es heute dort neue seelische Offenbarung, und so will dort jedes Wort anders behandelt, anders von der Geste verdolmetscht werden als in Deutschlands Klassik. Deren Menschen werden von einfacheren Federn getrieben, sagen nicht jedem etwas anderes, sind ganz bewußt und eindeutig auf Stil und gemessenes Pathos gestellt. Verführerisch ist es für das an Shakespeare geschulte, moderne Auge, auch hier in jedem Worte nach neuem realen Sinn zu forschen, die Menschen, deren Fühlen uns heute ferner erscheint, gewaltsam näher zu zerren (vergleiche Hauptmanns Tellregie). Verführerisch und verderblich. Wer gegen die Wände dieser strengen, ernsten Hallen mit der Wucht des modernen Verismus anrennt, zersprengt die Räume. In diesem Beginnen aber liegt eine Schuld jenes Spieles, wie es der Naturalismus schuf. Nach Paul Goldmanns Vorbild ihm die ganze Theatermüdigkeit unserer Zeit zuzuschreiben, ist freilich lächerlich. Die große Begriffverwirrung im Spiel, die der Naturalismus schuf, kann kein Einsichtiger leugnen. Er sprengte die Einheitlichkeit der Erziehung zur Bühne, mischt heute auf fast allen die unvereinbaren Gegenstände modernen und stilisierten Spieles, wie ich sie vorhin schilderte, durcheinander. Das empfindet man im Zuschauerraum peinlicher, als man es hinter der Szene glaubt. Nur wenige große Mimen haben es bewiesen, daß sie beide Welten, altes und neues Spiel, will sagen naturalistisches und stilisiertes, mit ihrer Kunst umfassen konnten. Ob es der Masse der Schauspieler, auf die es in dieser Frage doch ankommt, je gelingen wird, ist zweifelhaft. Erweist es sich aber als unmöglich, was tut es? Wir werden eben Klassik und Moderne auf anderen Bühnen mit anders erzogenen Menschen spielen. Brahm hatte das früh genug erkannt. Was er in seinen Schriften verlangte — die Übertragung modernen Spiels auch auf die Klassik — hat er als Bühnenleiter nie in die Tat umgesetzt. In der Praxis hat er sich auf die eine Welt beschränkt und vor der anderen Halt gemacht. Er war sich nur des einen Triebes bewußt und hat sich auf diese Weise größeren Dank verdient. Denn wer ihn heute deswegen schilt, verkennt, daß er so gerade die klare Erkenntnis schuf, wie unvereinbar beide Welten sind. Wird die Welt um diese Spezialisierung reicher, was tut es? Was wir auf allen Gebieten menschlichen Könnens sehen, wird kein Verständiger der Bühnenkunst vorenthalten wollen.

Ob diese Spezialisierung notwendig ist oder nicht, ist schließlich gleichgültig; wichtiger, daß der Schaden, den der Naturalismus heute im Bühnenspiel an-

richtete, erkannt ist, daß im Theater das Streben nach Einheitlichkeit im Spiel wieder erwacht.

Nicht auf diesem Gebiete soll man künftig die Ursache für die Theatermüdigkeit des Publikums suchen. Ernstere Klage als gegen das Theater ist gegen die Technik des Dramas zu führen, wie der Naturalismus sie brachte. Die wächst auf deutschem Boden anders, als unter den Händen des großen Norwegers. Ibsen stand in seinen frühen Jahren seines Schaffens dem Kampf gegen das französische Drama und die Bühnenkunst der Franzosen ferner als die Deutschen, lernte in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung die Perspektive, das Verlangen und Wirken der Bühne aus kürzerer Entfernung kennen, und war — gestehen wir es — als Dramatiker im engsten Wortsinne der Stärkere, der Mann der härteren Faust, des geschlosseneren Willens, durch menschliches Geschehen zu wirken. Wie seine Menschen ein unabänderlicher Mechanismus lenkt, so werden seine Dramen modernen, gewaltigen Präzisionsmaschinen gleich: kein Ornament in diesen Gefügen, Gestalt und nackte Zweckmäßigkeit ist alles; kein verweilender, aufhaltender, auf Nebenpfade führender Dialog; knapp die Milieuschilderung wie eine militärische Weisung. Die Episode, lyrisches Rasten ist nichts, Geschehen, äußeres und inneres, alles. Vergeblich sucht man in den Gesellschaftsstützen nach nur einem Wort, das nicht die Massen des Geschehens unaufhaltsam vorwärts schiebt.

Und die in Deutschland? Sie überschätzten gerade an Ibsens Werk immer das vergängliche Problem, rühmen die scheinbare Innerlichkeit seiner dramatischen Entwicklungen und gehen achzelzuckend oder gar verächtlich an der unvergänglichen Dramenkunst vorbei. Und gerade bei der Erstaufführung der „Gesellschaftsstützen" in Berlin bemerkt Brahm tadelnd: „Auch dieses Werk hängt noch von der überlieferten dramatischen, das heißt französischen Technik ab."

Die französische Technik! Bei uns, die wir der verkalkten französischen Komödie mit ihren beschränkten Stoffen, ihren gesuchten konstruierten Problemen räumlich näher waren, mußte die Revolution erbittern und mußte, wie jede, abermals zur Verwirrung von Grundbegriffen führen, zum Zweifel, ob die Kunstform des Dramas überhaupt die Notwendigkeit der Handlung in sich berge, oder ob wir die Mittel der Bühne, die anspruchsvollsten, kostbarsten, die irgendeine Kunst verlangt, in Bewegung setzen dürfen, nur um geistreichen Dialogen, reiner Lyrik ein prunkvolleres Gewand umzuhängen. Noch bei der heißumstrittenen Uraufführung der „Gespenster" rühmt Brahm die straffe Handlung, wenige Jahre darauf ist ihm das Verlangen danach „eine Forderung der heiligen Konvention", die das Leben unserer Tage gar nicht erfüllen könne.

Gilt uns der Einwand noch? Weil unser Leben momentan nicht von dem Blut Shakespearescher Gewalttaten dampft, ist es arm an Tat und Widerstand, setzt es dem, der kühn sein Spiel aufnimmt, nicht den Gegenspieler entgegen? Läuft unser Dasein wirklich in beschaulicher Breite dahin? Oder ist es voller erbitterter Kämpfe, die am Ende mehr Leben täglich dahinraffen, als des Briten

kriegerische Zeitläufte? Sind wir glücklich soweit, daß brutal und effekthaschend gescholten wird, wer sich an den Begriff erinnert, von dem das Wort Drama seinen Namen hat? Kleine Schreier mögen mit Herrn Paul Goldmann Gerhard Hauptmann einen Schwächling schelten, was der deutsche Naturalismus bildete ein einziges Zerstören nennen, weil sein feinster Künstler zartere Gebilde schuf, als der fanatische Norweger, weil in Hauptmann der Lyriker reichlicher spendete, als der Dramatiker versagte. Aber niemand, der in der Schaubühne das wundervollste Instrument künstlerischen Wollens sieht, niemand, der die bitteren Nöte deutscher Bühnenkunst kennt, kann dulden, daß die Grundbegriffe ihres Wirkens verwirrt bleiben. Entweder wir besinnen uns darauf, daß Lyrik und Epos im besten Falle des gesprochenen oder gesungenen Wortes bedürfen, daß aber der Raum, die nachgeahmte oder angedeutete Natur menschliches Leben, das ist Geschehen, verlangt. Oder wir lassen besser das Theater überhaupt sterben und überlassen alles, was das Verlangen hegt, das Spiel menschlichen Lebens vorbeiziehen zu sehen, dem Rummelplatz und der Lichtmühle. Ein anderes gibt es nicht. Wo die Dramatik auf das Geschehen verzichtet, gräbt sie sich das Grab. Was einem Geschlecht, das sich zunächst mit der Idee der neuen Zeit und der neuen Kunst auseinandersetzen mußte, versagt blieb, wird dem kräftigeren Erben wieder gelingen, der längst von der Theorie zur Tat übergegangen ist, der in dem Leben unserer Tage weniger das Problem sieht, als neue Möglichkeiten des Schaffens.

Geweitet aber ist schon heute das Feld. Nicht nur, was einen Anspruch auf Eleganz hat, darf, wie einst bei den Franzosen, den Saal betreten. Aus dem ganzen Leben dürfen wir schöpfen. Brauchen nicht unbedingt Götter und Helden zu bemühen, dürfen mit schärferen Augen auch in die innersten Winkel schauen, in die selbst Shakespeare nur in seinen Prosadialogen hineinleuchten durfte. Und sollten wir nun nicht wieder danach verlangen, die Karten so geschickt zu mischen, daß niemand als Zuschauer beim Spiel fehlen mag?

Reichsspiegel

(Vom 9. bis zum 16. März)

Der Pressestreit mit Rußland

Fast drei Wochen sind vergangen, seit Dr. Ulrich seinen berühmten Artikel „Rußland und Deutschland“ in der Kölnischen Zeitung schrieb, und jetzt erst beginnt der darüber entstandene Pressestreit abzuflauen. Herr Ulrich hat den deutschrussischen Beziehungen einen sehr guten Dienst geleistet: wenn auch die beiderseitigen amtlichen Kreise beim Erscheinen des Aufsatzes unangenehm berührt gewesen sein mögen, nachträglich werden ebenso die deutschen wie die russischen Diplomaten erkannt haben, daß die Presseerörterungen, die der Artikel auslöste, einem Frühlingsgewitter gleich die Luft gereinigt haben. Wer die großen Vorteile in ihrer Gesamtheit überblickt, die beide, Rußland und Deutschland, das russische und das deutsche Volk, voneinander haben, ist sich dessen auch bewußt, daß Erörterungen, wie die vorübergegangenen, die realen Grundlagen unserer Beziehungen nicht zu berühren vermögen. Nicht mehr und auch nicht weniger besagen des Grafen Witte letzte Äußerungen. Für beide Teile ist es ganz gut, wenn die politische Bühne, hinter deren Kulissen sich mancher ungebetene Mitspieler decken kann, einmal unvermutet grell beleuchtet wird, so daß kein Winkel im Schatten bleibt. Dann stieben die Dunkelmänner geblendet auseinander, rennen sich an, schreien und zetern, und der kühle Beobachter kann sich vergnüglich die Kulissenschieber und Drahtzieher ansehen. Diese Möglichkeit hat uns Herr Ulrich mit seinen ausgezeichneten Ausführungen in der Kölnischen Zeitung gegeben. Der Artikel hat nicht nur deshalb Aufsehen erregt, weil er in dem angesehenen rheinischen Blatt gestanden, sondern auch deshalb, weil der Herr Verfasser, der fast ein Jahrzehnt in Rußland lebt und der Gelegenheit gehabt hat, den russischen Volkscharakter in Kriegs- und Friedenszeiten zu studieren, sich den Ruf eines guten Kenners der russischen Verhältnisse erworben hat. Und der letzte Beweis für seine Tüchtigkeit als Kenner Rußlands liegt in dem Umstande, daß er seinen Artikel durchaus im psychologisch richtigen Augenblick veröffentlichte; der Anreiz, es früher zu tun, hat oft genug vorgelegen.

Der Verlauf des Streites um Ulrichs Ausführungen hat uns und aller Welt vor allen Dingen wieder einmal die Zwiespaltigkeit klar vor Augen geführt, die Rußland als politischen Faktor kennzeichnet. Man vergleiche nur die versöhnlichen Worte Ssasonows und die ruhige Haltung der amtlichen russischen Presse mit dem herausfordernden Ton der vom Kriegs- und Finanzminister benutzten privaten Presse. Diese Widersprüche muß man immer scharf beobachten und die hinter ihnen stehenden Parteien nach ihrem Einfluß streng bewerten, will man nicht höchst unliebsamen Überraschungen ausgesetzt sein. Die russische amtliche Politik will heute gewiß keinen Krieg, aber es ist doch gut, ein Urteil darüber zu haben, ob diese Richtung auch stark genug ist, ihren Willen durchzusetzen. Zweimal in den letzten vierzig Jahren war sie es nicht: die Kriege von 1877 und 1904 brachen gegen den Willen des amtlichen Rußland aus.

G. Cleinow

Das einige Bürgertum!

Die in Heft 7 der Grenzboten erwähnten Einigungsbestrebungen in der Industrie sind gescheitert. Die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Welthandel ist nicht zustande gekommen. Die Ursachen hierfür werden seitens der Frankfurter Zeitung in dem Machtstreben des Zentralverbandes deutscher Industrieller (Schweighoffer), in dessen Schlepptau sich der Bund der Industriellen (Stresemann) befunden habe, gesucht. Diese Auffassung dürfte den Tatsachen nicht ganz gerecht werden. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines Zusammenschlusses aller am Export beteiligten Gewerbe ist bei der Schwerindustrie nicht stärker vorhanden, wie bei der Fertigindustrie, und zwar mit Rücksicht auf die in der ganzen Welt zu beobachtenden Rüstungen für die bevorstehende Erneuerung der Handelsverträge und zur Verbilligung und Vereinfachung der mit dem Exportgeschäft verbundenen Erkundungen der fremden Länder. Man wollte unter anderem von der zu schaffenden Zentrale aus Handelssachverständige in alle Welt senden, Reisende und Agenten einstellen und gewissermaßen die für den Export arbeitenden Firmen nach den Exportländern kartellieren. Gewiß ein großartiger Gedanke mit den weitesten Ausblicken für die fernere Entwicklung unserer gesamten auswärtigen und inneren Politik. Das Bündnis für gemeinsame Arbeit zur Vorbereitung der Handelsverträge war naturgemäß nur denkbar, wenn man sich darüber einig war, entweder an dem bestehenden Schutzzollsystem festhalten oder es preisgeben zu wollen. Der Zentralverband und die Mehrheit des Bundes der Industriellen treten für das bisherige System ein und das führte auch Schweighoffer und Stresemann zusammen, während der Handelsvertragsverein und einige Vertreter der Spitzen- und Textilindustrie Sachsens freihändlerisch gesonnen sind. Diese abweichenden Ansichten haben den Zusammenschluß tatsächlich verhindert, nicht aber die Herrschsucht der Schwerindustrie.

Man findet den Schlüssel zur Stellungnahme des Handelsvertragsvereins in einer Kundgebung desselben aus Anlaß der Erklärungen des Staatssekretärs Dr. Delbrück und des preußischen Handelsministers Dr. Sydow über die handelspolitischen Absichten der Reichsregierung. Herr Dr. Sydow hat am 4. d. M. im preußischen Abgeordnetenhause darauf hingewiesen, daß, wenn ausländische Staaten die Verträge kündigen, dann müßte auch unsere handelspolitische Rüstung verstärkt werden, was soviel heißt, daß wir bei der ersten Festsetzung der einzelnen Positionen ganz allgemein eine Basis schaffen, von der aus mit den einzelnen Staaten verhandelt werden könnte. Die Absicht, solches zu tun, erklärt nun der Handelsvertragsverein für „sehr bedenklich". Nach seiner Auffassung reicht „unser jetziger Generaltarif vollkommen aus, um wiederum brauchbare Handelsverträge . . . zustande zu bringen", und er kommt zu dem Schluß: „Wenn sich wirklich die Notwendigkeit verschiedener technischer Änderungen an unserem jetzigen Zolltarif herausgestellt habe, warum sollen diese nicht im Wege einer besonderen Tarifnovelle nach Verlängerung der Handelsverträge vorgenommen werden? Das würde den großen Vorteil haben, daß dann in diese Novelle keine besonderen Verhandlungszölle eingestellt werden, sondern nur solche Zölle, die wirklich nachher in Kraft treten sollen. Auf diese Weise würden wir auch den Schein vermeiden, mit einem neuen Wettrüsten zu beginnen." — So kann nur schreiben. wem das Prinzip des Freihandels höher steht, wie das Wohlergehen der Wirtschaftenden. Ich meine, den „Schein" brauchen wir gar nicht mehr zu fürchten, denn in Rußland z. B. hat man längst begonnen, die Rüstung für die Handelsvertragsverhandlungen zu untersuchen und aus allen Industrien tönt uns der Ruf nach stärkerem Zollschutz entgegen. Aber ganz abgesehen davon: in den abgelaufenen zwölf Jahren haben einzelne Industrien ihre Bedeutung für die Gesamtwirtschaft verändert; dem ist Rechnung zu tragen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn der Handelsvertragsverein seinen doktrinären Standpunkt möglichst schnell aufgäbe und sich mit den beiden Industrieverbänden verständigte. Es hat gar keinen Zweck, wirtschaftliche Differenzen der vorliegenden Art in breiter Öffentlichkeit vor dem Auslande zu verhandeln, besonders da der Handelsvertragsverein kaum stark genug sein dürfte, unseren wirklich mäßigen Zollschutz aufzuheben. Wollen wir gegen die Rüstungen des Auslandes aufkommen, so müssen die Vertreter der Gewerbe untereinander einig sein! Dreimal einig! Ein strammes Zusammenhalten gegen das Ausland kann das Bürgertum auch in der inneren Politik wieder zusammenführen. G. Cleinow

Die Duellfrage im Reichstag

Die Bekämpfer des Duellunfugs können mit Befriedigung auf die Haltung der Parteien des Reichstages und des Herrn Kriegsministers während der letzten Erörterungen über das Duell blicken. Ganz allgemein wird das Duell als ein Übel empfunden, das zu bekämpfen ist. Der Unterschied, der heute

noch zwischen rechts und links besteht, beruht darauf, daß diejenigen Parteien, die sonst für ein weitestes Ausleben des Individualismus, daß Freisinnige und Sozialdemokraten es dem Individuum grundsätzlich verwehren wollen, seine persönliche Ehre auch individuell zu verteidigen, während die anderen (Konservative und Nationalliberale) darin einig sind, daß unsere Gesetzgebung noch nicht so fein ausgebildet ist, um befähigt zu sein, den Einzelmenschen in allen und jeden Lebenslagen vor Angriffen auf seine Ehre zu schützen. Man findet wieder einmal bestätigt, daß echte liberale Anschauungen viel reiner in unseren Parteien der Rechten zu finden sind, als in denen der demokratischen Linken. — — Das Duell wird solange bestehen und als notwendig empfunden werden, solange in unseren menschlichen Beziehungen Vorgänge möglich sind, die den gesund empfindenden Mann zur Selbsthilfe aufrufen. Man erinnere sich des Dramas von Dawykowo-Mokry! In dem Metzer Fall hat die strenge militärische Disziplin und der Militärehrenrat den betrogenen Ehemann von der Selbsthilfe zurückgehalten. Nach den im Reichstage und im Anschluß daran in der Presse stattgehabten Erörterungen, herrscht die Auffassung, daß im vorliegenden Falle das Duell überhaupt verhindert werden mußte, da sich der Ehebrecher ehrlos und satisfaktionsunfähig gemacht habe. Sollte diese Auffassung zur herrschenden werden, so würden sich die Fälle der Selbsthilfe, besonders auch nach dem Freispruch Mielczynskis, bald in erschreckender Weise mehren. Wer bei den heutigen Bestimmungen über Duelle noch zur Pistole greift, bereitet sich zum wohlbedachten Morde vor, der ist im Begriff, dem strafenden Arm der Gerechtigkeit einen Übeltäter zu entziehen. Was zwingt ihn? Doch in erster Linie die Empfindung, daß das ordentliche Gericht nicht imstande ist, die ihm zugefügte Beleidigung ihrer Schwere entsprechend zu sühnen. Ist es nicht auch ein unüberbrückbarer Widerspruch, wenn auf der einen Seite der Gesetzgeber für dasselbe Delikt eine Geldstrafe von 50 Mark für ausreichend hält, während auf der anderen das gesunde Empfinden die Todesstrafe fordert? Man schütze durch das Gesetz auch feiner empfindende Naturen, auch Individuen mit fein ausgebildetem Ehrbegriff — das ist ein Persönlichkeitswert — vor Roheiten und Angriffen auf die Ehre, dann wird man auch den mit dem Duellwesen verbundenen Unfug am wirksamsten bekämpfen.

G. Cleinow

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politik

„Schweizer Jahrbuch" der Süddeutschen Monatshefte. August 1918. Preis 1,50 M.

Das Augustheft der Süddeutschen Monatshefte erscheint alljährlich als „Schweizer Jahrbuch". Diese Gepflogenheit ist bereits zur wertvollen Tradition geworden. Absicht, Ziele und Durchführung haben bei den Deutschen aller Länder auf uneingeschränkten Dank gerechten Anspruch, und es liegt gar kein Grund dafür vor, ängstlich abzuwägen, auf welcher Seite der Vorteil wohl um eine Unze größer oder kleiner ausfällt. Deutschland, das in der großen weiten Welt so wenig Freunde zählt, wird täglich mehr einsehen, daß es allen Grund hat, den Sprach- und Stammesgenossen und ihrer kulturellen Bemühung, seien sie nun in der Schweiz, in Österreich-Ungarn oder weiß Gott wo zu Hause, Liebe und Interesse zuzuwenden, und namentlich das Land, das der deutschen Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart so viel geschenkt hat wie die Schweiz, nicht bloß als Sommer- und Winterfrische zu betrachten. Auf der Schweizer Seite liegen ja die Vorteile eines ununterbrochenen Zusammenhanges mit der großen deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft derart auf der Hand, daß sie gar nicht erst bewiesen werden müssen. Das vorliegende Jahrbuch ist sichtlich bemüht, ein allseitiges, nach allen Richtungen ausstrahlendes Spiegelbild schweizerischer Geisteskultur und politischer Bestrebung zu bieten. Der politische Schwerpunkt liegt auf dem in reichsdeutschen Zeitungen vielbesprochenen Aufsatz Albert Oeris: „Zu Lamprechts schweizerischen Zukunftsträumen". Der berühmte Geschichtsforscher, der sich in konstruktiver Zwangsgestaltung der Historie auch sonst gern ergeht, hat sich in seinem Werk: „Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart" den Ausspruch geleistet, „die Schweiz würde in den politischen Stürmen der Zukunft unzweifelhaft auf deutscher Seite zu finden sein".

Oeri behandelt nun als eine Art Entgegnung die zwei wichtigsten Fragen schweizerischer Auslandspolitik und seine Ausführungen dürfen ruhig als eine abgeklärte und gereinigte Fassung der latenten, öffentlichen Meinung des Landes bezeichnet werden. Vor allem bestreitet Oeri sehr überzeugend die Unbedingtheit der Lamprechtschen Auffassung. Der Neutralitätsgedanke sei ein unverrückbarer Mittelpunkt der schweizerischen Politik, dem Wechsel des Tages entrückt und bereits zur Volksempfindung geworden. Auf keiner „Seite" wird die Schweiz je zu finden sein, und ihre ganze militärische Organisation gehe dahin, die Grenzen zu verteidigen, jeglichen Durchzug zu verhindern und im Notfalle die so schwer errungene Neutralität, gegen wen es auch sei, mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Daß dieser Standpunkt der unbedingten Neutralität fast geheiligter Lehrsatz schweizerischer Staatengestaltung, nicht bloß die politische Meinung der gerade jetzt am Ruder Sitzenden sei, beweist Oeri mit zwei recht einleuchtenden Gründen: erstens könne einem politisch so reifen, geschulten Volke wie die Schweizer vernünftigerweise gar nicht zugemutet werden, daß sie aus freien Stücken das Fundament

ihres Daseins im europäischen Zusammenhang, den größten Vorteil ihres sonst in vielem benachteiligten Landes, antasteten; zweitens sei das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Deutsch- und Welschschweizern ein weit innigeres, kräftigeres, als man im Reiche annehme. Die Richtigkeit dieser Beobachtung kann tatsächlich keinem, der im Lande lebt und tätig ist, entgehen. Von der unbeweglichen Mitte des Neutralitätsgrundsatzes geht Oeri auf die Behandlung der Uitländerfrage über und spricht die Hoffnung aus, daß Deutschland und die anderen Nachbarn einer Zwangseinbürgerung der Uitländer sich nicht widersetzen würden. Tatsächlich ist die glückliche Lösung der Uitländerfrage für die Schweiz eine überaus ernste, und die sachlichen, klaren Ausführungen Oeris bilden eine rühmliche Ausnahme im Stimmengewirr eines verblendeten Parteigezänks, das in schweizerischen Schriften um diese Frage tobt, und einer ruhigen, ernsten Lösung nur im Wege steht. Eigentümlich ist dabei, daß im Gezänk um die Zwangseinbürgerung die freiwillige ganz außer acht gelassen ist. Man sollte meinen, daß für Ermöglichung und Erleichterung der freiwilligen Einbürgerung bereits längst alles geschehen sei, da die Schweizer sich so viel mit der zwangsweisen beschäftigen.

Dem ist nicht so. Die Einbürgerung in der Schweiz ist selbst für den Uitlander, der seit vielen Jahren im Lande lebt, da tätig ist, da wurzelt, ein überaus kompliziertes und sehr kostspieliges Verfahren, das in jedem Kanton verschieden einem förmlichen Handel mit teueren und billigeren Gemeindezuständigkeiten Vorschub leistet. Man kann die Kosten zur Erwerbung der Gemeindezuständigkeit auf 500 bis 2000 Franken und noch mehr veranschlagen. Aber ein weiteres und vielleicht ernsteres Hindernis für die freiwillige Einbürgerung — die ich für viel wichtiger und ersprießlicher halte, als die zwangsweise — liegt besonders für die gebildeteren und naturgemäß auch empfindlicheren Schichten — in der Beschaffenheit und in der Eigenart der einheimischen Gesellschaft und Geselligkeit. Solange selbst der gebildete Schweizer nicht aufhört — trotz der zahlreichen Ausnahmen, die er zu machen gezwungen ist — mit dem Begriff „Uitländer" zugleich den Begriff der Minderwertigkeit oder mindestens des von vornherein Auszuschließenden zu verbinden, solange die administrativen Schwierigkeiten einer freiwilligen Einbürgerung, die man mit Fug als Ausdruck dieser Stimmung betrachten kann, nicht beseitigt werden, so lange wird der Uitländer selbst die freiwillige Einbürgerung nicht anstreben.

Bezüglich des sittlichen, nationalen und praktischen Wertes einer Zwangseinbürgerung aber kann man verschiedener Meinung sein.

Richard Meßleny

Erziehungsfragen

Zur Geschichte des staatsbürgerlichen Unterrichts. In Nr. 34 des Jahrganges 1913 der Grenzboten wird auf die Ansichten Mösers über staatsbürgerlichen Unterricht hingewiesen, insbesondere auf seinen „Vorschlag zu einer Practica für das Landvolk" (1772), einer „in kurzen und deutlichen Sätzen vorgetragenen amtlichen Zusammenstellung aller Landesgesetze, Gewohnheiten und Rechtsregeln" usw. Am Schluß wird hinzugefügt, daß die Ansichten Mösers in seiner Zeit wohl keine Verwirklichung gefunden haben.

Das ist indes doch geschehen, und zwar noch bei Lebzeiten Mösers im Anfang der neunziger Jahre im Fürstentum Lippe, durch den Leiter des lippischen Volksschulwesens, den Generalsuperintendenten Ewald, einen bedeutenden Mann, den Goethe als heiteren und geistreichen Menschen kennen lernte und der durch zahlreiche geistvolle, gelehrte und volkstümliche Bücher auf die politischen Zustände und Begebenheiten seiner Zeit einzuwirken versuchte. Er war im Jahre 1781 von Darmstadt, wo er sicher auch den in Nr. 34 der Grenzboten erwähnten Peter Helferich Sturz und dessen Aufsatz „Über die Verbesserung der Landschulen" kennen lernte, worin im Sinne Mösers ein faßlicher Auszug aus den Landesgesetzen verlangt wird, nach Detmold berufen worden. Auf seine Veranlassung jedenfalls beauftragte die lippische Regierung den Archivrat Klostermeier mit der Abfassung eines „Auszuges aus den lippischen Landesgesetzen für den Bürger und Landmann", der im Jahre 1791 in Lemgo erschien und bisher ganz unbekannt

geblieben ist; auch die Bibliotheca lippiaca erwähnt ihn nicht. Er enthält auf S. 20 bis 216 im ganzen dreihundertneununddreißig nach Stichworten alphabetisch geordnete Artikel. Ihr Inhalt ist den drei Bänden der Landesverordnungen entnommen, die in den Jahren 1779, 1781 und 1789 im Druck erschienen. Die Abschnitte, welche das Handwerk betreffen, enthalten außerdem, zum Teil ausschließlich, Bestimmungen aus den kaiserlichen Edikten wider die Handwerksmißbräuche aus den Jahren 1731 und 1772. Am Schluß der Artikel sind überall die Gesetze, aus denen ein Auszug gegeben ist, nach Titel und Datum angeführt, so daß man sich in der Sammlung der Landesverordnungen über Einzelheiten näher unterrichten kann.

Nach dem „Vorbericht" des Verfassers soll sich „der Bürger und Landmann durch diesen Auszug ohne großen Kostenaufwand und ohne viele Mühe belehren, wie er in seinen bürgerlichen, häuslichen und anderen gesellschaftlichen Verhältnissen sich zu achten und seinen Schaden zu verhüten hat; er wird auch zugleich daraus mit großem Nutzen die in seinem Vaterlande für die Beförderung des allgemeinen Wohles und insbesondere für die Emporhebung des Nahrungsstandes getroffenen Anstalten und die vielen Vorteile kennen lernen, welche ihm die Gesetze für sein Gewerbe, seine Landwirtschaft und Haushaltung anbieten, um seinen Fleiß zur immer weiter fortschreitenden Verbesserung seines eigenen Zustandes wirksam aufzumuntern".

Dies Buch sollte nun auch als Lehrbuch der Gesetzeskunde in den lippischen Volksschulen dienen. Am Mittwoch und Sonnabend jeder Woche sollte eine halbe Stunde zur Behandlung dieses Gegenstandes auf der Oberstufe verwendet werden.

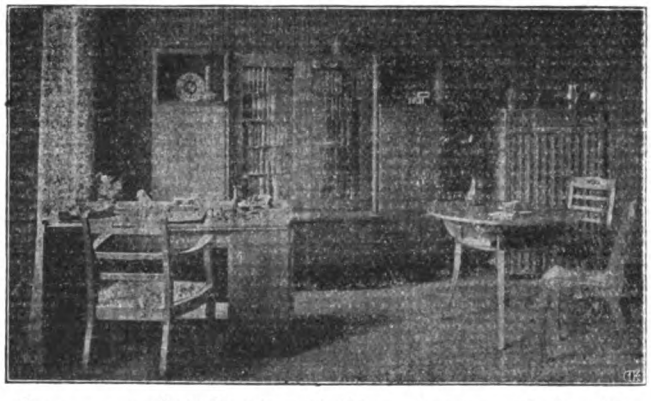
Ewald selbst schrieb einen „Vorbericht für die Schullehrer besonders auf dem Lande", worin er diesen die nötige Anleitung dazu gibt. Alle Artikel, die nicht durch ein Kreuz bezeichnet waren, sollten behandelt werden, jeder zu der Zeit, wo Veranlassung oder Gelegenheit dazu sich bot; die Lehrer hatten sich einen Stoffverteilungsplan auszuarbeiten. „Ehe ihr anfanget, diese Gesetze durchzugehen, suchet ihr erst die Kinder zu über-

Werkstätten Bernard Stadler

Paderborn Zusammenarbeiten von Kaufmann, Künstler und Handwerker; im neuzeitlichen Geiste durch Max Heidrich entworfene Zimmereinrichtungen; gediegen, bequem, von durchdachter Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit, in sich schön durch die Wirkung des Holzes und die feinfühlig abgewogenen guten Verhältnisse der Formen. Einzelanfertigung in verständnisvollem Eingehen auf besondere Wünsche. Besonders preiswert:

Bürgermöbel

Vollständige Zimmer für etwa 300 bis 1000 Mark. Teppiche, Bezug-Stoffe, Beleuchtungskörper, auserleseneskunstgewerbliches Kleingerät



Lieferung frei in die Wohnung.

Preisbuch T 3 mit 170 Abbildungen Preis 1 Mark

Berlin W. 30 · Bremen · Düsseldorf · Hamburg · Leipzig

Traunsteinerstr. 6 Georgstr. 64 Bleichstr. 6 Bergstraße 12/14 i. H. Aug. Polich

zeugen, daß es Gottes Wille sei, der Obrigkeit zu gehorchen. Ihr beweiset dies a) durch Bibelstellen . . ., b) aus dem Beispiel Jesu . . . c) Ihr beweiset ihnen, daß Gott den Stand der Obrigkeit eingesetzt habe, damit Ordnung in allen Ländern sei und jeder bei seinem Leben, seiner Freiheit und seinem Eigentum geschützt werde. d) Ihr saget ihnen, daß die Obrigkeiten Väter des Landes seien . . . Dann fanget ihr an, ihnen die Gesetze zu erklären. Damit sie aber recht verstanden werden, so erzählet ihr ihnen immer einen besonderen Fall, wo das Gesetz eintritt, und zeiget ihnen, wie es gehalten und wie es übertreten werden kann . . . — Bei manchen Verordnungen, wovon man den Grund nicht gleich sieht und doch ein recht guter Grund leicht anzugeben ist, gebt ihr den Kindern diesen Grund an und zeiget ihnen also kurz, wie es die Obrigkeit mit ihnen meine" . . . Den Mädchen soll hauptsächlich erklärt werden, was Mädchen betrifft, z. B. die Verordnung wegen Eheverlöbnisse, denen, die zum Dienen bestimmt sind, die Gesindeordnung usw.

So wurde in den lippischen Volksschulen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts staatsbürgerlicher Unterricht erteilt. Freilich verließ Ewald das Land schon im Jahre 1796, aber bald nach ihm kam die Prinzessin Pauline von Anhalt ins Land, die als Fürstin und spätere Regentin das Schulwesen in seinem Geiste weiterführte. (Vgl. Grenzboten 1908, Nr. 20, S. 325.)

H. Schwanold

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Pädagogium

Zwischen Wasser u. Wald äusserst gesund gelegen. — Bereitet für alle Schulklassen, das Einjährigen-, Primaner-, Abiturienten-Examen vor. Auch Damen-Vorbereitung. — Kleine Klassen. Gründlicher, individueller, eklektischer Unterricht. Darum schnelles Erreichen des Zieles. — Strenge Aufsicht. — Gute Pension. — Körperpflege unter ärztlicher Leitung.

Waren in Mecklb.
am Müritzsee.

Das preußiſche Grundteilgeſetz

Der am 23. Februar d. J. dem preußiſchen Abgeordnetenhauſe vorgelegte Geſetzentwurf über Teilung land- und forſtwirtſchaftlicher Beſitzungen, das ſeit einem Jahrzehnt verlangte Grundteilungsgeſetz, will agrar-, bevölkerungs- und nationalpolitiſche Bedürfniſſe zugleich befriedigen. Die innere Koloniſation ſoll dadurch angeregt und gefördert werden, daß der durch die private Güterſchlächterei herbeigeführten Bodenſpekulation und Güterpreisſteigerung eine Grenze geſteckt, die Bodenſtändigkeit des ländlichen Grundbeſitzes verſtärkt und durch ein Einſpruchs- und Verkaufsrecht des Staates die überaus rege Arbeit der polniſchen Parzellierungsgeſellſchaften unterbunden werden ſoll. Der Gedanke der inneren Koloniſation iſt ſo mächtig und geſund, daß er nach und nach alle Hemmniſſe überwunden hat, die in der heutigen Grundbeſitzverteilung und der auf ſie zugeſchnittenen Geſetzgebung liegen, und neuen Rechtsauffaſſungen, die auf eine nationale und organiſche Bodenpolitik von Staates wegen abzielen, Raum verſchafft hat. Schritt für Schritt ſind wir in Preußen ſeit 1886 mit der Errichtung einer beſonderen Anſiedlungsbehörde für Poſen und Weſtpreußen und mit der Rentengutsgeſetzgebung von 1891, dann mit dem Enteignungsgeſetz von 1907 in dieſer Richtung vorangegangen; „das erſte ſteht uns frei, beim zweiten ſind wir die Knechte.“ Dem Enteignungsgeſetz mußte das Einſpruchs- und Vorkaufsrecht des Staates bei privaten Güterteilungen folgen, damit die durch die Koloniſationsarbeit geförderte Mobiliſierung des ländlichen Grund und Bodens nicht allen Segen der bisherigen ſtaatlichen Arbeit wieder aufhob. Es mußten Vertrags- und Eigentumsfreiheit weitere Einſchränkungen erfahren, damit genügend preiswertes Land für die Koloniſation zur Verfügung ſtehe und die neuen Bauern- und Arbeiterſtellen nicht durch einen zu hohen Kaufpreis und zu hohe Rentenlaſten in ihrer Leiſtungsfähigkeit lebensgefährlich geſchädigt werden. Das iſt Sinn und Inhalt des neuen Geſetzes.

Es verdankt in weſentlichen Teilen der Anregung des deutſchen Oſtmarkenvereins und des Juſtizrat Wagner ſeine Entſtehung und beſagt, daß in Zukunft

Privatpersonen und Parzellierungsgesellschaften, denen die staatliche Autorisierung fehlt, die Zerschlagung land- und forstwirtschaftlicher Besitzungen nicht ohne Genehmigung des Regierungspräsidenten vornehmen oder vermitteln dürfen. Die Genehmigung kann allerdings nur versagt werden, wenn die Zerschlagung oder Abtrennung mit „einer den gemeinwirtschaftlichen Interessen entsprechenden Grundbesitzverteilung und besonders mit den Zielen der staatlich geförderten inneren Kolonisation nicht vereinbar ist" (Einspruchsrecht). Hierunter fallen auch die Adjazentenkäufe der polnischen Parzellierungsbanken, die bisher so erfolgreich der preußisch-deutschen Kolonisationsarbeit Hindernisse in den Weg gelegt haben. Ferner soll in den Provinzen, die für innere Kolonisation in größerem Umfange in Betracht kommen, nämlich in Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und Hannover, dem Staat bei land- und forstwirtschaftlichen Besitzungen von mehr als 10 Hektar Größe ein gesetzliches Vorkaufsrecht zustehen.

Begründet wird der neue Eingriff in die Gewerbefreiheit der Güterschlächter und in die Verfügungsfreiheit des Grundbesitzes mit der Überspekulation auf dem Grundstücksmarkt, die in der Tat die in Hannover begonnene Kolonisation der Moore und Heiden lahmzulegen droht und das Ansiedlungswerk in Posen und Westpreußen mit nahezu erdrückenden Kosten belastet. Dem letzteren konnte das Enteignungsgesetz auch nicht viel helfen; wegen dessen Nichtanwendung sind dem Landwirtschaftsminister heute Vorwürfe gemacht worden, sie lassen sich aber teilweise mit der unerhörten Preisverschiebung erklären, die wir im Osten der preußischen Monarchie auf dem Gütermarkte erlebt haben und die auch die größten Enthusiasten für die innere Kolonisation stutzig machen mußten. Die Preishausse ist keineswegs allein durch die Zollpolitik und durch den Landhunger städtischer Amateure für Rittergüter herbeigeführt, sondern besonders durch das Zwischenhandelsgeschäft der gewerbsmäßigen Güterteiler, in deren Interesse es liegt, möglichst viel und oft umzusetzen und dafür zu sorgen, daß Angebot und Nachfrage auf dem Gütermarkt auch über das natürliche Maß hinaus rege sei und der lebhafteste Besitzwechsel herrsche. In Posen und Westpreußen sind von 1890 bis 1912 rund dreiundzwanzigtausendachthundert private Grundstücksteilungen mit einer Teilungsfläche von über 930000 Hektar gezählt worden. Es werden vielfach Leute zum Aufgeben des Besitzes durch lebhaften Zuspruch der Parzellanten ermuntert und in Tausch und Schiebung verwickelt, die vorher kaum daran gedacht haben; anderseits wird dem parzellenhungrigen Publikum das aufgeteilte Land so verlockend angepriesen, bis es die vom Güterteiler verlangten Preise zahlt. Diese Preise bestimmen dann den Markt und nehmen einen Normalcharakter an, bis Verkehrswert und Ertragswert nicht mehr im Einklang miteinander stehen. Im Notfall wird das Kaufgeld gestundet und damit das Grundstück belastet; es wird also überschuldet und muß bald wieder veräußert werden und behält die vom Güterteiler gewünschte Beweglichkeit bei. In Bayern hat man sich schon

1910 zur Gesetzgebung gegen Güterzertrümmerung entschlossen und bei dieser Gelegenheit hat in der bayerischen Abgeordnetenkammer am 7. Mai 1910 der Staatsminister von Brettreich in einer interessanten Statistik vorgeführt, daß in den letzten zwölf Jahren die Erträge des gewerbsmäßigen Güterhandels und die sonstigen Spesen und Zwischengewinne der bayerischen Landwirtschaft allein bei einer Zerschlagung von 200 000 Hektar rund 90 Millionen Mark gekostet haben, so daß allein hierdurch eine Verteuerung des Bodens um 450 Mark für den Hektar entstanden ist. Der Landhunger muß also wie unter Umständen jeder Hunger teuer bezahlt werden. Für Preußen wird keine eingehende statistische Begründung gegeben, wie die Motive zum Gesetzentwurf überhaupt etwas dünn geraten sind. Wir wissen aber, daß die Preissteigerung im Gebiete der Posener Ansiedlungskommission in den letzten Jahren geradezu erschreckend eingesetzt hat.

Es mußten als Durchschnittspreis von der Ansiedlungskommission für den Hektar gezahlt werden:

1911 : 1095 M., oder das 134,7 fache des Grundsteuerreinertrags
1912 : 1400 „ „ „ 141,1 „ „ „
1913 : 1821 „ „ „ 173,1 „ „ „

Die hohen Bodenpreise haben erfahrungsgemäß den ganzen Grundbesitz im Osten mobilisiert und die Kenner von Land und Leuten erklären, daß dort viel Wohlhabenheit, Heimatgefühl und Vaterlandsliebe dazu gehöre, nicht zu verkaufen.

Schweren Schaden hat davon die innere Kolonisation. In dieser Hinsicht heißt es in der Begründung der Vorlage zutreffend: Unter den ungesunden Güterpreisen leidet die vom Staate betriebene oder unterstützte Ansiedlungstätigkeit. Bei der gewerbsmäßigen Zerstückelung treten hinter den Geschäfts- und Gewinnrücksichten die Rücksichten auf die Landeskultur und die Fürsorge für das wirtschaftliche Fortkommen der Käufer gewöhnlich zurück. Die besten und wertvollsten Landstücke, nach denen die Hauptnachfrage besteht, werden häufig vorweg verkauft. Es bleibt ein unwirtschaftlich zerschnittenes, von Inventar entblößtes, mit Gebäuden überlastetes Restgrundstück übrig. Wald wird oft niedergeschlagen oder zur Abholzung veräußert, der abgeholzte Boden bleibt unaufgeforstet. Ansiedler werden auf Stellen angesetzt, die nach Größe und Bodenarten unzweckmäßig zusammengesetzt, schlecht ausgestattet, wenig leistungsfähig und mit Schulden überlastet sind.

Bei der Posener Ansiedlungskommission war die Kalamität darin besonders fühlbar geworden, daß ihr in der Hauptsache nur das angeboten wurde, was die privaten Güterparzellenten und die neunundzwanzig polnischen Ansiedlungsbanken übrig gelassen hatten, und wollte sie nicht vom Enteignungsrecht Gebrauch machen, das bei dem hohen Preisstand überaus kostspielig war, so mußte sie nehmen, was eben angeboten wurde und das war leider Gottes hauptsächlich deutsches Land, während polnisches zurückgehalten wurde oder einen anderen Weg nahm. Bis Ende 1903 hat die Ansiedlungskommission 313 657 Hektar

aus deutscher und 124 903 Hektar aus polnischer Hand erworben. Namentlich in den letzten Jahren hat die polnische Innenkolonisation und Besitzfestigung die deutsche bei weitem geschlagen und das war keineswegs der Sinn jener preußisch-deutschen Aktion, für die jetzt rund eine Milliarde Mark ausgeworfen worden ist.

Hier soll nun also das neue Gesetz mit Einspruchs- und Vorkaufsrecht Hilfe bringen. Es wird bewußt darauf hingearbeitet, Käufer vom Grundstücksmarkte zu verscheuchen. Nach der Einführung des staatlichen Vorkaufsrechts entsteht für den Käufer jedesmal die Unsicherheit, ob er das Stück Land tatsächlich behalten, oder ob der Staat in seine Stelle treten werde. Das verdirbt den Spekulationskäufern, die möglichst bald mit Gewinn weiter verkaufen wollen, das Geschäft, vorausgesetzt, daß es dem Gesetzgeber noch gelingt, den Umgehungen auf dem Wege der Scheinverpachtungen usw. vorzubeugen. Sie werden, so nimmt man an, sich vom Grundstückshandel und vom Parzellieren zurückziehen und diese Arbeit gemeinnützigen oder auch sonst anerkannt tüchtigen Landgesellschaften überlassen müssen. Auch dadurch wird, wie man hofft, die innere Kolonisation gefördert werden, daß die Ansiedlungskommission und die Besiedlungsgesellschaften in Zukunft nicht, wie bislang, auf mehr oder minder zufällige Angebote angewiesen sein werden, sondern daß sie rechtzeitigen Einblick in die Bewegung des Gütermarktes erhalten, und alle zum Verkauf angebotenen Güter und Grundstücksteile auf ihre Verwendbarkeit für Kolonisationszwecke prüfen können. Auf die Art hofft man erheblich mehr Planmäßigkeit in die Siedlungspolitik zu bringen. Ob das alles wirklich geschehen wird, und ob alle Vorbedingungen dazu gegeben sind, darüber nachher noch einige Worte.

Zuvor seien die wichtigeren Nebenbestimmungen des Entwurfs erwähnt. Es soll vorkaufsberechtigt sein der Staat, der sein Vorkaufsrecht auch an Kommunalverbände abtreten kann, so daß — eine sehr dankenswerte Neuerung — diese um die Städte herum Ansiedlungen zu schaffen und ihren Gewerbetreibenden ein kaufkräftiges Hinterland zu erschließen in der Lage sein werden. Ferner können gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften und ähnliche Vereinigungen vom Staat als Stellvertreter eingesetzt werden. Hier muß auch den nach verständigen Erwerbsgrundsätzen geleiteten Landbanken ein Arbeitsfeld vorbehalten bleiben, weil mit lauter Gemeinnützigkeit und behördlicher Vorsehung der Ersatz der Güterschlächter im praktischen Leben nicht durchgeführt werden wird. Wir wollen doch nicht vergessen, daß die Zunahme der Bodenzerstückelung eine Folgeerscheinung des Gesetzes ist, daß der Boden den Weg zum leistungsfähigsten und tüchtigsten Wirt sucht und dieser Weg läßt sich nicht allein durch die Behörden finden. Daß den polnischen Ansiedlungsgesellschaften, ob sie nun auch auf Gemeinnützigkeit in ihrem Sinne Anspruch erheben oder nicht, in Zukunft kein freies Feld mehr für ihre die preußische Ansiedlungspolitik durchkreuzende Arbeit gelassen werden darf, ist eine unerläßliche nationale Forderung und muß mehr noch als es der Entwurf vorsieht, als klare und einwandfreie Tendenz

des Gesetzes herausgearbeitet werden, damit wir aus den Schwankungen der Polenpolitik endlich zu festeren Zielen der Staatspraxis kommen.

Die Vorlage sieht sodann ein Rücktrittsrecht zum Schutz derjenigen Käufer vor, welche mit einem Güterhändler als Verkäufer oder Käufer zu tun hatten. Innerhalb einer Woche nach Abschluß des Vertrages oder wenn sie den Vertrag nicht selbst abgeschlossen haben, innerhalb einer Woche nach dem Zeitpunkt, in dem sie von dem Abschluß Kenntnis erhalten haben, dürfen sie von dem Vertrage zurücktreten. Der Staat soll noch in letzter Stunde Umgehungen des Gesetzes vorbeugen können. Damit für Arbeiterstellen Grundstücksteile vom hypothekarisch belasteten Boden leichter abgetrennt werden können, soll die Erteilung des Unschädlichkeitszeugnisses allgemein erleichtert werden. Ferner will der Gesetzgeber den Arbeiter- und Handwerkerstellen zu größerer Lebenskraft verhelfen, indem bei solchen Stellen der Rentenbankkredit bis zu neun Zehntel des Taxwertes ausgedehnt werden soll. Die kleineren Leute können dann ihr Bargeld für besseres Inventar und Vieh verwenden. Um wiederum den Rentenbanken und Generalkommissionen mehr Bewegungsfreiheit in der Unterstützung kapitalschwacher Ansiedlungen zu gewähren, soll für neuen Zwischenkredit für die Rentengüter eine Summe von 75 Millionen Mark bereitgestellt werden.

Das ist das Wesentliche der neuen Vorschläge, über die noch einiges Kritische zu sagen ist. Zunächst hat der organisierte Grundbesitz das Bedenken geltend gemacht, daß die neuen Vorschriften einen staatssozialistischen Charakter haben und den Grundbesitz entwerten würden, daß auch der reelle Güterhandel, der schließlich doch nicht zu entbehren ist, Schaden leiden müsse, daß dem Landwirt bei Verkäufen, die zur Erhaltung seiner wirtschaftlichen Existenz nötig seien, viel zu viel Schwierigkeiten, Zeitverschwendung und amtlicher Verkehr in den Weg gelegt würden usw. Die größere Bodenständigkeit, die man erzielen wolle, sei ein Schlagwort, die Beweglichkeit erkläre sich aus natürlichen Gründen und Gesetzen des wirtschaftlichen Lebens, und im übrigen ständen bodenreformerische und kommunistische Absichten im Hintergrunde. In der Tat scheiden sich hier die Wege, um schwer wieder zusammenzustoßen. Die Staatseinmischung nähert sich hier dem Höhepunkt der Entwicklungsmöglichkeit, sie ist vorangetrieben worden einmal von der Polengefahr und von dem Zwange des Staates, in Westpreußen und Posen auch unter Verzicht auf privatwirtschaftliche Interessen zu germanisieren, und zum anderen durch agrarpolitische Forderungen, die bei allen großen Nationen die Landaufteilung unter staatlicher Anregung und Leitung und die Ansiedlung von Bauern als die wesentlichste Aufgabe der Zeit hinstellen. Das ist als im Staatsinteresse liegend anerkannt, das den Privatinteressen vorgehen muß. Jedenfalls läßt sich diese Bewegung bei uns ebensowenig aufhalten wie bei anderen Völkern. Es ist aber doch zu befürworten, daß nicht alle Güterverkäufer als Schmarotzerexistenzen betrachtet und behandelt, d. h. ausgeschaltet werden. Der Staat und die bevorrechtigten Parzellierungsgesellschaften können die vorhandenen Bedürfnisse nicht allein befriedigen, die Güterteilung ist in einem

Lande mit stark wachsender Bevölkerung ein natürlicher Vorgang, der nicht nur als bedenklich und schädlich betrachtet werden darf. Hier muß also das Parlament gegen staatlichen Übereifer einige Sicherheitsmaßnahmen anbringen.

Unbefriedigend ist auch die Bestimmung, daß der Antrag um Erlaubnis einer Güterzerschlagung zunächst an den Landrat gehen soll, der, wie das Gesetz vorschreibt, nach Beschaffung der erforderlichen Unterlagen dem Regierungspräsidenten den Antrag zur Entscheidung zu übermitteln hat. Die Befürchtung, daß bei diesem Instanzenzuge politische und soziale Gesichtspunkte mehr beachtet werden, als die wirtschaftlichen, ist kaum von der Hand zu weisen. Der Landrat, der schließlich doch die eigentliche Entscheidung in der Vorberatung des Einzelfalles trifft, ist nicht frei genug in seinen Entschließungen; seine Stellung im Kreise ist nun einmal von politischen Einflüssen beherrscht, so daß er notgedrungen die beim Güterverkauf beteiligten Personen auf ihre politischen Eigenschaften prüft und im übrigen immer in der Lage sein wird, die guten Absichten des Gesetzes, die innere Kolonisation zu fördern, zur Geltung zu bringen. Die Entscheidung muß darum in die Hand der Ansiedlungskommission und der Generalkommissionen gelegt werden, denen eine ausreichende Unabhängigkeit vom Kreisausschuß zu gewähren ist, die damit auch wieder belebt und gestärkt werden würden. Haben Landrat und Regierungspräsident zu befinden, so wird die jetzt beklagte Planlosigkeit und Stagnation nicht überwunden werden. Das Vorkaufsrecht des Staates bedingt, damit das Recht nicht nur auf dem Papier stehe, daß genügend Mittel flüssig gemacht werden, um der unzweckmäßigen Güterzertrümmerung das Material zu entziehen und es der staatlich gewollten inneren Kolonisation zuzuführen. Ohne Geld ist da von Staats wegen nichts zu machen. Der Gesetzentwurf fordert hierfür keine besonderen Mittel; sie müssen aber beschafft werden, will man nicht nur theoretische Arbeit geleistet haben. Da wird der preußische Landtag Gelegenheit haben, auf die Anträge der nationalliberalen Partei zurückzugreifen und sie mit der vorliegenden Materie zu verarbeiten. Die Anträge forderten 300 Millionen Mark für die Zwecke der inneren Kolonisation, und zwar sollten je 100 Millionen Mark für die Ansiedlung von Landarbeitern, für die Schaffung von klein- und mittelbäuerlichen Betrieben und für provinzielle Ansiedlungsgesellschaften bereitgestellt werden. Diesen Plänen kommen Einspruchsrecht und Vorkaufsrecht des Staates zugute und daher werden die verlangten Fonds auch für die Vorkaufsaktionen verwendet werden müssen.

Man prophezeit bislang im allgemeinen dem Gesetzentwurf ein gutes Schicksal im preußischen Abgeordnetenhause, wo Konservative und Liberale eine Mehrheit dafür bilden würden. Ob vom Herrenhause, das staatssozialistischen Unternehmungen wenig Freundschaft entgegenzubringen pflegt, Schwierigkeiten drohen, ist noch nicht zu übersehen. Man darf doch wohl erwarten und hoffen, daß der große gemeinnützige und nationale Gedanke, der die Vorlage beseelt, am letzten Ende im gesamten preußischen Parlament siegreich durchdringen wird.

Die österreichische Balkanpolitik

Die Balkankrisis der beiden letzten Jahre hat in so manchen Kreisen in Österreich-Ungarn ein Gefühl der Enttäuschung und der Verstimmung zurückgelassen. Die Monarchie hatte eine Politik verfolgt, die nicht geringe Anforderungen an das Land stellte und keinen Gewinn brachte. Vielmehr erschien es als deutliches Ergebnis der jüngsten Balkangeschichte, daß für Österreich-Ungarn die Möglichkeit weiterer Gebietserwerbungen nun endgültig ausgeschlossen war. In militärischen und politischen Kreisen der Monarchie hatte man aber auf den Gedanken einer künftigen Expansion bis nach Saloniki nie ganz verzichtet, und die Politik Aehrenthals hatte halb erloschene Hoffnungen und Wünsche wieder belebt. Nun sollten diese Aussichten ein für allemal zu Ende sein. Man gab sich Selbstanklagen hin, daß man in der Vergangenheit günstige Gelegenheiten versäumt hätte; und ein gewisser Teil der Verstimmung fiel wohl auch auf den deutschen Bundesgenossen, dem man Schuld gab, die österreichische Expansionspolitik nicht unterstützt oder sie zurückgehalten zu haben, als es noch Zeit gewesen wäre, zu handeln.

Solche Stimmungen in dem befreundeten und verbündeten Nachbarlande können uns nicht gleichgültig lassen, und die Frage der österreichischen Balkanpolitik hat daher für uns im Deutschen Reich mehr als ein bloß geschichtliches oder akademisches Interesse. Es ist der Mühe wert, zu untersuchen, wieweit jene Verstimmung in Österreich-Ungarn sachlich berechtigt ist, wieweit überhaupt die Möglichkeit einer erfolgreichen Expansionspolitik bestanden, und aus welchen Gründen eine Regierung nach der anderen sich gegen eine solche Politik entschieden hat. Denn Graf Berchtold hat im letzten November in den Delegationen nachdrücklich betont, die Monarchie habe mit der Erwerbung Bosniens und der Herzegowina die österreichische Expansion am Balkan als abgeschlossen betrachtet. Ein Abgehen von diesem Standpunkt, den schon Graf Aehrenthal klar herausstellte, hätte weder den wohlerwogenen Interessen der Monarchie, noch dem vom Grafen Berchtold stets betonten Grundsatz der Kontinuität entsprochen. Weiter erwiderte Graf Berchtold den Kritikern der Regierungspolitik, die das Aufgeben

Salonikis bemängelt hatten: es habe sich um kein Aufgeben gehandelt, da keiner seiner Vorgänger, auch Andrassy nicht, an die Erwerbung jenes Hafenplatzes gedacht hätte, denn eine Expansion zum Ägäischen Meere hin würde die größten „Inkonvenienzen" nach sich gezogen haben.

Der Hinweis, daß auch Andrassy nach der Erwerbung von Bosnien und der Herzegowina keine weiteren Expansionspläne vertreten habe, ist deshalb interessant, weil die jüngst erschienene Biographie Andrassys von Ed. Wertheimer den freilich nicht ganz bestimmten Eindruck hinterlassen hat, daß Andrassy in seinen letzten Jahren einem Vordringen am Balkan geneigter geworden wäre, und zwar um die Zeit, da er nicht mehr auswärtiger Minister war. Die Politik, die Andrassy als Minister während der Krisis von 1875 bis 1878 verfolgt hat, kennen wir in ihren Einzelheiten. Der ungarische Staatsmann wünschte in erster Linie die Erhaltung der Türkei in ihrem damaligen Gebietsbestande; war dieses Programm nicht durchführbar, so wollte er die Bildung eines großen südslawischen Reiches vor den Toren Ungarns verhindern und ferner Rußland die Erwerbung türkischen Gebietes verwehren. Rußland mochte Bessarabien zurückerhalten, das es im Krimkriege verloren hatte, und sich im übrigen in der asiatischen Türkei schadlos halten. Serbien und Montenegro sollten weder Bosnien und die Herzegowina, noch Albanien erhalten; die beiden erstgenannten Provinzen sollte Österreich-Ungarn für sich nehmen, und für Albanien faßte Andrassy schon damals eine Autonomie ins Auge. Das war das Ergebnis der Abmachungen, die Andrassy 1876 mit Gorcakow auf der Entrevue von Reichstadt traf. Im Gegensatz zum österreichischen Militär war Andrassy gegen eine „absolut annexionistische Politik"; das Ziel seiner Politik war ein mehr negatives: nur wenn die Türkei sich außerstande zeigte, die beiden Provinzen festzuhalten, wollte Andrassy sie besetzen.

Andrassys Nachfolger, Haymerle und Kalnoky, setzten diese Politik fort. Während Kalnoky noch Botschafter in Petersburg war, schloß er mit der russischen Regierung einen Vertrag, in dem Österreich den russischen Wünschen nach einer eventuellen Vereinigung Bulgariens mit Ostrumelien und auch in der Dardanellenfrage zustimmte, während Österreich dafür die förmliche Einverleibung der 1878 okkupierten Provinzen freistehen sollte*). Dieser Vertrag ist deshalb interessant, weil er zu dem Dreikaiserbündnis von 1884 und dem deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag von 1887 hinüberführt. Der sonstige Inhalt des Vertrages ist nicht bekannt; aber aus Friedjungs Mitteilung, daß er auf drei Jahre verpflichtete, und 1884 wiederum auf drei Jahre verlängert wurde, lassen sich einige Schlüsse ziehen. Von 1884 bis 1887 bestand das Dreikaiserbündnis. Wenn nun der österreichisch-russische Vertrag nur verlängert zu werden brauchte, so hatte dasselbe Verhältnis, das zwischen beiden Mächten während des Dreikaiserbündnisses bestanden hatte, schon 1881 be-

*) Vgl. Friedjung über Kalnoky im Deutschen Nekrolog Bd. III.

gonnen, und Deutschland trat 1884 als dritte Macht hinzu. Danach hätte also Deutschland, das ja bereits mit Österreich-Ungarn seit 1879 in einem Bundesverhältnis stand, 1884 nur ein Separatabkommen mit Rußland geschlossen. Das Dreikaiserbündnis hätte also aus zwei Verträgen, einem österreichisch-russischen und einem deutsch-russischen, bestanden. Diese Mutmaßung wird um so wahrscheinlicher, als auch das Dreikaiserbündnis von 1871 aus einem deutsch-russischen und einem russisch-österreichischen Sonderabkommen bestanden hat. Bei der Entrevue der drei Kaiser in Berlin, im Sommer 1871, berieten ihre Minister stets nur zu zweien, nie zu dritt; und im folgenden Jahre wurde im April in Petersburg das deutsch-russische Abkommen, im Mai in Wien das russisch-österreichische Abkommen abgeschlossen*). Das Dreikaiserbündnis von 1884 erlosch nach drei Jahren, da der russisch-österreichische Vertrag nach seinem Ablauf im Jahre 1887 nicht erneuert wurde, während Bismarck im selben Jahre mit Rußland den berühmten Rückversicherungsvertrag schloß, der bis 1890 in Kraft gewesen ist.

Daß der russisch-österreichische Vertrag 1887 nicht wieder erneuert wurde, lag nach Bismarck u. a. an ein paar „wilden" Reden, die Andrassy zuvor gehalten hatte und die in Rußland eine starke Beunruhigung hervorgerufen hatten**). Andrassy stellte sich zu dieser Zeit in Gegensatz zu der Balkanpolitik Kalnokys. Haymerle und Kalnoky hatten, wie wir gesehen haben, 1881 in dem Abkommen mit Rußland für Österreich-Ungarn nur die Verwandlung der Okkupation Bosniens in eine Annexion ausbedungen. Ebenfalls im Jahre 1881 ließ die italienische Regierung das Wiener Ministerium des Auswärtigen wegen eines Bündnisses, und als Voraussetzung dazu, über seine Orientpolitik sondieren. Haymerle erklärte ausdrücklich, die Regierung halte an dem status quo des Berliner Vertrages fest, beabsichtige durchaus keine Eroberungspolitik im Orient und denke in keiner Weise daran, in der Richtung von Saloniki und Albanien vorzugehen. Sie sei bereit, alle notwendigen Erklärungen in bündiger Form abzugeben und den festen Entschluß zu betonen, genau im Rahmen der ihm durch den Berliner Vertrag festgesetzten Grenzen zu handeln und sich von jeder politischen Annäherung fernzuhalten***). Italien trat darauf dem deutsch-österreichischen Bündnis bei, und bei der ersten Erneuerung des Dreibundes im Jahre 1887 übernahm Österreich die förmliche Verpflichtung, in Mazedonien keine Okkupationspolitik ohne Italien zu verfolgen †). Wie weit Österreich-Ungarn tatsächlich von allen Okkupationsplänen in Mazedonien entfernt war, geht daraus hervor, daß es ebenfalls im Jahre

*) Wertheimer, Andrassy II 72, 85, 89.

**) Herman Hofmann, Fürst Bismarck I 112.

***) Crispi, Memoiren (deutsche Ausgabe) 123.

†) Vgl. den Aufsatz „Der Inhalt des Dreibundes" in Heft 46 der Grenzboten von 1913.

1881 einen Geheimvertrag mit Serbien schloß, in dem es die serbischen Ansprüche auf das Vilajet Kossovo und das Vardartal anerkannte und sich ferner anheischig machte, auf der nächsten europäischen Konferenz, die über die Geschicke der Balkangebiete entscheiden würde, für sie einzutreten. Der serbische Minister des Auswärtigen, der diesen Vertrag abschloß, Chedo Mijatovich, hat das im Daily Telegraph vom 2. November 1912 mitgeteilt. Er erzählt weiter, er habe auch Saloniki für Serbien gefordert, sei aber abgewiesen worden, da dieser Hafen nach österreichischer Auffassung Griechenland zufallen müsse. Dieses österreich-serbische Abkommen wurde auf sieben Jahre geschlossen, ist seitdem zweimal erneuert worden und war um 1902 noch in Kraft.

Das also waren die Grundzüge der österreichischen Balkanpolitik, als Andrassy seine Angriffe gegen Kalnoky richtete. Damals hatte die bulgarische Krisis den alten Gegensatz in der Balkanpolitik Österreichs und Rußlands von neuem geschürt. Kalnoky verfolgte im Einvernehmen mit Bismarck eine Politik, die Andrassy zu vorsichtig, zu behutsam und nachgiebig gegen Rußland erschien. Andrassys gegenteilige Auffassung geht aus einer Denkschrift hervor, die er im Herbst 1886 dem Kaiser einreichte, und aus den Reden, die er 1886 und 1887 in den Delegationen hielt. Er hielt es für einen Fehler der Politik Kalnokys, daß er sich durch einen Vertrag mit Rußland gebunden und dadurch auf die Freiheit eigenen Handelns verzichtet hatte; worauf Kalnoky erwidern konnte, daß auch Andrassy sich sowohl im Jahre 1871 als zu Reichstadt im Jahre 1876 durch Verträge mit Rußland gebunden hatte. Dann setzte Andrassy aus, daß Kalnoky die Sache Bulgariens nicht kräftiger unterstützte und nicht die Initiative zur Anerkennung des neu gewählten Fürsten Ferdinand durch die Mächte ergriff. Aber weder aus der Denkschrift noch aus den Reden Andrassys geht hervor, daß er selbst in dieser Zeit an eine aktive Expansionspolitik gedacht hatte. Auch was Wertheimer über Andrassys spätere Auffassung der Orientpolitik beiträgt, enthält nichts, was über die Ziele wirtschaftlichen und politischen Einflusses auf die westlichen Balkanländer hinausgeht. Im letzten Herbst hat sich sodann Andrassys Sohn, der frühere ungarische Premierminister Graf Julius Andrassy, in der Neuen Freien Presse (26. Oktober 1913) zu der Frage geäußert. Er betont, daß Österreich-Ungarn sich nie mit der russischen Expansion im Orient aussöhnen könne. Der russischen öffentlichen Meinung müßte stets klar zum Bewußtsein gebracht werden, daß das Kokettieren mit dem Panslawismus früher oder später zu einem gefährlichen Kriege führen müsse. Dann heißt es weiter: „Diese Politik wünschte mein Vater seit dem Abschluß des Berliner Vertrages stets zu befolgen, seit das Bündnis mit Deutschland die Stelle des Dreikaiserbündnisses einnahm. Er bekämpfte es stets, daß man von neuem auf das Bündnis der drei Kaiser zurückgreife, und daß wir von neuem mit Rußland zusammen orientalische Politik treiben." Hieraus geht ganz deutlich hervor, daß Andrassy einerseits gegenüber Rußland eine andere Politik wünschte, als Kalnoky

und Bismarck verfolgten, daß er aber anderseits keineswegs selbst an eine Expansionspolitik dachte, die ja nur mit Rußland geführt werden konnte.

Gegenüber Andrassys Auffassung kommt Kalnokys Standpunkt in seiner Rede in den Delegationen vom 13. Dezember 1886 klar zum Ausdruck. Dort bezeichnete er genau die Grenze seines Zuwartens. „Wenn Rußland," sagte er, „z. B. beabsichtigt oder versucht hätte, einen Kommissär nach Bulgarien zu entsenden, sowie wenn es zu einer militärischen Okkupation, sei es der Küstenplätze oder des Landes selbst geschritten wäre, so wären dies Akte gewesen, welche uns unter jeder Bedingung zu einer Stellungnahme gezwungen hätten." Kalnoky vermied jeden Schritt, der Rußland zu schärferem Vorgehen reizen konnte. Er wußte, daß Bismarck über die Grenzen der Bündnispflicht hinaus die österreichische Politik nicht unterstützen würde. Am 11. Januar 1887 sagte Bismarck, vermutlich als Antwort auf die „wilden" Reden Andrassys, im Reichstag: „Wir werden uns in dieser (der bulgarischen) Frage von niemandem das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouillieren."

Der Erfolg gab Kalnokys Politik völlig Recht. Der Ausgang der bulgarischen Krisis ließ deutlich erkennen, daß Rußland von neuem von der Balkanhalbinsel abgedrängt war, und zwar zum ersten Male durch die Widerstandskraft eines der Balkanstaaten selbst. Bulgarien durfte ungestraft dem Zaren Trotz bieten; und Fürst Lobanow, der als russischer Botschafter in Wien im Jahre 1888 in einer Auseinandersetzung mit Kalnoky die bulgarische Krisis in der Hauptsache beilegte, hat dann der russischen Politik in Ostasien neue und größere Ziele gewiesen.

Es würde zu weit führen, auch die folgenden Phasen der österreichischen Balkanpolitik ausführlich zu verfolgen. Im Jahre 1897 verständigten sich Petersburg und Wien über eine Politik beiderseitigen Desinteressements, und diese dauerte bis zu der bosnischen Krisis und der neuen Politik Aehrenthals fort. Wir wissen, daß Graf Aehrenthal selbst sich nach der Annexion gegen jede weitere Expansionspolitik auf dem Balkan ausgesprochen hat. Ob er eine Zeitlang dennoch eine solche im Auge gehabt hat, läßt sich heute mit Bestimmtheit nicht sagen. Eine derartige Expansion hätte eine zweifache Richtung nehmen können: einmal durch den Sandschak auf Mazedonien und Saloniki, und zweitens auf eine Teilung oder gänzliche Einverleibung Serbiens. Die Beziehungen zu Serbien waren noch während Goluchowskis Amtszeit sehr schlecht geworden, und der Vertrag über Kossowo und das Vardartal hat wohl damals aufgehört zu bestehen. Rückblickend wird man diese Änderung der österreichischen Politik gegen Serbien im Interesse der Donaumonarchie vielleicht bedauern können. Denn durch den Zollkrieg mit Österreich-Ungarn — den sogenannten „Schweinekrieg" — wurden die Expansionstendenzen Serbiens auch nach Westen gelenkt, da es nunmehr eines unabhängigen Ausfuhrweges für seine Agrarprodukte notwendig bedurfte. Durch diese Feindschaft Serbiens erhielt das südslawische Problem der Monarchie eine sehr unerwünschte Verwickelung, und

jetzt begann Rußland, das sich bisher im Grunde nur für Bulgarien und Montenegro interessiert hatte, auch die Rolle eines Beschützers Serbiens zu übernehmen und in Verbindung damit die südslawische Frage als diplomatische Waffe gegen Österreich zu benutzen.

In der Aehrenthalschen Zeit hat man von der Möglichkeit einer österreichischen Expansion — erstens nach Mazedonien, zweitens nach Serbien — gesprochen. Mit der ersten Möglichkeit hat man das Projekt der Sandschakbahn in Verbindung gebracht. Aber Aehrenthal selbst hat wenige Monate, nachdem er von der Pforte das Irade zu dem Bahnbau erhalten hatte, sowohl auf den Bahnbau als auf das ganze Besetzungsrecht im Sandschak verzichtet. Es ist kein Zweifel, daß die Bahn nur unter Überwindung großer technischer Schwierigkeiten und mit unverhältnismäßig hohen Kosten hätte gebaut werden können; und es fällt ins Gewicht, daß die Bahn bis zur bosnischen Ostgrenze, die von der Sandschakbahn fortgesetzt werden sollte, nur eine Schmalspurbahn ist. Überdies ist der Sandschak militärisch eine keineswegs günstige Position. In der Denkschrift, in der Aehrenthal den Verzicht begründet hat, wies er darauf hin, daß die Besetzung und Annexion des Sandschaks Österreich zwingen würde, in diesem Defilé einen Truppenkörper von mindestens einem Armeekorps zu unterhalten. Dieses Armeekorps würde sich gegebenenfalls unter den ungünstigsten Verhältnissen nach drei Seiten zu schlagen haben. Daher unterläge es nach einstimmigem Urteil der Fachleute keinem Zweifel, daß ein militärisches Vorrücken nicht durch diesen Engpaß erfolgen dürfte. Angesichts dieser Umstände fragt es sich, ob Aehrenthal das ganze Projekt im Grunde nicht als bloßen taktischen Zug in seinem diplomatischen Schachspiel benutzt hat.

Während der bosnischen Krisis hat sich die öffentliche Meinung in Österreich auch mit der Frage der Unterwerfung Serbiens beschäftigt; und zwar hat man von einer Okkupation oder Annektion ganz Serbiens und von einer Teilung Serbiens zwischen Österreich und Bulgarien gesprochen. Es ist nicht bekannt, ob die verantwortlichen Leiter der Wiener Politik jemals ernstlich solche Pläne verfolgt haben; wenn sie es getan haben sollten, so sind sie jedenfalls schnell davon zurückgekommen, und die Gründe dafür sind nicht weit zu suchen. Die allgemeine Ansicht ist heute wohl, daß erst durch die Verhältnisse, die die jüngsten Balkankriege geschaffen haben, sowohl Österreich-Ungarn als Rußland das weitere territoriale Vordringen auf der Halbinsel endgültig verschlossen worden ist. Dem gegenüber wird sich die Auffassung vertreten lassen, daß dies Ergebnis schon durch die Gestaltung der Balkanverhältnisse durch den Berliner Vertrag von 1878 erzielt worden ist. Allerdings hat der Berliner Kongreß die Balkanvölker noch wie eine amorphe Masse behandelt, deren nationale Grenzen nicht nach ethnischen Gesichtspunkten, sondern nach den Interessen der Mächte — als ein Kompromiß ihrer rivalisierenden Forderungen — ex cathedra festgesetzt werden könnten. Blickt man in die Tagesliteratur jener Zeit, und in die historischen und Memoirenwerke, die jene Epoche behandeln, so sieht man, daß nicht nur

die öffentliche Meinung der Großmächte, sondern auch damalige Staatsmänner ernste Zweifel an der politischen Existenzfähigkeit Serbiens, Bulgariens und selbst Rumäniens gehabt haben. Man hielt es durchaus für sicher, daß Bulgarien russisch und Serbien österreichisch werden würde, und man hielt es für möglich, daß Rumänien zwischen den beiden Mächten geteilt werden könnte. Jedoch das nationale Prinzip erwies sich als weit stärker, als die Diplomatie und die Presse erwartet hatten. Durch die Schaffung unabhängiger Staaten erlangte es binnen kurzem eine solche Kraft, daß schon wenige Jahre nach dem Berliner Kongreß sowohl eine russische als eine österreichische Expansionspolitik unmöglich geworden waren. Den klassischen Beweis lieferte Bulgarien, das nach einer nur siebenjährigen staatlichen Existenz in der Lage war, unterstützt durch die europäischen Gegensätze, der russischen Großmacht Trotz zu bieten. Es war bezeichnenderweise die Volksbewegung, der demokratische Nationalismus der Bulgaren — die ihre Verfassung doch gerade dem Zaren verdankten —, die das konservative amtliche Rußland in den Widerstand gegen die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien trieb, die es im Frieden von San Stefano selbst hatte durchführen wollen. Rußland machte dieselbe Erfahrung mit dem „befreiten" Bulgarien, die es mit dem „befreiten" Rumänien, Griechenland und Serbien gemacht hatte; die jungen slavischen Nationalitäten behaupteten ihre individuelle, staatliche Existenz und waren für eine Rolle russischer Vasallenstaaten durchaus nicht zu haben. Der Widerstand Bulgariens verleidete Rußland seine Protektionsgelüste. Hätten die Mächte diese starke Vitalität des nationalen Prinzips schon zur Zeit des Berliner Kongresses erkannt, so würden Österreich und England sich gewiß nicht der Schaffung eines Großbulgariens nach dem Vertrage von San Stefano widersetzt haben.

Mazedonien war nach dem Berliner Frieden türkisches Gebiet geblieben. Aber schon in den achtziger Jahren hatten die Balkanstaaten Mazedonien als ihr eigenes künftiges Neuland, als ihr eigenes politisches Expansionsgebiet vorgemerkt. Zwar standen die individuellen Ansprüche Serbiens, Bulgariens und Griechenlands im schärfsten Konflikt zueinander, aber gegen das territoriale Vordringen einer Großmacht hätten sie sich wohl schon damals geeinigt, wie jüngst in ihrem Angriffskrieg gegen die Türkei. Die Bestimmung des serbisch-bulgarischen Bündnisvertrages vom März 1913, die sich gegen eine eventuelle Invasion mazedonischen Gebietes durch Österreich richtete, erlaubt vielleicht Rückschlüsse. Österreich soll einmal während des „Schweinekrieges" Bulgarien gewisse Vorschläge gemacht haben, die auf die Aufhebung der Unabhängigkeit Serbiens abzielten, und Bulgarien soll diese Vorschläge entschieden abgelehnt haben. Gleichviel ob diese Nachricht zutreffend ist oder nicht, die tatsächlichen Verhältnisse dürfte sie ganz richtig charakterisieren. Und wenn die militärische Leistungsfähigkeit der Balkanstaaten vor zwanzig Jahren stark gegen ihre heutigen Kräfte zurückstand, so durften sie um so mehr auf den Beistand einer Großmacht rechnen. Wenn Rußland territorial vordringen wollte, so hatte es Österreich gegen sich,

und umgekehrt mußte Österreich in dem gleichen Fall auf einen sicheren Konflikt mit Rußland rechnen. Wenn die bloße Umwandlung der Okkupation Bosniens in eine Annexion eine große europäische Krisis herbeiführen konnte, so wäre der Konflikt bei einer Expansionspolitik in Mazedonien oder gegen Serbien ungleich schwerer geworden. Diese Lage bestand bereits während der bulgarischen Krisis von 1885 bis 1887, und sie befestigte sich in dem Maße, wie die nationalen Balkanstaaten innerlich erstarkten.

Einer österreichischen Expansionspolitik auf dem Balkan stand somit von jeher als erstes Hindernis die zweifellose Gegnerschaft Rußlands entgegen. Ferner lagen Vertragsverpflichtungen gegenüber Italien vor, die bei einer Erwerbung mazedonischen Gebietes in jedem Falle eine Kompensation für Italien notwendig machten, die aller Wahrscheinlichkeit nach an der Adria erfolgen und daher mit großen Unzuträglichkeiten für Österreich verbunden sein mußten. Weiter hätte Österreich wahrscheinlich den Widerstand der Balkanstaaten zu gewärtigen gehabt; und schließlich wäre die Expansionspolitik durch die in dem Dualismus liegenden Verhältnisse behindert gewesen. Aber die prinzipielle Frage — und diese ist in der österreichischen Presse weniger erörtert worden, als man hätte erwarten sollen — ist doch die: hätte, selbst wenn die äußeren und inneren Widerstände gegen eine Expansion weggefallen wären, eine Gebietsvermehrung der Monarchie auf dem Balkangebiet den Gesamtstaat gestärkt? Denn das war stets die natürliche Prämisse. Auch von reichsdeutscher Seite ist häufig betont worden, Österreich müßte so stark wie möglich gemacht werden; und die Erwerbung Mazedoniens oder Serbiens hielt man für ein geeignetes Mittel dazu.

Die Beantwortung dieser Frage überlassen wir besser unseren österreichischen Freunden und wollen nur kurz die Gründe andeuten, die uns zweifeln lassen, ob die Erwerbung neuer südslawischen Gebiete eine Stärkung der Donaumonarchie bedeutet hätte, und die uns in der Überzeugung bestärken, daß die Balkanpolitik, die verschiedene österreichisch-ungarische Regierungen seit fünfunddreißig Jahren im großen und ganzen konsequent verfolgt haben, durchaus die richtige gewesen ist. Wenn wir zur Beurteilung dieser Frage nach einer Analogie reichsdeutscher Verhältnisse suchen, so liegt es nahe, an die Eventualität einer Vermehrung unseres polnischen Besitzes zu denken. Wir können uns dabei auf die Erfahrung berufen, die Preußen mit seiner Gebietserweiterung bei der dritten Teilung Polens gemacht hat. Darüber ist niemand mehr bei uns im Zweifel, daß jene Vergrößerung des Staatsgebietes keineswegs eine Stärkung, sondern vielmehr eine innere Schwächung Preußens gewesen ist. In Österreich-Ungarn liegen die Dinge natürlich weit komplizierter. Aber man wird annehmen dürfen, daß die Einverleibung eines bedeutenden südslawischen Gebiets notwendig eine engere Vereinigung der neuen und der älteren südslawischen Untertanen der Monarchie zur Folge haben würde. Und die Frage ist eben, ob eine solche Bildung einer, wenn auch religiös geschiedenen, so doch national und sprachlich

homogenen südslawischen Bevölkerung den Gesamtinteressen der Monarchie förderlich wäre. Gegenwärtig bilden die bedeutenden kulturellen Verschiedenheiten unter den Südslawen ein starkes trennendes Moment, und diese Trennung wird durch die politische Grenze wesentlich verstärkt. Würde dagegen die Grenze aufgehoben, so würde die kulturelle Nivellierung und Einigung das Werk weniger Generationen sein; und sie würde weiter ein starkes nationales und politisches Solidaritätsbewußtsein des ganzen Südslawentums erzeugen. Die geographische und ethnische Geschlossenheit des südslawischen Gebietes würde sein politisches Gewicht in der Monarchie unstreitig vermehren, und die Frage ist eben, ob darin eine Stärkung oder eine Schwächung des Gesamtstaates zu erblicken wäre. Es wäre von nicht geringem Interesse, die Ansichten von führenden Publizisten Österreich-Ungarns hierüber zu vernehmen.

Bismarck und Prokesch-Osten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

1. Einleitendes

Einer der glänzendsten Namen des neunzehnten Jahrhunderts, vielgenannt, vielgefeiert, war lange der Antons von Prokesch-Osten, eines Mannes, der ohne Zweifel zu den merkwürdigsten und wertvollsten, wenn auch nicht zu den größten seiner Zeit gehört, und den dann ein unverdientes, aber wohl nicht unabänderliches Geschick aus lichtem Ruhme in dunkles Vergessen geworfen hat, in ein so gründliches Vergessen, daß, wo immer man heute vor einem weiteren Kreise von ihm zu reden unternimmt, man selbst für die Bestbeschlagenen unter seinen Lesern zuvor einige einführende Mitteilungen über sein Leben und Schaffen wird bringen müssen.

Anton Prokesch war geboren zu Graz am 10. Dezember 1795. Väterlicherseits slawischer, mütterlicherseits deutscher Abkunft, zeigt dieser Vertreter unserer südöstlichen Gebiete als entschiedenes Ergebnis solcher Mischung einen ebenso unbedingten Durchschlag und ein ebenso konstantes Übergewicht des deutschen Blutsbestandteiles, wie wir dies bei so vielen hervorragenden Söhnen des Nordostens unseres Vaterlandes bemerken. Auch hat er sich lebenslang warm als Deutscher gefühlt und treu als Deutscher bewährt.

Ein früh verwaistes Wunderkind von erstaunlicher Vielseitigkeit der Begabung, dankte er das beste Teil seiner Erziehung seinem Lehrer und späteren Stiefvater Julius Schneller (gestorben als Professor der Philosophie in Freiburg i. B.). Als Achtzehnjähriger bereits in den allerverschiedensten Wissensgebieten und Literaturen heimisch, gedachte er sich der Rechtswissenschaft zu widmen, als das Jahr 1813 dem Glühendbegeisterten das Schwert in die Hand drückte. Zwar ward er während des französischen Feldzuges aus einem Hasser ein Bewunderer Napoleons, aber gerade diese Eindrücke, und demnächst der Einfluß des Siegers von Aspern, der bald nachher als Gouverneur von Mainz auf den jungen Offizier aufmerksam wurde, bestimmten ihn, dauernd an der kriegerischen Laufbahn festzuhalten. Eine glänzende militärische Erstlingsschrift über die Schlachten von Ligny, Quatrebras und Waterloo begründete seinen Ruhm auf diesem Felde und gewann ihm die Sympathien des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg, der ihn als Ordonnanzoffizier an seine Seite zog und ihm aus einem gütigen Vorgesetzten bald ein väterlicher Freund wurde. Er begleitete diesen unter anderem auf seiner Fahrt nach Leipzig 1820, die seine letzte werden sollte, und hat ihm nach seinem Tode in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg" (Wien 1823) ein schönes Denkmal seiner Bewunderung, Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

1823 als Hauptmann in Triest vom Anblick des Meeres begeistert und von Sehnsucht nach dem Orient erfaßt, trat er im nächsten Jahre zur Marine über und hat in dieser neuen Stellung, die ihm rasche äußere Beförderung und eine noch unvergleichlich bedeutsamere innere Förderung brachte, als Generalstabschef der auf einundzwanzig Schiffe verstärkten österreichischen Flotte bei den verschiedensten Gelegenheiten, namentlich aber im Kampfe mit den damals übermächtigen Seeräubern des griechischen Archipels, so Großes für den Glanz der Flagge und für die Hebung des österreichischen Seehandels gewirkt, daß sein dankbarer Kaiser ihn nach sechs Jahren reichbewegten See- und Reiselebens, das ihn zum bekanntesten und allerorten geachtetsten Träger des Frankennamens im ganzen Orient gemacht hatte, neben anderen Auszeichnungen, zum Ritter von Osten ernannte.

Inzwischen waren auf Grund einzelner wie nebenher, namentlich in Ägypten, mit untergelaufener diplomatischer Leistungen die Talente Prokeschs noch einem anderen Leitenden aufgegangen: Metternich, der über die so plötzlich, wie eine Offenbarung, sich ihm erschließende noch so jugendliche Gestalt dermaßen freudig überrascht war, daß er mehr und mehr die Hand ganz auf ihn legte und ihn ins diplomatische Gebiet hinüberzog. Binnen weniger Jahre stand Prokesch als sein engster Vertrauter neben Gentz, der viele Jahre lang diese Stellung allein eingenommen hatte; aber letzterer hat, ein allerseltenstes Beispiel, dies den jüngeren Nebenbuhler nicht nur nicht entgelten lassen, sondern in die Bewunderung mit als erster neidlos eingestimmt.

„Prokesch ist ein Diamant vom reinsten Wasser," schrieb er kurz nach dessen erstem Auftauchen im diplomatischen Felde, „eines der seltenen Genies, die sich plötzlich, fast ohne Zwischenstufen, zum höchsten Grade der Brauchbarkeit erheben. Was aus diesem Menschen in zwei Jahren geworden ist, erscheint mir wie ein Wunder. Der Fürst und ich staunen, so oft wir seine Berichte und Briefe lesen. Was er in Alexandria geleistet, in zehn verschiedenen Fächern geleistet, grenzt ans fabelhafte."

So entwuchs dann diesem Zusammenarbeiten im Dienste Metternichs bald auch eine innige persönliche Freundschaft der beiden Männer, die bis zum Tode Gentzens angedauert und in einem reichen Briefwechsel (2 Bände, Wien 1881) ihren schönsten Niederschlag gefunden hat.

In den ersten dreißiger Jahren ward Prokesch teils in Wien beschäftigt, wo sich unter anderem der junge Napoleonide, Herzog von Reichstadt, voll Begeisterung an ihn anschloß, teils vom Fürsten Metternich zu mehrfachen Vertrauenssendungen benutzt, deren eine ihn abermals nach Ägypten, zwei andere ihn nach Italien führten. Eine Reihe von Jahren finden wir ihn sodann als österreichischen Gesandten in dem neubegründeten Königreiche der Hellenen, wo er politisch sich eine Vertrauensstellung als Mentor und Freund des jugendlichen Königs Otto zu erringen wußte, persönlich im Verein mit seiner Gattin den Mittelpunkt alles geistigen Lebens bildete und eine Fülle von Beziehungen einging, aus denen namentlich die mit dem Erzherzog Johann, dem späteren Reichsverweser, durch Innigkeit und Dauerhaftigkeit hervorragten. (Der Briefwechsel beider erschien Stuttgart 1898.)

Auf ein ganz anderes Feld wurde der inzwischen in den Freiherrnstand und zum Feldmarschalleutnant Erhobene nach den Ereignissen des Revolutionsjahres gerufen, indem Fürst Felix Schwarzenberg, der von Jugend an ihm befreundete Neffe des Feldmarschalls, der im November 1848 die aus den Fugen gegangene Politik des Kaiserstaates wieder einzurenken unternahm, ihn sogleich an eine der entscheidungsvollsten Stellen: nach Berlin entsandte. Hier galt es den gewaltigen Vorsprung, den Preußen in der deutschen Sache über das niedergeworfene Österreich davongetragen, wettzumachen, den König zu hindern, die vom Frankfurter Parlament ihm angetragene Kaiserkrone anzunehmen und alsdann die Führerstellung Österreichs gegen Preußens eigene Pläne und Entwürfe zu einer Reichsverfassung zu verteidigen. Bei dem darauffolgenden großen diplomatischen Feldzuge Schwarzenbergs, der nach dem Scheitern von Erfurt über Olmütz nach Frankfurt zurückführte, ist Prokesch dessen rechte Hand gewesen.

Zu Anfang 1853 vertauschte er den Berliner Posten mit dem des Präsidialgesandten am Bundestage, wo wir ihm im folgenden eingehender begegnen werden. Seine diplomatische Laufbahn endete, wo sie begonnen: im Orient. Ungefähr ebenso lange wie einst in Athen hat er jetzt die habsburgische Monarchie noch in Konstantinopel vertreten; 1871 verließ er den Dienst, von der öster-

reichischen Kolonie am Bosporus auf Händen getragen, von Kaiser Franz Josef mit Ehren überhäuft, der ihn unter anderem zum Grafen ernannte und schon früher zum Feldzeugmeister ernannt hatte. Am 26. Oktober 1876 beendete Prokesch sein arbeitsreiches Leben.

So gewiß er unter den Staatsmännern seines Landes in der vordersten Reihe stand, so gewiß er in jeder seiner Stellungen mit vorbildlicher Hingabe, mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit gewirkt hat, so wenig hat sich doch Prokesch in seiner militärischen und politischen Tätigkeit auch nur von weitem erschöpft. Eine Spannkraft, eine Leistungsfähigkeit, eine Mannigfaltigkeit der Begabung, wie sie sich in jedem Falle nur ganz selten findet, hat es ihm ermöglicht, daneben noch eine ruhmreiche und untadelhafte Laufbahn als Schriftsteller, ja als Gelehrter verschiedener Gebiete zu durchlaufen, und das Feuer seines Temperamentes, das ihm im Staatsleben nicht selten zum Siege verhelfen, andere Male aber auch zur Klippe werden sollte, hat ihm, im Bunde mit einem durchdringend scharfen Geiste und einem warmen Herzen, eine Reihe wissenschaftlicher Erfolge zum Teil der hervorragendsten Art eingetragen. Seine politischen und historischen Schriften sind Muster von Klar- und Tiefblick, sein bändereiches Werk über den Abfall der Griechen gilt vor der strengsten historischen Kritik als ein Meisterstück von Fleiß und Gründlichkeit, vor allem aber auch von Sachlichkeit und Unparteilichkeit. Den Höhepunkt seines wissenschaftlichen Wirkens aber bezeichnen seine Reisewerke, insbesondere seine dreibändigen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (Stuttgart 1836 und 1837), ein staunenswertes Produkt der Vereinigung von Gelehrsamkeit und Beobachtung. Für die geographische Wissenschaft, insbesondere für die Topographie der Troas, hat Prokesch Epochemachendes geleistet, und Alexander von Humboldt hat ihn „einen Forschungsreisenden, wenn es je einen gegeben hat", genannt. Nicht minder groß sind seine Verdienste um die Archäologie, die Epigraphik, vor allem aber die antike Münzkunde, in welcher er eine Autorität ersten Ranges war. Seine berühmte klassische Sammlung bildet seit 1875 eine Zierde des Berliner Münzkabinetts. Zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften, allen voran die großen Akademien von Wien und Berlin, haben Prokeschs Verdienste um die Wissenschaft durch Verleihung der ordentlichen Mitgliedschaft ehrend anerkannt, und er hat ihnen und anderen Vertretern der Wissenschaft und der Kunst dies durch unermüdliche Beteiligung an ihren Denk- und Zeitschriften in einer Fülle von Arbeiten, deren Titel heute kaum alle mehr festzustellen sind, gelohnt.

Und wiederum bezeichnet selbst dieses ganze reiche Schrifttum noch nicht entfernt den ganzen Umfang von Prokeschs geistigem Leben. Daneben entfaltet sich in seinen Tagebüchern (erst zum Teil von seinem Sohne herausgegeben, Wien 1909), in Briefwechseln, in persönlichem Begegnen ein fast noch verschwenderischerer Reichtum an Geist, Wissen und Kenntnissen, immer lebensvoll, nie oberflächlich, alles durchgeistigt und befruchtet durch den nie ruhenden Aus-

tausch mit den ersten Meistern ihrer Wissenschaft oder Kunst, deren Prokesch eine so große Anzahl zu seinen Freunden rechnen durfte, daß man von ihm, wie kaum von einem Zweiten, sagen darf, die Fäden der geistigen Mitwelt seien in seinem Arbeitskabinett zusammengelaufen. Nicht umsonst empfing Goethe, dem er zu seinem Geburtstage 1820 die Glückwünsche Schwarzenbergs überbrachte, schon von dem jungen Universalisten einen so tiefen Eindruck, daß er ihn einen ganzen Tag, bis gegen Mitternacht, bei sich behielt und beim Abschied umarmte. Und Goethe hat so ganz gewiß nur als erster ein geistiges Erlebnis und einen Seelenvorgang festgehalten, die nachher hundertfältige Nachfolge gefunden haben: er hat Prokesch als geistigem Menschen gleichsam die Weihe gegeben.

Wer von meinen Lesern über diese notgedrungen knappe Skizze hinaus Näheres über Prokesch als Staatsmann und Schriftsteller, wie vor allem auch als Menschen — der fast das Wertvollste an ihm war — zu erfahren verlangt, den verweise ich auf die eingehende, vielfach auf seine eigenen Worte sich aufbauende und im übrigen auf die sichersten Quellen begründete Charakteristik, welche ich ihm in dem kürzlich erschienenen ersten Bande meiner Biographie Gobineaus (Straßburg i. E. 1913), S. 387 bis 423, gewidmet habe. Prokesch war mit Gobineau über zwanzig Jahre lang in allerinnigster Freundschaft verbunden, und so ist ihm denn ferner auch in meinen „Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus" (ebenda 1914), S. 349 bis 391, mit Auszügen aus seinen Schriften und Briefen sowie einem Porträt, noch ein reichlicher Raum angewiesen. An diesen Stellen findet man endlich auch von Literatur über Prokesch alles dasjenige, was hier und im folgenden heranzuziehen sich keine Veranlassung bot.

Fragen wir nun, wie es zu der eingangs gekennzeichneten Erscheinung kommen, wie ein solcher Mann der Nachwelt mehr oder minder verloren gehen, mindestens aus dem Gedächtnis entschwinden konnte, so müssen wir hier den Politiker und den Forscher und Gelehrten streng auseinander halten. Für letzteren ist gerade das, was das bedeutendste an ihm war, sein Universalismus, in gewissem Sinne verhängnisvoll geworden. Den seiner würdigen Biographen hat ihm das Geschick bis heute höchst unverdientermaßen vorenthalten, im übrigen überließ ihn einer dem anderen, und so verklingt der Preis seiner Leistungen fast durchweg an mehr archivalischen Stätten, in Nachschlagewerken, Geschichten der Wissenschaften und dergleichen — ein Stand der Dinge, der keineswegs dem wahren Wesen Prokeschs Rechnung trägt und daher auch hoffentlich nicht als ein endgültiger zu betrachten ist, indem jener, nichts weniger als eine vergängliche oder gar überlebte Größe, vielmehr fast auf jedem Blatte seines reichen Schaffens als eine wahrhaft produktive Gestalt sich darstellt.

Dem entspricht es denn auch, daß Prokesch noch heute, wenigstens in den Kreisen der hauptsächlichsten von ihm gepflegten Fachwissenschaften, insbesondere von den Archäologen, aufs höchste geschätzt ist, wie auch, daß einzelne ihm ver-

wandte Aristokraten des Geistes ihm bewundernd gehuldigt haben. So hat ihm vor allem Graf Schack ein schönes Denkmal gesetzt in seinen Lebenserinnerungen („Ein halbes Jahrhundert", Bd. 1, S. 277ff., 324ff., Bd. 2, S. 101ff.).

Ein anderes ist es um den Staatsmann. Hier hat das Andenken Prokeschs vor allem unter zwei Dingen schwer zu leiden gehabt: erstlich darunter, daß man ihn — wie ich in meiner vorerwähnten Charakteristik dargetan habe, mit nur sehr bedingter Berechtigung — allzu blindlings mit seinem Meister Metternich identifizierte, der bei uns ohnehin schon vielfach nicht ganz gerecht beurteilt wird, und sodann und vor allem darunter, daß er das Unglück hatte, fast gegen Ende seiner Laufbahn noch einem Bismarck als Gegner in den Weg geworfen zu werden. Wer es daher heute unternehmen will, den Namen Antons von Prokesch auch auf diesem Felde neu zu beleben, dürfte hierfür die Dinge zunächst ungünstig genug liegend finden.

Für die Masse des Publikums war sein Wirken im Orient und in der Stille seines Ruhestandes verklungen. Nur einzelne Wenige hatten schon bald nach seinem Tode noch eine rechte Vorstellung davon, wer in ihm dahingegangen sei. Nun kam Bismarck, der damals noch die volle Wucht seiner Amtsmacht besaß und handhabte, und führte in dem vierbändigen Poschingerschen Werke den ganzen riesigen Apparat der preußischen Archive lückenlos ins Feld, um seinen Leistungen und Auffassungen gebührenden Widerhall in der Welt zu verschaffen und damit zugleich die seiner einstigen Gegner in den tiefsten Schatten zu rücken. Keiner ist davon auch nur annähernd im gleichen Maße betroffen worden wie Prokesch, zumal Bismarck auch in seinen inzwischen gleichfalls veröffentlichten Briefen und Tischreden aufs Erbarmungsloseste auf ihn loshieb, und so vielleicht seine Vernichtung erreicht hätte, wenn ihm nicht eine Hilfe käme, die auch gegen einen Bismarck die Wagschale wenden kann: die Wahrheit. Doppelt schwer hat selbst sie es freilich in diesem Kampfspiele, weil jene schonungslose Bekämpfung Prokeschs durch Bismarck angeblich gerade in ihrem Namen erfolgt sein soll.

Zunächst begann Prokesch selbst mit Hilfe seines treuen Sohnes posthum seine Verteidigung. Wenn je das Audiatur et altera pars mit Berechtigung ausgesprochen worden ist, war es in dem Augenblicke, da der tiefgekränkte Erbe von Prokeschs Namen und Art es auf das Titelblatt seiner Gegenveröffentlichung setzte. Diese („Aus den Briefen des Grafen Prokesch-Osten 1849 bis 1855", Wien 1896) hat wenigstens das eine Gute gehabt, daß einige hervorragende Historiker in Deutschland und Österreich sich selbständig ein ganz anderes Bild von Prokeschs staatsmännischem Wirken und menschlicher Persönlichkeit zu eigen machten, und daß vereinzelt auch Stimmen in diesem Sinne in der Öffentlichkeit hervorgetreten sind. Doch sind sie, an zu wenig einflußreichen Stellen erfolgt, bald wieder verklungen, und weder jene Briefveröffentlichung noch die 1909 ihr gefolgte aus Prokeschs Tagebüchern hat im mindesten die ihr gebührende

Beachtung und Verbreitung gefunden. So ist es Bismarck im wesentlichen gelungen, den ihm verhaßten Mann und sein Andenken vor der Nachwelt sozusagen auszutilgen, und ein Wandel wird hier nicht eher zu erhoffen sein, bis grundsätzlich anerkannt und einleuchtend bewiesen sein wird, daß ein Bismarck für einen Beurteiler, geschweige denn für einen Richter Prokeschs nicht der erst-, sondern der letztberufene war.

Es liegt hier ein tieferes, allgemeineres Problem zugrunde. Die allergewaltigsten Menschen sind kraft eines Naturgesetzes leicht auch die gewalttätigsten. In schrankenloser Subjektivität geben diese ganz Großen sich ihren Stimmungen, vor allem ihren Abneigungen unbedingt hin und halten deren Eingebungen für sachliche Urteile. Es ist nicht am letzten dieser Zug, der sie zum Siege führt, denn er ist eine der Wurzeln ihrer Kraft, ihrer unbeirrbaren Energie. Wären sie durch Bedenken der Objektivität und Gerechtigkeit angekränkelt, sie würden nicht entfernt das gleiche erreichen. Sie glauben sogar, daß diese und jene durch nichts berechtigte Beurteilung solcher, die ihnen im Wege stehen, in ihrer Aufgabe liege; sie ahnen nicht, wie sehr ihnen in solchen Augenblicken, da sie aus vermeintlichem Pflichtgefühl jenen das schwerste Unrecht zufügen, ihr Genius zum Dämon wird, wie tief sie alsdann unter sich selbst herabsteigen.

Eine wirkliche Gefahr für die Wahrheit und das Recht würde freilich erst mit dem Augenblicke entstehen, wo jener Trugschluß, daß Männer, die persönlich Helden der Wahrhaftigkeit sind, auch über ihre Gegner immer Wahrheit aussagen müßten, auf andere weiterwirkt, deren Aufgabe vielmehr die Objektivität und Gerechtigkeit um jeden Preis sein sollte. Dergleichen haben wir nicht etwa nur auf dem politischen Gebiete erlebt.

Bei Bismarck kann man von wahren Hekatomben reden, die der Erbarmungslosigkeit seiner Kampfesweise zum Opfer gefallen sind, und wahrlich, diese Opfer waren vielfach nicht die Schlechtesten! Mit welch herber Mißachtung hat jener z. B. einen Mann wie Radowitz abgetan, den doch unlängst einer unserer besten Historiker als hochwertvollen Vorläufer Bismarcks zu verdienter Schätzung zurückführen konnte! Ganz anders freilich noch hat Prokesch, eine Radowitz in so manchen Stücken verwandte Natur, unter seinem Grolle zu leiden gehabt, weil er ihm ganz anders die eigene Bahn gekreuzt hat, und hier wird dem objektiv nachprüfenden Historiker seine Aufgabe noch erschwert, weil die Bismarck urteilslos Nacheifernden, weit entfernt eine Sichtung des Wahren und des Falschen, eine Wiedereinsetzung der Gerechtigkeit in ihre Ämter auch nur anzustreben, vielmehr das Zerrbild Prokeschs, das sie von Bismarck unbesehens übernommen, nur in weitere Kreise zu tragen bemüht gewesen sind.

Ich muß mir vorbehalten, dies an anderer Stelle im einzelnen zu belegen. Hier kann es ja nur um die Hauptsache gehen, die Kampfesweise Bismarcks selbst, die dann in den Schriften seiner Gefolgsleute ihre an Wichtigkeit dagegen stark zurücktretende Fortsetzung gefunden hat, zu kennzeichnen. Schon die Poschingersche Veröffentlichung ging reichlich weit und jedenfalls bis an die

äußerste Grenze des für die Beleuchtung der politischen Verhältnisse Notwendigen.

Manch einer dürfte füglich Anstoß daran nehmen, was z. B. Wendungen wie diese (Poschinger IV, 234): „Mein erstes Wiedersehen mit Prokesch war beiderseits frei von Verlegenheit. Die sanfte Heiterkeit, deren Maske er trug, fand ihren Ausdruck auch in der Farbe seiner Handschuhe, die von zartestem Himmelblau und ausnahmsweise ganz neu waren" in einem amtlichen Berichte an den vorgesetzten Minister sollen. Immerhin wirkt dergleichen hier mehr wie ein gelegentliches aus der Rolle fallen. In den Briefen an Gerlach und verwandten Kundgebungen besteht dagegen diese Rolle im zügellosesten Sichgehenlassen, in einem wahren Ausstreuen von Drastizismen und Schimpfereien, vielfach freilich Augenblicksergüssen, was dem Schreiber selbst nach Jahrzehnten die Weisung an seinen Herausgeber eingab, sie seien nur „omissis omittendis, das heißt, unter Zurückhaltung von Stellen, die noch lebende Leute oder deren Familien mit Recht verletzen könnten", zu veröffentlichen. Das hat freilich nicht gehindert, daß diese Briefe, die jedenfalls in allem Prokesch Betreffenden das vollste Originalgepräge tragen, von einzelnen Vertretern der Bismarckliteratur völlig gleichwertig mit den amtlichen Berichten für die Beurteilung Prokeschs mit herangezogen worden sind; und wohl oder übel wird man ja auch bekennen müssen, daß sie so gut wie ihre Echos nur einzelne Glieder eines ganzen Systems sind, an dem das Traurigste das bleibt, daß der Gewaltige selbst dahinter steht und so zuletzt der gemeinste Klatsch sich auf ihn berufen durfte. So gingen obskure Zeitungsschreiber mit Feuilletons hausieren, in denen berichtet wurde, daß Bismarck beim Abschied Prokeschs von Frankfurt hinter diesem her gehöhnt habe, die Gläubiger hätten ihm das Haus eingelaufen; und wer dazu verurteilt ist, diesen ganzen Prozeß Bismarck contra Prokesch wieder aufzurühren, hat sich in der Bismarckliteratur durch hundertfältige Schimpfblüten durchzuwinden, angesichts deren er sein saueres Amt jeden Augenblick aufzugeben versucht wäre. Aber dies geht nicht an. Nachdem bisher diejenigen, die diesen Kampf auf Bismarckscher Seite geführt, nicht die leiseste Verpflichtung verspürt haben, sich um Prokesch irgendwie zu kümmern, sich ein Bild davon zu machen, wie der Mann in Wirklichkeit gewesen, nachdem somit Prokesch seit Jahrzehnten am Pranger gestanden, bleibt es umsomehr eine unabweisbare Ehrenpflicht der deutschen Historik, dieser Beschimpfung des Andenkens eines der besten deutschen Männer endlich ein Ziel zu setzen. Das Volk Bismarcks wäre seine damaligen Siege nicht wert, wenn seine Wortführer diese nur dahin nutzen könnten, die Männer, welche in jenem heißen Ringen auf der Gegenseite tapfer und klug für ihr Vaterland eingestanden sind, zu verunglimpfen, statt sie zu würdigen.

Wünschenswerter und natürlicher wäre es wohl gewesen, wenn ein Österreicher diese notwendige Berichtigung vorgenommen hätte, für den dies zugleich eine patriotische Pflichterfüllung gewesen wäre, während sie für einen Reichsdeutschen lediglich einen Akt der Wahrheitsliebe bedeutet, den er sich noch dazu

nur in schwerem inneren Kampfe hat abringen können. Darf doch der Verfasser von sich sagen, daß er, der die Großtaten Bismarcks zumeist noch selbst sich hat vollziehen sehen, allezeit zu den ehrlichsten und tatbereitesten Bewunderern unseres nationalen Heros gehört hat, dem es eine Freude gewesen ist, so manchen Strauß für Bismarck durchzufechten, ehe es ihm jetzt auferlegt wird, auch einmal gegen ihn die Dinge freimütig bei Namen zu nennen. Aber es ist einmal nicht anders: als Politiker und als nationaler Mann unbedingter Bewunderer und Gefolgsmann Bismarcks, so zwar, daß ich einen anderen Standpunkt überhaupt gar nicht zu begreifen vermag, habe ich dagegen als Forscher einzig der Wahrheit zu dienen, durch welche selbst die Bewunderung gezügelt und in die rechten Wege gelenkt sein will, wenn sie unter Umständen nicht Unheil statt Heil stiften soll.

So durfte denn auch alle Ehrfurcht, die ich der Größe von Bismarcks Namen und Taten zolle, mich nicht abhalten, zu bekennen, daß wir es im vorliegenden Falle nicht nur mit dem Großen, sondern zum guten Teile mit dem Kleinen in ihm zu tun haben, mit Ausflüssen jener furchtbaren Eigenschaften, jener dämonischen Beimischungen seines Wesens, die keiner in ihm verkennen wird, und die gerade im Kampfe mit Gegnern wie Prokesch am peinvollsten zutage treten.

Trachten wir denn in vollster Ruhe und Unbefangenheit hier Wahrheit und Klarheit zu schaffen, den wahren Kern in Bismarcks Anklagen aufzudecken, dann aber, darüber hinaus, auch Prokesch Gerechtigkeit zu verschaffen*).

(Fortsetzung folgt)

*) An Literatur kommt für die folgende Arbeit vorwiegend in Betracht: von Bismarckscher Seite das vierbändige Werk von Poschinger „Preußen im Bundestage“ (Leipzig 1882 bis 1884), sowie die verschiedenen Bismarckschen Briefwechsel, in erster Linie die „Briefe an den General Leopold von Gerlach, herausgegeben von Horst Kohl“, Berlin 1896, und die Briefe Gerlachs an Bismarck, herausgegeben von demselben, Stuttgart 1912, die „Tagebuchblätter“ von Moritz Busch, Band 1, 2, Leipzig 1899, und einzelnes andere aus der Bismarckliteratur, das dann an seinem Ort namhaft gemacht ist. So vor allem auch das ausgezeichnete Buch von Max Lenz „Geschichte Bismarcks“ (2. Auflage, Leipzig 1902).

Von der Gegenseite die Schriften und Briefwechsel Prokeschs, insbesondere die Hauptveröffentlichung „Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten 1849 bis 1855“, Wien 1896.

Mehrfach verwertet und herangezogen sind endlich die Werke von Heinrich von Sybel über „Die Begründung des Deutschen Reiches“ (Band 1, 2) und Friedjung „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“, Band I, Stuttgart 1897, und „Österreich von 1848 bis 1860“, Band II, 1. Stuttgart und Berlin 1912.

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Elfte Fortsetzung)

Also wurden sie weitergeführt und die Soldaten plünderten. Das war nicht anders bei eroberten Städten, aber es durfte nicht sein, und die Junker konnten nicht bei Heilwig bleiben, um ihr die Kirche, die Genovevaburg, den festen Turm und manches andere zu zeigen. Sie liefen durch die engen Gassen, um darauf zu achten, daß die Leute nicht zu arg wirtschafteten. Über manchen kleinen Raub sahen sie hinweg. Man mußte die Männer in guter Stimmung erhalten. Heilwig stand verlassen in all der Unruhe und wußte nicht recht, wohin. Es war verkehrt gewesen, ohne die Gesellschaft ihres Vaters zu reiten, und die Frau von Brewer mit ihren Leuten war verschwunden. Bald kam sie wieder um die Ecke. An jeder Hand hielt sie ein Kind und sprach gütig mit ihnen, während sie sich unablässig umsah.

„Waret Ihr schon am Turm, Jungfrau?" fragte sie, und als Heilwig erklärte, den Weg nicht finden zu können, meinte sie, daß sie auch dorthin ginge.

„Mein Junker soll dort irgendwo verwundet liegen!" sagte sie. „Ich habe ihn überall gesucht und höre es eben. Wollt Ihr nicht mitkommen? Es muß doch ganz angenehm sein, Euer einstmaliges Gefängnis von draußen ansehen zu können!"

Heilwig ging schweigend mit ihr. Wäre nicht die Angst um ihren Befreier gewesen, sie würde die Stadt schon verlassen haben. Aber sie mußte Gewißheit haben, wohin er sich gewendet hatte, wenn er frei geworden war. Der Turm war schnell erreicht. Vor ihm lag Jupp mit einem großen Loch im Kopf, während Kätha neben ihm kniete und vergeblich versuchte, einen Strick zu lösen, der um ihre Arme geschlungen war. Sie stieß einen Schrei aus, als Heilwig sie eilig losband, und bekreuzte sich.

„Die Hexe, die Hexe!" wimmerte sie, aber Frau von Brewer fuhr sie an.

„Sei nicht töricht, sondern dankbar, daß sich das edle Fräulein deiner entsinnt! Nun sag mir, wo ist mein Sohn?"

Kätha rieb sich die schmerzenden Arme und glättete ihr zerzaustes Haar.

„Was weiß ich, edle Frau? Es kamen die Franzen und schlugen uns, und dann die Ketzer — ich glaube, mein armer Vater ist tot!"

Aber Jupp stieß einen tiefen Seufzer aus und richtete sich vorsichtig auf.

„Barmherzigkeit, edle Frau!" jammerte er. „Euer Junker muß irgendwo hier herum liegen. Wenn irgendwo ein toter Franzmann zu finden ist, dann ist er nicht weit davon!"

Kätha eilte ins Haus, holte Wasser und kühlte die klaffende Wunde ihres Vaters. Dabei jammerte sie laut über alles Entsetzliche und warf auf Heilwig mißtrauische Blicke. Als diese ihr aber half und sie lächelnd ansah, kam ihre alte gute Natur zum Vorschein.

„Ach, ich habe es mir auch nicht denken können, daß Ihr auf einem Besen über die Mauer geritten seid und daß die ganze Stadt voll Schwefel und Gestank war. Der Stadtschreiber sagte es, und wir sind alle in großer Angst gewesen. Keinen Schlüssel hatte ich und die Gefangenen im Keller machten einen Höllenlärm. Ehe da der Schlosser kam, verging eine lange Zeit!"

„Und wo ist der Junker Wiltberg?"

„Ich habe es nit gesehen, wohin er gekommen ist. Auch der Vater nit, gelt?"

Sie stieß den Alten an, der mit starren Augen um sich sah und den Kopf schüttelte.

„Ich bin unschuldig," wimmerte er. „Der Herr Stadtschreiber hat es verboten, daß ich ein Wort sage!" Er schloß die Augen und stöhnte.

Frau von Brewer war verschwunden, kam aber sehr bald zurück.

„Ich muß mir Leute holen, mein Junker kann nicht gehen!" sagte sie.

Also stand Heilwig allein vor ihren einstigen Kerkermeistern und sah sich ratlos um. Überall war Verwirrung, Elend, Raub — würde sie ihn jemals finden, den sie suchte?

Junker Josias kam um die Straßenecke. Hinter ihm her eine Anzahl schreiender Weiber und Kinder, die er zu beruhigen suchte.

„Es geschieht euch nichts! Wir fressen euch nicht! Geht in eure Häuser!" Aber sie umringten ihn und jeder wollte Trost und Schutz haben. Josias riß einen mageren Hund am Strick mit sich, den er Heilwig in die Hand gab.

„Dies scheint der Hund vom Junker zu sein! Vielleicht findet er ihn!"

Er war weiter gelaufen und Heilwig beugte sich zu dem Tier nieder, das heulend und schnuppernd sich um sich selbst drehte.

Verhungert war er und häßlich, und Kätha schlug bei seinem Anblick ein Kreuz, denn in jedem Fremdartigen sah sie jetzt den Bösen. Aber dann rief sie doch gleich: „Ja, der Hund ist bei dem Junker gewesen, ich weiß es!"

Bursch achtete nicht auf sie, noch auf Heilwig, die ihn halten wollte. Er schnappte nach ihrer Hand, riß sich los und stürzte in Jupps Haus. Heulend und fauchend kratzte er an der Tür des Schweinekobens, und als Heilwig die Tür öffnete, kroch er hinein. Sie folgte ihm. Der Stall war leer, das

Schwein war gestohlen. Aber der Hund stürzte nach hinten, heulte wieder und stieß ein Freudengebell aus. Es war ein feuchter Gang, in dem er verschwunden war. Heilwig mußte hinter ihm herkriechen und stolperte über einige steinerne Stufen. Dann kam ein größerer Raum, der sein Licht durch Mauerritzen erhielt. Hier lag auf verfaultem Stroh eine menschliche Gestalt, die sich mühsam aufrichtete.

Heilwig aber jubelte: „Junker, nun habe ich Euch und werde Euch niemals lassen!"

* * *

Der Herzog Hans Adolf von Plön saß im Rathaus zu Mayen und hielt Gericht über Gerechte und Ungerechte, obgleich beide nicht ganz leicht zu unterscheiden waren. Wenigstens für den Nordländer nicht, der die rheinische Sprache nicht immer verstand und auch nicht begreifen konnte, daß es nur ein Mensch gewesen sein sollte, der die Stadt den Franzosen für Geld ausgeliefert hatte. Es verhielt sich aber so. Aus Zetteln und Aussagen eines hohen französischen Offiziers, den der Herzog selbst gefangen genommen hatte, war zu ersehen, daß Lambert Wendemut seine Stellung als Vertreter des Bürgermeisters schnöde mißbraucht und die Franzosen herbeigerufen hatte.

Der Graf von Rochefort, Oberst in der französischen Armee, saß ohne Degen neben dem Herzog und berichtete ihm von allem, das er wußte. Es war ein gelassener, vornehmer Herr, der seine Gefangenschaft gleichmütig ertrug. Er hoffte fest, bald ausgewechselt zu werden und inzwischen befand er sich unter Kriegskameraden, die seinen stolzen Namen und sein ruhmreiches Vaterland zu schätzen wußten.

„Wißt Ihr, wo dieser Kujon sich aufhält?" fragte der Herzog und der Graf nahm seine goldene Tabatiere aus der seidenen Weste, um sie dem Herzog hinzuhalten.

„Ma foi, non," erwiderte er dann, „ich muß gestehen, daß mich dieser Bursche nicht interessiert hat. Es war der Herzog von Tremouille, der sich die Arbeit machte. Wir wollten ja noch ein wenig weitergehen!"

Sein Blick streifte die hohe Gestalt des Laacher Abtes, den der Herzog hatte rufen lassen, um ihm mit Rat und Tat behilflich zu sein.

Herr Placidus sah den Blick nicht, aber Hans Adolf drohte dem Franzosen verstohlen.

„Mein Herr Graf, Ihr solltet Eure Klöster in Ruhe lassen!"

„Unsere Klöster?" Der Graf machte große Augen. „Was jenseits Frankreichs liegt, gehört uns leider nicht!"

„Aber Ihr seid doch katholisch und solltet Eure Glaubensgenossen schonen!"

„Das würde zu weit gehen!" versicherte der Oberst lächelnd und klappte den Deckel seiner Dose wieder zu. Denn Hans Adolf hatte für den feinen Spaniolentabak gedankt.

Es war also nicht schwer, den armen kranken Bürgermeister, den Pfarrer und andere gefangene Bürger zu beruhigen und nach einer Ermahnung wieder in Freiheit zu setzen. Der Herzog ließ alle Gefangenen kommen, hielt eine kleine Rede, in der sie zu gutem Betragen gegen seine Truppen ermahnt wurden, und erlaubte ihnen nach Hause zu gehen. Der Abt von Laach tat dazu das seine, tröstete, wo es zu trösten galt und klopfte seinem alten halbbetäubten Konfrater auf die Schulter. Die Franzosen hatten ihn mißhandelt, als er seine Kirche vor ihnen schützen wollte, und dann waren die Deutschen gekommen und sperrten ihn ein.

„Es ist eine böse Zeit, Hochwürdigster!“ sagte er bekümmert, und der Abt sprach ihm gütig zu.

„Wir müssen leiden, wie unser heiligster Herr gelitten hat. Nachher aber kommt das Paradies!“

Herr Michael Kohlbaum senkte demütig den Kopf. Er freute sich auch auf das Paradies, aber er dachte dennoch darüber nach, weshalb es ihm so übel ergangen war, während sein hoher Mitbruder unversehrt war und man ihm die schlechte Zeit nicht anmerkte.

Eilig wollte er davongehen, aber der Abt hielt ihn zurück. „Ihr seid noch nicht entlassen!“

Da setzte sich der Pfarrer bescheiden in eine Ecke und sah, wie der Bürgermeister und die Ratsherren den Saal verließen, nachdem sie versprochen hatten, die Truppen nicht allein gut zu verpflegen, sondern auch jedem Offizier ein Geldgeschenk zu machen.

Geld! Der Pfarrer seufzte. Eben hatten die Franzosen Geld verlangt, nun kamen die anderen. Freilich — sie kamen als Befreier und das Plündern war eingestellt, aber, ob die armen Bürger wohl noch Geld hatten?

„Ihr kennt den Sebastian von Wiltberg?“ fragte der Abt ihn, der plötzlich neben ihm stand.

„Nicht viel, Hochwürdigster! Ist ein unruhig Blut, der viel Ehrgeiz hat und viel Strenge. Wollte die Hexe bekehren, die hier im Turm saß, wie er sie aber gesehen, scheint er in großer Liebe entbrannt gewesen zu sein. Sie ist davongekommen und er war verschwunden.“

„Der Schreiber nahm ihn in Haft und wollte ihn tothungern lassen,“ schob der Abt ein. „Er ist, Gott sei gelobt, gefunden, ehe der Verbrecher seine schlimme Absicht ausführen konnte.“

Der Pfarrer antwortete nicht gleich; dann strich er seinen schlechten Rock glatt.

„Es war eine wunderliche Geschichte, Hochwürdigster. Der Junker ist ein Brausekopf und das Mädchen soll schön gewesen sein. Die Leute sagen, daß sie durch die Mauer geritten ist, mir scheint, man soll nit alles glauben, was der Böse in das Volk bringt!“

Der Abt stand wieder beim Herzog, der ihn herbeigewinkt hatte.

„Ich hoffe, daß Ihr zufrieden mit mir seid!“ sagte Hans Adolf. „Alles Volk hier soll merken, daß wir keine Feinde sind und ihnen halfen gegen den Franzen. Nur einen Wunsch habe ich: sagt mir, wo ich das Weib finden kann, das mich betrog und dann meinen Söldnern entfloh. Sie muß mit dem Hölliſchen im Bunde gewesen sein, aber sie lebt noch; und ich möchte sie hängen sehen!“

„Eure Gnade wolle auch hier Barmherzigkeit üben!“ bat der Abt. „Die Gritt ist ein dummes Weib und sie ahnt nicht, daß sie ein großes Verbrechen beging, indem sie spionierte auf beiden Seiten, und endlich auf die Seite des Stadtschreibers ging. Er galt für sie als die Obrigkeit, die von Gott eingesetzt ist, und er hatte ihre Kinder in der Gewalt. Ich bitte, Herr Herzog, laßt dieses arme Weib leben, die verstörten Geistes geworden ist.“

„Es ist von wegen des Exempels!“ meinte der Fürst nachdenklich und erhob sich dann ein wenig von seinem Sitz, da der Staatsrat von Sehestedt mit mißvergnügter Miene eintrat, sich tief verbeugte und eine Anrede erwartete.

„Nun, werter Herr, wie geht es Eurer Tochter und dem Junker, den sie so tapfer errettete?“

Hans Adolf lächelte ein wenig bei diesen Worten und die Stirn des anderen färbte sich rot.

„Eure Gnaden danke ich für gütige Nachfrage,“ erwiderte er steif. „Sobald es sich tun läßt, werde ich gen Holstein reisen und meine Tochter mit mir nehmen.“

„Und einen Schwiegersohn!“ neckte der Herzog und der alte Herr richtete sich höher auf.

„Da sei Gott vor, da ich nicht gewillt bin, meine Tochter einem Papisten zu geben, und er auch ganz ohne Geld und Gut ist!“

„Er muß zur lutherischen Lehre sich bekennen und ich werde sorgen, daß er ein Amt erhalte, das ihn ernährt. Gottes Tod, Herr von Sehestedt, Ihr werdet dem Glück Eurer einzigen Tochter nicht im Wege stehen! Er hat ihr das Leben gerettet, indem er sie aus der Stadt entkommen ließ, und nun tat sie bei ihm dasselbe. Dies ist doch ein Fingerzeig des Höchsten, wie denn auch der Umstand, daß in der Gartenmauer des Junkers ein Loch war, zum Gelingen des Werkes stark beigetragen hat! Nicht wahr, ihr Herren?“

Er sah den Abt und den Pfarrer an, die, außer dem Franzosen, die einzigen waren, die noch im Saale waren. Der Oberst machte eine liebenswürdige Handbewegung, die alles sagen konnte, der Abt besann sich noch und nur der alte schäbig gekleidete Pfarrer trat vor.

„Fürstliche Gnade, dies ist wohl eine hübsche Geschichte, aber ich meine, wenn jemand den Glauben wechseln soll, so ist es die Jungfrau. Sie ist das schwächere Gefäß und der Junker darf dem Rheinland nit verloren gehen, da er eine Historie der heiligen Genoveva begonnen hat, die er doch zu einem guten und christlichen Ende führen muß. Ist es sicherlich auch diese Heilige

gewesen, die ihr Auge offen hielt über unsere Stadt, daß sie vom Franzosen erlöst wurde, der, Gott wolle es geben, nit wiederkommen mag!"

Hier lächelte der gefangene Franzose und auch Hans Adolf hob die Schultern. Ehe er antworten konnte, trat der Staatsrat vor und verbeugte sich tief.

„Fürstliche Gnade, was dieser Pfaff sagt, hat keine Bedeutung. Mag der Junker eine Historie schreiben, von wem er will — wird er aber mein Eidam, dann muß er lutherisch werden und mit uns kommen!"

So kam Rede und Widerrede im Rathaus zu Mayen, und es war ein Glück, daß einer der Welfenherzöge auf den Marktplatz geritten kam und sein Fußvolk sowie die Reiterei zu sehen wünschte. Da war es mit der Unterhaltung vorbei und Hans Adolf war es sehr recht. Mit einem Staatsrat des Königs von Dänemark, seines Oberherrn, wollte er sich ungern erzürnen und in Wahrheit wußte er auch nicht, was er zu dieser heiklen Geschichte sagen sollte.

Der aber, über den gesprochen wurde, lag auf seinem Lager in seinem eigenen kleinen Häuschen. Bursch wachte vor der Tür und nagte an einem auf der Straße gefundenen Knochen, während Kätha dem Junker einen stärkenden Trank an die Lippen setzte und dazu immer sprach. Denn sie war noch sehr aufgeregt von allen Erlebnissen und hatte außerdem so viel von anderen erfahren, die auch etwas erlebt hatten, daß sie nicht mehr genau wußte, ob sie von sich selbst berichtete, oder von den anderen.

„Bei allen Heiligen, Junker, ich habs nit geglaubt, noch am Leben zu bleiben! Unser Schwein nahmen die Franzen und dann wollten sie Wein haben, und als der Vater nichts gab, stießen sie ihn in den tiefen Keller. Und vorher die Hexe! Nach Schwefel hat es sicher gerochen und nun ist sie wieder da, und ich glaube, sie wird Euer Frau Gemahl! Viele Gebete will ich sprechen, und es wird den Heiligen vielleicht nit gar so arg sein, da sie doch ihren schlechten Glauben abschwören muß. Ach, und dann die Braunschweiger! Der Herr Stadtschreiber wollte die Franzosen haben und hat die Gritt zu ihnen gesandt. Sie hat Geld gekriegt und er sicherlich noch viel mehr! Und ich hab es bei meiner Seligkeit nicht gewußt, daß hinter dem Schweinskoben noch ein Gang lief. Der Vater muß Euch hineingetan haben, als ich nit da war. Es ist ihm jetzt bitterlich leid, aber er muß der Obrigkeit gehorchen. Und dann ist er an ein Faß Wein gekommen, das die Franzosen vom Wagen verloren, und hat wohl jeden Tag davon genommen, daß er nicht mehr Eurer dachte. Was Ihr ihm nicht nachtragen müßt, da er Euch doch immer sehr lieb hatte. Nun werden auch gute Zeiten für Euch kommen, Junker, denn die Jungfrau soll viel Schätze haben und in diesem kleinen Hause könnt Ihr nicht bleiben, wenn Ihr sie heimführt!"

So redete Kätha und berichtete dann von dem Wüten der Soldaten, von Feuer, Mord und Plünderung, während Sebastian still auf seinem Bette lag. Von dem Augenblick an, da Heilwig ihn durchs Mauerloch verließ, war er kaum mehr zur Besinnung gekommen. Schon am andern Morgen, als es kund

ward, daß die Gefangene entflohen, war der Stadtschreiber zu ihm gekommen, hatte ihn der Mithilfe beschuldigt, auf keine seiner lahmen Ausreden gehört und ihn eigenhändig zu dem Büttel gebracht, der schon halb betrunken vor seiner Hütte saß. Als Sebastian sich wehrte, wurde er niedergeschlagen und dann, als er wieder erwachte, lag er in dem tiefen Verließ, wohin weder Sonne noch Mond schien. Zu essen erhielt er; täglich kam der Schreiber selbst, um ihm Brod und Wasser zu bringen und ihn zugleich immer wieder zu ermahnen, seine Schuld, die Jungfrau betreffend, zu gestehen. Er konnte nicht begreifen, wie sie entkommen war, und als Gritt ihm sagte, daß sie die Hexe nach Andernach gebracht habe, anstatt, wie sie wünschte, nach Laach, da kam die Angst über ihn, die Braunschweiger möchten von seinen Verhandlungen mit den Franzosen erfahren und ihnen zuvorkommen.

Aber Sebastian gestand nicht. Er wußte, daß er verloren war; wenn er vor ein Gericht kam, würde keiner der Richter glauben, daß die Jungfrau auf natürliche Weise entflohen wäre. Finster und trotzig lag er in seinem Verließ; manchmal kam der Schlaf über ihn, und dann sah er ein blasses Mädchengesicht, hörte eine sanfte Stimme. Der Schreiber hatte sie für sich begehrt, ihm war sie auf immer entwichen; war das nicht ein Grund zufrieden zu sein? Andere Junker fielen auf dem Schlachtfeld, er starb in der Verborgenheit. Wen würde die heilige Jungfrau freundlicher empfangen, denn hatte er nicht eine Jungfrau beschützt? Er dachte an die heilige Genoveva, die viele Monate lang in der Höhle des Hochsteins in Einsamkeit und Kälte gelebt hatte, er dachte an den heiligen Sebastian mit seinen vielen Wunden, und endlich kam über ihn die große Müdigkeit des Kerkers und des Hungers. Seit Tagen erhielt er keine Nahrung mehr; der Schreiber blieb aus, bis sein Bursch neben ihm bellte und warme Arme ihn umschlangen.

Kätha schob sein Lager so, daß er in die Sonne sehen konnte und in den kleinen Garten, der zertreten war und in dem keine Pflanze mehr wuchs.

„Die Braunschweiger haben hier arg gehaust!“ sagte Kätha, „aber sie sind über die Mauer gekommen. Gerade hier,“ und dann stieß sie einen Laut des Staunens aus. Denn nun erst sah sie die große Bresche in der Mauer, die nicht mehr von Efeu umsponnen und viel weiter gemacht worden war.

Sebastian aber stand in all seiner Schwäche auf und ging über das verwüstete Land, dorthin, wo er in die weite Welt und auf die blauen Berge sehen konnte. Aber seine Augen begannen zu schmerzen; er legte sich wieder in das Dunkle.

(Fortsetzung folgt)

Alte und neue Kunstbetrachtung

Von Dr. R. Schacht

Jede Wissenschaft hat eine theoretische und eine praktische Tendenz. Beide muß sie gleichmäßig pflegen, wenn sie nicht einerseits durch Lebensfremdheit verknöchern, anderseits durch die Anforderungen des praktischen Lebens vergewaltigt und mißgestaltet werden will. Gelingt ihr diese gleichmäßige Förderung nach beiden Seiten nicht, so pflegt allemal eine gefährliche Krisis einzutreten, an der sie für lange Zeit zu leiden hat. Vor einer solchen Krisis scheint gegenwärtig die Kunstwissenschaft zu stehen. Die wissenschaftlich berufenen Forscher haben mit ganz wenigen Ausnahmen einem rein theoretischen Ideal zuliebe den Anforderungen des Lebens den Rücken gekehrt und sich in dem verhängnisvollen Glauben, daß jeder Gegenstand wissenschaftlicher Forschung auch geistig lebendig werden könnte, tief in ihre Spezialgebiete versenkt, während die praktische, pädagogische Tendenz, neue Werte zu schaffen und zu vermitteln, immer mehr unter die Hände der journalistisch gerichteten Geister gerät, die sie jedoch selten ernst genug nehmen und lieber mit dem Glanz der eigenen geistreichen Person prunken als sich mit der stillen dem Erzieher gewidmeten Dankbarkeit begnügen wollen. Was zwischen beiden Lagern steht, wagt sich aus überängstlicher Gewissenhaftigkeit, aus allzu ehrlichem, und darum unfruchtbarem Skeptizismus und — nicht selten — aus ein wenig Bequemlichkeit an größere Aufgaben nicht heran. So ist es denn an der Zeit, einmal den Blick zurückzusenden, um zu sehen, was früher geleistet wurde, vielleicht werden wir alte gute, aber verschüttete oder überwachsene Wege finden, die sich fortführen lassen in neues Land.

Zu solcher Betrachtung bietet sich jetzt erwünschte Gelegenheit durch die kürzlich im Insel-Verlag erschienene Auswahl der Kleinen Schriften Winckelmanns, der ja der Ahnherr der Kunstgeschichte genannt worden ist. Wodurch nun unterscheiden sich diese Aufsätze, die der Herausgeber lobenswerterweise von allem damals üblichen, heute antiquierten Zitatenprunk und Belegballast gereinigt hat, von modernen Untersuchungen? Vor allem dadurch, daß sie ein durch eigene Sammlertätigkeit und umfassende Kenntnis gefestigtes ästhetisches Programm enthalten, ein Programm, das sich so siegreich erwiesen hat, daß wir uns noch heute, bewußt oder unbewußt damit auseinandersetzen. Wenn man einmal

versucht, Winckelmanns Hauptwerk, die Geschichte der Kunst des Altertums zu lesen, so zeigt sich etwas sehr merkwürdiges: das eigentlich Wissenschaftliche, von dessen objektiver Gemeingültigkeit wir heute in unseren modernen Werken ein für allemal überzeugt sind, ist veraltet, das Subjektive aber, das in den kleineren Aufsätzen noch mehr hervortritt, wirkt heute noch frisch und lebendig. Das gibt zu allerlei gewichtigen Bedenken Anlaß. Werden auch unsere modernen wissenschaftlichen Werke veralten wie Winckelmanns seinerzeit großartige Leistung? Und was wird dann von ihnen bleiben, aus denen wir nach dem Ideal der „reinen" Wissenschaft jedes subjektive Moment auszuscheiden aufs sorgfältigste bemüht sind? Was von Winckelmann geblieben ist, das ist der Charakter, der sich im ganzen ausspricht. Gewiß bilden seine Schriften, historisch gewertet, eine Reaktion gegen den Barockstil und seine manierten Ausläufer, aber wir haben doch mehr als einen Menschen, der Neues will, mehr als einen Propheten von Idealen, die über kurz oder lang auch einmal wieder unsere Ideale werden könnten, wir haben einen Charakter, der sich künstlerisch in seinen Schriften auslebt und ausdrückt zu klarer, aber lebensvoll durchwärmter Form. Denn es ist einfach nicht wahr, daß Winckelmann ein von des Gedankens Bläße angekränkelter Ästhetiker gewesen wäre, man sehe nur, wie wenig es ihm darauf ankommt, die Haupt- und Ausgangspunkte seines Programms zu beweisen. Er denkt gar nicht daran, sich aus logischen oder psychologischen Beobachtungen ein kunstvolles Piedestal zu bauen, von dem herunter er seine neue Weisheit verkünden könnte, er geht vielmehr von einem Unbeweisbaren aus, von einem Ideal, das er nicht im Kopfe errichtet hat, sondern das in seinem Herzen lebt und atmet. Denn es ist wiederum nicht wahr, daß Winckelmann ein schlechthin blinder Bewunderer der Antike gewesen sei, auch an antiken Werken unterscheidet er zwischen gut und schlecht, zwischen Blüte und Entartung und es verschlägt wenig, wenn sich seine Wertbegriffe gegen die unserigen, die auf neuen Funden, längerer und umfassenderer Kenntnis beruhen, verschoben haben, denn eins zeichnet seinen Geschmack vor dem unserigen aus: die Sicherheit. Überall spricht der aus innigem Umgang mit bescheiden betrachteten Kunstwerken Vertraute, ein feiner erfahrener Sammlergeist, dessen Ansichten, mögen wir sie teilen oder nicht, uns immer wertvoll sind, weil wir lebendige, tiefgewurzelte Kraft und innere Notwendigkeit hinter ihnen spüren. Aber er doziert nicht, sondern spricht mit warmer, doch stets besonnener Begeisterung, niemals verzückt oder schwarmselig nach Dilettantenart, sondern immer auf Grund genauester, behutsam unternommener, freudig entdeckender Wahrnehmung. Welch ein Meisterstück ist seine Beschreibung des Torso von Belvedere! Da ist nichts Abstraktes, nichts Gesuchtes, nichts lediglich historisch Interessantes, sondern ein organisches sicheres Einfügen in lebendigen geistigen Besitz.

Was haben wir Heutigen seit Winckelmann verloren? Vor allem den sicheren, zielbewußten Geschmack. Die Tatsache wird nicht geleugnet werden, der Grund ist in unserem Bestreben zu suchen, wissenschaftlich objektiv zu sein.

Wir wollen keine Programme mehr aufstellen, nicht mehr kämpfen, sondern wir wollen betrachten. Aber der wissenschaftlichen Betrachtungsweise, der auch der Laie immer mehr zustrebt, sind streng genommen alle Gegenstände, ob sie dem Zeitgeist lebendig sind oder nicht, gleich wichtig. Daher erleben wir denn das wunderbare Schauspiel, daß Menschen derselben Zeit, bei denen man annähernd die gleichen Stilideale voraussetzen sollte, sich heute für ägyptische Kunst, morgen für Impressionismus, heute für Dürer, morgen für Watteau, im gleichen Atem für holländische Kleinkunst und moderne Monumentalmalerei, für Antike und Barock, für orientalische Kunst und Rembrandt interessieren. Der moderne kunstwissenschaftlich gebildete Laie verleugnet fast ängstlich jeden persönlichen Geschmack und sucht sich lieber zugunsten der Weite seines Erfassungsvermögens in alle möglichen Stile „einzufühlen". Nun ist es ja gewiß richtig, daß Kunstwert, Qualität, etwas objektiv Feststellbares ist, aber es fragt sich ob jeder Kunstwert zu allen Zeiten einen Lebenswert darstellt und diese Frage müssen wir verneinen. Bei diesem objektiven Einfühlungsbestreben wird schließlich eine jämmerliche Physiognomielosigkeit herauskommen, die wir werden überwinden müssen. Wir werden das Viele opfern müssen, um das Wenige wahrhaft zu besitzen.

Heute aber sind wir den lebendigen Werken der Kunst so fremd geworden, daß wir es nicht mehr wagen, naiv zu betrachten, sondern uns durch die Wissenschaft das Verständnis des Kunstwerkes erschließen lassen müssen. Aber natürlich ist es dem Laien eben wegen der breiten Universalität unserer Kunstbetrachtung ganz unmöglich, überall aus erster Hand zu schöpfen, sondern er ist gezwungen zu Führern und Handbüchern zu greifen. Als solche Führer sind die kleinen Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" gedacht. Genannt sei hier die vortreffliche kleine Einführung von B. Lázár „Die Maler des Impressionismus", während die im Historischen meist willkürlich konstruierte, im einzelnen häufig ungenaue, stilistisch nicht selten anfechtbare, mit zwar zahlreichen, aber zu kleinen und meist schlechten Abbildungen versehene „Deutsche Malerei im neunzehnten Jahrhundert" von Richard Hamann nur für kritische Leser brauchbar ist und daher in die Sammlung eigentlich nicht hineingehört, wenn auch die vom Verfasser viel zu häufig geübte, sachlich jedoch sehr verständige Kritik im guten Sinne aufklärend wirken kann. Dem Italienreisenden gute Dienste leisten wird das hübsche Buch von G. von Allesch „Die Renaissance in Italien" (Weimar, Gustav Kiepenheuers Verlag), das in guten, knappen und klaren Essays die Kunstentwicklung von der Antike bis zur Renaissance zeichnet und eine ausreichende Auswahl aus den literarischen Quellen (Vasari) und den Theoretikern (Leo B. Alberti, Pacioli, Lionardo da Vinci) bietet. An alle Laien wendet sich das sorgfältig redigierte, bereits in dritter Auflage vorliegende „Hilfsbuch zur Kunstgeschichte" von P. Schubring (Verlag Karl Curtius, Berlin), das in knapper lexikalischer Form alles enthält, was der sorgfältige

Betrachter zum Verständnis von Kunstwerken und Katalogen braucht: Inhalt von Heiligenlegenden, Attribute und Symbole, einen Abriß der griechischen und römischen Mythologie, dazu Erklärung von technischen Ausdrücken, auch für das Kunstgewerbe, Zeittafeln, wissenswerte historische Notizen und eine Übersicht der wichtigsten Kunststätten und Museen. Nicht nur für den Laien, sondern auch für den Wissenschaftler, der sich außerhalb seines Spezialgebietes orientieren will, ist das kolossal angelegte, von Fritz Burger herausgegebene „Handbuch der Kunstwissenschaft" (Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion) bestimmt. Es soll in etwa neunzig Lieferungen — nach den vorliegenden zwölf müssen es bei gleichmäßiger Behandlung allerdings beträchtlich mehr werden —, außer einer Systematik der Kunstwissenschaft, Einzeldarstellungen der verschiedenen Kunstepochen enthalten, während fünfundvierzig Supplementlieferungen das Wissenswerte über Museums-, Handschriften- und Quellenkunde, Ikonographie usw. bringen sollen. Das gäbe also, trotzdem das zur Stilkenntnis und für den Sammler doch außerordentlich wichtige Kunstgewerbe anscheinend völlig unberücksichtigt bleibt, was eine empfindliche und sehr bedenkliche Lücke bedeuten würde, ein „Handbuch" von vierthalbtausend Seiten Großquartformat! Ich lasse alle aufsteigenden Zweifel an der Durchführbarkeit eines solchen Unternehmens unberücksichtigt, unumgänglich aber wird die Beantwortung der Frage, wem denn ein solches Handbuch eigentlich nützen soll? Gewiß, es kommt der Sehnsucht der Zeit nach Zusammenfassung und Systematisierung unseres fürchterlich breiten Wissens entgegen und wird mehreren Mitarbeitern Gelegenheit zu höchstwahrscheinlich vortrefflichen Darstellungen über einzelne größere Gebiete geben. Aber es ist doch kein vernünftiger Grund dafür einzusehen, weshalb diese Einzeldarstellungen nicht für sich erscheinen und weshalb ich, wenn ich ein Nachschlagewerk z. B. über mittelalterliche Baukunst haben will, ausgerechnet einen so riesigen Wälzer kaufen soll, der auf vielen Gebieten zudem rasch veralten wird. Man weise nicht auf das gleichfalls riesig angelegte Künstlerlexikon von Thieme-Becker hin. Das ist lediglich ein rein wissenschaftliches Nachschlagewerk. Burgers Handbuch aber wird, wenn es überhaupt fertig wird, dem Laien zu viel, dem Wissenschaftler zu wenig bringen und wird von wirklichem Nutzen nur dem Studenten sein, der nicht genug an seinen Vorlesungen hat. Daß es für den Laien zu viel bietet, kann man schon aus dem Umfang ersehen, aber auch die bisher von Burger gelieferten Hefte gehen viel zu sehr ins Breite. Vom Wissenschaftler aber wird man füglich verlangen können, daß er den Stoff selber durcharbeite und sich nicht auf die, wie der Prospekt fordert, nach künstlerischen also subjektiv bedingten Gesichtspunkten angeordnete Darstellung des werten Herrn Kollegen verlasse. Wir haben also hier ein Kompromißwerk vor uns, das als Ganzes nach keiner Seite hin genügen kann.

Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß die Einzeldarstellungen nicht gut sein könnten. Die bisher erschienenen zwölf Lieferungen bieten den

Anfang der „deutschen Malerei vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance" vom Herausgeber und den Anfang von Wulffs „Geschichte der altchristlichen und byzantinischen Kunst". Letztere wird anscheinend ein recht gelungenes, klar aufgebautes, gut geschriebenes Werk, das zur Einführung in dieses schwierige Gebiet wohl geeignet ist. Über Burgers deutsche Malerei möchte ich noch kein abschließendes Urtheil fällen, sie enthält manche gute Beobachtung, bedenklich aber erscheinen mir seine Neigung zu willkürlicher, stellenweise geradezu phantastischer Interpretation und eine prätentiöse Zurschaustellung neuer Standpunkte, die im Grunde gar nicht so sehr originell sind. Das Abbildungsmaterial ist meistens glänzend, doch könnte im einzelnen an Überflüssigem gespart werden, wofür dann einige andere Abbildungen nach eigenen, deutlicheren Aufnahmen hätten hergestellt werden können. Es hat z. B. gar keinen Zweck, die bekannten drei großen Stiche von Dürer auf besonderen Tafeln zu bringen, zumal wenn man auf Originalgröße verzichtet und ebenso zwecklos sind Abbildungen, die etwa die Verwendung von Ölharzlasur bei Temperamalerei oder dergleichen veranschaulichen sollen, was selbstverständlich unmöglich ist. Auch eine gleichmäßige Behandlung der Unterschriften wäre erwünscht.

Alle diese Werke können natürlich nur dem nutzen, der Gelegenheit hat, viele Kunstwerke im Original zu sehen. Den anderen aber müssen, um sie für die Kunst zu gewinnen, zunächst einmal gute Abbildungen in die Hände gegeben werden. Selbstverständlich müssen auch die besten Surrogate bleiben, aber wer nicht reisen kann oder auf Reisen keine Zeit hat zur eingehenden Betrachtung und festen Aneignung, wird sie, sei es zur Vorbereitung, sei es zur Erinnerung, sei es als häuslichen Bilderschatz, der besonders auf Kinder außerordentlich bildend wirken kann, mit Recht für unentbehrlich halten. Auch hier bemerken wir eine nicht unbedenkliche Vielseitigkeit des Geschmacks; statt der einzelnen sorgfältig gewählten Stiche unserer Vorfahren haben wir jetzt Bilderbücher, die ganze Epochen vorführen. Das erfreuliche an all diesen Bestrebungen ist bei guter Qualität die Billigkeit, die ja auch allein eine möglichst weite Verbreitung gewährleistet. Auf die bekannten, meist sehr guten, wenn auch bescheiden ausgestatteten blauen Bände, die der Verlag Karl Rob. Langewiesche herausgibt, sei nur kurz hingewiesen. Wissenschaftlich ernster, größer angelegt ist die bei Diederichs in Jena erscheinende Sammlung „Die Kunst in Bildern". In fünfundzwanzig Bänden, deren jeder auf zweihundert Abbildungen eine bestimmte Epoche oder ein künstlerisches Problem vorführen soll, wird hier eine richtige häusliche Kunstkammer geboten. Es versteht sich von selbst, daß die Abbildungen je nach Art und Größe der Originale verschieden klar ausgefallen sind, im allgemeinen aber kann man sie gut und erstaunlich wohlfeil nennen. Den jüngst erschienenen sehr gut zusammengestellten Band über die flämische Malerei sollte man wie die früheren über altdeutsche und altniederländische schon allein um des in jeder Beziehung glänzenden und reichhaltigen Textes von E. Heidrich,

anschaffen, während der Band „Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei" zwar einen dilettantischen, oberflächlichen und nachlässigen Text von Hanns Schulze aufweist, aber durch das wenngleich nicht ganz einwandfrei ausgesuchte Bildermaterial auch dem breiteren Publikum Gelegenheit zu höchst anregenden und lehrreichen Vergleichen und vielseitigsten Genuß bietet.

Mit diesen monumentalen Abbildungsbänden kann sich freilich der von L. Brieger, im Verlag für Kunstwissenschaft, Berlin, herausgegebene Band „Altmeister deutscher Malerei", weder in der Qualität der meist zu schwarzen und keineswegs musterhaft ausgewählten Abbildungen, noch in dem von historischen Irrtümern, vagen Formulierungen und üblen Verallgemeinerungen geradezu strotzenden Text messen. Aber aus einem Grunde ist dieser Text doch interessant: er ist ein sehr bedeutsames Zeichen der Zeit. Brieger erstrebt nämlich nichts weniger als die Befreiung von unserem klassischen Schönheitsideal, und da er deutlich fühlt, daß ein so mächtiges und fruchtbares Prinzip nicht einfach damit abgetan ist, daß man es negiert, so predigt er eine nationale Kunst und sucht durch Anknüpfung an die altdeutsche Malerei eine Tradition zu gewinnen. Daß wir bisher in der Gotik Mängel gesehen haben, das liegt nach ihm lediglich daran, daß wir unter der Herrschaft einer auf dem klassischen Ideal fußenden Ästhetik standen, was man unter den gotischen „Ungeschicklichkeiten" versteht, das ist eben die gewollte Sprache starken inneren Lebens. Das Richtige in diesen Behauptungen soll nicht verkannt werden, es ist jedoch sehr die Frage, ob wir heute noch ohne weiteres wieder an die Gotik anknüpfen können, und wenn Brieger sich zu so ungeheuerlichen Behauptungen versteigt wie die, daß ein Mund Dürers, Grünewalds oder Holbeins „mit seiner so unglaublich variablen Linie doch wohl mehr sagt, als dies irgendein ganzes italienisches Gemälde vermag" (S. 19), wenn die großen Italiener nun auf einmal nichts als seelenlose Schönlinge sein sollen, so wird er sicherlich keine Nachfolger finden. Weshalb wären denn schließlich die Dürer, Kulmbach, Burgkmair und wie sie heißen mögen, nach Italien gegangen, wenn sie nicht aufrichtig überzeugt waren von der Überlegenheit der südlichen Kunst? Aber diese Ansicht von der, wenn nicht Überlegenheit, so doch Gleichberechtigung der gotischen Kunst, steht gar nicht so vereinzelt da, auch Burger neigt ihr zu, vor allem aber predigt sie W. Worringer („Formprobleme der Gotik", München, R. Piper). Er stellt den gotisch-nordischen dem romanisch-antiken Menschen gegenüber. Jener geht auf das abstrakt geistige, dieser auf das sinnliche aus. Ich halte diese Trennung, der natürlich eine richtige, jedem nachfühlbare Beobachtung zugrunde liegt, im Begrifflichen für verfehlt; nicht nur deshalb, weil es sehr zweifelhaft ist und mit den Beobachtungen einer großen Gruppe von Ethnographen — denen allerdings eine andere gegenübersteht — nicht übereinstimmen will, daß der „primitive", gotisch-nordische Mensch von dem abstrakten Ornament ausgeht, sondern vor allem, weil doch auch der Italiener, man denke nur an Michelangelo, Geistiges ausdrücken will. Richtig ist nur, daß der Nordländer, seiner geringeren Sinnlichkeit wegen den

Dingen weniger unterworfen, seine Geistigkeit gern im Abstrakten ausdrückt und sich häufig mit solchem abstrakten Ausdruck begnügt, während der antike, südländische Mensch erst zufrieden ist, wenn er eine gern gesehene Realität geistig durchdrungen und das Geistige durch eine ästhetisch-rationalistische, aber durchaus erdständige Realität wiedergegeben hat. Daß aber Worringers in allem Historischen schwache Gegenüberstellung nicht ein bloßes Spiel des Geistes ist, sondern bestimmte Tendenzen des Zeitgeistes andeutet, das lehrt ein Blick auf die Auswüchse der neuesten Kunstbewegung. Auch hier das Wegwerfen der Tradition — soweit das möglich ist —, das Wiederanknüpfen ans Primitive (Picasso), das scheinbar willkürliche Verzerren der Natur, das Hervortreten einer abstrakten Formensprache. Und insofern Worringers Buch diese Tendenzen unbewußt hervortreten läßt, wird man sich wohl oder übel mit ihm auseinanderzusetzen haben, um so mehr, als diese Tendenzen gefährlich scheinen. Es ist nämlich sehr zweifelhaft, ob wir das, was zwei unserer größten Künstler, Dürer und Goethe, im reifen Alter mit allen Kräften ihres Wesens und Könnens erstrebt haben, ungestraft über Bord werfen dürfen gegen das ungewisse Neue, gegen die wilde und daher bei aller Großartigkeit durch ihre Vereinzelung schwächliche und auf die Dauer wirkungslose phantastische Leidenschaftlichkeit Grünewalds, gegen die meinetwegen tiefe, aber in den Dunkelheiten der Abstraktion versinkende nordische Ornamentik, gegen die nur erschütterten Nerven zugängliche gotische Linie. Nur eine Fähigkeit des nordischen Menschen bleibt unbestritten: seine Illustrationskunst. Die Romanen haben nur große Buchschmuckkünstler gehabt, keine Illustratoren. Es ist darum ein großes Verdienst Worringers, auf diese deutsche Kunst, die im sechzehnten Jahrhundert einen internationalen Erfolg hatte, in einem guten und klaren, die Höhepunkte leider nur skizzierenden historischen Abriß hingewiesen zu haben. („Die altdeutsche Buchillustration." R. Pipers Verlag München, mit 115 meist vortrefflich gelungenen und gut gewählten Abbildungen.)

Wenn nicht alles täuscht, so haben wir in Worringers Werken den neuen Typus des kunstbetrachtenden Buches. Es hält sich, zum Schaden seiner Wirkung, nicht immer streng an die historischen Tatsachen, es baut gar zu gern bedenkliche Hypothesen, es ist im Logischen, in der begrifflichen Definition häufig unklar und verschwommen, Fehler, die wahrlich nicht entschuldigt werden sollen, aber es steht wieder in unbewußtem, dafür um so zwingenderem Zusammenhang mit dem Kunstwollen der Zeit. Wir werden nicht stehen bleiben dürfen bei der Ausbreitung und Aufstapelung des Materials, und werden wieder sichten müssen nicht nach begrifflichen, sondern künstlerisch notwendigen Gesichtspunkten, wie es auch Burgers Handbuch anstrebt, vor allem aber nach den Gesichtspunkten einer gesunden Kunsterziehung, wie sie Winckelmann vertreten hat.

Reichsspiegel

Rückwärts oder vorwärts?

Aus dem Elsaß wird uns geschrieben: Nochmals Zabern! Nun, die folgenden Erörterungen gelten jenen sonst genugsam verhandelten Vorgängen nur insofern, als sie sich besonders geeignet zeigen, vorhandene Schäden aufzudecken und für die Zukunft heilsame Lehren zu bieten. Das ist das Gute an dieser leidigen Geschichte, daß sie zu ernster Selbstbesinnung mahnt, den Krieger wie den Beamten und Bürger, altdeutsche wie alteingesessene Bevölkerung. In diesem Sinne wird man sich ihrer gewiß noch oftmals zu erinnern haben, und so rechtfertigen sich auch diese Zeilen eines Eingewanderten, den eine mehr als dreißigjährige Wirksamkeit im Elsaß mit Land und Leuten vertraut gemacht hat.

Manchem, der hier eine neue Heimat sucht, mag die Pflicht schwer fallen, sich einzuleben, und um so schwerer, je mehr sich Denk- und Lebensweise seiner Landsleute von der hiesigen unterscheiden; er muß sich aber wenigstens bemühen, Verständnis zu gewinnen und gewisse Schroffheiten, die jede Landschaft ausbildet, abzutun. Anderseits soll man dem Fremdling, der sich redlich sein Heimatrecht zu erwerben strebt, auch die Erde nicht mißgönnen und seinen guten Daseinsformen die Berechtigung absprechen. Wir sollen nicht nur Duldung gegeneinander üben, wir können auch viel voneinander lernen.

Wir leben hier in einem Lande mit vorwiegend demokratischer Einwohnerschaft. Das bezieht sich nicht sowohl auf das vielfach noch recht unklar umherfahrende politische Urteil, als vielmehr auf langgehegte, wohlbewährte gesellschaftliche Anschauung, die in Beruf und Verkehr die Stände einander nähert und alle Kreise der Bevölkerung mit dem gleichmäßigen Gefühl engerer Zusammengehörigkeit erfüllt, mit dem trotz mannigfacher landschaftlich bedingter Eigentümlichkeiten doch entschieden ausgeprägten Bewußtsein eines gemeinsamen, in alter Vergangenheit wurzelnden Volkstums, dessen deutscher Kern durch allen Überstrich französischer Bildung und Sprache immer wieder hervorscheint. Sie begünstigt auch das heilsame Aufsteigen strebsamer Elemente aus den gesunden

Schichten des Bürgertums und der Landwirtschaft in die akademisch gebildeten Berufsklassen und so auch in die höhere Beamtenwelt. Wer von drüben her ins Land kommt, hat solche Gefühle zu achten und muß sich an solche Verhältnisse gewöhnen, mag man daheim vielleicht mit anderem Maße messen und in bevorzugten Kreisen eifersüchtig den Bestand zu wahren trachten.

Solche Anpassung muß nun freilich derjenigen Gesellschaftsklasse am schwersten fallen, deren Angehörige bei einheitlich und scharf ausgeprägtem Standesbewußtsein im Lande oft schnell wechselnd ein- und ausziehen und, je höher gestellt, um so weniger Zeit und Gelegenheit finden, echtes Volkstum in seinen freien Regungen zu erfassen und des Landes guten Brauch zu würdigen. Selbst unsere schönsten Romane reichen hier nicht aus, das nötige Verständnis zu erwecken, und der Mangel an solchem trägt einen Teil der Schuld, wenn im kritischen Falle zwischen Befehlshaber und Zivilbehörde die rechte Fühlung ausbleibt. Und so vermag sich dort auch nicht das rechte Gefühl dafür zu entwickeln, wie man solchem Volkstum bei seiner Aufgabe, in unsere militärischen Verhältnisse hineinzuwachsen, zu begegnen hat, wie viel man ihm zumuten darf, wie weit man seine empfindlichen Seiten mit weiser Rücksicht und Zurückhaltung schonen soll. So verletzt man es leichter als gedacht, und man verletzt es doppelt und dreifach, wenn man ihm da, wo es sich mit Recht empfindlich gekränkt fühlt, die Genugtuung verweigert, und zwar nicht etwa bloß, weil ein doch wenig maßgebendes Hetzblatt sie in unverschämtem Tone forderte, sondern auch deswegen, weil man einer solchen Forderung grundsätzlich die Berechtigung abspricht. Mehr Fühlung mit der Gesamtheit unseres öffentlichen Lebens! Das erheischt von der in vielem sonst musterhaften Selbstzucht und Hingabe unserer Offiziere nicht bloß das Wohl unseres kleinen Landes, das erheischt das Heil des Reiches und der ganze vielgestaltige Geist unserer Zeit.

Auch hier ist ein tapferes Vorwärts! am Platze und eine zeitgemäße Jugendbildung unumgängliche Voraussetzung. Bürgerkunde in Verbindung mit einem ausgiebigen, bis zur Gegenwart reichenden Geschichtsunterricht ist gegenwärtig für alle höheren Lehranstalten ein dringendes Bedürfnis und für die Kadettenschulen um so mehr, als ja in ihnen, schon mangels einer vertrauteren Berührung mit der Jugend anderer Gesellschaftsstufen und Berufsklassen, ohne Zweifel einseitiger Militärgeist eine seiner kräftigsten Wurzeln hat.

Solch zeitgemäße Schulung würde auch den Blick heilsam schärfen für die mannigfaltigen Unterschiede und Abstufungen innerhalb der großen Gesamtheit, die man vom exklusiven Standpunkt aus kurzweg als das Zivil zusammenfaßt und in erregten Augenblicken wohl als einförmige Masse zu behandeln Gefahr läuft; sie würde leichter vor der Mißdeutung bewahren, die in dem frechen Gebaren eines rohen Straßenmobs den Aufruhr einer ganzen Stadtbevölkerung erblickt und demgemäß verfahren zu dürfen oder gar zu müssen glaubt.

Und doch, auch ohne Hinweis auf eine schier vergessene und veraltete Kabinettsorder, mit der ein schlichtes Rechtsbewußtsein doch nichts anzufangen

weiß und die einen Tatbestand voraussetzt, der hier nicht nachzuweisen war, wird eine unparteiische Beurteilung jener Zaberner Vorgänge zu dem Ergebnis gelangen müssen, daß militärisches Einschreiten geboten war. Man kann doch nicht verkennen, daß durch das frech herausfordernde Betragen des Straßenpöbels eine auf die Dauer unerträgliche Lage geschaffen und doch nicht deshalb weiter zu dulden war, weil der erste Anstoß von militärischer Seite erfolgt ist. Hier ist ein fester Tatbestand. Der Widerspruch der Zeugen im Prozeß erklärt sich im Grunde doch daraus, daß Bejahung und Verneinung sich auf zwei verschiedene, bei der Prozeßleitung nicht klar auseinander gehaltene Dinge bezogen: eine wirklich bedenkliche Störung der allgemeinen Ruhe, geschweige denn eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit hat schwerlich stattgefunden, wohl aber eine fortgesetzte arge Belästigung und sogar Bedrohung einzelner Offiziere, und zwar in ihrer Eigenschaft als Angehörige des Heeres, auf ihrem Gange zu und von ihrem Berufsdienst, ja selbst auf dem Marsche, und daraus erwuchs für sie und ihren Vorgesetzten das Recht und auch die Pflicht zur Selbsthilfe, zur Notwehr, deren Grenzen für die Angehörigen des Heeres, sobald der Angriff ihrem Berufscharakter gilt, auch weiter gezogen sind und sein müssen, als für den Privatmann. Man vergleiche die fachwissenschaftliche Erörterung dieser Frage und den Hinweis auf das Recht der sogenannten „Anstaltspolizei" in Nr. 3 dieses Jahrganges der Grenzboten. Will man aber der Volksseele das Recht gewahrt wissen, überzukochen und oft recht geräuschvoll überzukochen, so sollte man es dem Soldatengemüte nicht absprechen, zumal es sich unzweifelhaft herausgestellt hat, daß dieses hier nicht zum ersten Male, sondern in langjähriger Wiederholung und ohne selbstverschuldeten Anlaß auf schwere Proben gestellt worden ist. Es hat auch in diesem Falle an sich gehalten, bis die Unzulänglichkeit der von der staatlichen und städtischen Behörde angeordneten Schutzmaßregeln die Lage auch für die Zukunft bedenklich zu gestalten drohte und Dienst und Ansehen zugleich auf längere Zeit hinaus gefährdet schienen. Gewalt war hier gutes Recht. Was aber auch die Bestgesinnten in Erregung brachte und Eingewanderte und Eingeborene zu einem weit durchs ganze Reich widerhallenden Protest vereinigte, das war die wohl begreifliche, aber beklagenswerte Anwendung der Gewalt, die auch über jene weitere Grenze noch hinausgriff, indem sie Freiheit und Sicherheit ganz unbeteiligter Personen bedrohte. Vor einer solchen Überschreitung muß der rechtliche Mann hier und überall für immer geschützt werden.

Mehr als solche Überschreitungen aber kann doch auch die vollkommenste Gesetzgebung nicht hindern; die Möglichkeit peinlicher Zusammenstöße wird fortbestehen, solange die inneren Ursachen weiterwirken, aus denen auch das Zaberner Ereignis hervorgegangen ist. Sie liegen doch auch zahlreich auf seiten unserer Bevölkerung.

Das elsässische Volk ist durch Beleidigung und Verweigerung gebührender Genugtuung gereizt worden, und diese Stimmung ist in Zabern durch einen

Pöbelhaufen in ungebührlicher Weise zum Ausdruck gekommen; die Beschränkung auf den Ort selbst zeigt schon zur Genüge, daß auch diese rohen Ausbrüche nur dem einzelnen Heeresteile galten, von dem jene Beleidigung ausgegangen war. Wer hier von einer feindseligen Gesinnung der Bevölkerung gegen Heer und Reich zu reden sich vermißt, verkennt durchaus den soldatenfrohen Sinn des Elsässers und die bisherige, im ganzen doch brav deutsche Haltung des Zaberner Kreises; er könnte sich auch leicht durch Offiziere und Mannschaften unseres Armeekorps aus ihren Manövererfahrungen eines Besseren belehren lassen. (Man lese vor allem die Ausführungen im Dezemberheft 1913 der Elsaß-Lothringischen Kulturfragen.) Aber freilich — fremdartig steht der Offizier noch immer da, und die Schuld liegt doch nicht bloß bei ihm, sie liegt auch darin, daß die einheimischen höheren Gesellschaftskreise, auch die sonst gut gesinnten, sich immer noch scheuen, ihre Söhne dem deutschen Offizierskorps zuzuführen und dieses damit enger mit dem Leben der Bevölkerung zu verbinden; in unseren Regimentern bildet der elsässische Offizier die Ausnahme, während er im französischen Heere auch jetzt noch häufiger anzutreffen ist. Und wie verhältnismäßig selten entschließt sich ein elsässisches Mädchen zur Heirat mit einem deutschen Offizier, und auch dann wohl unter mancherlei Anfechtungen von seiten seiner Umgebung. Davon würde man auch in Zabern zu erzählen wissen. Zum Teil erklärt sich diese dem Lande sehr wenig zuträgliche Zurückhaltung ja daraus, daß der in unserem Heere nun doch einmal ausgebildete Kastengeist der Sinnesart und Lebensweise des Elsässers entschieden widerstrebt; sie hat aber anderenteils ihren Grund auch darin, daß man sich inmitten seiner lieben Landsleute vor einem Schritte scheut, der wie kein anderer den Anschluß an die deutsche Sache bekundet und offen zur Schau trägt. Es gehört viel Mut dazu, denn man wagt Freundschaft und Ansehen. Solange es uns nicht gelungen ist, die große Mehrheit der Bevölkerung nicht nur mit dem praktischen Verstande, sondern auch mit vollem Gemüte zu uns herüberzuziehen, wird diese Zurückhaltung andauern, wird es auch mancher Gutgesinnte, manch einzelner, der schon im Herzen unser ist, nicht über sich gewinnen, durch ein offenes Bekenntnis sich aus dem alten, vertrauten Verbande seiner Landsgenossen herauszulösen.

Ein solches Bekenntnis wird ihm nun freilich durch die Zaberner Vorgänge gewiß nicht leichter gemacht; aber es ist auch längst noch nicht alles verdorben. Wir werden unverdrossen weiter schaffen am Werke der Versöhnung, und wir tun es im geschlossenen und durch jene Vorgänge nur noch gefestigteren Vereine mit einer tapferen Minderheit altelsässischer Männer, denen hier doch das stärkende Bewußtsein erwachsen ist, daß im kritischen Falle sich Reich und Reichstag in überwiegender Mehrzahl mit ihnen verbunden fühlen. Gewiß, es war ein schwerer Schlag! Aber gegen Schläge oder wenigstens gegen ihre Wiederholung vermag man sich zu schützen. Wo aber ist der Schutz gegen fortgesetzte Nadelstiche und gegen schleichendes Gift? Wer und was wahrt jenes Werk der Versöhnung vor all den offen und verborgen wirkenden Angriffen in Schrift

und Bild und Rede, die die Gemüter in fortgesetzter Gärung zu erhalten suchen, immer wieder alles, was deutsch ist und worauf deutsche Kraft beruht, mit Haß und Hohn verfolgen, immer wieder das leicht erregbare Mißtrauen wecken und die Volksseele dem Siedepunkt nahe halten? Hier darf man nicht mit Nachsicht dulden; denn sie wissen gar wohl, was sie tun. Und leider finden sie auch noch in Eingewanderten erwünschte Helfershelfer; jene öfters wiederholten pöbelhaften Ausschreitungen in Zabern verdanken wir einer von drüben importierten Demokratenpresse, die mit den übelsten Instinkten der Volkshefe rechnet. Als unsere Landesregierung beim Bundesrat sich um besondere Vollmacht bemühte, wenigstens gegen die schlimmsten Machenschaften eines dreisten Franzosentums im Reichsland mit entsprechenden Maßregeln vorzugehen, haben sich die beiden Kammern des Landtags gegen jedes Ausnahmegesetz mit der Erklärung gestemmt, daß das elsaß-lothringische Volk schon in sich selbst die Kraft besitze, solches Treiben zu überwinden. Nun, es ist Zeit, dies Wort einzulösen. Denn hier droht eine ungleich größere Gefahr, als in dem weit über das Maß hinaus verschrienen Militarismus.

Die Größe der Gefahr liegt darin, daß die an sich geringe Minderheit, die solche feindseligen Gesinnungen hegt und planmäßig zu verbreiten sucht, ihre einflußreichsten Vertreter in der ultramontanen Geistlichkeit des Landes hat und mit der stärksten unserer politischen Parteien durch unzerreißbare Fäden verknüpft ist; bezeichnend ist allein schon der Umstand, daß bei dem berüchtigten Nationalistenskandal des vorigen Jahres die klerikale Partei unter dem Zwang der öffentlichen Meinung wohl die Hetzreden Wetterlés verwarf, den Mann aber nicht fallen ließ. So vermochte sich denn auch mit Rücksicht auf diese Partei die bischöfliche Behörde zu Straßburg nur zu einem matten Verweise aufzuraffen, und in Lothringen erfreut sich ein Hetzblatt gehässigster Sorte kirchenfürstlicher Gunst. Das gibt um so mehr zu denken, als beide Bischöfe des Reichslandes altdeutscher Herkunft sind. Und diese Partei selbst, der man es glauben mag, daß es ihr mit der Anerkennung der durch den Frankfurter Frieden geschaffenen Verhältnisse Ernst ist, bekundet doch unausgesetzt den Charakter der ecclesia militans in einer die Ruhe des Landes schwer bedrohenden Kampfesweise. Das hat vor allem der Elsaß-Lothringische Lehrerverein für seinen mannhaften Anschluß an den Allgemeinen Deutschen Lehrerverein empfinden müssen; was für gehässige Angriffe auf Ehre und Sicherheit haben katholische Mitglieder dieses Vereins zu ertragen gehabt, weil sie den Mut hatten, zu bekunden, daß gut katholisches Christentum und deutsches Vaterlandsgefühl auch hierzulande sich verbinden lassen! Dieser Anschluß war eine vaterländische Tat, und eben der Haß, mit der sie klerikalerseits verfolgt wird, kann jedem Unbefangenen die Augen dafür öffnen, was das nationale Einigungswerk von dieser Partei zu hoffen hat. Nein, sie will in ihrer Mehrzahl nicht die Rückkehr zu Frankreich, aber sie will Unterwerfung unter ihre Macht. So ist sie unzufrieden und nährt die Unzufriedenheit, weil diese ihr bester Bundesgenosse

ist. Kein Entgegenkommen wird ihre Begehrlichkeit sättigen und keine Regierung wird hier in Frieden mit ihr leben können, bis sie nicht selbst das Heft in festen Händen hält. Was also wird man unter solchen Umständen von der verheißenen Selbsthilfe des elsaß-lothringischen Volkes zu erwarten haben? Es gilt die Probe, wenn erst mal die neue Landesregierung ihre Plätze voll besetzt haben wird. Vor der Hand beobachten die Hetzer im Lande eine vorsichtig abwartende Haltung; gegen altdeutsche Störenfriede aber hat sich jüngst auf eine aus der Mitte der Zentrumsfraktion unseres Landtages hervorgegangene Anregung eine Liga zur Verteidigung Elsaß-Lothringens gebildet, der auch Eingewanderte von hohem Ansehen beigetreten sind. Es wird sich noch erst zeigen müssen, welcher Geist hier vorherrscht; der rechte Geist des Friedens wird es nur dann sein, wenn er mit gleichem Nachdruck auch den Feind im eigenen Lande zu bekämpfen sich anschickt; denn dieser ist doch noch der schlimmere und hat den anderen erst auf den Kampfplatz gerufen. Soll es nicht rückwärts gehen mit der inneren Ruhe und Wohlfahrt des Landes, so muß entschlossen gehandelt werden, und es gilt, die Augen offen zu halten. Nicht allein lärmende Vorgänge mahnen zur Abhilfe. Wer stilles Werden aufmerksam beobachtet, dem gibt noch manches zur Besorgnis Anlaß. Auf der Jugend beruht die Zukunft des Landes; das weiß niemand besser zu würdigen und folgerichtiger zu verwerten, als der Klerikalismus. Daher vor allem sein erbitterter Kampf gegen den elsaß-lothringischen Lehrerverein. Was ist getan worden, um unsere tapferen Volksschullehrer in diesem Kampfe, in des Reiches wichtigster Angelegenheit zu schützen und zu fördern? Und sieht man nicht oder will man nicht sehen, wie langsam, aber sicher klerikaler Geist mit seinem unvermeidlich nationalistischen Einschlag in unser höheres Schulwesen sich einschiebt? Man vergleiche nur einmal aufmerksam die letztjährigen Listen der akademisch gebildeten Lehrer des Reichslandes mit solchen alter Jahrgänge, und man wird die Gefahr einer sicher fortschreitenden Klerikalisierung unserer Oberlehrerschaft nicht verkennen.

Wir wollen an unserer Spitze nicht Männer der harten Faust, aber wir brauchen einsichtsvolle, starke, unerschrockene Männer, und wir brauchen deutsche Männer, deutsch in Gesinnung und in Sprache. Volk und Volksvertretung aber sollen zeigen, daß sie solche Männer zu schätzen wissen. Das erfordert freilich auch auf dieser Seite Selbstbesinnung und Selbstzucht. Man kann doch nicht verkennen, daß das im Eingang geschilderte „demokratische" Gefühl engerer Zusammengehörigkeit innerhalb unserer altelsässischen Bevölkerung sich auch in Wirkungen äußert, die das so dringend notwendige Einvernehmen zwischen Volk und Regierung erschweren. Es ist ein ungemein empfindsamer, reizbarer Organismus, der, wo auch immer mal ein Druck, ein Schlag, ein Stich ihn trifft, sogleich an allen Gliedern schmerzlich zusammenzuckt. Das hat im Zaberner Fall seine Berechtigung gehabt und der ganze deutsche Reichskörper hat mitgezuckt; aber solche Zuckungen haben sich auch da bemerkbar gemacht,

wo maßvolles Anschhalten besser am Platze gewesen wäre, und Mißtrauen und Empfindlichkeit haben sich in Presse und Parlament auch seitens deutschgesinnter Elsässer in Ausbrüchen bekundet, die selbst den aufrichtigsten Versöhnungsgeist inmitten der Eingewanderten stutzig machten und den rechtsrheinischen Feinden unseres Friedenswerkes und unserer Verfassung immer aufs neue wieder das Wasser auf die Mühlen treiben. Die lautesten Schreier werden eben doch am weitesten gehört, und manchem jenseits des Rheines, dem der ruhige Gang der Dinge nicht vernehmbar wird, horcht auf, wenn so ein gellender Mißklang zu ihm herüberdringt, und er zieht daraus seine allgemeinen Schlüsse.

Mit solcher Reizbarkeit, zu der sich vielfach auch, wie überall im bürgerlichen Leben, und hier auf beide Hälften der Bevölkerung wohl gleich verteilt, noch das robustere Einverständnis mit dem allzeit regen, von gesunder, heilsamer Kritik weit abliegenden Nörglergeiste des Philistertums gesellt, erschwert man unserer Regierung ihre an sich schon ungewöhnlich schwierige und verwickelte Aufgabe, und so fanden sich denn auch ihre nunmehr scheidenden Vertreter häufig in eine unsichere Haltung gedrängt, die schließlich nach allen Seiten Angriffspunkte bot. Möchte mit dem Einzug unserer neuen Landesbehörden auch in dieser Hinsicht eine neue Zeit anheben!

Es gilt, nun doch erst einmal ruhig abzuwarten — und ruhig sich zu bescheiden. Es muß manches anders und besser werden; wir erhoffen und verlangen solche Besserung. Sie muß erstrebt werden im Rahmen unserer Landesverfassung. Aber stören wir die Ruhe nicht noch mehr, indem wir auch an dieser Verfassung schon wieder zu rütteln suchen! Je weiter hier die Forderungen über das gegebene Maß noch hinausgehen, um so weniger wird es der großen Mehrzahl staatserhaltender Elemente unter den Eingewanderten möglich sein, mit ihren neuen Landsgenossen eines Weges zu wandern. Mag immerhin die staatsrechtliche Stellung unseres Landes innerhalb des Reiches das Selbständigkeitsgefühl nicht ganz befriedigen und mag die volle Autonomie ein Ziel sein, das wir nicht aus den Augen zu verlieren haben; vor der Hand hat sich doch noch keine Lösung dargeboten, die uns ein höheres und weiteres Maß von Zufriedenheit zu gewährleisten vermöchte: weder Eingliederung in einen anderen Bundesstaat, für diesen zweifelsohne dann auch eine sehr bedenkliche Errungenschaft, noch eine selbständige Monarchie, sei es unter einem protestantischen, sei es unter einem klerikal gesinnten Fürstenhaus — denn nur ein solches würde unsere herrschende Priesterklasse als ein katholisches gelten lassen — könnte mehr als einen Bruchteil der Bevölkerung befriedigen, und die von unserem elsässischen Demokratentum, auch dem protestantischen, zugleich mit Klerikalen und Sozialisten herbeigewünschte Republik, zum Glück eine Unmöglichkeit, solange unser deutsches Reich selbst in monarchischer Form weiterleben wird, würde bei dem ungeheuren Einfluß unserer Geistlichkeit auf die Massen nichts anderes bedeuten, als eine Priesterherrschaft. Man rufe dann auch noch die Jesuiten, und wir sind fertig! Und eben der Hinblick auf jene unselbständige Gefügigkeit der Massen hat doch

manchem sonst fortschrittlich gesinnten Freund des Landes die Besorgnis erweckt, ob das verliehene Maß von Wahlrecht nicht schon über die Grenze des Ersprießlichen hinausreicht. Aber dieses Maß ist nun einmal gegeben. Halten wir fest, was wir haben! So wie die Umstände gegenwärtig liegen, erscheinen sie wenig geeignet, schon wieder eine Neuordnung unserer Verfassung zu empfehlen; sie könnte sonst vielleicht gar noch in rückläufigem Sinne ausfallen.

Wir wollen nicht rückwärts, sondern vorwärts, aber vorwärts mit ruhiger Besonnenheit, mit Maß und Zucht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Literaturgeschichte

Carl Enders: Friedrich Schlegel, Die Quellen seines Wesens und Werdens. Leipzig 1913, H. Haessel. XVI, 408 S. Preis 7,50 Mark, gebunden 9,50 Mark.

Das umfangreiche Buch will nicht eine Biographie des romantischen Führers sein, sondern bedeutet die Vorarbeit zu einer Darstellung seines inneren Wachsens. Bis zur endgültigen Vollendung der „Lucinde", des mit krassem Unverständnis noch heute vielfach geschmähten Seelengemäldes, also bis zum Frühjahr 1799 soll der geistige Entwicklungsgang Schlegels ausführlich analysiert werden. Ausführlich — d. h. mit einer Überfülle von Excerpten und Belegen nicht nur aus Schlegels Werken, sondern aus der gesamten zeitgenössischen, besonders auch philosophischen Literatur, die der belesene Verfasser mit gewissenhaftem Eifer sich zunutze gemacht hat. Dadurch wird das Buch, besonders im zweiten und dritten Kapitel, zu einem eingehenden Kommentar, ja mitunter zu einer Paraphrasierung der „Lucinde", und das schadet ihm. Die Überfülle des Materials sprengt die Form, der Verfasser wird des Stoffes nicht recht Herr, und oft gehen seine Excerpte mit ihm durch. Mühsam sucht der Leser den roten Faden, der ihm aus der Hand zu gleiten droht, und das einigende Band, das alle Gedanken und Zitate zusammenhält, scheint mitunter verschwunden zu sein.

Auf breiter Basis baut Enders die Jugendgeschichte seines Helden auf. Die literarischen Traditionen der schriftstellerisch tätigen Familie, die moralischen, pädagogischen und ästhetischen Anschauungen des Vaters, die Freunde in Hannover und Göttingen — besonders sein Verhältnis zu Karoline Rehberg — werden bis ins einzelne geschildert; seine Naturanlage sucht Enders aus den Briefen der Studienzeit und aus der „Lucinde" zu bestimmen, ein zweischneidiges Unternehmen, denn in jenen Jahren hatte sich doch bereits mancher Wesenszug geändert, und Schlegel selbst war unmöglich ein kompetenter Richter über seinen Grundcharakter. Als literarische und ästhetische Anreger und Beeinflusser der Jugendjahre werden der Vater, der Oheim Johann Elias Schlegel, Mendelssohn, Lessing, Kant, Winckelmann, Georg Forster, Karl Philipp Moritz, Goethe, Bürger (dieser meines Erachtens zu wenig) und Schiller gewürdigt. Erst in Leipzig begann sich dieses angelernte und angeborene Gedankendurcheinander in ihm zu klären, und hier ist es besonders die Lehre des Philosophen Hemsterhuis, die eine anhaltende Einwirkung auf ihn ausübte. In der starken Betonung dieses Einflusses scheint

mir Enders nicht zu weit gegangen zu sein, und ich sehe in dieser Aufdeckung einen der Hauptverdienste des Buches. Hemsterhuis verdrängt in Schlegels Kunstlehre Kant und Schiller, aus ihm und den obengenannten führenden Ästheten des achtzehnten Jahrhunderts konstruiert sich Schlegel, von Fichte unterstützt, allmählich seine neue, eigenartige „Genialitätsphilosophie" — die „Syntheſe von Aufklärung und Genietum"; Karoline Böhmer, die bald die Gemahlin seines Bruders wird, übt einen besänftigenden Einfluß auf ihn aus, eine neue, edlere Anschauung von dem Weiblichen geht ihm in ihr auf. In dem Verhältnis zu Dorothea findet er schließlich die vollste Befriedigung und endgültige Lösung: „durch die Vergöttlichung der sinnlichen Liebe in der wahren Ehe, durch die genialische Bildung und durch die romantische Ironie."

Es ist zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht gelungen ist, eine straffere Gliederung vor allem in der Chronologie zu erzielen; dadurch gestaltet sich die Lektüre des an sich schon nicht leichten Buches recht verwirrend, und die genetische Betrachtung des Innenlebens Schlegels wird unnötig erschwert. Trotzdem bedeutet Enders' Darstellung, die mit zwei charakteristischen, bisher unbekannten Bildern Schlegels — ich hebe besonders das Jugendporträt, von Karoline Rehberg gezeichnet, hervor — geschmückt ist, einen wichtigen Fortschritt in der Erforschung der Frühromantik.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Schiller, Die Geschichte seines Lebens. Mit 52 Abbildungen. Verlag Julius Hoffmann, 1913, Stuttgart. 556 S. 8°.

Vom Urenkel des Dichters wird uns ein Buch über Schiller dargereicht. Mit einigem Mißtrauen begann ich die Lektüre, da die früheren Arbeiten des Verfassers auf diesem Gebiete recht oberflächlich gehalten waren. Auch diesmal schürft v. Gleichens Spaten nicht tief, wenn er über schwerere philosophische Probleme sprechen soll. Schillers Stellung zu Kant z. B. ist sehr leicht und obenhin behandelt. Besser liegen dem Verfasser psychologische Momente, wie des Dichters Verhältnis zu den Frauen. Mit feinsinnigem Impressionismus versteht es da v. Gleichen, sich in die Seele des Liebenden einzufühlen. Der Erforscher und Kenner der seelischen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts macht sich hier geltend und gibt eine eindrucksvolle Schilderung des zwischen Charlotte und Karoline schwankenden Dichters. Weniger geglückt ist der Abschnitt über Goethe und Schiller, wenn auch in ihm sich kluge Gedanken finden. Die hysterische Charlotte von Kalb findet ein zu mildes Urteil. Bei der Erzählung von Schillers Jugend ist meines Erachtens die Mutter bedeutend überschätzt, der feste und besonnene Vater dafür auf eine zu niedrige Stufe gesetzt worden. Der Wissenschaft wird v. Gleichen kaum etwas bieten wollen und können, wenn er auch manche noch unbekannten Familienpapiere zur Belebung der Darstellung zu verwenden imstande war. — „Die Geschichte seines Lebens" soll an uns vorüberziehen, und daraus erklärt es sich wohl, daß die Werke, Dramen wie Gedichte, nur gestreift werden. Nur auf die Jugenddramen geht der Verfasser zum Teil genauer ein, bei den späteren behilft er sich häufig recht unnötigerweise mit ein paar wohlklingenden Sätzen, hinter denen nicht viel steckt. Überhaupt, und damit komme ich zu dem Hauptmangel des Buches, ist der Stil, so einfach und klar v. Gleichen zu schreiben bemüht ist, oft mit hohlen Redensarten und Phrasen verbrämt, die dem Leser nichts sagen und besser fortgeblieben wären. Doch die idealistische Grundstimmung, die das Buch durchzieht, die hohe Auffassung von Schillers Beruf, entschädigt dafür und macht es zu einem Hausbuch im besten Sinne des Wortes.

Heinrich von Kleists Geheimnis. Von Dr. **Richard Finger.** Berlin 1913, Puttkammer und Mühlbrecht. 63 S. 8°. 1,20 M.

Das „Kleist-Geheimnis" ist gelöst! Nun wissen wir endlich, warum der Dichter den „Guiscard" verbrannte, warum er sich am Wannsee erschoß! Weil er — einen Sprachfehler hatte, weil er — ein Stotterer war! Glaubst du es nicht, so kaufe dir Fingers Büchlein und lies, wenn dich nicht Zeit und Geld gereuen! Ob du allerdings überzeugt sein wirst?

Wolfgang Stammler

Psychologie

Das Studium der Individualität. Von dem weit verzweigten Arbeitsgebiete der Psychologie hat das Studium der Individualität, die Individualpsychologie oder Charakterologie, in der letzten Zeit den meisten Anreiz für die Forscher besessen. Das beweist die außerordentlich große Zahl von Veröffentlichungen, die gerade über dieses Gebiet in den letzten Jahren erschienen sind. An sich kann das gar keine Verwunderung erregen. Denn wenn man einmal gewillt ist, die empirischen Methoden der Psychologie immer weitgehender anzuwenden, so führt aus einer sehr großen Anzahl von Wissenschaften, z. B. der wissenschaftlichen Pädagogik, der Geschichte, der Literatur- und Kunstwissenschaft, der Ästhetik, um nur die am nächsten liegenden zu nennen, ja sogar aus Medizin und Kriminalistik, die psychologische Betrachtungsweise den Forscher ganz von selbst auf Fragen, die der Individualpsychologie angehören. Und umgekehrt müssen die Forschungsergebnisse, die von der Individualpsychologie erzielt werden, für eben jene Wissenschaften sehr weitgehende, praktische Bedeutung haben. Es sei hier in erster Reihe an die praktische Pädagogik, die Rechtspflege, die literarische und literarhistorische sowie allgemein-ästhetische Kritik erinnert.

Der russische Psychologe Professor Dr. A. Lasurski bietet in seinem Buche „Über das Studium der Individualität" (Mit Programm der Untersuchung der Persönlichkeit in ihren Beziehungen zur Umgebung von S. Franck und A. Lasurski. Deutsch von N. Gadd. Verlag Otto Nemnich, Leipzig, [Pädagogische Monographien, herausgegeben von Dr. E. Meumann], Preis geh. 5,80 Mark, geb. 7,30 Mark) einen wichtigen Beitrag zur Charakterologie, indem er verschiedene neue Gesichtspunkte für die Auffassung und die Anordnung ihres Tatsachengebietes angibt.

Den Charakter faßt Lasurski auf als „die Gesamtheit der einem gegebenen Menschen zugehörigen Neigungen", und zwar hauptsächlich der Hauptneigungen. Diesen Begriff der „Neigung" führt Lasurski neu in die Individualpsychologie ein, als das Resultat einer Abstraktion, als einen Hilfsbegriff, der die „Gruppierung des Materials" erleichtert. Unter der „Neigung" hat man die „Tatsache einer mehrfachen Wiederholung dieser oder jener einfachen oder komplizierten Äußerungen bei ein und demselben Subjekt zu verstehen". Die biologische Begründung und die methodischen Erörterungen, mit denen Lasurski seine „empirische Hypothese" verteidigt, kann man an dieser Stelle füglich übergehen. Eines aber muß hier betont werden: das ist der praktische Wert dieses Neigungsbegriffes. Es wird nämlich mit seiner Hilfe möglich, der praktischen Arbeit auf dem Gebiete der Individualpsychologie, etwa der des Schulmannes (Schülercharakteristiken), ein möglichst einfach formuliertes Ziel zu setzen.

„Den Menschen aus seinen Neigungen zu rekonstruieren, das ist das Ziel, nach dem wir in jedem einzelnen Falle zu streben haben", das ist also das erste Ziel für die psychologische Einzelarbeit.

Für die gesamte wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Individualpsychologie besteht nun die Aufgabe nicht nur in der Untersuchung der Verschiedenheiten der Individuen, der individuellen Differenzen und deren Beziehungen [Korrelationen*)] zueinander sowie der typischen Äußerungen dieser elementaren Charaktere, sondern auch in der Untersuchung dieser Typen und Charaktere in Beziehung auf die Wechselwirkung, die zwischen dem seelischen Aufbau (der psychischen Organisation) des Menschen und den auf ihn wirkenden Mächten (Faktoren) seiner Umgebung besteht.

Die Erforschung, Einteilung und Gruppierung der Charaktere soll also nach Lasurskis Forderung nicht nur auf Grund der psychischen Anlage der Persönlichkeit erfolgen, nach den Kombinationen der individuellen Differenzen, die sich bei ihm finden, nach seinen „Hauptneigungen". Das wäre nur eine rein psychologische, eine „endopsychische" oder „endogene" Erforschung und Gruppierung. Diese muß ferner aber auch „psycho-sozial" sein, d. h. das Gepräge mit berücksichtigen, das dem Menschen von seiner „Umgebung" — diese im weitesten Sinne gefaßt — aufgedrückt wird.

*) Lasurski, oder vielmehr sein Übersetzer N. Gadd, gebraucht die Fremdworte.

Auch für diese letzte Forderung an die individualpsychologische Forschung weist Lasurski praktische Wege, indem er ein von ihm mit S. Franck zusammen ausgearbeitetes „Programm der Untersuchung der Persönlichkeit in ihren Beziehungen zur Umgebung" am Schlusse seines Buches mit abdruckt. In fünfzehn Gruppen mit vielen Unterabteilungen werden die Gesichtspunkte angegeben, die bei jener Untersuchung zu berücksichtigen sind. Es wird in diesem Programm berücksichtigt: das Verhältnis des Individuums zu den Sachen, zur Natur und den Tieren, zu einzelnen Menschen, namentlich in der Geschlechtsliebe, zu sozialen Gruppen, zur Familie, zum Staat, zur Arbeit, zum Eigentum, zu äußeren Lebensnormen, zur Sittlichkeit, zur Weltanschauung und Religion, zum Wissen und der Wissenschaft, zur Kunst, zu sich selbst.

Es ist hier nicht nötig, die psychologische Grundanschauung oder die Anordnung dieses Programmes zu kritisieren. Der Wert des Buches liegt auf einer ganz anderen Seite. Und zwar besteht er wohl nicht einmal so sehr darin, daß Lasurski der Forschung ein bisher etwas weniger beachtetes Ziel nachdrücklich vor Augen stellt, als vielmehr darin, daß er sofort mit praktischem Blick methodische Hilfsmittel schafft und einen Weg bahnt, um ein Vordringen zu jenem Ziele zu ermöglichen. Aus diesem Grunde wird sein Buch gerade allen denen, die darauf angewiesen sind, sich der Individualpsychologie, ihrer Resultate und ihrer Methoden gewissermaßen als Hilfswissenschaft in ihrem Berufe zu bedienen, namentlich dem Pädagogen wertvolle Hinweise für die Einrichtung ihrer praktischen individualpsychologischen Arbeit bieten.

Dr. W. Warstat

Berichtigung. In den von O. Fiebiger im letzten Heft (11) mitgeteilten Briefen an Aug. Wilh. Schlegel ist zu lesen: im Text: S. 492 Zeile 8 daher (statt: dafür); S. 492 Zeile 15 in so manchem Betracht; S. 493 Zeile 1 und 20 Beulwiz; S. 494 Zeile 4 er ist ja auch; Seite 499 Zeile 31 entfernen hier die Offenheit; in den Anmerkungen: Anm. 5 Hayn (statt Hagen), ebenso in Anm. 7, 26, 27, 30, 32 (statt Hayne); Anm. 15 „Bergieb"; Anm. 36 Würzer.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1914 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW. 11.

Britiſche Heeresprobleme

Am Ende des vorigen Monats hat der Miniſterpräſident Asquith den Vertretern verſchiedener Parteien, darunter Lord Roberts und anderen bedeutenden Verfechtern des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht erklärt, daß das Reichsverteidigungskomitee nach eingehender Prüfung der Frage, ob eine feindliche Invaſion in England Ausſicht auf Erfolg habe, zu einem negativen Ergebnis gekommen ſei. Als Vertreter der Regierung fügte er hinzu, daß er ſich daher gegen eine obligatoriſche Dienſtpflicht ausſprechen müſſe.

Dieſe Stellungnahme der Regierung iſt ja nichts Neues und ſpiegelt ſich ſchon in dem vor einigen Jahren erſchienenen Buch des bekannten Generals Sir Jan Hamilton wieder, der darin in ſehr ſachlicher Weiſe gegen die allgemeine Wehrpflicht und für die Territorialarmee Stellung nimmt und das Fehlen einer „Invaſionsgefahr“ als Hauptbeweisgrund für die Nichtigkeit der Beſtrebungen der „National Service League“ anführt.

Es liegt klar auf der Hand, daß England niemals von einer Invaſion zu fürchten hätte, wenn es im Kriegsfalle ſein geſamtes reguläres Heer lediglich zur Verteidigung des engliſchen Bodens verwenden würde. Dieſes reguläre Heer in Verbindung mit der Territorialarmee und anderen freiwilligen Formationen wäre, ſelbſt wenn die britiſche Flotte zeitweiſe die Oberherrſchaft zur See verlieren würde, in der Lage, jede feindliche Landung abzuweiſen.

Die Verfechter der allgemeinen Wehrpflicht ſind jedoch der Meinung, daß die Verteidigung der überſeeiſchen Beſitzungen, wie z. B. Indiens, Südafrikas, Ägyptens uſw., eine Entſendung der ganzen Expeditionsarmee oder von Teilen derſelben nötig machen könnte, und das Mutterland dann hauptſächlich auf den Schutz ſeiner Flotte angewieſen ſei.

Dieſe Entſendung der genannten Expeditionsarmee wird aber, wie Lord Roberts des öfteren in öffentlichen Verſammlungen und im Oberhaus erklärt hat, zur Notwendigkeit, wenn es zwiſchen den Feſtlandsmächten zu einem Kampfe kommen ſollte. Trotz ſeines und des britiſchen Volkes Abſcheu vor dem Kriege

ist, wie er sagt, vielleicht die Teilnahme an einem solchen für England doch das einzige Mittel, um die Existenz des Reiches sicherzustellen. Die Territorialarmee, der dann neben der Flotte allein die Verteidigung gegen eine Invasion zufalle, ist aber in seinen Augen ein „kriegsunbrauchbares Kinderspielzeug" und daher nicht in der Lage, ihre Aufgabe zu erfüllen. Nur die allgemeine Wehrpflicht könne diesem Übelstand abhelfen.

Der ganze Streit der Meinungen dreht sich also schließlich nur um die eine Frage, ob im Kriegsfalle eine Landung starker feindlicher Kräfte an der englischen Küste möglich sei oder nicht.

General Hamilton hat daher dem genannten Buche eine Denkschrift einer Autorität auf dem Gebiete des Seewesens, des Admirals Wilson, hinzugefügt, die ursprünglich als Unterlage für die Beratungen im Oberhaus über diese Frage dienen sollte, und die in überzeugender Weise die Unmöglichkeit von großen feindlichen Truppenlandungen dartut.

Wilsons Ausführungen waren den Vertretern der allgemeinen Wehrpflicht und auch denjenigen Kreisen, die gegen Deutschland zu hetzen pflegen, ebenso unangenehm, wie die kürzlichen Erklärungen des Ministerpräsidenten.

Admiral Wilson geht von dem Grundsatz aus, daß der Hauptschutz Englands in der Überlegenheit seiner Flotte, die auf alle Fälle erhalten bleiben muß, liegt. Solange die englische Flotte die Vorherrschaft zur See besitzt, ist es undenkbar, daß sich eine feindliche Transportflotte den englischen Küsten nähern kann, da die Funkentelegraphie eine Zusammenziehung der nötigen Anzahl von Kriegsschiffen nach der gefährdeten Stelle gestatte und somit auf die Dauer eine Überraschung, von der Lord Roberts mit Vorliebe spricht, nicht möglich ist.

Lord Roberts hat ja 1908 im Oberhause sich offen darüber ausgesprochen, daß ein überraschender Überfall von deutscher Seite durchaus im Bereich der Möglichkeit liege. Er ging damals von der Ansicht aus, daß Deutschland in der Umgebung der Nordseehäfen unauffällig in kurzer Zeit eine Armee von zweihunderttausend Mann zusammenbringen und mit Hilfe der vorhandenen zahlreichen Transportschiffe rasch verladen könne. Die Mobilmachung dieser Armee denkt er sich so wie die unserer westlichen Nachbarn im Jahre 1870, d. h., indem die Ankunft der Reserven nicht abgewartet wird, die einzelnen Truppenteile also immobil ausrücken.

Es ist damals in der Tages- und Fachpresse zur Genüge erörtert worden, wie unsinnig es seitens der deutschen Heeresleitung sein würde, die hierzu nötigen acht Armeekorps in ein solches Abenteuer zu stürzen, wo bei dem Entscheidungskampf auf dem Festlande jeder Mann gebraucht wird. Ganz abgesehen aber von dem strategischen Fehler, den eine solche Verwendung eines großen Teiles unseres Heeres in sich bergen würde, erscheint es auch bei der Entwicklung unserer modernen Nachrichtenmittel unmöglich, die Geheimhaltung der genannten Truppenversammlungen durchzuführen. Schließlich fehlt aber für ein Gelingen der Landung auf englischem Boden die Hauptvoraussetzung,

nämlich, daß die englische Flotte und die der verbündeten Mächte gänzlich von der Bildfläche verschwunden sind.

Zwar behauptete Lord Roberts, daß es für einen Feind nicht nötig sei, dauernd die Überlegenheit zur See zu besitzen und dieser sich vielleicht unter dem Schutze der Witterung, hauptsächlich des Nebels, der englischen Küste unbemerkt nähern könne.

Hierzu nimmt auch Wilson in Hamiltons Buch Stellung, und führt aus, daß dann die längs der Küste stationierten Unterseeboote und Torpedoboote rasch herbeieilen und die Transportflotte in den Grund bohren würden. Nach seiner Meinung kann es bei dem heutigen Stand der Flottenstärken überhaupt nicht zu einer solchen Annäherung an die englische Küste kommen. Selbst wenn die zur Landung auf englischem Boden bestimmte Armee nur 70 000 Mann stark ist, wird die Transportflotte doch ein so schwerfälliger Körper sein, daß sie nicht hoffen kann, unentdeckt das Netz der englischen Aufklärungsschiffe zu durchbrechen. Einmal entdeckt, wird sich diese Flotte, die mit Rücksicht auf die langsamen Transportschiffe nur 10 bis 12 Seemeilen laufen kann, nicht dem feindlichen Angriff durch die Flucht entziehen können, und sie wird, während die Begleitschiffe in den Kampf verwickelt sind, von den Torpedobooten und den Unterseebooten zum Sinken gebracht werden.

Setzen wir aber einmal voraus, daß diese Expeditionsarmee gegen alle Erwartung den englischen Boden erreicht, so wäre sie doch gänzlich von ihren rückwärtigen Verbindungen, vor allem von der Munitionszufuhr abgeschnitten. Sie würde vielleicht zu Anfang Erfolge gegen die Territorialtruppen aufweisen können, müßte aber schließlich der vom Hauptkriegsschauplatz auf dem Kontinent zurückgerufenen englischen Expeditionsarmee auf die Dauer unterliegen.

Nimmt man aber an, daß England infolge von Aufständen in den Kolonien während eines Krieges auf dem Kontinent Teile seiner Feldarmee nach seinen Außenstationen entsandt hat, und eine auf englischem Boden gelandete Expeditionsarmee dauernd siegreich bleibt, so könnten diese Erfolge doch nicht eventuelle Mißerfolge der Hauptarmee auf dem Kontinent ausgleichen.

Ein Grundsatz der höheren Truppenführung lautet, daß man stark an der entscheidenden Stelle sein muß. Diese entscheidende Stelle kann aber für die deutsche Armee niemals auf englischem Boden liegen.

Wenn also die Vertreter der englischen Regierung jede Invasionsgefahr verneinen und damit den Hauptbeweisgrund für die Dringlichkeit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hinfällig machen, so kann man ihnen darin nur Recht geben. Admiral Wilson hat sich seinerzeit sicherlich auch Deutschland gegenüber mit seinen sachlichen Ausführungen ein Verdienst erworben, indem er viel zur Beruhigung derjenigen Leute in England beigetragen hat, die sich seinen Beweisgründen nicht absichtlich verschließen wollen.

Der Lordschatzkanzler Viscount Haldane hat sowohl in Hamiltons Buch, als auch wieder im vergangenen Jahre im Oberhaus ganz im Sinne Wilsons

gesprochen. Er vertritt die Ansicht, daß es für England unmöglich sei, neben einem Volksheer auch ein Berufsheer, wie die jetzigen regulären Truppen, aufzustellen, da es für letzteres schon jetzt an dem nötigen Ersatz mangele. Ein Berufsheer aus Soldaten mit langjähriger Dienstzeit wird aber von allen militärischen Sachverständigen für nötig erachtet, da die Sicherung des großen Kolonialbesitzes nicht einem Heere mit kurzer Dienstzeit zugemutet werden könne. Eine Armee auf dem Boden der allgemeinen Wehrpflicht, sagt Haldane, müsse die Regierung als einen Ruin für das ganze wirtschaftliche Leben ansehen. Würde sie es wagen der Nation, die kein Verlangen danach trage, ein solches System anzubieten, so würde sie von dem allgemeinen Unwillen hinweggefegt werden. Wenn er Franzose oder Deutscher wäre, so würde er die Parole von dem Volk in Waffen ohne weiteres annehmen, weil diese Landmächte eines solchen Abwehrmittels bedürften. Für England aber bildet die Flotte den Hauptschutz gegen jede Invasion.

Auch Mr. Balfour betrachtet diese Frage von einem ähnlichen Standpunkt aus, indem er kürzlich sagte: „Was würde es nutzen, wenn man jeden jungen Mann in diesem Lande so vollkommen ausbildet, wie es die deutsche oder irgendeine andere große Armee tut, und wir besäßen nicht die Herrschaft zur See, um Rohmaterial und Nahrungsstoffe, von denen wir abhängen, an die Küste zu bringen?“ Auch er sieht also, wie die Masse der Nation, das Heil in der starken, allen anderen Mächten weit überlegenen Flotte.

Ganz abgesehen aber von diesen militärischen und politischen Gründen liegen die Schwierigkeiten, die sich der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England entgegenstellen, in der Denkungsweise des gesamten Volkes, die Peters in seinen Erörterungen über das englische Heer so treffend mit folgenden Worten kennzeichnet: „Das englische Heerwesen stellt die Kehrseite der politischen Eigenart des Angelsachsentums dar. Es liegt auf der Hand, daß ein Volksschlag, in welchem das Bedürfnis nach individueller Unabhängigkeit und die Abneigung gegen jeden Zwang von außen so stark entwickelt ist, wie bei den Engländern, sich nicht in hervorragendem Maße zur Einfügung in eine Organisation eignet, wie sie die Voraussetzung für den Ausbau großer Heeresmaschinen bildet. In diesem Freiheitssinn liegt die Wurzel der großen politischen Fähigkeiten dieser Rasse, in ihm liegt auf der anderen Seite das vornehmlichste Hindernis für die Schaffung einer Armee auf der modernen Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht. Und hierin liegt die Schwäche des angelsächsischen Staatsgedankens überhaupt.“

Das englische Volk hatte jedoch keine Zeit, sich mit der Erklärung des Premierministers Asquith über die allgemeine Wehrpflicht lange zu beschäftigen, da das seit Jahren die innere Politik beherrschende Homeruleproblem in den Vordergrund der Ereignisse trat und auch die Armee in ihren Bannkreis zog.

Hierbei zeigte sich, daß die Regierung sich nicht unbedingt auf die reguläre Armee zur Unterdrückung innerer Unruhen verlassen kann, und daß das Offizierkorps nicht frei von einer politischen Stellungnahme ist.

Um die mit einem Zusammenbruch der Disziplin in einzelnen Regimentern des „Irish Command" endenden Vorgänge verstehen zu können, bedarf es eines kurzen Überblicks über den Gang der Ereignisse, die zu dem jetzigen Konflikt in der Politik Englands führten.

Seit langem haben die beiden großen politischen Parteien die Homerulefrage als Mittel im Kampfe um die politische Macht benutzt. Nachdem die liberale Partei mit Hilfe der Iren und der Arbeiterpartei bei den Wahlen die Mehrheit erlangt hatte, brachte sie 1912 zum ersten Male die jetzige Homerulebill ein.

Sofort machte die konservativ-unionistische Partei den Gegenzug, indem sie die vier protestantischen, einem irisch-katholischen Regiment abgeneigten nordöstlichen Grafschaften Irlands, das sogenannte Ulster, gegen die Regierung unterstützten und somit eine offene Rebellion begünstigten.

Der Versuch der Regierung, zur Verhinderung und Unterdrückung von Unruhen Teile der in Irland stehenden Truppen aufzubieten, scheiterte vor allem an der Disziplinlosigkeit des Offizierkorps einer Kavalleriebrigade, dessen Mitglieder fast ohne Ausnahme den Abschied einreichten, um nicht gegen die Ulsterleute kämpfen zu müssen.

Wenn man auch menschlich verstehen kann, daß diese, meist konservativen Familien entstammenden Offiziere gegen ihre politischen Gesinnungsgenossen nicht kämpfen mochten, so ist ihr Verhalten vom militärischen Gesichtspunkt aus doch sehr zu verurteilen.

Tatsächlich haben sie es erreicht, daß die Regierung den Rückzug antrat und erklärte, daß keinerlei Absicht bestehe, die Armee zur Unterdrückung des politischen Widerstandes gegen die Homerulebill zu benutzen. Der Premierminister erklärte vor wenigen Tagen im Unterhaus, daß die Offiziere, deren Rücktritt die Heeresdisziplin zu erschüttern gedroht habe, unter einem „Mißverständnis" gehandelt hätten und nunmehr im Dienste verblieben. Die Vorgänge in Irland bieten uns also das eigenartige Schauspiel, daß ein schweres militärisches Vergehen ohne Sühne bleibt.

Wie die Ereignisse in Ulster sich weiter abspielen werden, und wie sich die liberale Regierung aus dem Dilemma zieht, ist noch nicht zu übersehen. Sicher ist, daß das Kompromiß ein Nachgeben der Regierung und einen moralischen Sieg der Opposition bedeutet, der den Liberalen bei den nächsten Wahlen manche Stimme kosten und vielleicht die Opposition ans Ruder bringen wird.

Sollte die innerpolitische Entwicklung Englands diesen Weg einschlagen, so dürfen sich diejenigen Teile der Armee, die der Opposition gegen die Regierung gedient haben, ihrer Mitwirkung nicht rühmen, denn der Zusammenbruch der Disziplin in dem sonst so ritterlichen englischen Offizierkorps wird stets ein dunkler Punkt in seiner Geschichte bleiben.

China auf dem Wege zur Monarchie?

Von Franz Kuhn

Unter den Problemen, die das heutige China bewegen, verdient zurzeit die Verfassungsfrage wieder erhöhte Beachtung. Hängt doch von ihrer endgültigen Lösung die Einkehr geordneter und stabiler Zustände im Innern ab, die dem am chinesischen Markt interessierten auswärtigen, insbesondere auch deutschen Handel dringend erwünscht sein müssen. Nun scheint es ja, als ob jene Frage mit der vor zwei Jahren erfolgten Gründung der Republik bereits eine glänzende Lösung gefunden habe. Aber die Ereignisse der letzten Zeit beweisen doch, daß man sich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben darf, daß die Dinge vielmehr noch recht im Flusse sind, und die Zukunft noch manche Überraschung bringen dürfte. Freilich, einzelne Kenner des Landes haben die Errichtung der Republik von Anfang an mit Skepsis betrachtet und letzten Endes einen Bluff amerikanischer Geschäftspolitik dahinter vermutet, der wie alle Bluffs auf die Dauer nicht bestehen kann und schließlich an dem gesunden Empfinden des chinesischen Volks gleich einer Seifenblase in nichts zergehen muß. Diese wenigen Kenner haben allerdings nicht erwartet, daß die vorhergesehene Reaktion so prompt und mächtig einsetzen würde, wie es jetzt tatsächlich geschieht. Die Sprengung der republikanischen Kwo Ming Tang-Partei, Auflösung des Parlaments und der Provinziallandtage, Kaltstellung der wichtigsten republikanischen Führer, Rückkehr hervorragender Monarchisten ans Ruder, ferner vor allem die feierliche Bestätigung des gewohnten Konfuziuskultes und Wiedereinführung althergebrachter Staatsopfer — all diese Geschehnisse, welche die letzte Zeit in rascher Aufeinanderfolge brachte, bedeuten einschneidende Veränderungen des Verfassungssystems und vernichtende Schläge gegen den republikanischen Gedanken. Kein Zweifel, so wie die Dinge jetzt liegen, ist China nur noch dem Namen nach Republik, in Wahrheit wird es von einem Diktator, Yuan Schi Kai, regiert, in dessen Person sich heute Staatskredit und Staatsautorität ausschließlich konzentrieren, und dessen Machtvollkommenheit tatsächlich einer kaiserlichen gleichkommt. Es fehlt nur noch die äußere Bestätigung des vorhandenen Zustandes durch eine entsprechende Form.

Diese Entwicklung zeigt, wie sehr man sich hüten muß, den Einfluß der sogenannten westlichen Kultur auf China zu überschätzen. Man begegnet in dieser Hinsicht häufig den überschwänglichsten Vorstellungen, als ob infolge

von Eisenbahnen, Maschinen und anderen technischen Errungenschaften, die heute ihren Einzug in China halten dürfen, die gesamte alte Kultur dieses Landes nun aus den Fugen und in die Brüche gehen müsse, und hört oft die übertriebensten Redewendungen von einem angeblichen „gewaltigen inneren Umbildungsprozeß", von „Erwachen aus tausendjährigem Schlaf" und dergleichen mehr. Eine Umbildung findet statt, aber sie dürfte sich nur auf äußeres beziehen. Auch Japan hat sich nur äußerlich modernisiert, im Geiste ist es das alte geblieben. China aber ist Japan geistig noch weit überlegen. Konnte daher der japanische Krebs — um ein chinesisches Bild zu gebrauchen — die fremde Kost so gut verdauen, dann wird sie voraussichtlich dem chinesischen Drachen noch weniger anhaben.

Die Chinesen sind ja keine Kinder und nicht mit halbwilden Schwarzen auf eine Stufe zu stellen. Sie wissen sehr wohl, daß der Mensch wertvoller ist als die tote Materie — ein Standpunkt, der allerdings im Westen gelegentlich nicht geteilt zu werden pflegt, — sie sind ferner durch ihren Meister Konfuzius darüber belehrt, daß das Glück nicht in äußeren Dingen, sondern in inneren Werten beruht. Der Gesichtspunkt des wirtschaftlichen Vorteils und des technischen Fortschritts, der ausländischerseits China gegenüber so gern in den Vordergrund gerückt wird, ist durchaus nicht geeignet, dort den erwarteten Eindruck zu machen. Die konfuzianische Staatslehre legt eben auf andere Dinge als nur äußeres Gedeihen und glänzende Technik den Hauptwert. Auch sind die Zeiten vorüber, da Europa für China ein Buch mit sieben Siegeln war. Längst ist eine chinesische Presse am Werke, über die Ereignisse im Ausland zu berichten, außerdem sitzen an allen westlichen Kulturzentren zahlreiche Beobachter aus dem Osten, die den Vorgängen ihrer Umgebung mit gespannter Aufmerksamkeit folgen. Darum weiß man heute in China längst, daß manche Länder trotz aller technischen Vollkommenheiten doch recht bedenkliche innere Mängel aufweisen, man hat ein besonders feines Gehör für die zahllosen Dissonanzen, die sich in der Gesellschaftsordnung manches Kulturstaates störend bemerkbar machen, und man nimmt natürlich mit einiger Überraschung wahr, daß in den Spalten der Tagespresse dieser Kulturstaaten die Berichte von Verbrechen und Korruption nicht aufhören wollen. Diese Wahrnehmungen haben in China begreiflicherweise ein gewisses Mißtrauen gegen die westliche Kultur ausgelöst, und man beginnt, sich wieder auf die eigenen Altäre zu besinnen. Einen deutlichen Ausdruck dieses Mißtrauens bilden die schon erwähnten politischen Ereignisse der letzten Zeit. Kaum sind zwei Jahre der Republik vergangen, da reckt der chinesische Drache seinen Schuppenleib, und das ganze fremde Verfassungswerk, das man ihm angelegt hatte, fliegt davon gleich dürrem Laub. Es klingt bei diesem Vorgang etwas hindurch wie ein fernes asiatisches Hohnlachen als Antwort auf gewisse Versuche, an die Wesensart des Landes zu tasten.

Es erhebt sich jetzt die Frage, ob der Rückschlag gegen die Republik von nachhaltiger Kraft sein wird, oder ob eine baldige Wiederkehr der republikanischen

Bewegung zu erwarten ist. Bei der Entscheidung dieser Frage fällt schwer in die Wagschale das Verhalten des Volkes. In China gilt der Wille des Volkes als Stimme des Himmels. Nun ist es Tatsache, daß Yuan Schi Kais Maßnahmen gegen die republikanische Verfassung keiner nennenswerten Auflehnung im Lande begegnet sind; das Volk hat sich im ganzen schweigend dazu verhalten und in diesem Schweigen scheint Billigung zu liegen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß Yuan Schi Kai, der kluge Politiker des Erfolges, der sich so trefflich auf Ausnutzung der herrschenden Stimmung versteht, jene schwerwiegenden Maßregeln getroffen haben würde, wenn er nicht die überwältigende Mehrheit der öffentlichen Meinung auf seiner Seite gewußt hätte. Schließlich gelangt man zu dieser Annahme auch aus allgemeinen Gründen, wenn man die ganze Veranlagung und Weltanschauung der Chinesen und ihr Verhalten in ähnlichen Fällen der Vergangenheit berücksichtigt.

In Zeiten politischer Störungen und ungeklärter Machtverhältnisse, wie sie stets nach dem Sturz einer Dynastie einzutreten pflegten, hat sich das chinesische Volk im wesentlichen immer mit einer passiven Rolle begnügt. Man wartet voll Ergebung auf den einen, den vom Himmel Gesandten, der sich als Held der Stunde erweisen wird, um seinem Ruf zu folgen.

Von Natur dem Fatalismus ergeben, groß im stillen Dulden, läßt sich das chinesische Volk lieber regieren als daß es den Wunsch hätte, selbst mitzuregieren. Das große Ziel seiner Sehnsucht war alle Zeiten hindurch der Tai Ping, das große Gleichgewicht oder die große Ruhe, jener harmonische Friedenszustand, da der einzelne ungestört leben und seinen Beschäftigungen nachgehen kann.

Tai Ping ist das uralte Losungswort der chinesischen Weltanschauung, die Nachahmung der Natur predigt und heute noch ebenso im Volke lebt, wie ehedem. China ist bekanntlich das klassische Land der Ahnenverehrung. Urvater und Urmutter der Menschheit aber sind nach chinesischer Auffassung der Himmel und die Erde. Ihnen soll man daher vor allem gleichen. Wer nun jemals länger in China geweilt hat, weiß, daß dort das vorherrschende Gepräge der großen Natur, wie sie sich in lang hingezogenen Linien, in feierlichen Schwingungen, in gleichmäßigen Pulsschlägen offenbart, tatsächlich der Tai Ping, die große erhabene Ruhe bildet. Es folgt daraus, daß der Tai Ping, eine Art „Harmonie mit dem Unendlichen", für den einzelnen Chinesen wie für seinen Staat das große Lebensideal ist.

Wer dem Volke dieses höchste Glück, den Tai Ping, zu sichern vermag, der kann in seinen Augen kein anderer sein als der Erwählte des Himmels. Man folgt ihm nicht nur willig, sondern heischt ihn geradezu als Herrscher, damit sein dauerndes Walten auch die Dauer des völkerbeglückenden Tai Ping verbürge. Hierin wurzelt die Kraft des monarchischen Gedankens in China.

Es läßt sich denken, daß republikanische Ideen zu dieser Weltanschauung schlecht stimmen wollen. Denn im Wesen der Republik mit ihrer Parteien-

herrschaft, mit ihrem häufigen Präsidentenschaftswechsel, der naturgemäß jedesmal von heftigen inneren Stürmen begleitet sein muß, liegt gerade das Element des Wechsels, des Unbeständigen, Unberechenbaren inbegriffen, also genau das Gegenteil von dem chinesischen Ideal des Tai Ping.

Es ist ferner den Chinesen kein Geheimnis, daß die republikanische Staatsform besonders günstig für die Entwicklung einer Herrschaft des Kapitalismus und Materialismus ist. Diese Geistesrichtung aber mit ihrer brutalen Betonung der Zahl, ihrer Bewertung aller Dinge nach Geld, ihrem wilden Streben nach Gewinn als höchstem Lebenszweck, ihrer Rücksichtslosigkeit und Skrupellosigkeit bei der Wahl der Mittel zu diesem Zweck — kurz, alle diese Erscheinungen, die man am besten mit dem Namen „Yankeetum" zusammenfassen kann, sind dem rechten Chinesentum zuwider und verächtlich, da sie in diametralem Gegensatz zu seiner Weltanschauung vom Tai Ping und zu seinen konfuzianischen Lehren stehen, die beide innere, Seelen- und Gemütswerte über alles stellen. Es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß auch dieser Gesichtspunkt bei dem so rasch erfolgten Rückschlag gegen die Republik mitgespielt hat, und er dürfte ihre Aussichten für die Zukunft als recht gering erscheinen lassen.

Nach allem kann man nicht umhin, die Frage, ob sich China heute auf dem Wege zur Monarchie befindet, zu bejahen, und die nächste Frage ist natürlich die, ob man Yuan Schi Kai als künftigen Monarchen anzusehen hat. Hierauf ist die Antwort schwieriger zu erteilen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß Yuan Schi Kai als der zurzeit Berufenste erscheint, weil er über die tatsächliche Gewalt, über Militär, Geldmittel und das Vertrauen der Fremdmächte verfügt. Aber es muß betont werden, daß in China Gewalt allein zu dauernder Anerkennung als Herrscher nicht ausreicht. Nach dem Sturz der westlichen Han-Dynastie — im Jahr 5 n. Chr. — behauptete Wang Mang lange Zeit eine ähnliche Diktatorstellung im Reiche wie heute Yuan Schi Kai. Trotzdem gelang es ihm nicht, eine neue Dynastie aufzurichten, und nach mehr als zehnjähriger Ausübung der Alleingewalt mußte er einem plötzlich vom Volk auf den Schild erhobenen Sproß der kaiserlichen Han-Familie Platz machen, der die östliche Han-Dynastie begründete. Ähnliche Fälle lassen sich aus der chinesischen Geschichte in Mehrzahl anführen. Das chinesische Volk verlangt von einem Herrscher vor allem gewisse persönliche Eigenschaften, die allein imstande sind, auf die Dauer die Geister der Millionenbevölkerung zu bannen. Diese besonderen Herrscherqualitäten finden sich am deutlichsten und schärfsten bei einzelnen Kaisergestalten der alten Zeit ausgeprägt. Das chinesische Volk pflegt das Andenken dieser alten Kaiser mit einer wunderbaren Verehrung und Anhänglichkeit. Will man vergleichen, so muß man hierbei an die Rolle denken, die beispielsweise im deutschen Volksleben die Gestalten eines Barbarossa, Karl des Großen und anderer spielen. Wer die Geschicke eines Volkes in die Hand nehmen will, kann die „Imponderabilien" derartiger im Volksbewußtsein fortlebender Neigungen nicht ignorieren. Das gleiche gilt für China und besonders für dessen heutige Lage.

Aus diesem Grunde gewinnen jene chinesischen „Barbarossa"-Gestalten im gegenwärtigen Zeitpunkt ein besonderes Interesse, und es scheint lohnend, hier einige Hauptzüge von ihnen mitzuteilen, die es uns ermöglichen, ein Bild von ihrer Wesensart zu machen.

Vom Glanze der Verklärung umflossen, hebt sich aus dem Dunkel der grauen Vorzeit besonders die Lichtgestalt des Kaisers Yau, dessen Regierung angeblich von 2356 bis 2258 v. Chr. währte, also fast das biblische Alter von hundert Jahren erreichte. Seine Herrschertugenden feiert die geschichtliche Überlieferung, die noch heute im Munde des ganzen Volkes lebt, in folgendem Hymnus:

„Von Beginn seiner Regierung war Yaus' Herzensgüte unermeßlich wie der Himmel, an Verstand glich er den Geistern, er war erleuchtet wie die Sonne. Ähnlich den Wolken, die die Felder befruchten, war er die Hoffnung des Volkes. Einfach und bescheiden gewann er alle Herzen. Weise und umsichtig handelte er stets erst nach reiflicher Überlegung. Was er tat, machte er mit möglichster Sorgfalt. Im Verkehr mit den Leuten zeigte er ungekünstelte Freundlichkeit. In der Regierung ließ er sich von der Vernunft leiten. Die Zartheit und Liebe, mit der er seine ganze Familie bis in die entferntesten Glieder behandelte, machten aus ihr einen Körper mit einem Herz. Die auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe, die er begründete, drang in alle Schichten des Volkes. Jeder lebte glücklich zu Hause, alle waren von Verehrung und Liebe zu einem Fürst von solcher Güte erfüllt. Selbst die unterworfenen barbarischen Völkerschaften legten gern ihre bisherigen Gewohnheiten ab und folgten seinen Gesetzen. Eintracht und Freundschaft herrschte im ganzen Reich."

Mit besonderem Nachdruck betont die Geschichte das selbstlose, väterliche Aufgehen Yaus für das Wohl seines Volkes. Es wird erzählt:

„Kaiser Yau hatte nur dann Ruhe auf dem Thron, wenn das Volk zufrieden war und seinen Geschäften nachging. Oft reiste er selbst im Lande, um sich von den Zuständen zu überzeugen. Mit Sorgfalt fragte er nach Armen, Witwen und Waisen, um ihre Not zu lindern. „Friert das Volk?" sagte er oft, „so bin ich die Ursache." „Hungert das Volk — das ist meine Schuld." „Begeht es Verbrechen? — Ich bin der Urheber." Solche Gesinnung kam aus seiner wahren Liebe zum Volk, für das er Vater und Mutter, Sonne und Mond war. Unaussprechliche Achtung und Verehrung war die Folge."

Die Zeiten Yau's und auch seiner beiden Nachfolger Schun und Yü sind das goldene Zeitalter Chinas. Der Gedanke, daß ein Herrscher die persönliche Verantwortung für Wohl und Wehe seines Volkes trage, findet sich scharf ausgeprägt in folgender Episode, die aus dem Leben des Kaisers Tschong Tang (1766 bis 1753 v. Chr.) berichtet wird, der die Schang-Dynastie begründete und in China gleichfalls höchste Verehrung genießt. Die Geschichte erzählt:

„Unter der Regierung Kaiser Tschong Tang's herrschte eine siebenjährige Dürre. Der pflichttreue Kaiser hielt dies für eine Strafe des Himmels und

betrachtete sich selbst als schuldig. Bekümmert durch die Leiden der Bevölkerung, entkleidete er sich der kaiserlichen Pracht, zog ein Büßergewand an und bestieg den Berg Sanglin, wo er, zur Erde niedergeworfen, das Gesicht in Tränen gebadet, folgendes Gebet an den Himmel richtete:

„Erhabener Himmel, warum muß durch meine Schuld das ganze Volk grausame Not leiden? Wenn ich nicht die Pflichten meiner Stellung erfülle, wenn ich nicht genug darüber wache, daß das Volk die Tugend übe, wenn meine Paläste zu üppig sind, wenn ich den Frauen erlaube, übermütig zu werden, wenn ich nicht genug achte auf Treu und Glaube im Handel und Verkehr — gerechter Himmel, ich allein bin daran schuld. Laß auf mich deinen Grimm fallen! Hier ist dein Opfer, triff es! Aber habe Erbarmen mit diesem unglücklichen Volk!"

Die Erzählung fährt fort: „Kaum hatte Tschong Tang sein Gebet beendet, als der Himmel sich bewölkte, und ein Regen fiel, der sich auf mehrere tausend Meilen in der Runde erstreckte und eine überreiche Ernte verschaffte.

Nachdem Tschong Tang dem Himmel gedankt hatte und nach Hause zurückgekehrt war, ließ er in das Becken, in dem er sich allmorgendlich das Gesicht wusch, folgende Worte eingravieren: „Sei eingedenk, dich täglich zu erneuern und mehrere Male täglich!"

Man sieht, welches Gewicht das chinesische Volk bei einem Herrscher auf innere Qualitäten, auf die Gesinnung legt. Aber auch in äußerlicher Hinsicht macht man sich bestimmte Vorstellungen von seinem Bild. In anschaulicher Weise zeigt das folgende Szene, die in der Geschichte des Kaisers Wu Wang geschildert wird. Wu Wang (1122 bis 1115 v. Chr.) ist der bekannte Gründer der Dschou-Dynastie und einer der volkstümlichsten Kaiser Chinas. In den chinesischen Annalen heißt es:

„Als Wu Wang seine Feinde bezwungen hatte, hielt er an der Spitze seines Heeres feierlichen Einzug in der eroberten Hauptstadt des Reiches. Mit anderen Flüchtlingen war auch Schang Yung, der einzige Minister des gestürzten Kaisers Dschou Hsin, in die Stadt zurückgekehrt, um sich inmitten der Volksmenge den Einzug des Siegers anzusehen.

Der Zug nahte in vorzüglicher Ordnung. An der Spitze ritt Pi Gung, der Bruder Wu Wangs. „Ist das unser neuer König?" fragte das Volk Schang Yung. „Nein," erwiderte der, „sein Blick ist zu stolz. Des Weisen Miene ist bescheiden, in allem, was er unternimmt, scheint er eher ängstlich zu sein."

Hierauf erschien auf prächtigem Roß Tai Gung mit einem Aussehen, das Furcht einjagte. Von seinem bloßen Anblick erschreckt, fragte das Volk Schang Yung: „Ist das unser neuer König?" „Nein," war die Antwort, „den da könnte man, selbst wenn er ruht, für einen Tiger halten, für einen Adler, wenn er sich erhebt, im Kampf läßt er sich durch sein kochendes Blut zu ungestümer Hitze fortreißen. So ist der Weise nicht. Der Weise geht vor oder weicht zurück, beides mit Bedacht."

An der Spitze einer dritten Abteilung folgte in würdevoller Haltung Dschou Gung. Alsbald glaubte das Volk, das sei der König. Schang Yung verneinte abermals. „Dieser da blickt stets ernst und streng. Sein Denken zielt einzig auf Vernichtung des Schlechten. Obwohl er nicht der Sohn des Himmels, der Herr des Reiches ist, so ist er sein erster Minister und Lenker. Der Weise versteht durch seinesgleichen Furcht einzuflößen."

Als er noch sprach, erschien eine majestätische Gestalt, sein Blick war bescheiden, seine Miene ernst und doch zugleich mild, er war umgeben von einer Schar Ritter, deren ehrfurchtsvolle Haltung zeigte, daß sie ihrem Herrn folgten. Die Menge rief aus: „Kein Zweifel, das ist unser neuer König."

„Er ist es," sprach Schang Yung. „Der Weise, der das Böse bekämpft und dem Guten hilft, bemeistert seine Empfindungen. Er verrät nicht seinen Zorn gegen das Erste, noch seine Freude beim Anblick des Zweiten." —

Das chinesische Volk verlangt vor allem von seinem Herrscher, daß er ihm durch seine eigene Person, seine eigene Führung ein Vorbild und daher stets bestrebt sei, sich persönlich zu bessern und zu vervollkommnen. In welchem Maße Wu Wang dieser Forderung entsprach, wird in folgender Erzählung veranschaulicht.

„Eines Tages sprach Wu Wang zu seinem Erzieher Tschang Fu: „Gibt es noch eine schriftliche Aufzeichnung der bewunderungswürdigen Lehren der ersten Kaiser Huang Di und Tschuan Hsiu?" „Sie findet sich im Buche Tan Schu, und wenn Eure Majestät seinen Inhalt zu hören wünscht, so bereite sie sich durch Fasten vor," erwiderte Tschang Fu.

Beide fasteten drei Tage. Hierauf trafen sie sich, in Feiergewänder gehüllt. Tschang Fu betrat einen Saal, Wu Wang blieb vor der Schwelle stehen, das Antlitz nach Süden gewandt. Tschang Fu bemerkte: „Die alten Herrscher pflegten sich nicht so gerade nach dem Süden zu wenden. Kehrt Euch nach Südost und schaut aufrecht nach Osten."

Hiernach las er, selbst nach Westen gewandt, wie folgt:

„Demut, die mehr ist als Feigheit, ist lobenswert; Demut, von Feigheit eingegeben, ist unnütz. Daß Gerechtigkeit über die Leidenschaften herrscht, ist in Ordnung; Gerechtigkeit, untertan den Leidenschaften, erzeugt Verwirrung. Wer müßig geht, verfällt in Ausschweifung. Wer ohne Demut ist, hat keine Aufrichtigkeit. Die Ausschweifenden und Unaufrichtigen fallen unrettbar und ernten Fluch. Die Demütigen und Aufrichtigen dagegen bestehen und ernten Segen. Diese Worte zeigen den Weg, die Tugend zu üben, dem Volk den Frieden zu erhalten und der Nachwelt tausendfachen Segen zu spenden."

Als Wu Wang diese Worte hörte, zog er sich zitternd zurück, entschlossen, ihre Lehre in die Tat umzusetzen. Um sie nicht zu vergessen, ließ er sie überall in seinem Palast anbringen, an Wänden und Möbeln, selbst an den Gewändern. Auf die Platten der Tische ließ er die Inschrift eingraben: „Handle in allem mit Demut und Vorsicht, hüte dich, daß deine Zunge nicht Verwirrung stifte. Die Zunge vergiftet die besten Gedanken und zerstört ihre Wirkung."

Auf den Spiegeln las man: „Beim Betrachten dessen, was vor dir ist, denke an das, was dahinter ist."

An den Pfeilern und Säulen stand: „Sprich nicht: wie könnten sie einstürzen? Das würde der Anfang deines Endes sein. Sprich nicht: wie könnten sie Schaden erleiden? Das hieße, dich Gefahr aussetzen. Sprich nicht: wie könnten sie auch nur besudelt werden? Das hieße, dich an den Rand des Abgrundes bringen."

Am Stock, den er in der Hand trug, ließ er die Worte einschneiden: „Wie leicht ist es, Haß gegen jemand zu empfinden und sich seinem Zorn zu überlassen! Wie sehr entfernen heftige Leidenschaften vom rechten Weg! Wie leicht verlassen die Reichen und Mächtigen ihre Pflichten!"

Auf seinen Gürtel waren folgende Sätze kunstvoll eingestickt:

„Wenn das Licht verlöscht, achte wohl auf den Weg, den du zu gehen hast. Schreite mit größter Vorsicht und immer in Furcht, das ist das einzige Mittel, dich der Gefahr zu entziehen."

Auf seinen Schuhen las man:

„Sei wach in deinen Mühen; rastlos in der Arbeit, wirst du unfehlbar zu Reichtum gelangen."

An seinen Tellern und Tassen stand:

„Trinke nur zur Stärkung deines Leibes; iß nur zur Erhaltung deines Lebens; verschmähe die Menge der Speisen, verhindere, daß man sie dir vorsetzt."

An den Türen las man:

„Ein guter Name ist schwer zu erringen und leicht zu verlieren. Stell dich nicht wissend über Dinge, die du nicht verstehst. Sprich nicht, ich weiß es. Sonst, wenn es darauf ankommt, wird es dir unmöglich sein, dich aus der Verlegenheit zu ziehen, und hättest du übernatürlichen Verstand."

An die Fenster ließ er schreiben:

„Opfere dem Herrn des Himmels mit Furcht und Demut. Wenn der Tag sich erhebt, versäume nie, ihn anzubeten."

In sein Schwert ließ er die Worte eingraben:

„Bediene dich seiner nur für die Sache der Gerechtigkeit; dann wird es dir Gewinn bringen. Für eine ungerechte Sache gebraucht, wird es dir Unheil zutragen." —

Diese Angaben dürften bereits genügen, um eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem Herrscherideal zu erwecken, das allezeit in der chinesischen Volksseele gelebt hat und noch heute darin lebendig ist. Es bleibt abzuwarten, ob es Yuan Schi Kai gelingen wird, durch Anpassung an jenes Ideal die allgemeine Volkssympathie zu erobern, deren Besitz allein ihm die Dauer seiner heutigen Machtstellung gewährleisten kann.

Bismarck und Prokesch-Osten

Eine Ehrenrettung

Von Ludwig Schemann

2. Vom Bundestage

In dem Menschenalter von der Begründung des Deutschen Bundes bis zur Revolution von 1848 hatten Ruhe und Eintracht am Bundestage, dem Surrogat eines Zentralorgans des damaligen politischen Deutschlands, nichts zu wünschen gelassen. Insbesondere die beiden Großmächte, welche damals alle Hände mit den eigenen Angelegenheiten gefüllt und ein gemeinsames Interesse daran hatten, die Wirksamkeit des Bundes nicht über die engsten ihm gezogenen Grenzen hinauswachsen zu lassen, verstanden sich durchweg vortrefflich: sie räumten sich stillschweigend einander ein Veto ein, und keine von ihnen brachte weder in der Bundesversammlung noch bei den kleineren deutschen Höfen ohne Zustimmung der anderen irgend etwas ein. Österreich handhabte zwar unbestritten das Präsidium, ließ aber unter der Hand Preußen zu einer faktischen Teilnahme an den Präsidialgeschäften zu, setzte es wenigstens von allem in Kenntnis.

Das Jahr 1848 bereitete der ganzen Bundestagsherrlichkeit, zugleich aber auch dem Einvernehmen der deutschen Großmächte ein jähes Ende. Die deutsche Frage, welche plötzlich wieder beherrschend in den Vordergrund trat, stellte diese als Nebenbuhler einander gegenüber. Es zeigte sich jetzt, welch einen gewaltigen Vorsprung Preußen in den Jahrzehnten seit den Freiheitskriegen vor dem Nachbar und Bundesgefährten gewonnen hatte: es hatte ersichtlich nicht nur die geistige Führung in Deutschland an sich gerissen, sondern auch, namentlich durch den Zollverein, praktisch einen mächtigen Schritt vorwärts in der Richtung der deutschen Einheit getan, kurzum, zugkräftige Proben seines deutschen Berufes abgelegt, während das Österreich Metternichs, ganz in seinen Sonderinteressen aufgehend, als deutsche Macht jene Jahrzehnte einfach verschlafen hatte.

Und als nun dementsprechend Preußen anfänglich auch die Gedanken der neuen Zeit, selbst in ihrer revolutionären Ausprägung, nicht, wie Österreich, a limine ablehnte, sondern seinen eigenen deutschen Plänen anzupassen und

einzugliedern sich anschickte, da schien zeitweilig selbst eine kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich in die bedrohlichste Nähe gerückt. Letzteres raffte sich damals gewaltig auf, und die eine Gestalt Felix Schwarzenbergs erreichte es, daß nicht nur Preußens Versuche, seine Führerschaft in Deutschland staatsrechtlich auszugestalten, zum Scheitern kamen, sondern sogar — da Österreich mit eigenen Reformvorschlägen nicht durchdrang — die alte Ordnung der Dinge, einschließlich des österreichischen Präsidiums am Bundestage, wieder hergestellt wurde.

Aber freilich war nun nicht mehr daran zu denken, daß in Frankfurt etwa auch der alte Geist wieder eingekehrt wäre. Vor allem war und blieb Preußen verwandelt. Trotz Olmütz, wo es zwar gedemütigt, aber nicht besiegt worden war, ließen sich weder die Leistungen, noch die Hoffnungen, die sich an die Namen der Paulskirche und Erfurts knüpften, mehr aus seinem politischen Programme austilgen; und wenn der erneuerte Bund in den nächsten Jahren nur ein Scheindasein führte, indem es sich bei seinen Verhandlungen und Abstimmungen meist nur um die unerläßlichsten Attribute deutscher Gemeinsamkeit, wie die Bundesfestungen, im übrigen um die Liquidation des großen Bankrotts von 1849, um die Lumpereien des Verfassungslebens der Einzelstaaten und ähnliche wichtige Dinge handelte, so darf man wohl sagen, daß dies Preußen, das nur widerwillig wieder beigetreten war, vollauf in den Kram paßte, da es im Stillen instinktiv seine Vorbereitungen für seinen künftigen deutschen Beruf fortsetzte.

Österreich, das sich auch auf der Höhe seiner Erfolge organisatorisch ohnmächtig erwiesen hatte, suchte jetzt um so mehr etwas darin, seine alten Vorrechte, insbesondere die mit der Präsidialstellung ihm gegebene Macht, zur Geltung zu bringen und gewissermaßen an Preußen auszulassen. Wir wissen aus Bismarcks humorvollen brieflichen Schilderungen, wie dieses Gebahren der Nachfolger Schwarzenbergs, namentlich auch in den gesellschaftlichen Formen, gelegentlich ins Burleske sich verlor und wie gerade er, Bismarck, zuerst diese Formen zum Ausgangspunkte sich erwählte, um alsbald die ernstesten und weittragendsten allgemeinen Umwälzungen daran anzuknüpfen.

Denn mit dem Eintreten dieses Mannes begann der Umschwung, der langsam, aber sicher das Heft Österreichs Hand entreißen sollte. Er war ursprünglich nicht als Gegner Österreichs nach Frankfurt gekommen — hatte er doch selbst die Olmützer Konvention noch gebilligt! —, dies aber dort bald in einem Grade geworden, daß allgemach alles und jedes, die Revision der Geschäftsordnung und das kleine häusliche Gezänk am Bundestage so gut wie die hie und da am Horizonte auftauchenden größeren politischen Fragen, ihm Handhaben zur Durchführung des jetzt als seine einzige Aufgabe erkannten Machtkampfes mit Österreich bieten mußten. Seine Persönlichkeit, sein Genie gewährleisteten ihm den Sieg in diesem Kampfe um so mehr, als er beides mit unerhörter Willenskraft auf diesen einen Punkt konzentrierte. Den tausend-

fältigen Anklagen, die in den Frankfurter Jahren seinem Munde, seiner Feder entflossen sind, und die darin gipfelten, daß Österreich den Bund mißbrauche und dadurch abnutze, daß es ihn österreichischen, nicht deutschen Interessen dienen lasse, daß es, entgegen der unter Metternich geübten Praxis, jetzt die größte Rücksichtslosigkeit gegen preußische Wünsche zeige und Preußen durch Majoritäten zu vergewaltigen trachte, hat er gegen Ende seines dortigen Aufenthaltes in der großen Denkschrift aus dem März 1859 (bei Poschinger III S. 487 ff.), einem der wuchtigsten Denkmäler seiner staatsmännischen Größe, nochmals in historischer Folge zusammenfassenden Ausdruck verliehen.

Was dort in verhältnismäßiger Ruhe erklingt, brach sich anderen Orts und zu anderer Zeit in weit leidenschaftlicherer Weise Bahn; von irgendwelcher Unbefangenheit und Gerechtigkeit österreichischen Dingen und Menschen gegenüber konnte da freilich am Ende nicht viel mehr die Rede sein: ein Österreicher stand ihm damals etwa so vor Augen wie in jenem Witzworte, das ihn den Bayern als „den Übergang vom Österreicher zum Menschen" charakterisieren ließ.

Man muß nun freilich gestehen, daß das damalige Österreich auch einem minder gewaltigen und gefährlichen Gegner Blößen genug geboten haben würde. Während die Politik Schwarzenbergs, so anfechtbar sie unter manchen, und namentlich den höheren historischen Gesichtspunkten sich darstellen mag, doch immerhin durch imponierende Folgerichtigkeit und Sicherheit sich auszeichnete, war unter seinem Erben nnd ungeschickten Nachahmer, dem Grafen Buol, das gerade Gegenteil der Fall. Eine Haltlosigkeit, eine Unsicherheit griff damals neben allem hochfahrenden Gebahren Platz, die zu den schlimmsten Widersprüchen und inneren Unwahrhaftigkeiten führte und die österreichische Diplomatie zuletzt wahrhaft verrufen machte. Bismarcks Briefe und Berichte wimmeln geradezu von Äußerungen in diesem Sinne; es kam vor, daß Prokesch eine Sache, die er soeben noch im Auftrage seiner Regierung befehdet hatte, kurz darauf verteidigen mußte, und in den Tagebuchblättern (Busch I S. 491) erzählt Bismarck, daß ihm Rechberg einmal, gleichzeitig mit einer preußenfreundlichen und einer preußenfeindlichen Depesche von Wien aus bedacht, und angewiesen, ihm die erstere zu zeigen, versehentlich die letztere eingehändigt habe, was er gutmütig genug gewesen sei, gegen ihn nicht auszunutzen. „Als österreichischer Diplomat konnte er es mit der Wahrheit nicht genau nehmen," setzt Bismarck summarisch hinzu, und an zahllosen anderen Stellen führt er dies näher aus in dem Sinne, daß das Wesen der österreichischen Staatsmänner „übertölpelnde Bonhommie und slawische Bauernklugheit", daß insbesondere ihr Frankfurter Generalstab in Militär und Zivil die Unglaubwürdigkeit selbst gewesen sei.

Der tiefere Grund dieser in den Lappalien der Bundestagspolitik doppelt grell und unerquicklich zutage tretenden Unzuverlässigkeit und Unwahrhaftigkeit lag darin, daß Österreich, das doch äußerlich die Leitung der deutschen Dinge in der Hand behielt, innerlich den Aufgaben einer wahrhaft deutschen Politik gegenüber nach wie vor, ja, je länger je mehr, versagte. Indem so der feste

Kompaß des Deutschtums dem Bundestage völlig fehlte, teilte sich eine durch und durch befangene, unsichere, mißtrauische Stimmung allmählich allen seinen Gliedern mit: nur mit tiefster Depression kann man heute als Deutscher etwa die Berichte Bismarcks an Gerlach lesen, aus denen man ersieht, wie dort schließlich keiner mehr dem andern traute, oder Rückschlüsse auf das Durchschnittskaliber der damaligen Bundestagsgesandten und der durch sie vertretenen Politik ziehen, wenn man hört, wie sowohl der österreichische als der preußische Gesandte (anscheinend beide mit gleichem Recht) sich über Feigheit und Servilismus der kleinstaatlichen Vertreter gegenüber dem Kollegen von der anderen Großmacht beklagen.

Mit kühler Ruhe bewahrte der Mann, der einst ein neues Deutschland schaffen sollte, inmitten all des undeutschen Jammers von damals seine abwartende Stellung. Nichts konnte ihn zu einer aktiven Politik zugunsten des Bundes veranlassen, der, wie er einmal (27. April 1853) an H. Wagener schreibt, „unter den obwaltenden Verhältnissen für Preußen nicht viel mehr als die negative Bedeutung einer Assekuranz für Kriegs- und Revolutionsgefahr habe", ja dessen ganze Maschine gelegentlich zu „neutralisieren" er sich immer als sicherste Repressalie gegen Österreich vorbehält (Poschinger IV S. 122).

Aber während er sich so im Stillen vollsaugt mit Abneigung, ja mit Verachtung gegen ein lebensunfähiges Gebilde, das er in seiner intimen Korrespondenz immer schonungsloser beim Namen nennt, versäumt er zugleich keine Gelegenheit, das nach seiner Meinung allzulange zurückgesetzte Preußen dem Rivalen gegenüber, den er für abgewirtschaftet erkennt, in die Vorhand zu bringen. Nicht einer der zahlreichen Verstöße und Ungeschicklichkeiten, die von österreichischer Seite begangen wurden, dessen er sich nicht bedient hätte, um seinem Lande ein Stück von dem bisher auf der Gegenseite aufgestapelten Einfluß zuzuwenden! Schon war ihm dies in vielen kleineren Fällen gelungen, als ihm um die Mitte der fünfziger Jahre der Krimkrieg den entscheidenden Anlaß bot, sich innerhalb eines ganz unvergleichlich erweiterten Horizontes mit dem Gegner zu messen.

Die österreichische Politik während des Krimkrieges ist seit langem der einmütigsten Verurteilung anheimgefallen. Bismarck selbst faßt diese Stimmen schon am 21. Dezember 1855 (abgedruckt bei Friedjung, „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland", Bd. I, S. 10) dahin zusammen, daß „Buol das Verdienst habe, Österreich um das Vertrauen und sich um die Achtung aller gebracht zu haben". Die traditionelle Halbheit rächte sich damals besonders bitter an der habsburgischen Monarchie: nachdem erst der Zar, der wenige Jahre zuvor in den ungarischen Händeln als ihr Wohltäter aufgetreten war, durch den Anschluß an die Westmächte tödlich verletzt wurde, ließ man nun auch diese auf die Dienste, auf die sie Anspruch zu haben glaubten, vergeblich, warten und verdarb es so am Ende mit ganz Europa.

Es blieb einem deutschen Historiker (Max Lenz, „Geschichte Bismarcks" S. 77) vorbehalten, zu zeigen, daß damals der grausame Zwang seiner Lage

weit mehr als die ungeschickte Hand Buols den Donaustaat in die gewundenen Wege, die er im Krimkriege einhielt, geführt habe. Die Ereignisse der letzten Jahre haben uns ja erneuert vor Augen geführt, ein wie namenlos schwieriges Ding die österreichische Orientpolitik in jedem Falle bedeutet, und für damals so wenig wie für heute einen Zweifel bestehen lassen, daß Österreich es unmöglich geschehen lassen konnte, daß Rußland ihm im Osten durch Ansichreißen alles Einflusses auf der Balkanhalbinsel die Lebensader unterband.

Während es nun aber so nach außen sich sozusagen vor einen Existenzkampf gestellt sah, sollte es zugleich drinnen im Bunde um einen gewaltigen Schritt zurückgeworfen werden. Man versuchte es dort auch jetzt wieder mit dem naiven System, österreichische Anliegen und Ansprüche ganz unter der Hand als deutsche hinzustellen und durchzubringen; aber wenn dergleichen früher, bei gefügigeren Kollegen oder auch, wenn es nicht anders ging, unter Anwendung von Drohungen oft genug geglückt war, so fand dagegen diesmal die geschlossene Opposition des Bundes in Bismarck einen gepanzerten Führer. Die Mittelstaaten wollten so wenig wie Preußen von einer kriegerischen Politik gegen Rußland etwas wissen, und als gleichwohl Österreich den Bund zum Beitritt drängte und trotz Preußens warnender Haltung seinen Antrag auf Truppenhilfe zur Abstimmung brachte, wurde dieser (Februar 1855) fast einstimmig abgelehnt, was für die Präsidialmacht eine schwere diplomatische und eine noch schwerere moralische Niederlage bedeutete.

Aus dem zweiten Bande Poschingers ist zu ersehen, wie Bismarck über den Jahren des Krimkrieges das preußisch-hegemonische Selbstbewußtsein wuchs. In jenen Februartagen 1855 sah er gewissermaßen Österreich zum ersten Male zu seinen Füßen, es war ein erster Vorklang von 1866. Die ganze dröhnende Wucht seiner Schläge, seine massive Beredsamkeit aber hatte damals der Mann auszuhalten, der Österreich in den drei Jahren 1853, 1854 und 1855 am Bunde vertrat und zu dem dieser ganze historische Rückblick uns nur überleiten sollte: Anton von Prokesch-Osten. Darin, daß er damals dem übermächtigen Gegner erlag, darf man heute wohl einen Akt historischer Gerechtigkeit sehen; die Art dagegen, wie Bismarck seinen Sieg über ihn ausgenutzt, wie er vor allem den Kampf zwischen Preußen und Österreich in einen persönlichen zwischen ihm und Prokesch hat ausarten lassen, muß derselbe Historiker, der soeben dieses Urteil fällte, als eine Ungerechtigkeit bezeichnen, der in jeder Weise zu steuern ist.

(Fortsetzung folgt)

Die Hexe von Mayen

Roman

Von Charlotte Niese

(Zwölfte Fortsetzung)

Heilwig war nicht mehr in Mayen. Die Frau von Brewer hatte ihr ihr Haus angeboten und der Staatsrat nahm dies Anerbieten ohne weiteres an.

„Ich dank Euch edle Frau! Meine Tochter wird froh sein, einmal von uns Männern loszukommen und Ihr werdet ihr zu schaffen geben, daß sie ihre Zeit gut anwendet!"

Er war streng und unnahbar geworden. Er war zwar nicht dabei gewesen, wie die Männer den Junker aus dem Verließ holten, aber er wußte, daß seine Tochter diesen Papisten umhalst und an seiner Brust geweint hatte. Dem Junker Rantzau, der es sah, liefen beinahe die Tränen aus den Augen, als er es dem gestrengen Vater berichtete.

„Meiner Treu, Herr, ich hab es rührend gefunden, und ich meine, daß die zwei zusammenkommen müßten. Der Wiltberg ist ja von gutem Adel und unser Herzog wird ihm schon in ein Amt helfen. Abschwören muß er natürlich, und das ist nur gut für ihn; wie froh wird er sein, den rechten Glauben zu erfassen!"

Fragend sah er den Staatsrat an, der ihm den Rücken kehrte, und auch Josias Sehestedt, der neben seinem Oheim stand, gab ihm keine Antwort und erklärte sogar, Kopfschmerz zu haben, was eine verwunderliche Krankheit für einen holsteinischen Junker war. Aber der Rantzau dachte nicht weiter darüber nach — es gab viel zu tun in der Stadt, sowohl mit den gesunden Soldaten, wie mit den Verwundeten. Von den letzteren starben einige und andere waren bei dem Kampf gefallen. Da gab es großen Streit wegen der Beerdigung der Ketzer, die, wie die Ratsherren von Mayen erklärten, ungern auf ihrem Kirchhof ruhen sollten. Dagegen hatten sie nichts gegen die toten Franzosen einzuwenden, von denen sie viel mehr Unbill hatten erdulden müssen, als von den Deutschen.

Da machten die Offiziere kurzen Prozeß: alle Toten mußten ein ehrliches Begräbnis in der Mitte des Kirchhofes, auf dem besten Platz, haben. Ein Feldprediger kam aus Andernach und redete deutsch und ergreifend, während die

Mayener neugierig umherstanden, halb andächtig wurden und halb empört. Einige nahmen sich vor, nach dem Abzug der Braunschweiger ihre Toten auf den Schindanger zu werfen: sie haben es später aber doch nicht getan. Vielleicht weil sie doch christlicher dachten als sie selbst meinten, vielleicht aber auch deswegen, weil die böse Zeit für sie noch lange nicht ihr Ende erreicht hatte und sie später bitterlich gern die Braunschweiger hier gehabt hätten, als die Franzosen mit vermehrter Zahl wiederkehrten und kein deutsches Heer Widerstand entgegensetzte.

In Laach und Niedermendig lagen Verwundete und Heilwig mußte pflegen und verbinden helfen. In dem großen Steinhaus der Frau von Brewer hatte eine Reihe von Verwundeten Aufnahme gefunden, auch in den Nachbarhöfen, und der Feldscher allein konnte nicht alle versorgen. Der Junker Franz Xaver von Brewer hatte eine Kugel im Bein, die ihm herausgeschnitten wurde; eine Operation, die ihn heftig auf die Franzosen fluchen ließ.

Nachher aber wurde er wieder wohlgemut, half, wo es zu helfen gab, und wollte sich dem Herzog Hans Adolf für seine kleine Schar zur Verfügung stellen. Dies aber gab seine Mutter nicht zu.

„Er soll hierbleiben und die Steinbrüche arbeiten lassen!" sagte sie zu Heilwig. „Was soll aus der Welt werden, wenn es nur Krieg gibt, Tote und Verwundete?"

Sie streichelte ihren roten Kater, der sich an ihren Knien rieb, und eilte mit ihrem großen Schlüsselbunde weiter, um hier Wein, dort Brot auszugeben und überall nach dem Rechten zu sehen. Von ihr sah Heilwig nicht viel, und sie entbehrte doch eine Frau, mit der sie sich aussprechen konnte. Ihr Vater war kühl gegen sie, von den holsteinischen Junkern hörte sie nichts, und als einmal der Abt gekommen war, um nach den Verwundeten zu sehen, war er wohl freundlich, aber doch zurückhaltend.

Da war es denn gut, daß eines Tages Josias von Sehestedt erschien, um sich nach ihr umzusehen. Er hatte zwei Fähnlein Reiter nach Andernach zurückgebracht, um sie durch andere zu ersetzen. Die Stadt Mayen wurde noch besetzt gehalten und Laach gleichfalls: es war aber anzunehmen, daß sich die Franzosen vorläufig nicht wieder an den Rhein wagen würden. Sie hatten größere Verluste erlitten, als sie zugeben wollten, und mußten erst wieder neue Truppen haben. Der Krieg in Süddeutschland ging immer noch seinen Gang. Wohin die Franzosen kamen, stiegen die Rauchsäulen gen Himmel und die Einwohner wurden getötet oder verjagt; es war keine Zeit für Jungfrauen, in der Nähe zu bleiben, wo vielleicht doch die Kriegsfurie wieder ihre Fackel schwingen konnte.

Josias sprach eifriger, als es sonst seine Art war. Er saß neben Heilwig in dem Gärtchen der Frau von Brewer, in dem einige Rosen blühten. Der Hollunder bog seine weißen Blüten über die hohe Mauer, die das Gärtchen von der Straße trennte, Löwenmaul und Rittersporn standen reglos in der Sonne. Es war ein heißer Tag, im Dunst lagen die Laacher Berge und vom

Rhein her kamen kleine Flatterwolken gezogen. Vielleicht brachten sie ein Gewitter und kühlten die Luft.

Heilwig sah ihren Vetter an, als erwartete sie noch mehr Nachricht von ihm, aber er richtete den Blick vor sich und stützte beide Hände auf seinen langen Degen. Sein sonst so sorgloses Gesicht trug einen ernsthaften Ausdruck. Heilwig achtete nicht darauf.

„Wie geht es dem Junker Wiltberg?" fragte sie.

Josias sah sie noch immer nicht an.

„Er liegt in seinem Haus und wird von einer Magd, sie soll Kätha heißen, gepflegt. Hat schon Wein getrunken und ist in den Garten gegangen. Wird wohl bald wieder gesund sein!"

Er schwieg, und Heilwig erhob sich.

„Helft mir, daß ich nach Mayen reite, um nach ihm zu sehen!"

„Wenn der Junker etwas von Euch will, dann sollte er billig zu Euch kommen!"

Der Sehestedt hatte einen trockenen Klang in der Stimme, aber das Mädchen wurde ungeduldig.

„Herr Vetter, das wird er nicht wagen. Wir sind die Befreier und unser Wesen ist rauh. Er aber ist zart. Ich sehne mich nach ihm, wie ich mich nach ihm bangte, seitdem ich ihn sah. Ihr wißt, er rettete mich vor Schrecklichem; nun ist es an mir, den ersten Schritt zu tun!"

„Ihr wollt ihn wirklich heiraten?"

„Ganz gewiß!"

„Aber Ihr seid mir versprochen seit einer Reihe von Jahren!"

Josias heftete seine Augen jetzt auf Heilwig, die zu lachen begann.

„Lieber Vetter, Ihr habt ehemals so wenig an mich gedacht, wie ich an Euch. Mag sein, daß es für unsere Güter das beste wäre, wir heirateten uns; aber warum sollen wir für unsere Güter und nicht für uns leben? Ich habe es nicht gewußt; aber es gibt doch auch Liebe in der Welt, und nach dieser will ich mich richten!"

Sie rückte dem Junker näher und faßte seine Hand.

„Lieber Vetter, helft mir bei meinem Herrn Vater! Er ist kalt gegen mich und ich weiß, daß er keine Lust hat zu dem Wiltberg. Ich aber bin sein einziges Kind und möchte gern glücklich werden. Lieber Vetter, wollt Ihr mir nicht zu meinem Glück verhelfen?"

Sie war rot geworden, Tränen standen in ihren Augen und ihr Atem ging schnell.

„An die Liebe habe ich nimmer geglaubt, wie sie in Büchern beschrieben wird", fuhr sie fort. „Nun aber kenne ich sie, und warum darf ich sie nicht kosten?"

„Liebe Base," Josias Stimme schwankte nun auch: „Was wollt Ihr mit einem so fremden Kerl in unserem Holstenland, den kein Mensch kennt und

der noch dazu ein Papist war? Wenn ich es denn nicht sein soll, so nehmt wenigstens einen rechtschaffenen Mann aus unseren Familien — so ein Fremder —"

„Er wird Euch nicht fremd bleiben, Josias! Helft mir doch!"

„Ein übles Geschäft!" murrte er. „Und wie beginne ich es?"

„Ihr sollt zu dem Junker gehen und ihn bitten, zu mir zu kommen, daß wir uns einmal ordentlich sprechen können. Oder daß ich ihn in seinem Hause sehe, wenn er zu krank ist, um den Weg hierher zu machen. Ach, lieber Junker, die Zeit drängt; wenn der Herr Vater mit mir reisen will, muß ich gehorchen, und weiß dann nicht, was ich mit mir beginnen soll. Denn ich liebe nun einmal den Junker von Wiltberg und kann ihn nie vergessen. Muß also ohne ihn mein Leben still vertrauern im Kloster zu Preetz, was ich ungern tue!"

Heilwig schöpfte Atem und wurde noch röter. Sie wußte, es ging gegen die Sittsamkeit, wenn eine Jungfrau so über ihre Empfindung sprach; aber war Josias nicht ihr Vetter und immer sehr gut gegen sie gewesen?

„Fräulein —" er stand auf und versuchte zu sprechen, schüttelte aber nur den Kopf und griff an seine Halskrause. Sie war fein gefältelt und mit Mechler Spitzen besetzt, mußte aber doch wohl ein wenig eng sein.

Nur eine kurze Verbeugung machte er und war dann klirrenden Schrittes davongegangen. Einen Augenblick sah Heilwig hinter ihm her. Er hätte ihr wohl ein Wort sagen können, daß er tun wollte, was sie wünschte. Aber er würde es tun, sie glaubte es sicher; und wie nun der Junker Brewer kam und ihr ein wenig den Hof machte, kam es ihr vor, als wäre eine große Last von ihrem Herzen gefallen, und sie könnte wieder lachen und scherzen, wozu ihr die Lust bis dahin eigentlich vergangen war.

Der Junker Josias ritt gen Mayen. Er war ganz allein und wußte auch, daß er es wagen konnte. Die Feinde waren verschwunden und die Bauern gruben ihr Feld um, oder begannen ihre zerstörten Häuser wieder zu bauen. Aber in den Steinbrüchen sollten viele sitzen, denen der Krieg alles genommen hatte; die räuberten bei Nacht oder überfielen einsame Wanderer.

Josias hatte davon gehört, aber er dachte nicht darüber nach. Grübelnd saß er zu Pferde, und die Ledermütze mit der Reiherfeder, die ihm sonst im Nacken saß, hatte schon lange ihren Platz über seinen Augen.

Nun richtete er sich in den Bügeln auf und fluchte vor sich hin. Er wollte kein Schwächling sein und sich um etwas grämen, das er nicht haben konnte! Pah! Gab es nicht viele feine Jungfrauen von altem Adel in seiner Heimat, und war es nicht gut, noch seine Freiheit zu genießen und niemand Rechenschaft zu geben? Er summte ein Schelmenlied vor sich hin, dann glitt es aber von seinen Lippen und huschte in die Ferne. Er achtete nicht darauf; langsam ging sein Pferd, und er ließ es gehen wie es wollte.

Bis das Tier einen Satz machte, daß es ihn fast abgeworfen hätte. Der Pfad nach Mayen hinunter war eng und führte an einem Steinbruch entlang.

Tief ging es an einer Seite hinab in die Erde, während an der anderen steiler Wald anwuchs. Hier lag eine tote Ziege und eine Frau kniete vor ihr, um sich ein Stück Fleisch vom Tier zu schneiden. Sie ging auch nicht aus dem Wege, als Josias ihr dies zurief, gleichmütig arbeitete sie weiter an dem mageren Tier, und der Junker mußte absteigen, da sein Pferd nicht weiterwollte.

Zornig packte er die Frau an und erkannte Gritt.

Sie war verwildert und zerlumpt, sie zeigte die Zähne, wie ein verhungertes Tier, und stieß einen krächzenden Laut aus, als der Junker ihren Namen rief.

„Weg mit dir, Teufel!“ schrie sie. „Ich will essen und meine Kinder auch?“

„Gritt!“ Josias hielt die Frau fest.

„Du sollst hängen!“ setzte er triumphierend hinzu. „Seine Gnaden werden sich freuen!“

Er band ihr einen Strick um den Hals wie ehemals, und als er es tat, mußte er an den Abend vor etlichen Monden denken, wo er dasselbe tat, und die Frau mit sich nahm auf Geheiß des Herzogs.

Und es war nichts danach gekommen als Elend und Verrat.

Finster sah er in das Gesicht des Weibes, das ihn auch erkannte.

„Feiner Junker!“ sagte sie höhnend. „Was hast du an mir? Bin nix für dich! Laß mich sterben, wo ich liege!“

Wie er dies Jammerbild sah, kam es doch über ihn wie Mitleid. Was nützte es ihm, wenn sie am Galgen hing. Was nützte es dem Herzog?

Gritt mußte seine Gedanken ahnen; sie nahm den Strick vom Hals und kniete wieder neben die Ziege.

„Ich hab sie gefunden und will auf ihr reiten!“ kicherte sie. „Andere tun es auf einem Besen, das mag ich nit, muß ein feiner Bock sein! Willst du mit, mein Feiner? Wir reiten schnell, ganz schnell!“

Josias stieg wieder auf und jagte eilig davon. Er wollte nicht an Hexen glauben, aber ihn überkam doch ein Schauder. Ehemals war diese Frau vernünftig gewesen, nun hatte der Böse sie gepackt zur Strafe für ihre Sünden und sie mußte in der Hölle brennen. Und es fiel ihm nicht ein, daß dies arme Weib, durch harte Trübsal und Gefahr ihren kleinen Verstand verloren hatte.

Im Zimmer des Junkers von Wiltberg stand Josias in steifer Haltung, während Sebastian sich erhob und seinen Gast höflich zum Sitzen einlud. Die Tür nach dem Garten stand offen, und hier waren Mauertrümmer und Spuren der Tritte beseitigt. Aus dem Rasen sproß wieder einiges Grün, und über dem Loch in der Mauer, obwohl es viel größer geworden war, spielten die Efeuranken in der Sonne.

„Werter Junker, ich komme im Auftrag meiner Base, des Fräulein von Seheſtedt.“

Joſias Stimme klang ihm ſelbſt fremd, aber anders hätte er nicht ſprechen können. „Meine Base, das wohlgeborene Fräulein Seheſtedt —“ die Gedanken verwirrten ſich ihm, denn des Wiltberg blaſſes Geſicht ärgerte ihn. Er brauchte nicht weiter zu ſprechen: aus dem Garten kam eine ſchwarze Frauengeſtalt und Frau von Kolben redete, als hätte er an ſie das Wort gerichtet.

„Es freut mich, Junker, daß die Jungfrau endlich hat von ſich hören laſſen. Da doch mein Bruder ſie aus ſchlimmer Gefahr errettet und auch ſeine Reputation dabei aufs Spiel ſetzte, denn in dieſer Stadt gehen böſe Gerüchte, und es ſind mancherlei Dinge geſchehen, die auch verwunderlich ſind. Wir aber denken, daß es beſſer iſt, wenn die Jungfrau mit mir nach Andernach geht, da ſie denn auch gleich in der heiligen römiſchen Kirche Unterweiſung erhalten und bald ihren Irrglauben abſchwören kann. Denn da ſie meinen Bruder vor allem Volk umhalſt und geküßt hat, wird ſie ihn natürlich heiraten wollen. Wogegen mein Gemahl und ich nichts einzuwenden haben, wenn der Herr von Seheſtedt uns wenigſtens tauſend Goldgulden gibt, damit wir den Weinberg des Schladebach kaufen können, der neben dem unſeren liegt und auf dem ein gar gutes Gewächs reift. Mein Gemahl und ich ſind gewillt, mit dem Herrn von Seheſtedt über die andere Ausſteuer zu reden, die das Fräulein mitbringen wird. Denn mein Bruder iſt eingekauft im Domſtift zu Trier und ſollte geiſtlich werden. Wenn er auf dieſe Gnade verzichtet, ſo iſt dies eine ſchwere Sache, die ihm und auch uns das Herz bedrückt, ſo daß es angezeigt vom Herzog von Holſtein wäre, dem Junker eine Renumeration zu geben, daß er ſich gütlich auch im weltlichen Stande behaupten kann.“

Frau von Kolben ſprach laut und fließend. Auf dieſe Rede hatte ſie ſich vorbereitet und ſie wußte ſie auswendig. Jetzt ſchwieg ſie und ſah ſich nach ihrem Bruder um, der kein Glied rührte und die Augen niederſchlug. Es war ſtill im Zimmer. Vom Garten her lärmten die Spatzen und Burſch ſprang nach ihnen. Dazu ſtieß er ein kurzes Gebell aus, man merkte, er war glücklicher, als jemals. Wer aber dachte an Burſch? Frau von Kolben richtete ihren Blick auf Joſias, der noch keine Bewegung gemacht hatte. Nur ſeine Augen waren ſehr groß geworden und ſeine Lippen ſtanden ein wenig offen.

„Wollet Euch ſetzen!“ ſagte Frau von Kolben nach einer Pauſe, die ihr ſelbſt aufzufallen ſchien. „Ich habe Wein aus Andernach mitgebracht und Ihr werdet einen Trunk nicht verſchmähen. Meinem armen Bruder nahmen die Feinde alles. So kann er Euch nicht bewirten, wie er wohl möchte. Aber es redet ſich beſſer bei einem Becher Wein!“

Sie deutete auf einen Holzſtuhl, aber Joſias verbeugte ſich ſteif.

„Es iſt beſſer, ich bringe Eure Worte erſt meinem Herrn Oheim.“

Eilig grüßte er noch einmal und war dann ſchon auf der Straße. Da blieb er ſtehen, zog ſein Wams zurecht und drückte die Kappe in die Augen.

Von der Kirche her kam dichter Weihrauchduft. Das Gotteshaus wurde ausgeräuchert, weil es verunehrt worden war durch die Franzosen. Schwer lag der Qualm auf den Straßen und einige alte Weiblein knieten nieder, um ihn einzuatmen. Josias aber begann zu husten und dann pfiff er durch die Zähne. Gerade als der Junker Wiltberg ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Meine Schwester sprach ohne mein Wissen und Willen!" sagte er mit zitternder Stimme.

Bedächtig sah ihn der andere an.

„Verlangt Ihr nicht dasselbe, wie die edle Frau?"

„Sie mag ihren Glauben behalten!" kam es zögernd von den Lippen Sebastians. „Und ich will keine tausend Goldgulden und keine Morgengabe."

„So wisset Ihr, wie Ihr Euer Weib ernähren wollt?"

„Nein! Aber ich liebe sie!"

Josias hatte ein undurchdringliches Gesicht.

„Ich werde alles bestellen!" sagte er, sich abwendend, aber Sebastian hielt ihn fest.

„Ihr kamet mit einem Auftrag und Ihr habt ihn nicht ausgerichtet!"

„Ihr solltet zu der Jungfrau kommen und mit ihr reden!"

Ein Aufleuchten ging über das blasse Gesicht des Junkers.

„Wollt Ihr mich mitnehmen, darf ich sie sehen?"

Josias trat von einem Fuß auf den anderen.

„Gewiß, ich bringe Euch zu ihr — aber bedenket — sie wird nicht von ihrem Glauben lassen, wie Ihr nicht von dem Euren! Und da Ihr weder Geld noch Stellung habt, sie aber eine Erbin ist, so werdet Ihr mit ihr gehen und Eure Heimat verlassen müssen. Denn sie ist das einzige Kind ihres Vaters und das große Gut wird ihr einst zufallen. Was soll sie hier am Rhein, etwa Wein pflanzen? Ihre Bauern säen Weizen für sie und die Ställe des Edelhofes sind voll von Kühen und Pferden. Ihr müßt mit ihr kommen, Junker! Anders geht es nicht. Und Ihr könnt es schon tun: Ihr kriegt ein schönes Weib aus edlem Blut und werdet einmal ein reicher Mann. Aber einen Papisten wollen wir nicht in der Ritterschaft: Euren Glauben müßt Ihr verlassen! Ist auch nicht schade drum!"

Josias hatte sich in Eifer geredet. Der blasse Mann mit dem ernsten dunklen Gesicht und den schwärmerischen Augen gefiel ihm, obgleich er ihn eigentlich hassen wollte. Ein Edelmut kam über ihn, daß er auf den anderen einredete, als wünschte er wirklich, ihn als Gemahl seiner Base zu sehen. Aber Sebastian trat einen Schritt zurück.

„Niemals werde ich meinen heiligen Glauben abschwören, niemals meine Heimat verlassen!"

Seine Stimme klang fest, und Josias wollte sich mit kurzem Gruß abwenden, als vom Markt her ein Trompetensignal durch die Luft flatterte und dazu Pferdehufe trabten. Gerritt von Ahlefeld kam die Gasse hinunter.

„Wir ziehen mit dem Herzog an die Mosel!“ rief er mit seiner hellen Stimme. „Der Lothringer kommt hernach, wir aber bilden die Vorhut!“

„Sapperlot, das lob ich mir!“ Josias wischte sich die Stirn und rückte an seinem Wehrgehenk. „Die Franzosen laß ich gern über die Klinge springen und einige andere dazu!“

Er sah zu Sebastian hin, der regungslos, mit weit geöffneten Augen stand.

„Ihr solltet mitkommen, Junker!“ sagte er halb spöttisch. „Wir armen Ketzer tragen unsere Haut für die Rheinländer zu Markt und diese beten nicht einmal für uns. Wir haben ja nicht den rechten heiligen Glauben! Aber beschützen dürfen wir Euch!“

Klirrend ging er die Straße hinunter und Gerritt folgte ihm mit zufriedenem Gesicht.

„Ja, so ein papistisch Herrlein, mit einem Heiligen im Gemach —“ Die anderen Worte verklangen, Sebastian hörte sie nicht mehr.

(Fortsetzung folgt)

Siegfried oder Achill?

Von Dr. Roland Schacht

In allen modernen Literaturen gibt es Werke, deren technische Vollkommenheit jeder unvoreingenommene Kritiker anerkennen muß und die doch ohne jede Wirkung sind. Woher mag das kommen? Oder stellen wir die Frage gleich allgemeiner: wodurch wird Kunst populär, d. h. wodurch ist sie imstande, nicht nur einem engeren Kreise von literarisch Interessierten, nicht nur einem weiteren von Gebildeten, sondern auch dem Volk, mithin der gesamten Nation lebendige und nachhaltige Eindrücke mitzuteilen? Offenbar zunächst durch künstlerische Qualität. Nur was von einer gewissen technischen Qualität ist, es braucht nicht immer die höchste zu sein, vermag sich dauernd zu behaupten. Aber wie aus der oben gestellten ersten Frage bereits hervorgeht und ich schon unlängst in meinem Kleist-Aufsatz angedeutet habe (Grenzboten 72. Jahrg. Nr. 42), genügt die Qualität allein nicht, damit ein Werk von der Nation dankbar entgegengenommen wird, es bedarf offenbar noch anderer Eigenschaften.

Zunächst der Einfachheit. Das Komplizierte ist stets das Produkt eines relativ engen, in sich geschlossenen Kreises, der mit den ihm gegebenen Möglichkeiten zu spielen beginnt; außerhalb dieses Kreises überzeugt es nicht mit jener unmittelbar schlagenden und doch nachhaltigen Wirkung, die die Hauptbedingung

eines dauernden Erfolges ist. Alles, was wir übereinstimmend „große Kunst“ nennen (und was lange nicht alles große künstlerische Können umfaßt), ist aufgebaut auf den allereinfachsten menschlichen Geschehnissen, Konflikten und Leidenschaften. Aber diese Einfachheit allein genügt nicht. Es gibt eine gewisse raffinierte Einfachheit, die alles andere, als volkstümlich ist. Um wirklich nachhaltig zu wirken, muß die Kunst alles Fremdartige, jede Überraschung vermeiden, sie muß vielmehr aussprechen, was dumpf in jeder Brust liegt, nur dann überzeugt sie. Dieses Aussprechen des Naheliegenden ist aber nur möglich, wo die Kunst sich auf ein Fundament stützen kann, das allen erreichbar und wertvoll ist. Ohne dieses Fundament kann auch die beste Kunst, so sehr auch einige Hochgebildete sie preisen mögen, nimmermehr ein allgemeines Echo wecken; wenn sie nicht allgemein interessiert, so kann sie nie populär werden.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, die Art dieses Fundamentes näher zu bestimmen. Es besteht aus einem Schatze von allgemein gekannten und beliebten Geschichten, Motiven, Anschauungen und Empfindungen. Die Quellen dieser Geschichten und Anschauungen sind Religion und Kultus (religiöse Mythen), gemeinsame Beobachtungen (Naturſagen, Tiermärchen, gewisse typische Erzählungen mit typischen Personen, wie dem dummen Hans, der dann doch klüger ist als seine Brüder usw.), gemeinsame Wünsche (Märchen, z. B. von Wunderdingen, von der armen Bauerstochter, die den Prinzen heiratet), große politische Ereignisse (Heldensagen), gleiche Beschäftigung (Schiffer-, Kaufmanns-, Jägererzählungen). Und nur wo die Kunst auf diesem Fundament fußt, kann sie populär werden. Man prüfe gute „verkannte“ oder nicht genug gewürdigte Werke daraufhin, und die Richtigkeit dieser Schlußfolge wird einleuchten.

Damit wäre unsere Frage beantwortet. Sie mag uns aber zugleich Anlaß geben zu einer kurzen Untersuchung, wie es denn bei uns um dieses Fundament steht. In Betracht kommen dafür, roh aufgezählt: Bibel, Sage, Volksbuch und Märchen.

Die Bibel ist bei uns ja lange ein Volksbuch gewesen, und zwar das Alte Testament mit seinen köstlichen einfachen Geschichten mindestens im gleichen Maße wie das neue. Man bedenke nur, wie klein Rembrandts Werk werden würde ohne die Voraussetzung dieses volkstümlichen Fundamentes. Noch im achtzehnten Jahrhundert war die Bibel Gemeingut des Volkes, der Erfolg von Klopstocks „Messias“ ist ohne dieses gar nicht zu erklären, noch Goethe verdankt ihr köstliches Sprachgut. Heute ist es damit vorbei. Trotz Religions- und Konfirmandenunterrichts stoßen wir in fast allen Kreisen der Gebildeten wie des Volkes auf eine so erschreckende Unkenntnis der Bibelgeschichten, daß die Frage ernsthaft zu erwägen bleibt, ob nicht mindestens das Alte Testament einer modernen volksbuchartigen Erneuerung bedürfe. Eine solche Erneuerung, mit der sich der Verfasser seit langem trägt, müßte alles Fremdartige vermeiden, allen Ballast fallen lassen, hier und da ohne Scheu modernisieren, aber vor allem anschaulich, ohne „Psychologie“ oder falsche Empfindsamkeit erzählen und

im Stil etwa an unsere besten Volksbücher anknüpfen. Nur dann könnte die Bibel wieder lebendig werden, d. h. nicht nur oberflächlich „gekannt", sondern in die lebendige Phantasie des Volkes wieder eingehen. Bis dahin aber scheidet diese Quelle aus.

Auch mit den Volksbüchern werden wir einstweilen kein rechtes Glück haben. Die modernen Publikationen leiden alle unter recht bedenklichen Mängeln.

Am besten sind immer noch die allerdings etwas romantisch gefärbten und daher im einzelnen veralteten, in den Reden hier und da etwas langatmigen Marbachschen Volksbücher. Im ganzen werden wir abwarten müssen, wie weit sich die Jugend der prächtigen alten Geschichten bemächtigt. Auch auf den sehr ergibigen Schatz katholischer Legenden sei nachdrücklich hingewiesen.

Zu erwägen bliebe im Anschluß daran noch die Geschichte. Den Engländern ist in Shakespeare ein großer Teil ihrer mittelalterlichen Geschichte lebendig erhalten geblieben, die Franzosen haben einen großen Stoffkreis, der sich um Richelieu und Ludwig den Vierzehnten gruppiert. Uns Deutschen fehlt es auch daran, weil wir keine alte eigentlich nationale Geschichte haben, weil unsere glänzendsten Kaisergestalten ins Kosmopolitische strebten. Deshalb ist selbst die Hohenstaufengeschichte trotz Grabbe und Raupach kein nationales Gut geworden.

Auf die Rolle, die das Märchen bei einer Verjüngung unserer Literatur spielen könnte, denke ich in kurzem zurückzukommen. Es setzt, soll es lebendig bleiben, stetige intime Berührung mit der Natur und offenen Blick für das Leben voraus. Beides geht weiten Schichten des Volkes ab und deshalb scheidet auch das Märchen einstweilen für unsere Betrachtungen aus.

Was uns allein noch gewiß ist, ist die Sage. Aber auch sie scheint immer mehr zu verblassen. Wer je in den Oberklassen unserer höheren oder niederen Schulen unterrichtet oder ein Proseminar für Kunsthistoriker oder Archäologen geleitet hat, ist immer wieder erschreckt über die krasse Unwissenheit der Schüler auf diesem Gebiet. Sie kennen weder den Argonautenzug, noch Amor und Psyche, weder Wieland den Schmied noch Thors Besuch bei Utgarda-Loki. Odyssee und Nibelungenlied haben sie „wieder vergessen". Vom Kampf der Sieben gegen Theben, oder Gudrun lebt nichts und jede Anspielung eines Klassikers, die nicht gerade Amor betrifft, bedarf immer von neuem ausführlicher Erläuterung. Woher mag das kommen?

Aller praktischen Pädagogik Grundlehre ist Einheit des Stoffes und Stereotypie beim Einprägen. Kein guter Pädagoge gibt dem Lernenden für ein Phänomen zwei Erklärungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, spricht eine Regel in doppelter Fassung vor: wir aber nähren die Phantasie unserer Schüler mit grundverschiedenen Stoffen, mit Stoffen, die sich gegenseitig aufheben, ausschließen, unwirksam machen. Bald erzählen wir von Zeus dem Olympier, bald setzen wir den gewitternden Odin an seine Stelle. Bald heißt der Lichtgott Apoll, bald wieder Baldur. Jetzt heißt das Heldenideal, für das Begeisterung

erweckt werden soll, Odysseus oder Achill, jetzt Siegfried oder Dietrich von Bern und so in bunter Abwechslung, je nach dem vorgeschriebenen Lehrstoff von antiker Sage zu Nibelungenlied, von Homer zur Edda, von Goethe und Grillparzer zu Hebbel und Wagner. Alles, was wir damit erreichen, ist lediglich, daß wir das, was die Phantasie als ein Lebendiges erfüllen soll, in totbleibenden Lernstoff verwandeln. Der Schüler hat nicht Zeit, sich in eine Phantasiewelt einzuleben. Wir zerstören die Bildkraft der Sagen, wenn die Phantasie nie auf ein bestimmtes Bild allein gelenkt wird, sondern immer ein anderes im Wesen grundverschiedenes und doch wieder ähnliches, zu verstandesmäßigen Vergleichen herausforderndes neben dem zuerst aufgenommenen hat. Die Sagen können keine Phantasiewelt mehr sein, sondern nur ein Museum mit Aufschriften und Erläuterungen zum gelegentlichen Betrachten.

Da hilft nur eins: durch Opfern erhalten. Wir müssen uns auf einen Sagenkreis beschränken. Entweder wir räumen mit der antiken oder mit der altgermanischen Sage auf, ganz einerlei mit welcher, aber beides nebeneinander geht nicht länger.

Ich bin mir natürlich voll bewußt, daß diese Forderung zunächst ungeheuer paradox erscheinen muß. Doch glaube ich ihre Notwendigkeit klargelegt zu haben. Eine Wahl muß getroffen werden, denn eine Verschmelzung so heterogener Dinge ist unmöglich.

Diese Wahl wird uns allerdings, das verhehle ich mir keinen Augenblick, schwer genug fallen. Und wenn ich es trotzdem wage, mich hier für eines zu entscheiden, so ist das keineswegs verbindlich gemeint, sondern soll lediglich durch die Äußerung einer rein persönlichen Ansicht die Diskussion anregen. Ich schicke voraus, daß ich in der Jugend kein Griechisch getrieben habe und von Haus aus Germanist bin. Der Verdacht der Voreingenommenheit wird also wegfallen müssen, wenn ich mich für Beibehaltung der antiken Sagenwelt entscheide. Es sprechen dafür gewichtige Gründe. Erstens ist ohne ihre Kenntnis ein Verständnis der bildenden Kunst nicht möglich. Zweitens bildet sie die Grundlage für unsere Klassiker (Schillers Gedichte, Goethe, Grillparzer). Drittens wird wahrscheinlich niemand auf Homer und die antiken Tragiker verzichten wollen. Welche Schätze außerdem noch aus der Antike lebendig gemacht werden können, das zeigt u. a. der gut eingeleitete und ausgewählte vortrefflich ausgestattete Band „Griechische Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum“ (Jena, Diederichs. 1913). Endlich ein vielleicht nur im Persönlichen liegender Grund: die höhere und lebendigere Bildkraft der Antike. Natürlich stehen aber diesen Gründen andere, die für Beibehaltung der germanischen Sage sprechen, entgegen. Als erster der, daß es sich hier um nationales Gut handelt. Dem ist jedoch zunächst entgegenzuhalten, daß das, auf dem unsere Klassiker fußen, eben dadurch nicht minder nationales Gut geworden ist. Vor allem aber ist dieses germanische, angeblich nationale Gut ursprünglich alles andere als Volksgut gewesen, sondern gelehrte Erneuerung. Es hat sehr lange gedauert, bis

sich Bodmers dickköpfige Begeisterung, Klopstocks Bardenschwärmerei durchsetzen konnten. Im ganzen achtzehnten Jahrhundert blieben sie ohne eigentliches Echo. Die Klassiker entschieden sich für die Antike, ohne Zweifel, weil sie ihre stärkere künstlerische Ergibigkeit erkannten. Erst unsere in der Romantik wurzelnde Germanistik hat uns in das verhängnisvolle Dilemma gestürzt und die germanische Sage in die Schule eingeführt. Hätte sie sich restlos durchsetzen können, wie sich die Humanistik zur Zeit der Renaissance durchgesetzt hat, es wäre alles gut geworden; das aber hat sie sogar zur Zeit ihrer Blüte nicht gekonnt, und wird es in nächster Zeit erst recht nicht können. Warum sollten wir nicht die Konsequenzen aus diesem Mißerfolg ziehen? Aber es bleibt uns noch die Dichtung. Für den Minnesang erwärmt sich, von ganz geringen Stücken abgesehen, außerhalb der Fachkreise eigentlich kein Mensch mehr, Wolframs Parsival, so großartig er ist, bietet doch auch wieder allzuviel Fremdartiges und wird heute bei uns, abgesehen wieder von den Germanisten, noch weniger gelesen als Dante; Gottfrieds Tristan scheidet für die Jugendbildung aus. Bleiben noch Nibelungenlied und Edda, die wiederum die Grundlage von Wagner und von Hebbels großartigster Dichtung bilden. Die Tage von Wagners Popularität dürften allerdings, sobald erst einmal die Begeisterung für die „freien" Ausgaben gestillt ist, gezählt sein. Populär sind bis zum heutigen Tage eigentlich nur Holländer, Tannhäuser und Lohengrin, allenfalls noch die Meistersinger. Vom Ringe höchstens, und auch nur durch die Musik, die Walküre, während der ganze Text zum Ring, abgesehen von allem anderen, schon viel zu willkürlich gestaltet ist, um jemals Volksgut werden zu können. Bleiben noch einige Eddalieder, das Nibelungenlied und Hebbels Nibelungen. Um die wäre es freilich schade. Aber ich sagte ja schon: ohne Opfer geht es nicht ab. Würden wir die Antike fallen lassen, würden wir noch weit, weit mehr opfern müssen. Vor allem gilt es, das Vorurteil zu bekämpfen, als ob die Antike etwas Fremdes wäre, nicht national werden könnte. Das kommt lediglich auf die Behandlung an. Auch Shakespeare betrachten wir ja als einen der unseren, obgleich er im Grunde doch alles andere als deutsch ist, und ähnlich geht es mit Rembrandt, der von allem, was Deutsche je gemacht haben, weitab steht. Legen wir also dergleichen Vorurteile ab und halten uns an das Lebendige, das lange Lebensdauer verspricht.

Wie dem aber auch sei, geschehen muß etwas. Wollen wir wieder zu einer großen populären Kunst kommen, in der sich alle Kräfte unseres Geistes spiegeln, so müssen wir ihr wieder ein festes Fundament schaffen, einen Nährboden, aus dem sie frisch und gesund zu aller Freude und lebendigen Anteilnahme erwachsen kann.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Presse und Weltpolitik

Von der Pariser Presse. Der bekannte französische Journalist Lazarus hat soeben in der Revue de Paris eine interessante Studie über die moderne französische Presse und speziell über die Pariser Journalistik veröffentlicht, die für uns Deutsche um so beachtenswerter ist, als die Presse in Frankreich noch mehr wie bei uns sich zu einem maßgebenden politischen und wirtschaftlichen Faktor entwickelt hat. Nach den Darlegungen, die der Verfasser in einem historischen Rückblick gibt, fällt der Geburtstag der modernen Pariser Presse auf den 1. Juli 1836. An diesem Tage brachte nämlich Emile de Girardin mit der „Presse" einen völlig neuen Zeitungstyp heraus. Bis dahin waren die französischen Zeitungen fast ausschließlich auf das Abonnement angewiesen. Die größten französischen Blätter waren 1836 Débats und Gazette de France, die beide eine Auflage von etwa 10 000 Exemplaren erzielten; als Insertionsorgane waren sie jedoch kaum von Bedeutung. Auch ihre Rentabilität war relativ gering. Was Girardin mit seiner „Presse" anstrebte, war kurz folgendes: „Da das Abonnement nicht mehr die Kosten der Redaktion, des Papiers, des Druckes und der Expedition deckt, so muß der Ausgleich durch Ausgestaltung des Inseratenteils geschaffen werden." Um dies zu erreichen, belebte Girardin den Textteil dadurch, daß er möglichst viel neuen Nachrichtenstoff und vorzügliche Unterhaltungsartikel brachte. Ihm lag in erster Linie daran, die Auflage zu vergrößern, und die vergrößerte Auflage sollte dann den Anreiz bieten für vermehrte Inseratenaufträge. Außerdem reduzierte er den Preis des Abonnements auf die Hälfte und gab gleichzeitig bekannt, daß er über alle Fragen frei und unabhängig berichten wolle. Er führte auch als erster französischer Zeitungsverleger die Feuilletonnovelle und die Wochenchronik ein. In die Bearbeitung dieser beiden letzteren Rubriken teilten sich Balzac und Madame de Girardin, während Berthoud die „Interviews" einführte und ausbaute, und Victor Hugo über soziale Fragen und Themata schrieb. Auf dieser Grundlage kam die „Presse" schnell voran und erreichte bald eine Auflage von 25 000. Jedoch erwuchs ihr in der Konkurrenzzeitung Siècle, die Girardins Ideen stahl, eine gefährliche Rivalin, und tatsächlich wuchs die Auflage der letzteren Zeitung schnell auf 36 000. Diese Ziffern erscheinen allerdings lächerlich gering gegenüber den $4^1/_2$ Millionen Exemplaren Auflage, die heute allein die vier größten Pariser Zeitungen zusammen erreichen. Soviel steht jedoch fest, daß die Erfolge dieser vier Pariser Zeitungen in erster Linie auf das von Girardin geschaffene System zurückzuführen sind, ein System, das eine Art kommerziellen Journalismus in der Form darstellt, daß er bestrebt ist, möglichst farblos zu sein und allen Wünschen gerecht zu werden. (Generalanzeigerprinzip in Deutschland.)

Es ist im Rahmen dieser Darlegungen natürlich nur möglich, die interessante Studie von Lazarus summarisch zu besprechen. Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches fielen in Frankreich die zahlreichen erschwerenden preßgesetzlichen Vorschriften fort, und die völlige Preßfreiheit gab der Entwicklung der Pariser Journalistik einen mächtigen Ansporn Dies zeigte sich unter anderem an dem Petit Journal, das 1863 als tendenzloses Nachrichtenblatt gegründet wurde. Sein Programm blieb trotzdem in erster Linie: viele kleine

Nachrichten, alle Interessen des Tages zu verfolgen und Diskussionen und Polemiken, sowie eine scharfe Parteischattierung möglichst zu meiden. Auf Petit Journal folgte Petit Parisien. Petit Journal und Petit Parisien haben bis 1900 mit Auflagen von je über einer halben Million den Markt beherrscht. Sie boten dem Handwerker, dem Arbeiter und der bäuerlichen Bevölkerung, was sie haben wollten. Der Ermordung einer Milchfrau wurde als Sensationsnachricht fast ein höherer Wert beigelegt als einer ausländischen Thronrede. Vor allem wurde der Verkauf und die Expedition dieser Blätter wunderbar organisiert. Auch heute gibt es kaum ein einziges Dorf in Frankreich, wo diese beiden Blätter nicht jeden Tag morgens für einen Sou zu haben sind. In dieser Beziehung dürften Petit Journal und Petit Parisien auch noch jetzt in Frankreich unerreicht dastehen.

Über den sonstigen Konkurrenzkampf in der Pariser Presse, namentlich seit den 1880er Jahren bis zur Gegenwart sei bemerkt, daß 1883 das Echo de Paris als 2-Sou-Blatt die Zeitung Gil Blas als literarisches Blatt ausgestochen hat. Gil Blas wurde dann 1892 wieder durch das Journal als 1-Sou-Blatt überholt. Das Vorgehen von Gil Blas zwang wiederum das Echo de Paris, seinen Preis herabzusetzen und sich zu einem großen Nachrichtenorgan zu entwickeln, das heute den Ruf bester Zuverlässigkeit für heimische und ausländische, besonders politische Nachrichten genießt.

Temps und Figaro müssen heute in eine ganz andere Kategorie von Organen eingeordnet werden als das Echo de Paris usw., denn sie haben bis heute ihre alten Preise beibehalten und es verstanden, ihre alten Leser trotz aller Veränderungen im Pariser Zeitungswesen zu fesseln. Im Gegensatz zu der weit verbreiteten irrtümlichen Auffassung, daß die Auflagehöhe allein für den Erfolg im Inseratgeschäft entscheidend ist, haben Temps und Figaro trotz ihrer beschränkten Zahl von Abnehmern den Ruf, daß sie eifrig als Insertionsorgane benutzt werden und daher auch ihre Preise für die Inserate selbst bestimmen können. — Der Matin, der 1881 im Auftrage einer amerikanischen Finanzgruppe von dem am 10. März 1914 verstorbenen Albert Edwards gegründet wurde und der bis zum Jahre 1898 eigentlich nur vegetiert hat, wurde in diesem Jahre von M. de Poidatz aufgekauft. Poidatz war ein Anhänger des unpersönlichen Journalismus. Einen geschäftlichen Hauptschlag tat er, als er mit der Londoner „Times" einen Vertrag abschloß, wonach er gegen Zahlung von etwa 120 000 Mark jährlich die Londoner Nachrichten täglich durch Spezialdrahtmeldungen erhielt. Gleichzeitig ermäßigte er den Preis des Matin auf 1 Sou, erweiterte den Umfang auf sechs Seiten und bot auch sonst alles auf, um geschäftlich voranzukommen. Bis 1898 hatte nur das 3-Sou-Blatt Figaro sechs Seiten Umfang, jedoch folgten, als der Matin seinen Textteil vergrößerte, auch sofort die übrigen führenden Pariser Blätter.

Der leitende, geschäftliche Gesichtspunkt beim Matin, und dies kann für den modernen französischen Journalismus überhaupt gesagt werden, ist: „Der Wert einer Zeitung hängt in erster Linie ab von Nachrichten, Nachrichten und nochmals Nachrichten." Das Geld, das hierfür ausgegeben wird, kommt auf alle Fälle wieder herein. Der Reporter ist der wichtigste Mann in der Zeitungsredaktion. Er muß rührig, unermüdlich und findig sein. Wenn er einen Stil hat und schreiben kann, so ist das um so besser. Der Matin ist nach dem Aufkauf durch Poidatz bald auf acht Seiten Text gewachsen, und oft kommt er sogar mit zwölf Seiten heraus. Er bietet also heute zwei- bis dreimal soviel Text und Papier als früher, ohne daß er den Preis heraufgesetzt hat. Über das Wachstum der Auflage des bekanntermaßen äußerst deutschfeindlichen Matin weiß Lazarus zu berichten, daß er 1889 eine Auflage von 78 000 hatte. Im Jahre 1911 stieg die Auflage auf 816300 und im Jahre 1913 überschritt sie bereits eine Million. Petit Parisien, Journal, Matin und Petit Journal zusammen haben eine Auflage von $4^1/_2$ Millionen. Die beiden ersten haben allein 3 Millionen Auflage zusammen, wobei die größere Hälfte auf Petit Parisien entfällt.

Gegenwärtig erscheinen in Paris sechsundsechzig politische Tageszeitungen, wobei das Journal officiel nicht eingerechnet ist. Ferne

müssen fünfundzwanzig Zeitungen, die nur ein Scheindasein führen, ausgeschaltet werden. Von den sämtlichen großen Pariser Morgenblättern können höchstens sechs als geschäftlich blühend bezeichnet werden. Die Bilanz des Matin zeigte 1912 an Einnahmen 16250000 Franken, an Ausgaben 13750000 Franken, so daß ein Reingewinn von 2,5 Millionen Franken erzielt wurde. Der Reingewinn des Petit Parisien erreichte sogar die Höhe von 3 342 000 Franken. Die Zahl der Redakteure und ständigen Mitarbeiter belief sich beim Matin auf rund 150, beim Petit Parisien auf 75. Hierbei sind jedoch die Provinz- und Auslandskorrespondenten nicht mitgerechnet. Im allgemeinen leidet die Rentabilität der Pariser Presse stark unter dem Fehlen des festen Abonnements, wodurch sie auf die Bahnen der Sensation gedrängt wird. (Vgl. hierzu auch die letzte Sensationshetze gegen Caillaux.) Was sodann den Nachrichtendienst anlangt, so stehen eigentlich nur der Matin, der Petit Parisien und Petit Journal*) ziemlich unabhängig da. Als sicherstes und bestinformiertes Blatt gilt der Temps, der den meisten Organen von Paris neben der Agence Havas als Informationsquelle dient. Außerdem existiert noch in Paris eine Anzahl kleinerer Depeschenbureaus, wie z. B. Fournier, Information, Presse Nouvelle usw. — In welcher Weise die Agence Havas das Inseratgeschäft mit dem Nachrichtengeschäft kombiniert hat, wurde bereits in den Grenzboten an dieser Stelle dargelegt. Es möge hier zur Ergänzung hinzugefügt werden, daß der Matin etwa 5 Millionen Franken für die Überlassung des Inseratenteils als jährliche Pauschalsumme von der Société Générale des Annonces bekommt. Der Figaro, dessen Auflage 1912 etwa 100 000 betrug, erhielt 2½ Millionen Franken. Daß die versteckte Reklame in der Pariser Presse eine wichtige Rolle spielt, konnte man besonders deutlich vor und während des letzten Balkankrieges beobachten. Es ist ein offenes Geheimnis, daß alle großen Pariser Blätter für eine beschlossene Auslandsanleihe auch im redaktionellen Teile Stimmung machen und hierfür besonders honoriert werden. — Auf das Paris-Londoner Zeitungskartellverhältnis zwischen Matin und Times wurde bereits hingewiesen. In ähnlicher Weise tauscht das nicht minder chauvinistische Echo de Paris mit dem Daily Telegraph wichtige Nachrichten, sowie wirtschaftlich und politisch wichtige Artikel auf drahtlichem Wege aus. — Schließlich sei noch hervorgehoben, daß man für die Gründung eines großen Pariser Tageblattes modernsten Stiles etwa sechs Millionen Franken als notwendig erachtet, wobei man erst nach zwei bis drei Jahren auf eine Rentabilität rechnet.

Dr. N. Hansen

*) Der Direktor des Petit Journal ist seit kurzer Zeit der ehemalige Minister des Äußeren, Pichon. Pichon ist damit zu seinem ursprünglichen Fach, der Journalistik, zurückgekehrt; in jungen Jahren war er Mitarbeiter von Clémenceaus „Justice“ und wandte sich erst später der diplomatischen Laufbahn zu.

Reichsspiegel

(Vom 23. bis 29. März)

Nachwahlen

Etwas ist mir in unserem innerpolitischen Leben immer unverständlich geblieben und wird es mir auch wohl bleiben: die einem jeden politischen Kampfe folgenden, weit ausgesponnenen Zeitungspolemiken auch zwischen solchen Parteien, die aus dem Zwange der Verhältnisse heraus aufeinander angewiesen sind und die daher vermeiden sollten, das sie Trennende unnötig zu betonen.

Es werden Gelegenheiten zur Anbahnung vertrauensvoller Beziehungen, wie die Behandlungsweise der angefochtenen Mandate im Reichstage und die Nachwahlen sie bieten, nicht nur verpaßt, sondern dazu benutzt, die Gegensätze zu verschärfen. Besonders unsere konservative Presse kann sich gar nicht daran gewöhnen, ältere Kämpfe zu vergessen und nach geschlagener Schlacht die Toten ruhen zu lassen. Den Sieg des Sozialdemokraten bei der Nachwahl in Borna-Pegau haben die Freisinnigen und die Sozialdemokraten erwirkt; der Nationalliberalen bedurfte es zu diesem Ergebnis gar nicht. Es erscheint mir daher zwecklos und unangebracht, die nationalliberalen Wähler wegen ihrer Stimmabgabe zu verdächtigen. Angesichts der feindseligen Haltung der Konservativen stellen sich die Nationalliberalen wiederum auf den Standpunkt der Machtfrage, wie es aus Anlaß der Kassierung der Wahl des Konservativen Hoesch geschehen ist. So ergibt es sich, daß diese Korrekturen der Hauptwahl nicht unter große einigende Gesichtspunkte gestellt werden, sondern unter den Einfluß des zersplitternden Parteigeistes; und daß trotzdem zweifellos die wichtigste und weittragendste Aufgabe, die dem Reichstag augenblicklich bevorsteht, in der politischen Vorbereitung der neuen Handelsvertragskämpfe liegt, was für die bürgerlichen Parteien soviel bedeutet, wie die Sicherstellung einer Schutzzollmehrheit im Reichstage. Also die Sammlung der auf dem Boden des Schutzes der gewerblichen Arbeit stehenden Parteien ist die gemeinsame natürliche Aufgabe der Konservativen, der Nationalliberalen und des Zentrums. Die Aufgabe ist so klar,

daß sie sich mit Sonderbestrebungen, wie etwa mit der Zulassung der Jesuiten oder Erweiterung der Rechte des Reichstages, kaum verquicken läßt. Die Aufgabe ist aber um so wichtiger und muß um so einseitiger gefaßt werden, je unsicherer die Mehrheitsbildung in der Zollfrage ist und je mehr es darauf ankommt, die unsicheren Kantonisten für sich zu gewinnen und sie festzuhalten; denn die Gefahr für die Rechte ist gar nicht gering. Gegenwärtig setzen sich nach einer, wie mich dünkt, richtigen Berechnung der Frankfurter Zeitung die beiden Parteigruppen des Reichstages folgendermaßen zusammen:

Rechte und Zentrum:		Linke:	
Konservative	44 Abg.	Nationalliberale	45 Abg.
Reichspartei	12 „	Volkspartei	44 „
Wirtschaftliche Vereinigung und Reformpartei	10 „	Sozialdemokraten	111 „
Zentrum	91 „	Wilde	1 „
Polen	18 „		
Elsässer	9 „		
Welfen	5 „		
Wilde	7 „		
	196 Abg.		201 Abg.

Hierbei sind die Abgeordneten Becker (Hessen), Freiherr von Heyl, Hestermann, Graf Oppersdorf, Graf Posadowsky sowie zwei bayerische Bauernbündler der Rechten zugerechnet; von den Wilden ist lediglich der dänische Abgeordnete Hanssen zur Linken gestellt worden. Die Mehrheit der Linken beläuft sich danach also schon jetzt auf fünf, oder wenn man die kürzlich beschlossene Kassierung der Wahl des konservativen Abgeordneten Hoesch berücksichtigt, im Augenblick auf sechs Stimmen, wird allerdings um die fünf bis sechs Stimmen der Rechtsnationalliberalen zu vermindern sein, die unbedingt für den Zollschutz eintreten.

Um noch einmal auf den Ausfall der Wahl in Borna-Pegau zurückzukommen, möchte ich ihn nicht als ein gravierendes Zeichen für eine erneute Linksentwicklung auffassen. Daß der Freisinn sich zu den Gegnern des Herrn von Liebert schlagen mußte, wenn er auch nur ein Fünkchen Selbstachtung besaß, war zum mindesten klar nach Lieberts „Fremdstämmigen"rede im Reichstage. Der Kampf des Freisinns und der Sozialdemokratie war wohl ausschließlich gegen die Person des Kandidaten Exzellenz von Liebert gerichtet. Der Wahlkreis wäre darum gegen den Sozialdemokraten nur durch einen Kompromißkandidaten zu halten gewesen; das hätten sich diejenigen Konservativen, die die aussichtslose Kandidatur des Generals aufstellten, von vornherein sagen müssen.

Über das Ausscheiden des Generalleutnants von Liebert aus dem Reichstage erhebt die linksliberale und demokratische Presse, wie nicht anders zu erwarten war, ein lautes Triumphgeschrei und sucht den politischen Gegner noch durch Gehässigkeiten aller Arten herabzusetzen. Wir haben oft genug Gelegenheit

genommen, an dem Auftreten des Herrn von Liebert Kritik zu üben. Wir haben sein überscharfes Draufgängertum den sozialistischen Organisationen gegenüber stets mit Kopfschütteln betrachtet, seine durchaus undiplomatischen antisemitischen Ausfälle sind uns unverständlich geblieben. Wenn aber heute Generalleutnant von Liebert das Parlament verläßt und wohl schwerlich in dasselbe zurückkehren wird, müssen wir doch bedauern, daß diese markante Persönlichkeit aus den Reihen der Parlamentarier scheiden soll. Es scheidet mit ihm ein ungemein vielseitiger Politiker, der Gelegenheit gehabt hat, sich in der auswärtigen Politik, in der Kolonialpolitik und auch in Fragen der inneren Politik ein tiefbegründetes Urteil zu bilden, eine Persönlichkeit, die, herausgewachsen aus dem gesunden Boden der siegreichen preußischen Armee von 1866 und 1870, ihre Anschauungen mit solcher Klarheit, ja uns ungewohnter herzerfrischender Klarheit vertreten hat, daß es oftmals eine Freude war, dem Manne zu lauschen, auch wenn die Tendenz abstieß. Wir befinden uns diesmal mit der „Post" in Übereinstimmung, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß Herr von Liebert mit seinem Ausscheiden aus dem Reichstage nicht aufhören möge, politisch zu wirken. Möchte er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen Gedanken in die Nation streuen, entkleidet der scharfen Form, mit der er sie im Kampfe der Parteien zutage förderte, und durchleuchtet von der Gelassenheit, die sich auf der Lebenshöhe jeder starken Persönlichkeit einzustellen pflegt, die ihr Leben hindurch nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht zu tun strebte. Herr von Liebert hat der Nation zweifellos noch manches zu sagen.

Die Besoldungsreform im Auswärtigen Amt

Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß wir im vergangenen Jahre, nachdem Herr von Jagow das Amt des Staatssekretärs des Auswärtigen angetreten hatte, einen Wunschzettel aufgerollt haben, der im wesentlichen das enthielt, was der Reichstag später beschlossen hat, nämlich, es möchten Maßnahmen getroffen werden, durch welche der Zugang zum diplomatischen Dienst den Befähigsten ohne Rücksicht auf ihre Vermögensverhältnisse ermöglicht werde. Weiter gaben wir einen Vorschlag des nationalliberalen Abgeordneten Freiherrn von Richthofen an, der auf dasselbe ausging. Diese Vorschläge fielen auf guten Boden, nicht nur beim Reichstage, der dem Herrn Reichskanzler so viele Mittel, als das Auswärtige Amt für den gedachten Zweck benötigen würde, zur Verfügung stellte, sondern auch beim Auswärtigen Amt selbst, wo sich schon seit Jahren Material für eine Besoldungsreform angehäuft hatte und wo seitens der Personalabteilung recht gründliche Vorarbeiten im Gange waren.

Das Ergebnis dieser Arbeiten und der in der Budgetkommission des Reichstages gepflogenen Aussprachen liegt uns nun in einer ganz hübsch abgerundeten Besoldungsreform beim Etat für das Auswärtige Amt auf das Rechnungsjahr 1914 vor. Dem Steuerzahler kostet die Reform rund 650000 Mark. Es läßt sich beim Durchsehen der Denkschrift erkennen, daß hier eine solide Arbeit geleistet

worden ist, die sich mit Einzelheiten nicht begnügt, die vielmehr darauf ausgeht, die im Reichstagsbeschluß liegende Forderung in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen.

Es darf nämlich nicht übersehen werden, daß sich die Gehälter und Bezüge unserer Außenbeamten heute noch nach Normen regulieren, die Anfang der 1870er Jahre auf Grund der Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und des preußischen Staates geschaffen worden waren. Allein die Tatsache, daß das Reich 1872 nur dreiundzwanzig gesandtschaftliche und vierundzwanzig berufskonsularische Vertretungen hatte, während es 1913 etatsmäßig vierzig diplomatische und hundertundsiebenundzwanzig berufskonsularische Behörden besitzt, zeigt zur Genüge, welch eine Entwicklung über das Auswärtige Amt hingegangen ist.

Ferner mußte die Tatsache berücksichtigt werden, daß nicht allein die Diplomaten genötigt sind, erhebliche Gelder aus ihrem Privatvermögen zuzusetzen, womit Herr von Richthofen rechnete, sondern daß auch die im Konsulatsdienst beschäftigten Beamten vielfach dazu gezwungen sind. Es ist Tatsache, daß eine ganze Reihe konsularischer Posten so gering bezahlt wird, daß der Inhaber solchen Postens ein vermögender Mann sein muß, um darauf verwendet werden zu können. Da nun aber Teuerung die ständige Begleiterin starker kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung ist, also die sogenannten teuren Posten auch meist zugleich wichtige Posten sind, bildete sich die Notwendigkeit heraus, auf diese wichtigsten Posten vor allen Dingen Herren mit einem großen Portemonnaie zu setzen und mancher sachliche Gesichtspunkt, der gern in den Vordergrund geschoben worden wäre, mußte zurücktreten, was wiederum nach außen hin den Eindruck erweckte, als wenn Herren bevorzugt würden, die es nicht recht verdienten.

Diesen Zustand hofft nun das Auswärtige Amt durch seine Vorlage im wesentlichen zu beseitigen. Die Besoldungsreform erstreckt sich auf das gesamte im auswärtigen Dienst stehende diplomatische und konsularische Personal, vom Botschafter herab bis zum letzten Kawassen. Eine Kritik an den einzelnen Posten läßt sich natürlich nur üben, wenn man genau die Verhältnisse am betreffenden Ort kennt. Ich muß mir daher versagen, die einzelnen Posten unter die Lupe zu nehmen. Wo ich mich zu Nachprüfungen berechtigt halte, glaube ich durchgehends feststellen zu müssen, daß das Auswärtige Amt angesichts der Gebelaune des Reichstages fast zu bescheiden ist. So will es mir scheinen, als wenn den in Rußland und in den Balkanstaaten, sowie in China amtierenden Beamten des auswärtigen Dienstes größere Einkommen zugebilligt werden könnten. Die Posten dort sind nicht nur von erheblicher wirtschaftspolitischer Bedeutung, sie legen ihren Inhabern auch größere Opfer und auf den Inlandsposten sogar Entbehrungen auf. Für die pensionsberechtigten Einkommen ist ja natürlich eine Grenze gegeben durch die Normalverhältnisse, die bei den Beamten der Inlandsbehörden herrschen. Es ist auch nicht nötig, daß die Auslandsbeamten gegenüber ihren inländischen Kollegen in den Pensionen bevorzugt werden. Etwas

anderes ist es aber mit den Ortszulagen. Wenn der Generalkonsul von St. Petersburg bei 12000 Mark pensionsberechtigtem Höchstgehalt 24000 Mark Ortszulage bekommt, so sind das zwar 36000 Mark Jahreseinkommen, aber nur etwa 15500 Rubel, und ein Rubel in Petersburg entspricht vielleicht dem Werte von einem Frank oder achtzig Pfennigen in Deutschland. Vergleicht man daneben die Einkommen der Direktoren, sagen wir der deutschen Elektrizitätsgesellschaften in Petersburg, so wird man finden, daß diese das doppelte und dreifache dieser Summe betragen. Sollte nicht hier der Reichstag von sich aus Schritte unternehmen können und für den Osten ganz allgemein eine Erhöhung der Ortszulagen vornehmen? Tut er das, so wird er auch junge Leute aus Handel und Industrie, die sich gegenwärtig vom Staatsdienst im Auslande zurückhalten, anziehen und uns eine Menge tüchtiger Kräfte aus den hervorragend bewährten Familien von Industrie und Handel zuführen. Was ich wegen des Gehalts des Generalkonsuls von Petersburg sagte, bezieht sich ebenso auf die ersten Botschaftssekretäre von Konstantinopel und Petersburg, wie auf die Generalkonsuln und Konsuln von Moskau, Shanghai, Wladiwostok und anderen Orten, die gewissermaßen Schmerzenskinder des Etats sind.

Die Behandlung der Regierungsvorlage im Haushaltungsausschuß des Reichstages entsprach nicht ganz der Haltung der Parteien im vorigen Jahr. Die Hergabe der benötigten Summen wurde vielmehr an Bedingungen geknüpft, die gar nichts mit dem Ziel der Besoldungsreform zu tun hatten, wie Schaffung einer Auslandshochschule und Verschärfung der Examina. So will man ein Konsulatsexamen einführen, das sich besonders auf volkswirtschaftliches Wissen erstrecken soll, so daß die Anwärter für den Konsulatsdienst fortan außer dem Referendar- und Assessorexamen noch ein drittes würden ablegen müssen, wenn nicht der Reichstag sich eines besseren besinnen sollte. Ich kann mir nicht denken, daß dies dritte Examen einen besonderen Anreiz zum Konsulatsdienst bilden wird, und gerade diejenigen Kreise aus Handel und Industrie, die man gern im auswärtigen Dienst sehen möchte, werden sich durch das dritte Examen noch mehr abgestoßen fühlen, als schon jetzt.

Meines Erachtens liegt in dem Vorschlage eines dritten Examens eine ungesunde Überschätzung des Wissens als solchem, während doch politische Charakterbildung in diesem Falle viel wichtiger ist. In der gleichen Richtung scheinen mir auch die Vorschläge oder Pläne der Errichtung einer Auslandshochschule als eines Instituts zu liegen, durch das der Nachwuchs für den diplomatischen und konsularischen Dienst besonders in Volks- und Weltwirtschaft herangebildet werden soll. Wem soll durch ein solches Institut genutzt werden? Das was der junge Diplomat und Konsul über das Ausland wissen muß, kann er schon heute fast auf allen Universitäten lernen; wünscht er sich in orientalischen Dingen zu vervollkommnen, so steht das Orientalische Seminar zur Verfügung; ferner ist das Kolonialinstitut in Hamburg vorhanden. Wenn etwas geschehen muß, so sollte man den Ausbau des

Orientalischen Seminars ins Auge fassen, durch Angliederung von Vorlesungen über internationales Recht, Verfassungen der Fremdstaaten, Finanzwissenschaft und Zollpolitik; eine starke Dosis politischer Geschichte des Auslandes hätte das Lehrprogramm zu vervollständigen. Damit aber wäre meines Erachtens alles Wünschenswerte erfüllt. Denn unsere Konsuln und Diplomaten sollen keine Gelehrten sein, die wissenschaftliche Probleme lösen, sondern praktische Politiker, die die bestehenden jeweiligen Verhältnisse zu Nutz und Frommen der Heimat zu biegen wissen. G. Cl.

Das russische Problem

Die Dinge in Rußland entwickeln sich langsam in der Richtung, die ich in meinem Aufsatz über den Ministerpräsidenten des Zarenreichs (Heft 8) angedeutet habe. Goremykin geht entschieden vor allen Dingen darauf aus, in der inneren Politik klare Verhältnisse zu schaffen und die Regierungsautorität in allen ihren Ausstrahlungen aufzurichten. Er wird wegen dieses Bestrebens vielfach bespöttelt, weil sein Ministerium so wenig homogen sei. Zieht man in Betracht, daß Herr Suchomlinow Kriegspolitik treibt, während er selbst durchaus Frieden wünscht, der notwendig ist, um die inneren Schwierigkeiten zu überwinden, so sieht es in der Tat mit seiner Autorität nicht erfreulich aus. Goremykin läßt sich dadurch nicht anfechten: in seiner ruhigen Art arbeitet er für die Zukunft, indem er zuverlässige Männer in diejenigen Stellungen bringt, wo starker Wille und gute Nerven am Platze sind. So ist auch der Sohn des so viel geschmähten Ministers Plehwe, der noch vor wenigen Jahren bescheidener Staatsanwalt in der Provinz war, dann dank seiner großen Arbeitskraft zum Protokollführer im Ministerkomitee befördert wurde, zum Gehilfen des Ministers des Inneren aufgerückt. Und wir werden wohl damit rechnen dürfen, daß dieser tüchtige, verhältnismäßig junge Mann in der inneren Entwicklung Rußlands noch eine Rolle spielen wird. Eine Schwierigkeit in der Entwicklung liegt in der Erkrankung des Ministers für Landwirtschaft, Kriwoschein, der neuerdings seinen Aufenthalt im Süden hat verlängern müssen. Wie ich höre, soll er aber ein gut organisiertes und exakt arbeitendes Ministerium in Petersburg zurückgelassen haben, so daß Goremykin wohl aus der Zahl der Beamten auch einen Nachfolger für den schwer leidenden Agrarreformer finden dürfte. Mit der Volksvertretung scheint sich die Regierung nicht viel Zwang auferlegen zu wollen. Jedenfalls deutet das letzte Reskript des Zaren darauf hin, daß man zwar bereit sein wird, mit der Duma zu arbeiten, daß man sich aber auch ohne die Duma durchhelfen könne. Wenn Goremykin in seinem hohen Alter eine solche Politik gutheißt, wird er wohl auch Männer im Auge haben, die jederzeit an seine Stelle springen können.

Im Auslande hat es Herr Graf Witte verstanden, die Aufmerksamkeit wieder ganz auf seine Person zu lenken. Von Berlin aus läßt es sich schwer entscheiden, was an den Schreibereien, besonders des „Nowoje Wremja“,

Realität, was Theaterdonner ist. Vieles wird man auf das Konto der persönlichen Eitelkeit des Grafen Sergej Julewitsch setzen dürfen, der ja zeitweilig zu den populärsten Staatsmännern der Welt gezählt hat und dem es sichtlich schwer wird, im Schatten des Reichsrates stille und unbeachtet zu leben. Schon sein Buch „Volkswirtschaftliche Vorträge" darf man als ein Zeichen dafür betrachten, daß der Herr Graf sich unter allen Umständen bemerkbar machen will. Sehr viel andere Bedeutung vermag ich auch den ihm zugeschriebenen Äußerungen über seine Bündnisvorschläge an Kaiser Wilhelm nicht beizumessen. Die Lage war weder im Jahre 1905 noch ist sie heute dazu angetan, solche Vorschläge ernsthaft zu erwägen. Man darf nicht übersehen, daß Witte 1905 bei seiner Rückkehr vom Friedensschluß von Portsmouth eines gewissen Scheins bedurfte, um seinen Einzug in Petersburg gehörig zu beleuchten. In jener für Rußland so schweren Zeit war unser Kaiser Wilhelm eine der populärsten Persönlichkeiten für die maßgebenden russischen Kreise. Deshalb mußte auch Witte den größten Wert darauf legen, damals von Kaiser Wilhelm empfangen und von ihm sichtbar ausgezeichnet zu werden. Ich irre mich deshalb kaum, wenn ich annehme, daß die Initiative zum Besuche beim Kaiser in Rominten jedenfalls nicht vom Deutschen Kaiser ausgegangen ist, daß es vielmehr sehr eindringlicher Wünsche von seiten des Grafen Witte bedurft hat, um die Besprechung zustande zu bringen. Fürst Bülow befand sich damals in Norderney. Im ganzen war jener Besuch lediglich als eine Höflichkeit zu bewerten, die unser Kaiser einem Minister des befreundeten Monarchen erwies, — nicht mehr! Die gegenwärtigen, dem Grafen Witte zugeschriebenen Äußerungen scheinen mir in erster Linie den Zweck zu verfolgen, seine Persönlichkeit beim Zaren wieder in ein gehöriges Licht zu setzen und sich die Wege zur Macht zu ebnen. Näheres läßt sich indessen von Berlin aus auch bei eingehendem Studium der russischen Presse nicht sagen; man müßte schon einmal in Petersburg selbst zusehen, was hinter den verschiedenen Äußerungen steckt.

G. Cleinow

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber George Cleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.
Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Uhland 3630, des Verlags: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 36/37.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

11Mar'53JW

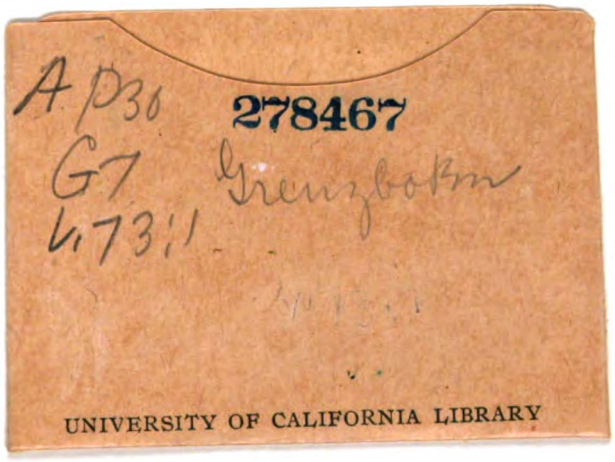
RECD LD

MAY 21 1953

LD 21A-50m-11,'62
(D3279s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455


A P30
G7
473:1
278467
Grenzboten
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY